Manstein Verlorene Siege

Bernard & Graefe Verlag

* * *

Das Buch des ehemaligen Generalfeldmarschalls Erich von Manstein mit dem „provokanten“ Titel erschien zum ersten Male im Jahre 1955 auf dem Buchmarkt und gehört zum als „Memoirenliteratur“ bespöttelten Genre, dem allgemein der Ruch anhaftet – oder angeheftet wurde – es gehe dem jeweiligen Autor stets und vor allem um die eigene Rechtfertigung wie auch „Reinwaschung“. Das mag nicht völlig abwegig sein. Und wenn erhärtete Belege für solche Tendenzen bereitliegen, bedeutet es einen Fortschritt der Erkenntnis und des Verstehens.

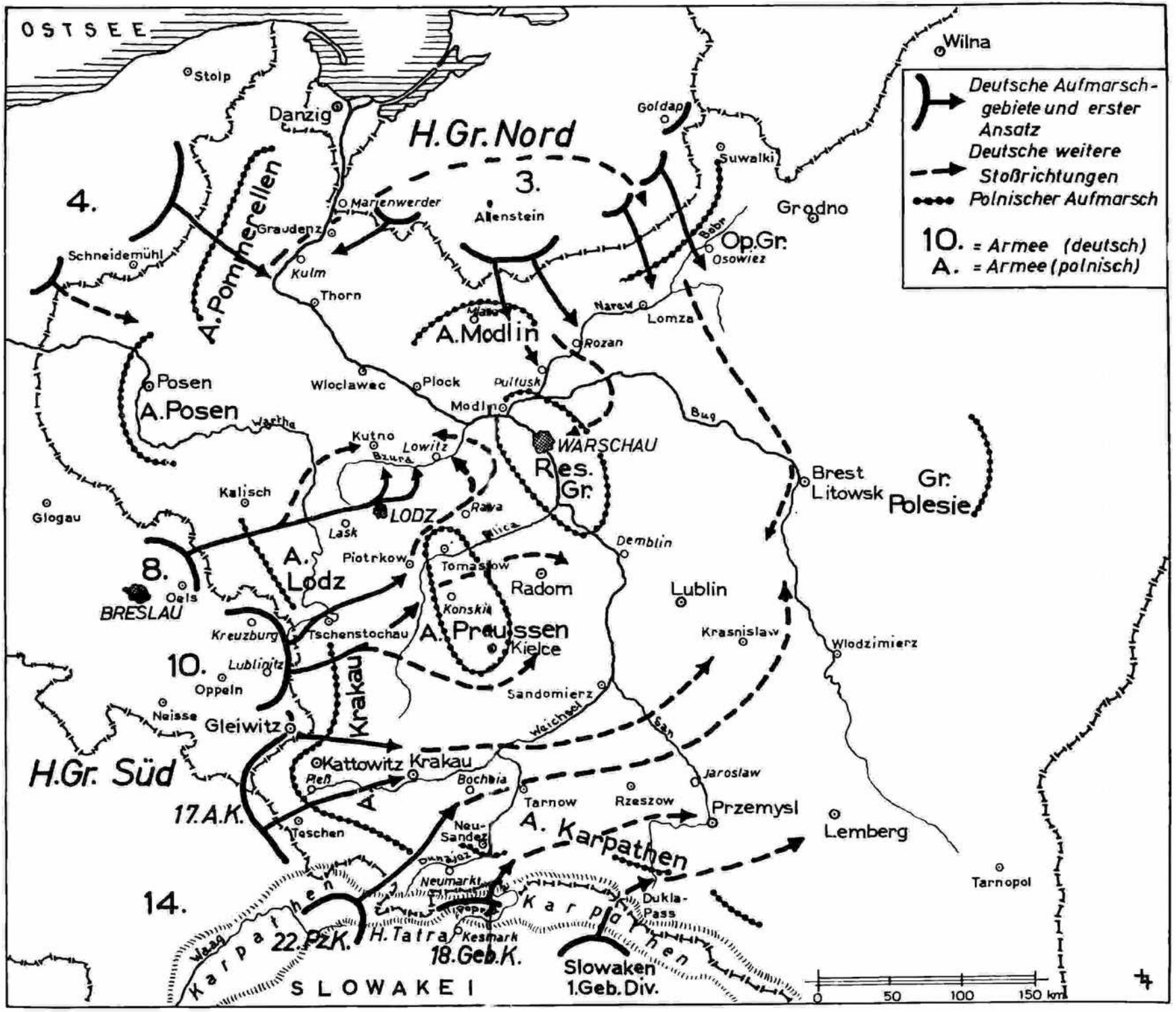
Wie dem im vorliegenden Fall auch sein möge : Mansteins Darstellung, auf der Grundlage seiner intensiven Kenntnis dessen, worüber er schreibt, dürfte für jeden an der Sache interessierten Leser zunächst eine solide Grundlage sein, der er bei individuellem Bedürfnis die kritischen Analysen der später Geborenen gegenüberstellen kann.

Dem über 600 Seiten starken Buch, in der Neuauflage des Verlages Bernhard & Graefe von 1983, wurden einige Kapitel entnommen, die einen Eindruck vermitteln können, worum es Manstein ging und wie er seine selbstgestellte Aufgabe verstand und anfaßte.

Die Fotos des Buches in den ausgewählten Kapiteln wurden an den entprechenden Stellen belassen, im Text erwähnte Dokumente ganz am Schluß angehängt, wo auch noch Mansteins militärischer Werdegang, das Kartenverzeichnis, das Abkürzungsverzeichnis nebst Erläuterungen sowie das Namenregister zur Verfügung stehen.

Einem Erwerb des Buches steht, bei geradezu massenhaftem Angebot der Antiquariate, nichts im Wege. Allerdings sind die Preise kaum als „zivil“ zu bezeichnen . . .

* * *



Der deutsche und polnische Aufmarsch — Die Durchführung der deutschen Offensive

Generalfeldmarschall Erich v. Manstein

Verlorene Siege

Bernard & Graefe Verlag Koblenz

Karten: Dipl.-Ing. Werner Materne, Lüneburg

Das vordere Vorsatz zeigt den deutschen und polnischen Aufmarsch sowie die Durchführung der deutschen Offensive. Das hintere Vorsatz beinhaltet die Karte des Winterfeldzuges 1942/43.

10. Auflage 1983 (61.–64. Tausend)
Umfang: 664 Seiten Text/Karten und 12 Bildseiten

© Bernard & Graefe Verlag Koblenz 1983
Alle Rechte vorbehalten
Druck und Bindung: Verlagsdruckerei E. Rieder, Schrobenhausen
Printed in Germany

ISBN 3-7637-5051-7

DEM ANDENKEN UNSERES
GEFALLENEN SOHNES GERO v. MANSTEIN
UND ALLER FÜR DEUTSCHLAND
GEFALLENEN KAMERADEN

VORWORT

Dieses Buch ist die Aufzeichnung eines *Soldaten*. Bewußt habe ich darauf verzichtet, politische Probleme oder nicht mit den militärischen Ereignissen in unmittelbarem Zusammenhange Stehendes zu erörtern. Man mag an das Wort des britischen Militärschriftstellers, Liddell Hart, denken:

„Die deutschen Generale dieses Krieges waren das mehr als irgendwo sonst gelungene Erzeugnis ihres Berufs. Sie hätten noch besser sein können, wenn sie einen weiteren Horizont und ein tieferes Verständnis gehabt hätten. *Aber wenn sie Philosophen geworden wären, hätten sie auch aufgehört, Soldaten zu sein.*"

Ich habe mich bemüht, Selbst-Erlebtes, Selbst-Gedachtes und Selbst-Beschlossenes nicht aus nachträglicher Schau, sondern so darzustellen, wie ich es zu jener Zeit gesehen habe. Nicht der forschende Historiker, sondern der handelnde Mensch kommt zu Wort. Wenn ich mich auch bemüht habe, die Ereignisse, die Menschen und ihre Entschlüsse objektiv zu sehen, so wird doch das Urteil eines Mit-Handelnden immer subjektiv bleiben. Trotzdem hoffe ich, daß meine Niederschrift auch für den Historiker nicht ohne Wert sein wird. Auch er wird die Wahrheit aus Akten und Dokumenten allein nicht erkennen können. Das Wesentliche, nämlich wie die handelnden Persönlichkeiten gedacht und geurteilt haben, steht selten, und sicher nicht vollständig, in Akten oder in Kriegstagebüchern.

Bei der Darstellung des Entstehens des Planes für die deutsche Westoffensive 1940 bin ich von der Richtschnur des Generaloberst v. Seeckt abgewichen: „Generalstabsoffiziere haben keinen Namen." Ich habe geglaubt, dies tun zu dürfen, nachdem diese Frage — ohne mein Zutun —

bereits seit langem erörtert worden ist. Es sind mein damaliger Oberbefehlshaber, Generalfeldmarschall v. Rundstedt, selbst und unser I a, General Blumentritt, gewesen, die über die Geschichte dieses Planes Liddell Hart berichtet haben. (Ich selbst habe Liddell Hart leider nicht kennengelernt.)

Wenn ich in die Schilderung der militärischen Probleme und Ereignisse auch Persönliches eingeflochten habe, so deshalb, weil das Menschliche auch im Kriege seinen Platz hat. Daß solche persönlichen Erinnerungen in den letzten Teilen dieses Buches fehlen, hat seinen Grund darin, daß in jener Zeitspanne die Sorge und die Last der Verantwortung alles überschattet haben.

Meine Tätigkeit im Zweiten Weltkriege hat es mit sich gebracht, daß die Ereignisse im wesentlichen vom Standpunkt der höheren Führung aus behandelt werden. Allein ich hoffe, daß diese Schilderung überall erkennen lassen wird, daß das *Entscheidende* die Hingabe, die Tapferkeit, die Treue, die Pflichterfüllung des deutschen *Soldaten* und die Verantwortungsfreudigkeit wie das Können der *Führer* aller Grade gewesen ist. Sie waren es, durch die unsere Siege errungen worden sind. Sie allein ermöglichten es, der erdrückenden Überlegenheit unserer Gegner die Stirne zu bieten.

Zugleich möchte ich mit diesem Buche meinen Dank abstatten: meinem Oberbefehlshaber im ersten Stadium des Krieges, Generalfeldmarschall v. Rundstedt, für sein mir stets bewiesenes Vertrauen,

den Führern und Soldaten aller Dienstgrade, die unter meinem Befehl gestanden haben,

meinen Gehilfen, insbesondere meinen Generalstabschefs und Generalstabsoffizieren, die mir Stütze und Berater gewesen sind.

Abschließend habe ich aber auch denen zu danken, die mir bei der Abfassung dieser Erinnerungen behilflich gewesen sind: meinem ehemaligen Generalstabschef, General Busse, und unseren Generalstabsoffizieren v. Blumröder, Eismann und Annus, ferner Herrn Gerhard Günther, dessen Rat den Anstoß zur Niederschrift meiner Erinnerungen gegeben, Herrn Fred Hildenbrandt, der mir bei ihrer Abfassung wertvolle Hilfe geleistet, und Herrn Dipl.-Ing. Materne, der die Skizzen mit großem Verständnis bearbeitet hat.

INHALT

I.

Der Feldzug in Polen

1. Vor dem Sturm 11
2. Die operative Lage 24
3. Die Operationen der Heeresgruppe Süd . . . 35

II.

Der Westfeldzug 1940 (Seite 61)

4. Die Entmachtung des OKH 67
5. Der Kampf um den Operationsplan 91
6. Kommandierender General des 38. Armee-Korps 125
7. Zwischen zwei Feldzügen 147

III.

Im Kampf gegen die Sowjet-Union

8. „Ein Panzer-Raid" 172
9. Der Krim-Feldzug 206
10. Leningrad—Witebsk 290
11. Hitler in der Ausübung des militärischen Oberbefehls 303
12. Die Tragödie von Stalingrad 319
13. Der Winterfeldzug 1942/43 in Südrußland . . 397
14. „Zitadelle" 473
15. Der Abwehrkampf 1943/44 507

Anlagen (Dokumente) 620
Militärischer Werdegang in Stichworten 658
Kartenverzeichnis 660
Abkürzungsverzeichnis, Erläuterungen 661
Namenregister 662

I.

DER FELDZUG IN POLEN

1. Kapitel

VOR DEM STURM

Fern der Zentrale. Hitler ordnet die Bearbeitung eines Angriffs-Aufmarsches gegen Polen an. Der Arbeitsstab der H.Gr. Süd, Generaloberst v. Rundstedt. Der Generalstab und die polnische Frage. Polen als Puffer zwischen dem Reich und der Sowjetunion. Krieg oder Bluff? Hitlers Ansprache an die militärischen Führer auf dem Obersalzberg. Der Pakt mit der Sowjetunion. Trotz Hitlers „unwiderruflichem" Entschluß bleiben Zweifel, ob er es zum Kriege kommen lassen wird. Der erste Angriffsbefehl wird widerrufen! Zweifel bis zuletzt. Die Würfel fallen!

Die Entwicklung der politischen Lage nach dem Anschluß Deutsch-Österreichs an das Reich erlebte ich fern der militärischen Zentrale.

Anfangs Februar 1938 hatte meine Generalstabs-Laufbahn, die mich bis an die zweite Stelle im Generalstab auf den Posten des Oberquartiermeisters I, des Vertreters des Generalstabschefs, geführt hatte, ein jähes Ende genommen. Als Generaloberst Frhr. v. Fritsch durch eine diabolische Intrige der Partei als Oberbefehlshaber des Heeres beseitigt wurde, war zugleich eine Reihe seiner engsten Mitarbeiter, darunter auch ich, aus dem Oberkommando des Heeres entfernt worden. Als nunmehriger Kommandeur der 18. Division in Liegnitz war ich naturgemäß nicht weiter mit Fragen befaßt worden, die in die Zuständigkeit der militärischen Zentrale gehörten.

Seit Anfang April 1938 hatte ich mich vielmehr allein meiner Aufgabe als Divisionskommandeur widmen können. Einer Aufgabe, die gerade in jenen Jahren besonders befriedigend war, aber auch die volle Arbeits-

kraft beanspruchte. War doch die Vermehrung des Heeres noch keineswegs abgeschlossen. Fortlaufende Neuaufstellungen erforderten vielmehr immer erneute Umbildungen auch der bereits bestehenden Truppenteile. Das Tempo der Aufrüstung, die mit ihm verbundene Aufblähung namentlich des Offizier- und Unteroffizierkorps stellte an die Führer aller Grade höchste Anforderungen, wenn das Ziel, innerlich gefestigte und auf hoher Ausbildungsstufe stehende und damit die Sicherheit des Reiches gewährleistende Truppen zu schaffen, erreicht werden sollte. Um so befriedigender war aber auch der Erfolg dieser Arbeit. Insbesondere für mich, der ich nach jahrelanger Tätigkeit in Berlin nun wieder die Freude hatte, in unmittelbarer Verbindung mit der Truppe zu stehen. Mit großer Dankbarkeit gedenke ich daher jener letzten einundeinhalb Friedensjahre und insbesondere der Schlesier, aus denen sich fast durchweg die 18. Division zusammensetzte. Schlesien hat von jeher gute Soldaten hervorgebracht und so war die militärische Erziehung und Ausbildung der neuen Truppenteile eine dankbare Aufgabe.

Das kurze Zwischenspiel des „Blumenkrieges", d. h. der Besetzung des an das Reich gefallenen Sudetenlandes, hatte mich zwar in der Stellung des Generalstabschefs der von Generaloberst Ritter v. Leeb befehligten Armee gesehen. Als solcher hatte ich auch Kenntnis von dem Konflikt erhalten, der zwischen dem Chef des Gen. Stabs d. H., General Beck, und Hitler über der tschechischen Frage ausgebrochen war und der zu meinem schmerzlichsten Bedauern mit dem Rücktritt des von mir hochverehrten Generalstabschefs geendet hatte. Mit diesem Rücktritt war aber auch der Faden abgerissen, der mich durch das Vertrauen Becks noch mit der Zentrale verbunden hatte.

So erfuhr ich erst im Sommer 1939 von der „Aufmarschanweisung Weiß", der erstmaligen, auf Befehl Hitlers erfolgten Bearbeitung eines Angriffs-Aufmarschs gegen Polen. Bis zum Frühjahr 1939 hatte es einen solchen nicht gegeben. Vielmehr waren alle militärischen Vorbereitungen an unserer Ostgrenze auf die Verteidigung bzw. Sicherung im Fall eines Konflikts mit anderen Mächten abgestellt gewesen.

Für den Fall „Weiß" war ich als Generalstabschef der Heeresgruppe Süd vorgesehen, zu deren Oberbefehlshaber der bereits im Ruhestand lebende Generaloberst v. Rundstedt bestimmt war. Der Aufmarsch dieser Heeresgruppe war in Schlesien, im östlichen Mähren und mit Teilen in der Slowakei geplant und sollte nunmehr im einzelnen bearbeitet werden.

Da das Kommando der Heeresgruppe im Frieden noch nicht bestand, sondern erst im Mobilmachungsfall aufgestellt werden sollte, wurde für die Bearbeitung der neuen Aufmarschanweisung ein kleiner Arbeitsstab gebildet. Er trat am 12. August 1939 auf dem schlesischen Truppenübungsplatz Neuhammer zusammen. Den Arbeitsstab leitete Oberst i. G. Blumentritt. Er war für den Fall der Mobilmachung als Ia der Heeresgruppe vorgesehen. Ich betrachtete das als einen Glücksfall, denn mich verband mit diesem außergewöhnlich tüchtigen Mann ein enges Vertrauensverhältnis. Es hatte sich während unserer Zusammenarbeit beim Armee-Oberkommando v. Leeb in der Sudetenkrise gebildet und es schien mir besonders wertvoll, in diesen Zeiten einen Mitarbeiter zu haben, dem ich vertrauen konnte. Wie bisweilen Kleinigkeiten im Wesen eines Menschen ihn uns liebenswert machen, so erheiterte mich an Oberst Blumentritt sein unschlagbarer Fanatismus im Telefonieren. Er arbeitete ohnehin mit einer unglaublichen Schnelligkeit, aber mit dem Telefonhörer in der Hand erledigte er Lawinen von Einzelfragen mit stets gleichbleibender Frische und Liebenswürdigkeit.

Mitte August traf in Neuhammer der künftige Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Süd ein, Generaloberst v. Rundstedt. Jeder von uns kannte ihn. Er war ein operativ glänzend begabter Soldat. Er erfaßte alles Wesentliche sofort und gab sich auch ausschließlich mit dem Wesentlichen ab. Alles Drum und Dran war ihm völlig gleichgültig. Persönlich war er das, was man einen Kavalier der alten Schule zu nennen pflegt. Ein Stil, der leider im Aussterben begriffen ist und der einst das Leben um eine liebenswürdige Variante bereicherte. Der Generaloberst hatte Charme. Diesem Charme erlag sogar Hitler. Zu dem Generalobersten hatte er eine anscheinend echte Zuneigung gefaßt und überraschenderweise blieb ein Schimmer dieser Zuneigung auch dann noch erhalten, als er ihn zweimal weggeschickt hatte. Wahrscheinlich reagierte Hitler bei Rundstedt noch auf den unwägbaren Eindruck eines Mannes aus verflossenen, ihm nicht verständlichen Zeiten, zu deren innerer und äußerer Atmosphäre er niemals Zugang hatte.

Übrigens befand sich, als der Arbeitsstab in Neuhammer zusammentrat, auch meine 18. Division zu den alljährlichen Regiments- und Divisionsübungen auf dem Übungsplatz.

Daß jeder von uns sich Gedanken darüber machte, welche Fülle von Ereignissen das Vaterland seit 1933 erlebt hatte, und sich fragte, wohin das alles führen würde, brauche ich nicht zu sagen. Jetzt gehörten unsere Gedanken und viele Gespräche mit den Vertrauten dem rings am gesamten Horizont aufflackernden Wetterleuchten. Daß Hitler unbeugsam und fanatisch entschlossen war, nunmehr den letzten Rest der territorialen Probleme, die durch den Vertrag von Versailles für Deutschland entstanden waren, zu lösen, war uns klar. Wir wußten, daß er schon im Herbst 1938 mit Polen Verhandlungen eingeleitet hatte, um die polnisch-deutsche Grenzfrage aus der Welt zu schaffen. Wie und ob diese Ver-

handlungen weiterliefen, erfuhren wir nicht. Dagegen war uns die Garantie bekannt, die Großbritannien Polen gegeben hatte. Und ich darf wohl sagen, daß niemand unter uns Soldaten so überheblich oder so leichtfertig oder so kurzsichtig war, um in dieser Garantie nicht eine tödlich ernste Warnung zu erkennen. Schon aus diesem Grunde – neben anderen – waren wir in Neuhammer davon überzeugt, daß es schließlich doch keinen Krieg geben würde. Selbst wenn der Aufmarschplan „Weiß", an dem wir soeben arbeiteten, durchgeführt werden würde, brauchte das unserer Meinung nach noch nicht den Krieg zu bedeuten. Wir hatten bisher die gefährlichen Ereignisse, die sich immer auf des Messers Schneide bewegt hatten, genau verfolgt. Mit wachsender Verblüffung hatten wir das unglaubhafte politische Glück betrachtet, mit dem Hitler alle seine durchsichtigen und undurchsichtigen Ziele bisher ohne Griff nach den Waffen erreichte. Dieser Mann schien nach einem beinah untrügerischen Instinkt zu handeln. Unübersehbar reihte sich Erfolg an Erfolg, wenn man die glänzende Reihe von Ereignissen, die zu unserem Untergang führen sollte, zunächst mit dem Namen Erfolg bezeichnen darf. Alles Erfolge ohne Krieg. Warum, fragten wir uns, sollte es diesmal anders kommen? Wir erinnerten uns an den Fall der Tschechoslowakei. Hitler war 1938 gegen dieses Land drohend aufmarschiert und es war dann doch nicht zum Krieg gekommen. Allerdings, das alte deutsche Mahnwort, daß der Krug solange zum Brunnen geht, bis er zerbricht, klang doch schon gedämpft in unseren Ohren. Diesmal lag überdies die Sache riskanter und das Spiel, das Hitler, wie es den Anschein hatte, wiederholen wollte, sah gefährlicher aus. Die Garantie Großbritanniens lag diesmal auf dem Wege. Dann aber erinnerten wir uns wieder einer Erklärung Hitlers, daß er niemals so töricht sein werde wie die deutschen Staatsmänner von 1914, einen Zweifrontenkrieg zu entfesseln. Dies hatte er gesagt und wenigstens kühle Vernunft schien aus den Erklärungen dieses Mannes zu sprechen, wenn auch seine menschlichen Gefühle erstarrt oder erstorben gewesen sein mögen. Er hatte seinen militärischen Ratgebern mit erhobener, rauher Stimme wörtlich versichert, er sei kein Idiot, der wegen der Stadt Danzig oder wegen des polnischen Korridors in einen Weltkrieg hineinschlittern werde.

Der Generalstab und die polnische Frage

Polen mußte für uns eine Quelle bitterer Gefühle sein, nachdem es auf Grund des Versailler Diktats sich auch deutsche Gebiete angeeignet hatte, auf die es weder vom Standpunkt historischer Gerechtigkeit noch

auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes der Völker Anspruch erheben konnte. Darüber hinaus aber war es für uns Soldaten in der Zeit deutscher Schwäche eine ständige Quelle der Sorge gewesen. Jeder Blick auf die Landkarte zeigte die mißliche Situation auf. Diese unvernünftige Grenzziehung! Dieses verstümmelte Vaterland! Dieser Korridor, der Ostpreußen vom Reich abschnürte! Wenn wir Soldaten dieses abgetrennte Ostpreußen betrachteten, so hatten wir allen Grund um diese schöne Provinz zu bangen. Trotzdem aber hatte die deutsche Heeresleitung niemals einen Angriffskrieg gegen Polen auch nur erwogen, um diesem Zustand mit Gewalt ein Ende zu machen. Dieser Verzicht hatte einen höchst einfachen militärischen Grund, wenn man von allem anderen absieht: Ein Angriffskrieg gegen Polen würde das Reich unverzüglich und unweigerlich in einen Zwei- oder Mehrfrontenkrieg gestürzt haben, dem es nicht gewachsen sein konnte. Wir hatten in dieser Zeit unserer durch das Versailler Diktat erzwungenen Schwäche immer unter dem „cauchemar des coalitions" gelitten. Und dieser Albdruck machte uns noch mehr zu schaffen, wenn wir an jene Aspirationen dachten, die weite Kreise des polnischen Volkes mit schlecht verborgenem Appetit immer noch auf deutsche Gebiete hegten. Ein Angriffskrieg? Nein! Aber wenn wir mit aller Unvoreingenommenheit die polnische Mentalität ins Auge faßten, konnten wir kaum hoffen, mit Polen gemeinsam an einem friedlichen Verhandlungstisch die unvernünftigen Grenzen zu revidieren. Es erschien aber nicht ausgeschlossen, daß eines Tages Polen von sich aus die Grenzfrage unter Anwendung von Gewalt aufrollen könnte. In dieser Hinsicht hatten wir nach 1918 immerhin einige Erfahrungen gesammelt. Es war daher in den rückliegenden Zeiten deutscher Schwäche keineswegs abwegig gewesen, mit dieser Möglichkeit zu rechnen. Wenn Marschall Pilsudski einmal verstummt war und gewisse nationalistische Kreise in Polen maßgebenden Einfluß bekamen, war ein Überfall auf Ostpreußen oder Oberschlesien ebensowenig eine Unmöglichkeit, wie seinerzeit der polnische Handstreich auf Wilna. Für einen solchen Fall aber mündeten unsere militärischen Überlegungen in einen politischen Gedanken. Erwies sich Polen als der Angreifer und gelang es uns, den Angriff abzuschlagen, dann mochte sich sehr wohl für das Reich die Möglichkeit ergeben, in einem politischen Gegenstoß eine Revision der unglücklichen Grenze zu erreichen. Jedenfalls waren die führenden Köpfe des Heeres nicht von überspannten Wunschträumen erfüllt. Wenn General v. Rabenau in dem Buche „Seeckt, Aus meinem Leben" die Anschauung des Generalobersten zitiert: „Polens Existenz ist unerträglich, unvereinbar mit den Lebensbedingungen Deutschlands. Es muß verschwinden durch eigene, innere Schwäche und durch Rußland . . . mit

unserer Hilfe", so war das ein Standpunkt, der durch die politische und militärische Entwicklung doch wohl überholt war. Wir kannten ziemlich genau die anwachsende militärische Kraft und Stärke der Sowjetunion; Frankreich, das Land, dessen Zauber man so leicht erlag, stand uns leider nach einem unerforschlichen Ratschluß unverändert feindlich gegenüber. Es würde immer nach Verbündeten im Rücken Deutschlands suchen. Als solcher aber würde – im Fall eines Verschwindens des polnischen Staatsgebildes – die mächtige Sowjetunion für das Reich ein weit bedrohlicherer Nachbar werden können, als es z. Z. ein Mittelstaat von der Struktur Polens war. Eine Beseitigung des Puffers, den Polen (und Litauen) zwischen Deutschland und der Sowjetunion bildeten, konnte nur allzu leicht zu einem Gegensatz der beiden großen Mächte führen. Grenzkorrekturen gegenüber Polen mochten in ihrem beiderseitigen Interesse liegen, eine völlige Beseitigung dieses Staates aber auf Grund der gegen früher völlig veränderten Lage kaum im Interesse des Reiches. Lieber also Polen, ob wir es nun schätzten oder nicht, zwischen der Sowjetunion und uns. So sehr uns Soldaten auch die sinnlose und mit Dynamit geladene Grenzziehung im Osten bedrückte, so war doch immer Polen als Nachbar noch ungefährlicher als die Sowjetunion. Selbstverständlich erhofften wir mit allen Deutschen, daß es einmal zu einer Revision der Ostgrenze kommen werde, die die überwiegend deutsch bevölkerten Gebiete, wie es das natürliche Recht ihrer Bewohner war, dem Reich zurückgab. Ein Zuwachs an polnischer Bevölkerung aber war vom militärischen Standpunkt aus keineswegs wünschenswert. Die Forderung nach einer Verbindung zwischen Ostpreußen und dem Reich hätte sich sehr wohl mit dem Interesse Polens an einem eigenen Seehafen vereinigen lassen. So und nicht anders sahen etwa jene Gedankengänge über das polnische Problem aus, die in der Reichswehrzeit, sagen wir vom Ende der zwanziger Jahre an, bei den Soldaten vorherrschten, wenn die Frage kriegerischer Auseinandersetzungen zur Debatte stand.

Dann drehte sich wieder einmal das Rad des Schicksals. Auf der Bühne des Reiches erschien Adolf Hitler. Es änderte sich alles. Es änderte sich auch grundlegend unser Verhältnis zu Polen. Das Reich schloß einen Nichtangriffspakt und einen Freundschaftsvertrag mit dem östlichen Nachbarn. Wir waren befreit von dem Albdruck eines möglichen polnischen Angriffs. Zugleich aber erkalteten die politischen Gefühle zwischen Deutschland und der Sowjetunion, denn der neue Machthaber hatte, seit er zu den Massen sprach, seinem Haß gegen das bolschewistische System klar genug Ausdruck gegeben. Durch diese neue Situation mußte sich Polen politisch ungezwungener fühlen. Aber diese größere Bewegungsfreiheit war nun keine Gefahr mehr für uns. Die deutsche Aufrüstung und die Serie außenpolitischer Erfolge Hitlers machten es unwahrscheinlich, daß Polen seine Bewegungsfreiheit gegen das Reich ausnutzen würde. Als es nur allzu bereit war, an der Aufteilung der Tschechoslowakei teilzunehmen, schien eine Möglichkeit, über die Grenzfrage zu sprechen, nicht ausgeschlossen zu sein.

Jedenfalls hat das OKH bis zum Frühjahr 1939 niemals einen Angriffsaufmarschplan gegen Polen in seinem Schreibtisch gehabt. Alle militärischen Vorbereitungen im Osten hatten bis dahin rein defensiven Charakter getragen.

Krieg oder Bluff?

Sollte es nun – im Herbst 1939 – wirklich ernst werden? *Wollte* Hitler den Krieg oder würde er wie im Herbst 1938 gegenüber der Tschechoslowakei die äußersten, auch militärischen Druckmittel anwenden, um – wie damals die sudetendeutsche – so jetzt die Danziger und die Korridorfrage zu regeln?

Krieg oder Bluff, das war die Frage. Zumindest jedenfalls für jeden, der nicht wirklichen Einblick in die Entwicklung der politischen Lage und vor allem in die Absichten Hitlers hatte. Und wem gewährte der Diktator überhaupt Einblick in seine wahren Absichten?

Die militärischen Maßnahmen jedenfalls, die im August 1939 getroffen wurden, konnten – trotz des Aufmarschplans „Weiß" – durchaus dazu bestimmt sein, den politischen Druck auf Polen zu verstärken, um es zum Nachgeben zu bewegen. Seit dem Sommer wurde auf Befehl Hitlers fieberhaft an einem „Ostwall" gearbeitet. Ganze Divisionen, darunter auch die 18. Division, wurden in stetem Wechsel jeweils für einige Wochen an die polnische Grenze verlegt, um an diesem Ostwall zu arbeiten. Was sollte dieser Aufwand, wenn Hitler Polen angreifen wollte? Auch für den Fall, daß er – entgegen allen seinen Versicherungen – die Möglichkeit eines Zweifrontenkrieges in Betracht zog, wäre dieser Ostwall fehl am Platze gewesen. Denn in einem solchen Falle wäre es immer für Deutschland das einzig Richtige gewesen, zunächst Polen angriffsweise niederzuwerfen, während es im Westen defensiv blieb. Die umgekehrte Lösung, Offensive im Westen, Defensive im Osten, konnte nach den derzeitigen Kräfteverhältnissen gar nicht in Frage kommen. Auch bestanden für eine West-Offensive keinerlei Pläne, noch wurden irgendwelche Vorbereitungen dafür getroffen. Wenn also der Bau des „Ostwalls" in der damals gegebenen Lage einen Sinn zu haben schien, so doch wohl nur den, durch größere Truppenansammlun-

gen an der polnischen Grenze einen Druck auf Polen auszuüben. Auch der im letzten Drittel des August einsetzende Aufmarsch der Infanterie-Divisionen auf dem östlichen Oderufer und die Heranführung der Panzer- und motorisierten Divisionen in Bereitstellungsräume vorerst westlich der Oder brauchte keine wirkliche Angriffsvorbereitung, sondern konnte ein politisches Druckmittel sein.

Jedenfalls ging vorerst das Friedens-Ausbildungsprogramm ruhig weiter. Am 13./14 August 1939 hatte ich die letzte Übung meiner Division in Neuhammer, die mit einem Vorbeimarsch vor Generaloberst v. Rundstedt abschloß. Am 15. August 1939 war ein großes Artillerieschießen in Zusammenarbeit mit der Luftwaffe. Es brachte einen tragischen Zwischenfall. Eine ganze Stuka-Staffel raste — offenbar auf Grund einer falschen Angabe über die Wolkenhöhe — bei ihrem Sturzflug in einen Wald hinein. Am 16. August 1939 fand noch eine Regimentsübung statt. Dann kehrten die Truppenteile der Division in ihre Friedensgarnisonen zurück, die sie allerdings nach wenigen Tagen verlassen sollten, um an die niederschlesische Grenze zu gehen.

Am 19. August erhielten Generaloberst v. Rundstedt und ich den Befehl, uns am 21. August zu einer Besprechung auf dem Obersalzberg einzufinden. Wir fuhren am 20. August von Liegnitz mit dem Kraftwagen bis in die Gegend von Linz, wo wir bei meinem Schwager, der dort ein Gut besaß, übernachteten. Am 21. August vormittags trafen wir in Berchtesgaden ein. Alle Oberbefehlshaber der Heeresgruppen und Armeen mit ihren Chefs sowie die entsprechenden Befehlshaber der Marine und Luftwaffe waren zu Hitler befohlen.

Die Besprechung oder vielmehr die Ansprache, die Hitler an die militärischen Führer richtete — zu irgend einer Aussprache ließ er es nach den Erfahrungen, die er im vergangenen Jahr vor der tschechischen Krise anläßlich einer Besprechung mit den Generalstabschefs gemacht hatte, nicht mehr kommen — fand in dem großen Empfangsraum des Berghofs mit dem Blick gen Salzburg statt. Kurz vor Hitler erschien Göring. Er bot einen erstaunlichen Anblick. Immerhin hatte ich angenommen, daß wir zu einer ernsten Besprechung gerufen seien. Göring schien es für ein Maskenfest zu halten. Er trug über einem weißen Hemd mit flachem Kragen ein ärmelloses grünes Lederwams mit dicken gelben Lederknöpfen. Dazu graue Kniehosen und lange grauseidene Strümpfe, die seine beträchtlichen Waden wirksam hervorhoben. Im Gegensatz zu dieser zarten Beinbekleidung standen massive Haferlschuhe. Das Schönste war entschieden ein rotledernes reich mit Gold besetztes Wehrgehenk, das seinen Bauch gürtete und an dem in ebenfalls rotlederner, goldbeschlagener, breiter Scheide ein Prunkmesser baumelte. Ich konnte

meinem Nachbarn, General v. Salmuth, nur zuraunen: „Der Dicke soll wohl den ‚Saalschutz' übernehmen?"

Über die Ansprache Hitlers bei dieser Gelegenheit sind in dem Nürnberger Prozeß gegen den Generalstab verschiedene sogenannte „Dokumente" von der Anklage vorgelegt worden. In einem derselben wurde behauptet, daß Hitler sich in seiner Rede in den wüstesten Ausdrücken ergangen habe und daß Göring aus Freude über den in Aussicht stehenden Krieg auf den Tisch gesprungen sei, um ein Heil auszubringen. An all dem ist nichts Wahres. Auch die angebliche Redewendung Hitlers, er habe nur „Angst, daß ihm im letzten Moment irgend ein Schweinehund mit einem Vermittlungsvorschlag komme", ist bei dieser Gelegenheit nicht gefallen. Die Rede Hitlers war wohl auf einen Ton klarer Entschlossenheit gestimmt, aber er war ein viel zu guter Psychologe, um nicht zu wissen, daß er mit Schimpfereien oder Tiraden auf dieses Gremium nicht wirken konnte.

Der Inhalt seiner Ansprache ist im wesentlichen zutreffend in dem Buch von Greiner „Die Oberste Wehrmachtsführung 1939—43" wiedergegeben. Diese Wiedergabe beruht auf einer mündlichen Rekapitulation der Rede, die Oberst Warlimont dem Verfasser des genannten Buches für das Kriegstagebuch gegeben hat, und auf stenografischen Notizen des Admirals Canaris. Auch aus dem Tagebuch des Generaloberst Halder ist einiges über den Inhalt dieser Rede zu entnehmen, obwohl es mir annehmbar erscheint, daß hier — wie bei Oberst Warlimonts und Canaris' Angaben — vielleicht manches mit wiedergegeben sein mag, was sie von Hitler bei anderen Gelegenheiten gehört haben.

Für uns Generale, die wir nicht zu dem Kreise der militärischen obersten Führung gehörten, war der Eindruck von Hitlers Ausführungen wohl folgender:

Die absolute Entschlossenheit Hitlers, die deutsch-polnische Frage nunmehr zur Entscheidung zu bringen, auch um den Preis eines Krieges. Falls Polen dem — angesichts des im Gange befindlichen, wenn auch noch getarnten deutschen Aufmarsches nunmehr dem Höhepunkt zustrebenden — deutschen Druck jedoch nachgeben sollte, schien eine friedliche Lösung keineswegs ausgeschlossen; es war die Überzeugung Hitlers, daß die Westmächte letzten Endes wiederum nicht zum Schwert greifen würden. Er begründete diese seine Ansicht besonders eingehend. Seine Argumente waren im wesentlichen: der Rückstand, in dem sich die britischen und französischen Rüstungen, insbesondere bezüglich der Luftwaffe und der Luftabwehr, befanden; die praktische Unmöglichkeit für die Westmächte, Polen anders als durch einen Angriff gegen den Westwall wirksam helfen zu können, einen Angriff, den beide Völker im Hinblick auf

die hohen Blutopfer kaum riskieren würden; die außenpolitische Lage, insbesondere die Spannung im Mittelmeer, die die Bewegungsfreiheit namentlich Großbritanniens erheblich einschränke; die innenpolitische Lage in Frankreich; schließlich und nicht zuletzt die Persönlichkeit der leitenden Staatsmänner. Weder Chamberlain noch Daladier würden den Entschluß zum Kriege auf sich nehmen.

So logisch aufgebaut und so zutreffend in vielen Punkten diese Beurteilung der Lage der Westmächte zu sein schien, so glaube ich doch nicht, daß die Zuhörer durch diese Darlegungen Hitlers restlos überzeugt worden sind. Die britische Garantie war allerdings fast das Einzige, das den Gedanken Hitlers entgegenzustellen war. Immerhin ein recht schwerwiegendes Moment!

Was Hitler im Hinblick auf den etwaigen Krieg gegen Polen sagte, konnte m. E. nicht im Sinne einer Vernichtungspolitik verstanden werden, wie dies in Nürnberg seitens der Anklage behauptet worden ist. Wenn Hitler die schnelle und rücksichtslose Vernichtung des polnischen Heeres forderte, so war dies, in die militärische Sprache übersetzt, eben das Ziel, das schließlich jeder großen Angriffsoperation zugrunde liegen muß. Niemand von uns konnte jedenfalls seine Ausführungen in der Richtung deuten, wie er später mit den Polen verfahren ist.

Die größte Überraschung und zugleich der tiefste Eindruck wurde naturgemäß durch die Bekanntgabe des bevorstehenden Paktabschlusses mit der Sowjetunion ausgelöst. Auf der Fahrt nach Berchtesgaden hatten wir den Zeitungen bereits die Nachricht über ein in Moskau abgeschlossenes Wirtschaftsabkommen entnommen, die in der gegebenen Lage bereits als Sensation wirkte. Nun gab Hitler bekannt, daß der bei der Besprechung anwesende Außenminister v. Ribbentrop, den er in unserer Gegenwart verabschiedete, nach Moskau fliegen werde, um mit Stalin einen Nichtangriffspakt abzuschließen. Damit habe er den Westmächten ihren entscheidenden Trumpf bereits aus der Hand geschlagen. Auch eine Blockade Deutschlands werde nunmehr wirkungslos sein. Hitler deutete an, daß er, um den Paktabschluß zu ermöglichen, der Sowjetunion bedeutende Zugeständnisse im Baltikum wie auch in bezug auf die polnische Ostgrenze gemacht habe. Die Absicht einer völligen Aufteilung Polens war seinen Ausführungen jedoch nicht zu entnehmen. Tatsächlich hat Hitler ja auch, wie heute bekannt ist, noch während des polnischen Feldzuges das Bestehenlassen eines Restpolen erwogen.

Als Ergebnis von Hitlers Ansprache kamen weder Generaloberst v. Rundstedt noch ich – und wohl auch kaum einer der anderen Generale – zu der Auffassung, daß es unter allen Umständen nunmehr zum Kriege kommen werde. Zwei Erwägungen schienen insbesondere zu dem Schluß

zu führen, daß es in letzter Stunde doch noch – wie in München – zu einem friedlichen Ausgleich kommen werde.

Die erste Erwägung war die, daß durch den Paktabschluß mit der Sowjetunion die Lage Polens von vornherein verzweifelt geworden war. Wenn damit England mehr oder weniger die Waffe der Blockade aus der Hand geschlagen war, wenn es also tatsächlich, um Polen zu helfen, nur den blutigen Weg eines Angriffs im Westen gehen konnte, dann schien es doch wahrscheinlich, daß es – namentlich getrieben durch Frankreich – in Warschau zum Nachgeben raten werde. Ebenso mußte es Polen nunmehr klar sein, daß die britische Garantie praktisch unwirksam bleiben würde. Es mußte vielmehr damit rechnen, daß, wenn es zum Kriege gegen Deutschland kam, in seinem Rücken die Sowjets auftreten würden, um ihre alten Forderungen auf Ostpolen zu verwirklichen. Wie sollte in dieser Lage Warschau nicht doch noch nachgeben?

Eine weitere Erwägung bezog sich auf die Tatsache der Besprechung, die wir soeben hinter uns hatten. Was war ihr Zweck? Bisher war militärisch die Angriffsabsicht gegen Polen mit allen Mitteln getarnt worden. Die Anwesenheit von Divisionen im Grenzgebiet war mit dem Bau eines Ostwalls begründet worden. Zur Verschleierung des wahren Zwecks der Truppenverschiebungen nach Ostpreußen hatte man eine riesige Tannenbergfeier vorbereitet. Vorarbeiten für große Manöver der motorisierten Verbände wurden bis zum letzten Moment fortgeführt. Der Aufmarsch erfolgte ohne offizielle Mobilmachung. So sicher es war, daß alle diese Maßnahmen den Polen nicht verborgen bleiben konnten, daß sie also durchaus dem Zweck politischen Drucks dienten, so hatte man sie doch mit höchstem Geheimnis umgeben und alle Mittel der Täuschung angewandt. Jetzt, auf dem Höhepunkt der Krise, aber hatte Hitler sämtliche hohen Führer der Wehrmacht nach dem Obersalzberg berufen, eine Tatsache, die unter gar keinen Umständen geheim bleiben konnte. Uns schien sie sozusagen der Gipfelpunkt einer bewußten Bluff-Politik zu sein. Also strebte Hitler trotz seiner kriegerischen Worte nicht doch noch einen Ausgleich an? Sollte nicht gerade diese Besprechung als letzter Druck auf Polen wirken?

Mit solchen Gedanken fuhren Generaloberst v. Rundstedt und ich jedenfalls von Berchtesgaden ab. Während ersterer in unser Hauptquartier Neisse vorausfuhr, blieb ich noch einen Tag bei meiner Familie in Liegnitz, ein Zeichen, wie wenig ich innerlich an einen unmittelbar bevorstehenden Krieg dachte.

Am 24. August 1939, 12.00 Uhr, übernahm Generaloberst v. Rundstedt den Befehl über die Heeresgruppe. Am 25. August, 15.25 Uhr, ging der Stichwortbefehl des OKH ein:

„Fall Weiß, 1. y = Tag = 26. 8., Uhrzeit 4.30."

Die Entscheidung für den Krieg schien also gefallen, an die wir bis dahin nicht hatten glauben wollen.

Ich saß mit Generaloberst v. Rundstedt in unserem Quartier im Heiligen-Kreuz-Stift zu Neisse beim Abendbrot, als um 20.30 Uhr vom OKH folgender Befehl fernmündlich durchgegeben wurde:

„Eröffnung der Feindseligkeiten verboten! Truppen sofort anhalten! Mobilmachung läuft weiter. Aufmarsch Weiß und West werden planmäßig gefahren."

Jeder Soldat wird ermessen können, was dies Umwerfen des Einmarschbefehls in letzter Stunde bedeutete. Drei Armeen, die in voller Bewegung auf die Grenze waren in einem Gebiet, das sich von Niederschlesien bis in die östliche Slowakei erstreckte, waren innerhalb weniger Stunden anzuhalten, wobei zu berücksichtigen war, daß alle Stäbe, mindestens bis zu denen der Divisionen, ebenfalls auf dem Marsch waren und daß aus Tarnungsgründen der Funkverkehr noch nicht freigegeben war. Trotz aller Schwierigkeiten ist es jedoch gelungen, den Befehl überall noch rechtzeitig durchzubringen. Eine ausgezeichnete Leistung sowohl des Führungs- wie des Nachrichtenapparats. Ein motorisiertes Regiment in der Ostslowakei konnte allerdings auch nur dadurch angehalten werden, daß ein Offizier mit einem „Fieseler Storch" nachts neben der Spitze der Kolonne landete.

Über die Gründe, aus denen Hitler seinen Entschluß zum Kriege anscheinend in letzter Stunde umgeworfen hatte, erfuhren wir nichts. Es hieß nur, daß weiter verhandelt würde.

Man wird verstehen können, daß wir Soldaten über diese Art der Führung einigermaßen entsetzt waren. Der Entschluß zum Kriege ist doch schließlich der schwerste Entschluß, den ein Staatsoberhaupt zu fassen hat.

Wie konnte man zu einem solchen Entschluß kommen, um ihn dann nach wenigen Stunden wieder umzustoßen? Vor allem, wenn dies Umstoßen, militärisch gesehen, schwere Nachteile haben mußte. Wie ich bereits bei der Beschreibung der Besprechung auf dem Obersalzberg gesagt habe, war alles, militärisch gesehen, auf die Überraschung des Gegners abgestellt. Es gab keine öffentlich verkündete Mobilmachung. Der erste Mobilmachungstag war erst der 26. August, also der Tag des soeben angehaltenen Einmarsches. Infolgedessen sollte dieser Einmarsch auch nur mit allen Panzer- und motorisierten Verbänden sowie mit einer begrenzten Anzahl von Infanterie-Divisionen erfolgen, die teils bereits im Grenzgebiet lagen, teils „beschleunigt mobil" wurden. Jetzt konnte

von einer Überraschung des Gegners keine Rede mehr sein. Denn wenn auch die Bewegungen in die Bereitstellungen im Grenzgebiet bei Nacht erfolgten, so konnten sie dem Gegner doch nicht verborgen bleiben. Vor allem, da die motorisierten Einheiten schon bei Tage aus ihren westlich der Oder liegenden Versammlungsräumen anzutreten hatten, um die Oder zu überschreiten. Infolgedessen mußte nun — wenn es überhaupt zum Kriege kam — die zweite Variante in Kraft treten, nämlich der Einmarsch mit allen mobil gewordenen Kräften. Das Überraschungsmoment war jedenfalls aus der Hand gegeben.

Da man nicht annehmen konnte, daß Hitler seinen ersten Entschluß, die Feindseligkeiten zu eröffnen, unüberlegt oder leichtfertig gefaßt hatte, blieb für uns nur der Schluß, daß das Ganze eben weiterhin diplomatische Taktik unter ständiger Verschärfung des Drucks auf den Gegner sei. Als daher am 31. August um 17.00 Uhr erneut der Befehl eintraf:

y = 1. 9. 4.45

waren Generaloberst v. Rundstedt und ich skeptisch. Zumal keinerlei Erläuterungen über ein Scheitern der Verhandlungen gegeben wurden. Im Bereich der Heeresgruppe war jedenfalls auf Grund der Erfahrung vom 25. August alles vorbereitet, um ein nochmaliges Abstoppen der Bewegungen auch im letzten Moment sicherzustellen. Generaloberst v. Rundstedt und ich blieben bis Mitternacht auf, immer in Erwartung eines uns möglich erscheinenden Stopp-Befehls.

Erst als Mitternacht vorüber und damit jede Möglichkeit, die Bewegungen anzuhalten, ausgeschlossen war, konnte kein Zweifel mehr herrschen, daß nunmehr die Waffen sprechen würden.

2. Kapitel

DIE OPERATIVE LAGE

Entscheidende Faktoren: Die Überlegenheit der deutschen Streitkräfte und die geographische Lage Polens. Das Risiko im Westen. Deutsche Kräfte und Operationsplan. Polnische Kräfte und Operationsplan. Betrachtungen zum polnischen Aufmarsch. Polen will „alles decken". Polnische Angriffsträume. Wie hätte Polen militärisch handeln können? Kampf um Zeitgewinn, entscheidende Verteidigung erst hinter Narew, Weichsel und San. Deckung der tiefen Flanken. Die Westmächte lassen Polen im Stich. Die Entschuldigungen des alliierten Oberbefehlshabers.

Die operative Lage im polnischen Feldzug wurde entscheidend durch die folgenden Faktoren bestimmt:

Erstens durch die *Überlegenheit* der deutschen Streitkräfte, vorausgesetzt, daß die deutsche Führung bereit war, im Westen ein hohes Risiko einzugehen, um die Masse ihrer Kräfte gegen Polen einzusetzen,

zweitens durch die *geographische Lage*, die es den Deutschen ermöglichte, das polnische Heer von Ostpreußen — Pommern und von Schlesien — Slowakei her in die Zange zu nehmen,

drittens durch die latente *Drohung*, unter der Polen von vornherein in seinem Rücken *durch die Sowjetunion* stand.

Deutsche Kräfte und Operationsplan

Die deutsche Führung ging das obenerwähnte Risiko im Westen voll ein.

Das OKH setzte gegen Polen 42 aktive Divisionen (darunter eine neu zusammengestellte Panzer-Division, die 10. Pz.) und eine aus Festungstruppen des Oder-Warthe-Bogens neugebildete Infanterie-Division (50.) ein. Es waren dies 24 Infanterie-Divisionen, 3 Gebirgs-Divisionen, 6 Panzer-Divisionen, 4 leichte Divisionen, 4 motorisierte Infanterie-Divisionen und 1 Kavallerie-Brigade. Dazu kamen noch 16 erst bei der Mobilmachung neuaufgestellte Divisionen (2. bis 4. Welle)*), die jedoch vorerst nicht als vollwertig anzusehen waren. Außerdem waren dem Ostheer die Leibstandarte und ein oder zwei weitere verstärkte SS-Regimenter zugeteilt.

Demgegenüber blieben für den Westen nur 11 aktive Infanterie-Divisionen. Festungstruppen in Stärke etwa einer Division (später 72. Infanterie-Division) und an Neuaufstellungen 35 Divisionen (2. bis 4. Welle). Panzer- oder motorisierte Verbände standen im Westen nicht zur Verfügung. Insgesamt also 46 Divisionen, von denen aber 3/4 nur bedingt einsatzfähig waren.

Die als Luftlande-Division ausgebildete und ausgerüstete 22. Infanterie-Division blieb als Reserve des OKH im Innern des Reiches.

Auch die Masse der *Luftstreitkräfte* wurde — in zwei Luftflotten gegliedert — gegen Polen eingesetzt, während eine dritte, schwächere Luftflotte im Westen verblieb.

Das Risiko, das die deutsche Führung mit dieser Kräfteverteilung einging, war zweifellos recht hoch. Infolge des überraschend schnellen Verlaufs des polnischen Feldzuges, an dem auch die Fehler des Unterliegenden teilhatten, und vor allem infolge der völligen Untätigkeit, mit der Polens Westalliierte der polnischen Niederlage zusahen, ist dieses Risiko kaum je richtig gewürdigt worden.

Man muß aber bedenken, daß die deutsche Führung damals mit einer französischen Armee von rund 90 Divisionen zu rechnen hatte. Tatsächlich hat Frankreich (nach v. Tippelskirch) im Herbst 1939 innerhalb von drei Wochen 108 Divisionen auf die Beine gebracht! Es waren dies 57 Infanterie-Divisionen, 5 Kavallerie-Divisionen, 1 Panzer-Division und 45 Reserve- bzw. Territorial-Divisionen, dazu starke Heerestruppen an Panzern und Artillerie.**) Die letzteren hatten vor den deutschen Kriegsaufstellungen den Vorteil, daß sie aus voll ausgebildeten Reservisten bestanden, während die deutschen Neuaufstellungen weitgehend Kurzausgebildete oder Reservisten aus dem Ersten Weltkrieg enthielten.

Es unterliegt also keinem Zweifel, daß das französische Heer vom ersten Kriegstage an den deutschen Westkräften mehrfach überlegen war.

*) Die neuaufgestellten Divisionen der 2. und 4. Welle hatten nur geringe, die der 3. Welle gar keine aktiven Stämme und waren schwächer als die aktiven Divisionen. Sie wurden langsamer mobil.

**) Ein Teil der französischen Kräfte verblieb allerdings zunächst in Nordafrika und an der Alpengrenze.

Die britische Beteiligung zu Lande war allerdings recht geringfügig. Nur 4 Divisionen stellte Großbritannien hierfür bereit und auch diese trafen erst in der ersten Hälfte des Oktober auf dem Kriegsschauplatz ein.

Der *deutsche Operationsplan* gegen Polen beruhte auf voller Ausnutzung der durch den Grenzverlauf dargebotenen Möglichkeit, den Gegner von vornherein in beiden Flanken zu umfassen.

Das deutsche Heer marschierte unter nahezu völligem Versagen in der Mitte (Oder-Warthe-Bogen) in zwei weit getrennten Flügelgruppen auf.

Die *Heeresgruppe Nord* (Generaloberst v. Bock, Chef des Gen.Stabs General v. Salmuth) umfaßte in zwei Armeen insgesamt 5 Infanterie- und 1 Panzer-Korps mit zusammen 9 aktiven Infanterie-Divisionen (einschließlich der aus Festungstruppen neugebildeten nicht vollen 50. Infanterie-Division), 8 bei der Mobilmachung aufgestellten Infanterie-Divisionen, 2 Panzer-Divisionen (dazu ein neu zusammengestellter Panzer-Verband Kempf), 2 motorisierte Infanterie-Divisionen und 1 Kavallerie-Brigade, insgesamt also 21 Divisionen. Hinzu kamen noch in Ostpreußen die Festungstruppen von Königsberg und Lötzen, in Pommern die Brigade Netze.

Die Heeresgruppe marschierte mit der 3. Armee (General v. Küchler) in Ostpreußen, mit der 4. Armee (Generaloberst v. Kluge) in Ostpommern auf.

Aufgabe der Heeresgruppe war es, zunächst den Korridor zu durchstoßen, dann die Masse ihrer Kräfte ostwärts der Weichsel schnell nach Südosten bzw. Süden vorzuwerfen, um nach Überwinden der Narew-Linie einer etwaigen polnischen Weichselverteidigung in den Rücken zu gehen.

Die *Heeresgruppe Süd* (Generaloberst v. Rundstedt, Chef des Gen.Stabs General v. Manstein) war wesentlich stärker. Sie bestand aus drei Armeen (14. Armee Generaloberst List, 10. Armee Generaloberst v. Reichenau, 8. Armee Generaloberst Blaskowitz). Insgesamt verfügte die Heeresgruppe über 8 Infanterie-Korps, 4 Panzer-Korps mit zusammen 15 aktiven Infanterie-Divisionen, 3 Gebirgsjäger-Divisionen, 8 neuaufgestellten Divisionen sowie über die Masse der motorisierten Verbände mit 4 Panzer-Divisionen, 4 leichten Divisionen und 2 motorisierten Infanterie-Divisionen. Insgesamt also 36 Divisionen.

Die Heeresgruppe marschierte mit der 14. Armee im oberschlesischen Industriegebiet, im Ostteil Mährens und in der westlichen Slowakei, mit der 10. Armee in Oberschlesien um Kreuzburg und südlich, mit der 8. Armee in Mittelschlesien ostwärts Öls auf.

Ihre Aufgabe war es, den Gegner im großen Weichselbogen und in

Galizien zu schlagen, mit starken motorisierten Kräften schnell auf Warschau vorzustoßen und möglichst bald die Weichselübergänge in breiter Front in Besitz zu nehmen, um im Zusammenwirken mit der Heeresgruppe Nord den Rest der polnischen Armee zu vernichten.

Polnische Kräfte und Operationsplan

Polen verfügte im Frieden über 30 Infanterie-Divisionen, 11 Kavallerie-Brigaden, 1 Gebirgs-Brigade und 2 motorisierte (Panzer-)Brigaden. Außerdem gab es einige Regimenter des Grenzschutzkorps, eine große Anzahl von Bataillonen der nationalen Verteidigung (O.N.-Verbände) und Marinetruppen, die im Bereich Gdingen-Hela standen (nach Hermann Schneider, „Gedanken zur operativen Lage Polens", aus der militärwissenschaftlichen Rundschau 1942).

Insgesamt hatte die polnische Wehrmacht also immerhin eine erhebliche Stärke. Jedoch entstammte ihre Bewaffnung im wesentlichen der Zeit des Ersten Weltkrieges. Auch die Luftwaffe, die rund 1000 Flugzeuge umfaßte, genügte modernen Anforderungen nicht. Die Luftabwehr war unzureichend (nach v. Tippelskirch, „Geschichte des Zweiten Weltkrieges").

Deutscherseits hatte man damit gerechnet, daß Polen im Kriegsfall die Zahl seiner Divisionen verdoppeln werde, wenngleich es zweifelhaft erschien, ob die Bewaffnung dafür voll vorhanden sei. Nach v. Tippelskirch hat Polen 1939 vor Kriegsausbruch nur die Regimenter usw. für 10 Reserve-Divisionen aufgestellt. Es sei jedoch anscheinend nicht mehr dazu gekommen, diese Truppen durchweg in den vorgesehenen Divisionsverbänden zusammenzufassen. Immerhin sind während des Feldzuges in den auf deutscher Seite vorliegenden Feindnachrichten eine Reihe von Reserve-Divisionen aufgetaucht.

Über die vorgenannten Kräfte hat die polnische Heeresleitung (nach v. Tippelskirch bzw. H. Schneider) wie folgt verfügt:

An der *ostpreußischen Grenze* marschierten *vorwärts* der Bobr-Narew-Weichsel-Linie eine *Operationsgruppe* von 2 Divisionen und 2 Kavallerie-Brigaden zwischen Suwalki und Lomza,

die Armee Modlin mit 4 Divisionen und 2 Kavallerie-Brigaden beiderseits Mlawa auf.

Im *Korridor* versammelte sich die *Armee Pommerellen* mit 5 Divisionen und 1 Kavallerie-Brigade.

Vor der deutschen Grenze von der Warthe bis zur slowakischen Grenze marschierten 3 Armeen auf:

Die *Armee Posen* im Westteil der Provinz Posen in Stärke von 4 Divisionen und 2 Kavallerie-Brigaden,

die *Armee Lodz* mit 4 Divisionen und 2 Kavallerie-Brigaden um Wielun,

die *Armee Krakau* mit 6 Divisionen, 1 Kavallerie-Brigade, 1 motorisierten Brigade zwischen Tschenstochau und Neumarkt.

Hinter den beiden letztgenannten Armeen versammelte sich die *Armee Preußen* mit 6 Divisionen und 1 Kavallerie-Brigade im Gebiet Tomaszow-Kielce.

Schließlich sollte eine *Armee Karpaten* – vornehmlich aus Reserveverbänden und O.N.-Bataillonen bestehend – von Tarnow bis Lemberg gestaffelt die tiefe Flanke längs der Karpatengrenze decken.

Eine *Reservegruppe* (Armee Piskor) von insgesamt 3 Divisionen und 1 motorisierten Brigade verblieb an der Weichsel im Gebiet Modlin, Warschau, Lublin.

Außerdem ist im Laufe des Feldzuges eine selbständige *Gruppe Polesie* ostwärts des Bug, anscheinend zur Sicherung gegen Rußland, gebildet worden.

Der polnische Aufmarsch war jedoch noch im Gange, als die deutsche Offensive losbrach, und ist daher anscheinend in der vorerwähnten Form nur unvollständig zur Durchführung gelangt.

Betrachtungen zum polnischen Aufmarsch

Es ist etwas schwierig, herauszufinden, welche operative Absicht diesem polnischen Aufmarsch zugrunde gelegen hat, wenn nicht der Wunsch, „alles zu decken" oder vielleicht richtiger gesagt, nichts freiwillig aufzugeben. Ein Wunsch, dem nachzugeben für den Schwächeren in der Regel zur Niederlage führt. Eine Erfahrung, die – wenige Jahre später – auch Hitler machen sollte, ohne sie allerdings jemals einzusehen.

Nun war die Schwierigkeit der operativen Lage Polens, wie sie sich aus der durch die Grenzziehung gegebenen Möglichkeit eines deutschen Angriffs von zwei bzw. später sogar von drei Seiten und aus der Unterlegenheit der polnischen Streitkräfte ergab, an sich klar genug. Wenn sich die polnische Heeresleitung trotzdem zu dem Versuch „alles zu decken" verleiten ließ, so zeigt dies nur, wie schwierig es offenbar ist, den militärischen Gegebenheiten gegenüber psychologischen und politischen Hemmungen Rechnung zu tragen.

Man ist sich in Polen – von Marschall Pilsudski und einigen wenigen nüchtern denkenden Politikern abgesehen – wohl niemals völlig über die Gefahr der Lage klar geworden, in die sich das Land durch die Durchsetzung seiner ungerechtfertigten Gebietsansprüche gegenüber den Nachbarn Rußland und Deutschland begeben hatte. Polen, das nur 35 Millionen Einwohner zählte, von denen wiederum nur 22 Millionen polnischer Nationalität waren, während der Rest der deutschen, ukrainischen, weißrussischen und jüdischen Minderheit angehörte, die man sämtlich mehr oder weniger unterdrückt hatte.

Daneben hatte man im Vertrauen auf das Bündnis mit Frankreich in den Jahren der militärischen Schwäche Deutschlands (und der Sowjetunion) wohl allzulange von Angriffsmöglichkeiten gegen das Reich geträumt. Mochten diese sich nun auf Überraschungsangriffe gegen das isolierte Ostpreußen oder – propagiert namentlich durch den polnischen Insurgentenverband – auf Deutschoberschlesien bezogen haben. Oder mochte man gar von einem Marsch auf Berlin, sei es auf dem kürzesten Wege über Posen–Frankfurt a. O., oder, nach der Eroberung Oberschlesiens, durch ein Vorgehen westlich der Oder in Richtung auf die Reichshauptstadt, geträumt haben.

Zwar hatte solchen Träumen zunächst die Anlage deutscher Befestigungen in Ostpreußen und dem Oder-Warthe-Bogen, später die deutsche Aufrüstung die Grundlage entzogen. Aber völlig mögen solche Angriffsgedanken im Vertrauen auf eine gleichzeitige französische Offensive im Westen doch nicht ganz aus den Köpfen polnischer Politiker und Soldaten verschwunden sein. Jedenfalls läßt der obengeschilderte polnische Aufmarsch, auch wenn er zunächst im großen auf Verteidigung abgestellt war, den Schluß zu, daß er zugleich spätere Angriffsmöglichkeiten – sobald erst die französische Hilfe wirksam werden würde – offenhalten sollte.

Im übrigen verfügte der polnische Generalstab noch nicht über eine eigene durch lange Erfahrung bestimmte Führungstradition. Auf der einen Seite liegt dem polnischen Temperament der Gedanke des Angriffs mehr als der der Verteidigung. Romantische Vorstellungen aus früheren Zeiten mögen zumindest im Unterbewußtsein des polnischen Soldatentums noch lebendig gewesen sein. Ich erinnere mich eines Gemäldes, auf dem der Marschall Rydz-Smigly vor dem Hintergrund attackierender polnischer Reitergeschwader abgebildet war. Auf der anderen Seite war das neu geschaffene polnische Heer bei den Franzosen in die Schule gegangen. Von ihnen hatte es kaum den Impuls zu schneller, beweglicher Operationsführung empfangen können, sondern eher die Erfahrungen des Stellungskrieges übernommen, von denen das Denken der französischen Führung seit dem Ersten Weltkrieg beherrscht wurde.

So mag es sein, daß dem polnischen Aufmarsch außer dem Wunsch, „nichts preiszugeben", überhaupt kein klarer operativer Gedanke zugrunde gelegen hat, sondern, daß er ein Kompromiß zwischen der Not-

wendigkeit, sich auf die Verteidigung gegenüber einem überlegenen Gegner einzustellen und früheren Angriffsambitionen darstellte. Dabei gab man sich zugleich der Täuschung hin, daß die Deutschen eine Offensive nach französischen Lehren führen würden, und daß diese bald in einen Stellungskampf erstarren werde. Interessant mag in diesem Zusammenhang eine vertrauliche Meldung sein, die wir kurz vor Kriegsausbruch über angebliche polnische Offensivabsichten erhielten. Sie stammte aus einer bisher als durchaus zuverlässig geltenden Quelle, die sich in der unmittelbaren Nähe des polnischen Staatspräsidenten oder des Marschalls Rydz-Smigly, des polnischen Oberbefehlshabers, befand. Sie besagte, daß die Polen zu einer Offensive aufmarschieren würden, und zwar mit starken Kräften in der Provinz Posen. Das Bemerkenswerteste aber war, daß dieser Offensivaufmarsch angeblich auf britische Vorschläge oder Forderungen zurückgehen sollte! In der gegebenen Lage erschien uns diese Nachricht recht unwahrscheinlich. Allerdings bestätigte sich später, daß die Polen tatsächlich verhältnismäßig starke Kräfte in der Provinz Posen versammelt hatten, obwohl ein deutscher Angriff über Posen für sie sicherlich die ungefährlichste Angriffsrichtung gewesen wäre. Diese Posener Armee sollte in der Schlacht an der Bzura ihr Ende finden.

Andererseits hat es an nüchternen Ratschlägen auf polnischer Seite nicht gefehlt. Wie Oberst Hermann Schneider in der Militärwissenschaftlichen Rundschau von 1942 berichtet, hatte der französische General Weygand vorgeschlagen, die Verteidigung hinter die Linie des Njemen, Bobr, Narew, Weichsel und San zu legen. Dieser Vorschlag war vom operativen Standpunkt aus der einzig richtige, weil er die deutschen Umfassungsmöglichkeiten ausschaltete und zugleich der Verteidigung durch die Flußhindernisse eine erhebliche Stärke gegenüber den deutschen Panzer-Verbänden verliehen hätte. Zudem war diese Linie nur etwa 600 Kilometer lang, im Gegensatz zu dem weiten Bogen von 1800 Kilometer Länge, den die polnischen Grenzen von Suwalki bis zu den Karpatenpässen bildeten. Die Annahme dieses Vorschlages hätte jedoch die Preisgabe ganz Westpolens mit den wertvollsten industriellen und landwirtschaftlichen Gebieten des Landes bedingt. Es ist kaum anzunehmen, daß eine polnische Regierung einen solchen Entschluß überlebt haben würde. Zudem würde ein so weites Zurückgehen bei Kriegsbeginn wohl kaum die Angriffslust der Franzosen im Westen gestärkt haben und es blieb offen, ob nicht die Überlassung ganz Westpolens an die Deutschen die Sowjets ermuntert haben würde, ihrerseits sich *sogleich* ihren Anteil in Ostpolen zu sichern.

Infolgedessen kam, wie ebenfalls Oberst Schneider berichtet, der

Direktor der polnischen Kriegsakademie, General Kutrzeba, in einer Denkschrift, die er Anfang 1938 dem Marschall Rydz-Smigly vorlegte, zu einer anderen Lösung. Er bestand darauf, daß man das „Strategische Rumpfgebiet Polens", das sowohl die Industriegebiete von Lodz und Oberschlesien wie die wertvollen landwirtschaftlichen Gebiete von Posen, Kutno und Kielce umfasse, nicht aufgeben könne. Er schlug daher einen Aufmarsch vor, der im wesentlichen dem im Jahre 1939 durchgeführten nahekam, wenn er auch von vornherein auf das Halten des Korridors und der Provinz Posen westlich der Warthe verzichtete. Zur Unterstützung der polnischen Verteidigung sollten weitgehend Befestigungen angelegt werden, und zwar sowohl südlich der ostpreußischen Grenze, wie in einem weiten von Graudenz bis Posen reichenden Bogen, sowie an der schlesischen Grenze von Ostrowo über Tschenstochau bis in die Gegend von Teschen. Gleichzeitig aber sollten „Ausfallpforten" für spätere Angriffe gegen Ost- und Westpreußen sowie Schlesien vorgesehen werden. Daß die Anlage derartig weitgedehnter Befestigungslinien in genügender Stärke die polnischen Möglichkeiten überschritten hätte, liegt auf der Hand. Im übrigen aber hatte General Kutrzeba die militärische Unterlegenheit Polens gegenüber dem Reich erkannt. Auch in bezug auf die französische Unterstützung rechnete er insofern nüchtern, als er annahm, daß Polen zunächst 6–8 Wochen, selbst bei voller aktiver militärischer Hilfeleistung Frankreichs, auf sich allein angewiesen sein werde. Er hatte daher die „Strategische Verteidigung" am vorderen Rand des vorgenannten Rumpfgebietes vorgesehen, in dessen Innerem Reserven für die späteren entscheidenden Operationen versammelt werden sollten.

Wie bereits gesagt, ähnelte der im Jahre 1939 polnischerseits durchgeführte Aufmarsch weitgehend dem Vorschlag des Generals. Allerdings hatte dieser den Schwerpunkt stärker in den Raum Thorn – Bromberg – Gnesen gelegt, während man 1939 eher von zwei Schwerpunkten, dem einen rings um Ostpreußen, dem anderen gegenüber Schlesien, sprechen kann.

Der polnische Aufmarsch 1939, der alles einschließlich des Korridorgebiets und der vorgeschobenen Provinz Posen decken wollte, konnte angesichts der früher geschilderten deutschen Umfassungsmöglichkeiten und der deutschen Überlegenheit nur zur Niederlage führen. Wie aber hätte Polen operieren sollen, um einer solchen überhaupt zu entgehen?

Zunächst mußte man sich entscheiden, ob man das von General Kutrzeba genannte „strategische Rumpfgebiet" *allein oder* – infolge deutscher Umfassung von Ostpreußen, von Schlesien und von der Slowakei her – *zugleich mit dem polnischen Heere* verlieren wollte. Es war

die gleiche Frage, die ich immer wieder in den Jahren 1943/44 Hitler vorgelegt habe, wenn er von mir das Halten des Donez-Gebiets, des Dnjepr-Bogens usw. verlangte.

Die Antwort war für Polen m. E. klar. Es mußte für die polnische Führung darauf ankommen, daß sich unter allen Umständen das polnische Heer solange im Felde behauptete, bis eine Offensive der Westmächte die Deutschen zwang, die Masse ihrer Kräfte vom polnischen Kriegsschauplatz wegzuziehen. Selbst wenn man mit dem Verlust der Industriegebiete die Möglichkeit langdauernder Kriegführung zunächst zu verlieren schien, so würde doch die Behauptung des polnischen Heeres im Felde die Möglichkeit ihrer Wiedergewinnung offengehalten haben. Unter keinen Umständen aber durfte es dazu kommen, daß das polnische Heer westlich oder beiderseits der Weichsel eingekreist wurde.

Für Polen kam es einzig und allein darauf an, *um Zeitgewinn zu kämpfen*. Eine *entscheidende* Verteidigung konnte zweifellos erst hinter der Bobr-Narew-Weichsel-San-Linie vorgesehen werden, wobei auf dem Südflügel vielleicht das Vorschieben dieser Verteidigungsfront bis an den Dunajec möglich war, um das zentrale polnische Industriegebiet zwischen Weichsel und San zu behalten.

Als erstes wäre es darauf angekommen, die deutschen Umfassungsmöglichkeiten aus Ostpreußen und aus der westlichen Slowakei heraus auszuschalten. Hierfür bot sich im Norden die Linie des Bobr-Narew und der Weichsel bis zur Festung Modlin bzw. bis Wysograd an. Sie bildete immerhin ein starkes natürliches Hindernis. Die, wenn auch veralteten, ehemals russischen Befestigungen gaben weiteren Rückhalt. Zudem waren aus Ostpreußen, wenn überhaupt, dann nur schwächere deutsche Panzerverbände zu erwarten.

Im Süden kam es darauf an, eine Sicherheit gegen eine weitausholende Umfassung durch Verteidigung der Karpaten-Übergänge zu schaffen. Beide Aufgaben waren immerhin mit begrenzten Kräften zu lösen. Der Aufmarsch der polnischen Kräfte vorwärts der Bobr-Narew-Linie war ebenso ein Fehler, wie der, daß man starke Kräfte in den Korridor und in die vorgestaffelte Provinz Posen vorschob.

Hatte man in der vorgeschilderten Weise in der tiefen Nord- und Südflanke die notwendige Sicherheit gegen weitausholende deutsche Umfassungen geschaffen, so konnte man im übrigen den Kampf in Westpolen hinhaltend führen. Dabei mußte man sich darüber klar sein, daß der Hauptstoß der Deutschen aus Schlesien heraus zu erwarten sein würde. Einmal, weil das deutsche Bahn- und Straßennetz hier schneller die Versammlung stärkster Kräfte erlaubte als in Pommern oder gar in Ostpreußen, zum anderen, weil die Stoßrichtung über Posen auf Warschau

die operativ unwirksamste — weil rein frontal — und daher unwahrscheinlich war.

Die Versammlung der polnischen Hauptkräfte durfte nicht — wie 1939 geschehen — in Grenznähe erfolgen, sondern soweit abgesetzt, daß man rechtzeitig die Hauptrichtung der deutschen Angriffsstöße erkennen konnte. Dabei würde es darauf angekommen sein, im Korridorgebiet und in der Provinz Posen mit möglichst schwachen Kräften auszukommen, um gegenüber dem aus Schlesien zu erwartenden Hauptstoß möglichst stark sein zu können und vor allem genügend operative Reserven zur Verfügung zu behalten. Hätte man sich in Polen nicht allzulange Angriffsträumen hingegeben, so würde der Ausbau der ehemals deutschen Befestigungen in der Weichsel-Linie Graudenz — Thorn zum mindesten die Vereinigung der aus Pommern und Ostpreußen vorgehenden deutschen Kräfte verzögert haben, ebenso wie eine ausgebaute Festung Posen die deutsche Bewegungsfreiheit in dieser Provinz eingeschränkt haben würde.

Es sei noch erwähnt, daß der Gedanke, unter Ausnutzung der inneren Linie je nach der Entwicklung der Lage Gegenschläge im Norden oder Süden des westpolnischen Raums führen zu können, praktisch nicht zu verwirklichen gewesen wäre. Zu solchen Operationen war der zur Verfügung stehende Raum zu eng, das polnische Bahnnetz zu wenig leistungsfähig. Zudem mußte man damit rechnen, daß große Truppenverschiebungen sehr bald durch die deutsche Luftwaffe und die deutschen Panzerverbände verhindert werden könnten. Es blieb also schon nichts anderes übrig, als von vornherein eine entscheidende Verteidigung erst hinter der Bobr-Narew-Weichsel-San- (bzw. Dunajec-)Linie in Aussicht zu nehmen und vorwärts derselben nur um Zeitgewinn zu kämpfen, wobei der Schwerpunkt von vornherein gegenüber Schlesien liegen mußte, während zugleich die vorerwähnte Sicherheit in der tiefen Nord- und Südflanke zu schaffen war.

Niemand wird behaupten können, daß auf diese Weise Polen vor der schließlichen Niederlage bewahrt worden wäre, wenn — wie geschehen — die Westmächte das polnische Heer völlig allein ließen. Immerhin hätte das geschilderte Verfahren die Polen davor bewahrt, im Grenzgebiet einfach überrannt zu werden, so daß die polnische Führung weder dazu kam, im Weichselbogen einen geleiteten Kampf zu führen, noch ihr Heer hinter die große Flußlinie zur planmäßigen Verteidigung zurückzunehmen.

Polen konnte — wie bereits gesagt — von Anfang an nur um Zeitgewinn kämpfen. Sich gegenüber dem deutschen Angriff so lange zu behaupten — letzten Endes hinter der genannten Flußlinie — bis ein West-

angriff der Alliierten die Deutschen zwang, ihre Kräfte aus Polen abzuziehen, darauf allein konnte es ankommen. Hieraus erhellt aber auch, daß die polnische militärische Führung der Staatsführung völlig eindeutig hätte sagen müssen, ohne eine bindende Zusage der Westmächte, sofort nach Kriegsausbruch im Westen mit allen Kräften offensiv zu werden, könne der Kampf gegen das Reich nicht aufgenommen werden.

Bei dem ausschlaggebenden Einfluß, den damals der polnische Oberbefehlshaber, Marschall Rydz-Smigly, auf die Entscheidungen der Regierung ausübte, hätte diese an einer solchen Warnung nicht vorübergehen können. Sie hätte in der Danziger und Korridorfrage rechtzeitig einlenken müssen, sei es auch nur, um einen Krieg mit dem Reich hinauszuschieben.

Unsere Truppen haben im Jahre 1940 in Frankreich ein Schreiben erbeutet, das General Gamelin, der alliierte Oberbefehlshaber im Westen, am 10. September 1939 an den polnischen Militärattaché in Paris gerichtet hat. Es ist offenbar die Antwort auf polnische Fragen, wann denn nun eine wirksame Hilfe für Polen kommen werde. General Gamelin schreibt hierzu zur Weitergabe an den Marschall Rydz-Smigly:

„Mehr als die Hälfte unserer aktiven Divisionen des Nordostens stehen im Kampf. Seit Überschreiten der Grenze haben uns die Deutschen einen nachdrücklichen Widerstand entgegengesetzt. Wir sind nichtsdestoweniger vorwärtsgekommen. Aber wir sind in einem Stellungskrieg gebunden, gegenüber einem abwehrbereiten Gegner, und ich verfüge noch nicht über alle notwendige Artillerie . . . Der Luftkrieg hat seit Beginn eingesetzt in Verbindung mit den Operationen auf der Erde. Wir haben das Bewußtsein, einen beträchtlichen Teil der deutschen Luftwaffe uns gegenüber zu haben.

Ich habe daher mein *Versprechen*, mit meinem Gros am 15. Tage nach dem ersten französischen Mobilmachungstag die Offensive zu beginnen, bereits vorher erfüllt. Es war mir unmöglich, mehr zu tun."

Polen hat demnach also tatsächlich eine Zusage von französischer Seite in der Hand gehabt. Es fragt sich nur, ob die polnische militärische Führung sich mit einem Versprechen, erst am 15. Tage mit dem Gros die „Offensive zu beginnen", hätte zufrieden geben dürfen. Die Ereignisse haben jedenfalls gezeigt, daß mit diesem Versprechen alles andere als eine schnelle und wirksame Hilfe für Polen gemeint gewesen ist.

Die polnische Niederlage war die unausbleibliche Folge der Illusionen, denen man sich in Warschau in bezug auf das Handeln der Verbündeten hingegeben hat, wie der Überschätzung der eigenen Kräfte hinsichtlich der Möglichkeit eines langdauernden Widerstandes.

3. Kapitel

DIE OPERATIONEN DER HEERESGRUPPE SÜD

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. in Neisse. Die ersten Stunden. Die Ausgangslage. Unsere operativen Gedankengänge: Stellen des Gegners noch vorwärts der Weichsel und verhindern, daß er hinter der Weichsel eine Verteidigungsfront aufbauen kann. Der Sturmmarsch der 14. Armee durch Galizien und über den San. Der Durchbruch der 10. Armee zur Weichsel und die erste Kesselschlacht um Radom. Ein origineller Besuch. Krise bei der 8. Armee. Die Schlacht an der Bzura. Das Ob.Kdo.d.H.Gr. muß eingreifen. Ein Vernichtungssieg. Erinnerungen an den Ersten Weltkrieg. Die Einnahme von Warschau. Das politische Hin und Her bezüglich der Demarkationslinie gegenüber den Sowjets führt zu weiteren Kämpfen. In memoriam. Das Geheimnis des deutschen „Blitzsieges". Oberbefehlshaber Ost. Wir fahnden nach unserem Zivilverwaltungschef. Parade in Warschau. Ausklang.

Im Oberkommando der Heeresgruppe

Als in der Morgendämmerung des 1. September 1939 unsere Truppen die polnische Grenze überschritten, waren natürlich auch wir vom Stabe der Heeresgruppe auf unseren Arbeitsplätzen im Heiligen-Kreuz-Stift zu Neisse. Das Stift, eine Anstalt zur Heranbildung katholischer Missionare, lag außerhalb der Stadt und bot in seiner Abgeschiedenheit, seiner Geräumigkeit, aber auch in der Kargheit seiner Unterrichtsräume und Wohnzellen einen ungemein praktischen und passenden Rahmen für eine hohe Kommandobehörde im Kriege. Das spartanische Dasein seiner gewöhnlichen Insassen, die uns einen Teil der Gebäude abgetreten hatten, färbte auch auf unser Leben in gewisser Weise ab, zumal unser Kommandant des Hauptquartiers, obwohl aus dem Münchener Löwenbräu kommend, wenig Neigung zeigte, uns zu verwöhnen. Daß wir, wie jeder Soldat, die Heeresverpflegung erhielten, war selbstverständlich.

Gegen die mittägliche Suppe aus der Feldküche war gewiß nichts einzuwenden. Aber daß wir des Abends tagein tagaus neben Kommißbrot nur Hartwurst erhielten, deren Zerkleinerung den älteren Herren doch recht schwer wurde, war vielleicht doch nicht unbedingt nötig. Zum Glück halfen die Mönche ab und an mit etwas Salat oder Gemüse aus ihrem Garten aus. Der Abt aber leistete dem Oberbefehlshaber und seinem engeren Kreise manchmal des Abends Gesellschaft und erzählte spannend von der entsagungsvollen Arbeit der Missionare in fernen Erdteilen. Erzählungen, die uns um so willkommener waren, als sie unsere Gedanken wenigstens für eine kurze Zeitspanne von den drängenden Fragen der vor uns liegenden Aufgaben lösten.

Mit dem Frühmorgen des 1. September allerdings hatten diese Unterhaltungen ein Ende. Der Kampf hatte von uns Besitz ergriffen. Wenn wir an jenem Morgen so früh auf unseren Plätzen waren, so war dies bedingt durch das Gefühl, bereit sein zu müssen von dem Augenblick an, in dem unsere Truppen in Feindberührung treten konnten, nicht durch praktische Notwendigkeit. Denn daß Stunden vergehen würden, ehe wir von den unterstellten Armeen wesentliche Nachrichten erhielten, war sicher. Es waren die Stunden, die jeder kennt, der in einem höheren Stabe gearbeitet hat, in denen alles läuft und man nur abwarten kann, wie es sich gestalten wird.

Der Soldat an der Front kennt die ungeheure Spannung, die über dem Losbrechen eines Angriffs liegt. Wenn auf der Uhr des Zugführers Sekunde um Sekunde der Zeiger weiterrückt, bis der erlösende Augenblick des Sturmes gekommen ist. Von diesem Augenblick an aber ergreifen den Kämpfer an der Front die Eindrücke des Kampfes und lassen ihn alles andere vergessen. Bei den Stäben jedoch, je höher je mehr, beginnt die Zeit eines spannungsgeladenen Wartens. Anfragen bei den nachgeordneten Kommandostellen, wie es steht, sind mit Recht bei diesen wenig beliebt und würden den Anschein von Nervosität erwecken. So wartet man lieber. Dabei ist es eine alte Erfahrung, daß das Sprichwort „schlechte Boten reiten schnell" auf das militärische Geschehen im allgemeinen nicht zutrifft. Wenn alles gut geht, so pflegen die Meldungen darüber schnell nach rückwärts zu gelangen. Bleibt der Angriff aber stecken, so hüllt die Front sich meist in Schweigen, sei es, weil die Nachrichtenverbindungen gestört sind, sei es, weil man warten möchte, bis besseres zu berichten ist.

So bricht die Spannung erst, wenn die ersten Meldungen eingehen, mögen sie nun gut oder schlecht sein. Bis dahin hieß es auch bei uns abwarten! Würde unsere Truppe, die mit soviel Hingabe und Arbeit, aber auch in allzu schneller Zeit aufgebaut worden war, unsere Erwartungen

erfüllen? Würden insbesondere die großen Panzerverbände, deren Organisation und Verwendung etwas völlig Neues war, das leisten, was sich ihr Schöpfer, General Guderian, und mit ihm wir, erhofften? Würde es der deutschen Führung, insbesondere der der Heeresgruppe, gelingen, aus der operativen Ausgangslage heraus zu einem vollen Sieg zu gelangen, der das feindliche Heer noch vorwärts der Weichsel vernichtete und damit die Gefahr bannte, daß wir etwa auf zwei Fronten zugleich zu kämpfen haben würden? Dies waren die Fragen, die uns in jenen Stunden des Wartens und der Ungewißheit bewegten.

Die Ausgangslage

Im Sinne der vom OKH aus Ostpreußen und aus Schlesien heraus geplanten großen Umfassungsoperation gegen das polnische Heer hatte die *Heeresgruppe Nord* – sobald sie erst die Verbindung zwischen Pommern und Ostpreußen durch Vertreibung der polnischen Kräfte aus dem Korridor hergestellt haben würde – die Möglichkeit, von vornherein hinter die Weichsel zu fassen, um den im großen Weichselbogen stehenden feindlichen Hauptkräften in den Rücken zu gehen.

Der *Heeresgruppe Süd* mußte demgegenüber die Aufgabe zufallen, nach Möglichkeit mit ihren beiden aus Schlesien vorbrechenden Armeen (10. und 8.) den Gegner noch im Weichselbogen zum Kampf zu stellen und sein Ausweichen hinter die Weichsel-San-Linie zu vereiteln. Dies bedingte einmal den Versuch, durch Vorstoß der geballten Kraft der Panzerverbände der 10. Armee, denen die Infanterie-Divisionen so schnell wie möglich zu folgen hatten, den anscheinend in Grenznähe erfolgenden feindlichen Aufmarsch zu überrennen und möglichst noch vor dem Gegner die Weichselübergänge von Demblin bis Warschau zu erreichen. Zum anderen kam es darauf an, daß die durch Galizien vorgehende 14. Armee schnellstens den San erreichte und überschritt. Falls der Gegner beabsichtigte, den entscheidenden Widerstand erst hinter San und Weichsel zu leisten, konnte sie von vornherein diese Stromverteidigung von Süden her aus den Angeln heben und – tief im Rücken des Gegners – dem Ostflügel der von Norden kommenden Heeresgruppe Nord die Hand reichen. Der 14. Armee mußte dabei zustatten kommen, daß ihr weit nach Osten in die Slowakei vorgestaffelter rechter Flügel sofort die im Gebiet um Krakau in der Versammlung befindlichen Feindkräfte in der tiefen Flanke bedrohte und damit eine nachhaltige Verteidigung West-Galiziens unmöglich machen konnte.

Im Sinne dieses operativen Gedankenganges hat das Oberkommando

der Heeresgruppe Süd die Operationen in Polen geführt. Immer war es bestrebt, die Masse der Feindkräfte noch vorwärts der Weichsel zum Kampf zu stellen und vernichtend zu schlagen. Zugleich trug es aber der Möglichkeit Rechnung, einem Versuch des Gegners, erst hinter der San-Weichsel-Linie den entscheidenden Kampf anzunehmen, zuvorkommen zu müssen.

An Stelle einer fortlaufenden Schilderung der Operationen, so wesentlich auch eine derartige Darstellung des Ablaufs dieses „Blitz-Feldzuges" sein könnte, möchte ich mich darauf beschränken, seine wesentlichsten Phasen in großen Zügen wiederzugeben. Zeitlich teils parallel, teils nacheinander verlaufend, waren es die folgenden:

Die schweren Grenzkämpfe und die anschließende stürmische Verfolgung des geschlagenen Gegners durch die *14. Armee* in *Galizien*, die diese bis *Lemberg* und über den *San* führte;

der Durchbruch der *10. Armee* zur Weichsel und die *Kesselschlacht um Radom;*

die *Schlacht an der Bzura*, die unter unmittelbarer Führung durch das Oberkommando der Heeresgruppe die Vernichtung der stärksten Feindgruppe durch die 8. und 10. Armee erbrachte;

der *Angriff auf Warschau* und schließlich die *Schlußkämpfe*, die die Folge des Hin und Her in den Abmachungen der deutschen politischen Führung mit den inzwischen in Ostpolen einmarschierenden Sowjets waren. Letztere überschritten am 17. September 1939 die ostpolnische Grenze.

Der Sturmmarsch der 14. Armee durch Galizien

Das erste Ziel der 14. Armee war die Einkesselung der in Westgalizien vermuteten starken Feindkräfte im Gebiet um Krakau. Durch den weitgedehnten, von Oberschlesien über das Gebiet von Mährisch-Ostrau bis in die Karpaten reichenden Aufmarsch dieser Armee, war bereits die Umfassung des Gegners eingeleitet.

Während das 8. AK (General Busch, 8., 28. Infanterie- und 5. Panzer-Division) zunächst die starken polnischen Grenzbefestigungen in Ost-Oberschlesien zu durchbrechen hatte, um dann nördlich der Weichsel auf Krakau vorzugehen, trat

das 17. AK (General Kienitz, 7. und 44. Infanterie-Division) aus Mähren südlich der Weichsel auf Krakau an.

Dem im Gebiet um Krakau erwarteten Gegner von vornherein in Flanke und Rücken zu gehen, war die Aufgabe zweier weiterer Korps,

des 22. Panzer-Korps (General v. Kleist, 2. Panzer- und 4. leichte Division), das aus dem die Westkarpaten durchschneidenden Orava-Tal von Süden her auf Krakau vorzustoßen hatte, und des

18. (Gebirgs-)Korps (General Beyer, 2. und 3. Gebirgs-Division), das ostwärts der Hohen Tatra durch das Poprad-Tal über Neu-Sandez

Die Operationen der Heeresgruppe Süd
im polnischen Feldzug

auf Bochnia (westlich Tarnow) durchzubrechen hatte, um in den Rücken der Feindkräfte um Krakau zu gelangen. Noch weiter östlich – über den aus dem Ersten Weltkrieg so bekannten Dukla-Paß – hatten die später vom OKH freigegebenen slowakischen Kräfte auszuholen. Auch die

bewährte bayerische 1. Gebirgs-Division und zwei Reserve-Divisionen wurden in der Folge diesem Umfassungsflügel zugeführt.

Die ersten Kämpfe der 14. Armee, namentlich die des schlesischen 8. AK um die polnischen Grenzbefestigungen, gestalteten sich schwer. Aber im wesentlichen war diese Grenzschlacht bereits durch die Umfassung aus den Karpaten heraus operativ entschieden. Zwar gelang die beabsichtigte Einkesselung der Feindgruppe Krakau nicht im eigentlichen Sinne dieses Wortes, da der Gegner Westgalizien, die ihm drohende Gefahr erkennend, räumte. Aber die Masse seiner Kräfte wurde doch bereits in diesen ersten Kämpfen zerschlagen und vor allem in der sich nunmehr anschließenden stürmischen Verfolgung aufgerieben, in der es dem 22. Panzer-Korps gelang, den Gegner zu überholen. Sie führten den rechten Flügel der Armee, das Gebirgs-Korps und das 17. AK, bis nach Lemberg und der Festung Przemysl, die beide genommen wurden. Die Reste der nach Ostgalizien entkommenen Feindkräfte und dort noch befindlichen Reserven des Gegners wurden — soweit sie nicht nach Rumänien fliehen konnten — in diesen Kämpfen aufgerieben. Der linke Flügel der Armee — das Panzer-Korps, das 8. und das ihr von der Heeresgruppe zugeführte 7. AK — konnte den San oberhalb seiner Einmündung in die Weichsel überschreiten. In z. T. schweren Kämpfen gegen den sich tapfer wehrenden Gegner wurden weitere Feindkräfte — die zum Teil aus Warschau oder von der Front der Heeresgruppe Nord herankamen — zerschlagen und dem Ostflügel dieser Heeresgruppe tief im Rücken der Weichselfront die Hand gereicht.

Am 15. September war mit der Einnahme von Lemberg und Przemysl diese Verfolgung im wesentlichen abgeschlossen, wenn auch die Vernichtung der restlichen polnischen Einheiten in diesem Gebiet und ostwärts des San noch weitere Kämpfe erfordern sollte.

Der Durchbruch der 10. Armee zur Weichsel und die Kesselschlacht um Radom

Lag dem Ansatz der 14. Armee — neben der Aufgabe, die in Westgalizien aufmarschierenden Feindkräfte zu vernichten — der operative Gedanke einer überholenden Verfolgung zugrunde, durch die in jedem Fall ein Wieder-Frontmachen des Gegners hinter der Weichsel verhindert werden sollte, so mußte es die Aufgabe der beiden aus Schlesien antretenden Armeen sein, den Feind möglichst noch *vorwärts* der Weichsel zum entscheidenden Kampfe zu stellen. Dabei fiel der stärkeren, vor allem mit Panzerverbänden ausgestatteten 10. Armee die entscheidende

Aufgabe des Durchstoßes auf die Weichsel zu, während die schwächere 8. Armee die Nordflanke dieser Operation gegen die um Kalisch-Lodz und in der Provinz Posen vermuteten Feindkräfte zu decken haben würde.

Die *10. Armee* trat aus Oberschlesien, linker Flügel etwa aus der Gegend von Kreuzburg, mit vier Korps in vorderer Linie an. Vom rechten Flügel beginnend das 15. (mot.) Korps (General Hoth, 2. und 3. leichte Division), das 4. AK (General v. Schwedler, 4. und 46. Infanterie-Division), das 16. Panzer-Korps (General Hoepner, 1. und 4. Panzer-Division, 14. und 31. Infanterie-Division) und das 11. AK (General Leeb, 18. und 19. Division). Das 14. (mot.) Korps (General v. Wietersheim, 13. und 29. [mot.] und 1. leichte Division) folgte in zweiter Linie.

Hinter der Armee folgten als Reserven der Heeresgruppe das 7. AK (General v. Schobert, 27. und 68. Infanterie-Division) sowie die 62. Infanterie-Division.

Die *8. Armee* hatte mit ihren beiden Korps, dem 13. AK (General v. Weichs, 10. und 17. Infanterie-Division sowie der [mot.] Leibstandarte) und dem 10. AK (General Ulex, 24. und 30. Division), tief gestaffelt in Richtung Lodz vorzugehen. Auch dieser Armee folgten zwei Divisionen (213. und 221.) als Reserven der Heeresgruppe.

Nachdem die Armeen am 1. September 1939 beim Morgengrauen die Grenze überschritten hatten, kam es alsbald zu heftigen Kämpfen, in denen der Gegner geworfen wurde. Ob er jedoch versuchen würde, noch vorwärts der Weichsel eine Entscheidung anzunehmen, oder ob sein Kampf dem Zeitgewinn dienen sollte und er streben würde, seine Kräfte hinter die Weichsel zurückzubringen, blieb das große Rätsel der nächsten Tage. Zunächst zeichnete sich jedenfalls die Bildung stärkerer Feindgruppen im Bereich des Berggeländes der Lysa Gora um Kielce, Radom und um Lodz ab.

Entscheidend für die Kämpfe dieser ersten Woche aber sind wohl zwei Faktoren gewesen, die in diesem Feldzuge erstmalig in Erscheinung traten.

Der eine war die Zerreißung der feindlichen Front durch die weit in die Tiefe durchstoßenden Panzerverbände, mit denen Schritt zu halten aber auch die Infanterie-Divisionen das Letzte hergaben.

Der andere war die nahezu völlige Ausschaltung der feindlichen Luftwaffe, die Lahmlegung des feindlichen Führungs-, Verbindungs- und Transportnetzes durch die erfolgreichen Angriffe der deutschen Luftwaffe. So ist es zu einer einheitlichen Führung der Operationen auf seiten des Gegners kaum mehr gekommen.

Das Oberkommando der Heeresgruppe sah sich auf Grund des ihm vorliegenden Feindbildes veranlaßt, der 10. Armee zwei Ziele zu stecken.

Mit einer rechten Gruppe (15. [mot.] und 4. AK), der die Heeresgruppe noch das 7. AK (das erst später zur 14. Armee verschoben wurde) nachführte, hatte die Armee die um Radom in der Bildung begriffene Feindgruppe anzugreifen und zu schlagen. Mit einer linken Gruppe, die aus dem 16. Panzer-Korps und 14. (mot.) Korps sowie dem 11. AK bestand, sollte sie anstreben, der Feindgruppe um Lodz den Rückweg auf Warschau zu verlegen, während die 8. Armee diesen Feind von Westen her anzugreifen haben würde.

In Verfolg dieser Aufträge gelang es der 10. Armee zunächst, die Feindgruppe Radom im Bereich des Waldgebirges der Lysa Gora zum Kampf zu stellen, während das schnelle 15. (mot.) Korps sich zwischen diesen Gegner und die Weichselübergänge von Opatow und Demblin schob, und das von der Nordgruppe abgedrehte 14. mot. Korps ihm auch den Weg nach Warschau verlegte. Am 9. September hatte sich der erste „Kessel" dieses Krieges um eine feindliche Armee geschlossen! Wohl dauerten die Kämpfe im Bereich von Kielce-Radom noch bis zum 12. September an, da der Gegner nicht nur zähesten Widerstand leistete, sondern auch immer erneut versuchte, den ihn umschließenden Ring zu sprengen, aber an dem Schicksal dieser Feindgruppe war nichts mehr zu ändern. Als der Kampf zum Abschluß kam, waren 60 000 Gefangene und 130 Geschütze in unserer Hand. Sieben feindliche Divisionen waren in diese Niederlage hineingezogen worden. Selbst wenn jedoch dem Gegner noch die Rettung hinter die Weichsel geglückt wäre, so würde er seinem Schicksal nicht entronnen sein. Denn an dem Tage, an dem die Schlacht von Radom zum Abschluß kam, stand die 14. Armee bereits mit ihrer 1. Gebirgs-Division vor Lemberg und hatte der linke Flügel dieser Armee längst den unteren San überschritten und war damit in der Lage, eine etwa vom Gegner geplante Weichselverteidigung aus den Angeln zu heben.

Inzwischen hatte die linke Gruppe der 10. Armee mit dem 16. Panzer-Korps nach Kämpfen den Weichselübergang von Gorja Kalwaria südlich Warschau erreicht und war mit einer Panzer-Division in den Südwestrand von Warschau eingedrungen. Zur Inbesitznahme dieser zur Verteidigung eingerichteten Großstadt waren jedoch diese Kräfte zu schwach. Die Panzer-Division mußte aus dem Stadtgebiet zurückgenommen werden. Immerhin war damit dem Gegner der Zugang nach Warschau von Westen her bereits gesperrt.

Während unsere Armeen dem San und der Weichsel zustürmten, war das Oberkommando der Heeresgruppe nach Lublinitz übergesiedelt, einer ehemaligen deutschen Ulanengarnison, die in der alten Armee nicht gerade den Ruf besonderen Reizes genossen hatte. Diesmal war unser Quartier eine Taubstummenanstalt, womit ich nicht sagen möchte, daß wir uns je taubstumm gestellt hätten. Im Gegenteil, wir hörten auf alles, was von der Truppe kam, mit wachen Ohren und scheuten uns andererseits auch nicht, unsere Ansicht nach oben unmißverständlich zum Ausdruck zu bringen. Das letztere soll nicht etwa bedeuten, daß wir im polnischen Feldzug in grundlegenden Fragen nicht mit dem OKH übereingestimmt hätten. Trotzdem gab es natürlich ab und an Abweichungen der beiderseitigen Ansichten. Vor allem aber war Generaloberst v. Rundstedt nicht bereit, sich irgendwie in die Führung der Heeresgruppe hineinreden zu lassen.

Die Gebäude der Taubstummenanstalt waren logischerweise nicht grade auf Schalldämpfung hin konstruiert. Infolgedessen beherrschte die Stimme unseres I c, die durch keinen Zuspruch zu dämpfen war, weithin das Feld. Über die Feindlage konnte also im gesamten Bereich unserer Unterkunft kein Zweifel sein. Um so gewandter erwies er sich jedoch bei einem originellen Besuch, den wir in Lublinitz erhielten. Eines Tages erschien bei uns, wie sie sagte „den Spuren des Führers folgend", eine bekannte Filmschauspielerin und Regisseurin, begleitet von einem Trupp von Kameraleuten. Sie gab an, im Auftrage Hitlers an der Front filmen zu sollen. Eine Tätigkeit, noch dazu von einer Frau ausgeübt, die uns Soldaten im Grunde recht zuwider war. Der Auftrag Hitlers jedoch lag nun einmal vor.

Im übrigen sah sie nett und verwegen aus, wie etwa eine elegante Partisanin, die ihr Kostüm von der rue de Rivoli aus Paris bezogen haben konnte. Ihr schönes Haar umwallte das interessante Gesicht mit den nah zusammenstehenden Augen wie eine lodernde Mähne. Sie trug eine Art Tunika, Breeches und weiche hohe Stiefel. Am Lederkoppel, das ihre Hüften umgürtete, hing eine Pistole. Die Nahkampfausrüstung war durch ein nach bayerischer Art im Stiefelschaft steckendes Messer ergänzt. Der Stab war durch diese ungewöhnliche Erscheinung, wie ich gestehen muß, ein wenig perplex. Zunächst ließ ich sie daher zu Generaloberst v. Rundstedt geleiten, um dort ihren Auftrag vorzubringen. Als charmanter Kavalier empfing er sie äußerst liebenswürdig, brachte sie aber bald zu mir zurück. Es blieb mir nichts übrig, als sie „in den Ge-

schäftsgang zu geben". So landete sie bei unserem I c mit der rauhen Stimme, der für alles, was mit Propaganda zusammenhing, im Nebenamt zuständig war.

Dieser, ein prächtiger, humorvoller Bayer, folgte nicht meinen Spuren, der ich versucht hatte, der Dame von einer Frontreise abzuraten. Er faßte die ganze Sache, völlig unbeeindruckt von der sensationellen Aufmachung der Regisseurin, rein dienstlich, trocken und nüchtern auf. Er empfing die Dame mit äußerster Korrektheit, hörte sich ihr Anliegen an, prüfte ihre und ihrer Begleiter Papiere. Alsdann griff er zum Fernsprecher und bestellte einen Sanitätsoffizier. Legte den Hörer auf und äußerte sachlich: „Sie müssen zunächst geimpft werden. Ich habe einen Arzt bestellt. Bitte machen Sie sich frei!" Es spricht für unsere Besucherin, daß sie nicht hoch ging, sondern nur lachte und sich weigerte, sich impfen zu lassen. Lediglich ihre Filmmänner sollten sich dieser Prozedur unterziehen, d. h. genau gesagt der Filmoperateur. Der tiefbraun gebrannte Mann kam, der Arzt setzte die Nadel an und zur Schadenfreude aller kippte der Unglückliche unverzüglich um. Der I c hatte den guten Einfall, diese Expedition zu General v. Reichenau zu schicken, der die Dame gut kannte und daher als der geeignete Schutzherr erschien. So fuhr sie mit ihrer Begleitung zum AOK 10 nach Konskie. Bald jedoch kehrte sie von dort zurück. Bei der Besetzung von Konskie hatte es schon vorher Schießereien gegeben, an denen sich auch Zivilisten beteiligt hatten. Eine Ansammlung auf dem Marktplatz führte infolge der Nervosität eines Flakoffiziers, der den Platz erreichte, als dort eine durch nichts gerechtfertigte Panik ausbrach, zu einer sinnlosen Schießerei, die mehrere Opfer forderte. Der Filmtrupp wurde Zeuge dieser bedauerlichen Szene und unsere Besucherin verließ erschüttert das Feld. Der betreffende Offizier ist im übrigen durch das sofort von General v. Reichenau eingesetzte Kriegsgericht zu Rangverlust und einer mehrjährigen Gefängnisstrafe wegen Totschlags verurteilt worden. Ein Zeichen, daß seitens der Kommandobehörden des Heeres in solchen Fällen sofort scharf durchgegriffen wurde. Eine Haltung, die allerdings später – bei Beginn des Rußlandfeldzuges – dazu führen sollte, daß Hitler die Gerichtsbarkeit in Fällen, die die Zivilbevölkerung betrafen, den Heeresgerichten entzog.

Die Schlacht an der Bzura

Während noch die Kämpfe im Gebiet um Radom im Gange waren, wenn sich auch bereits die siegreiche Entscheidung hier abzeichnete, trat der Nordflügel der Heeresgruppe für deren Führung dank einer vom Gegner ergriffenen Initiative in den Vordergrund.

In den ersten neun Tagen des Feldzuges war eigentlich alles so nach Wunsch und so planmäßig verlaufen, daß man glauben mochte, es könne kaum noch etwas geschehen, was den Ablauf der vorgesehenen Operationen wesentlich unterbrechen oder ändern könne. Immerhin hatte ich in diesen Tagen das unbestimmte Gefühl, daß in der Nordflanke der Heeresgruppe sich etwas zusammenbraue. War es doch sicher, daß der Gegner in der Provinz Posen starke Kräfte versammelt hatte, die noch nicht in Erscheinung getreten waren. Infolgedessen hatte ich in den Tagen des 8. und 9. September den Chef der 8. Armee mehrfach darauf hingewiesen, daß die Armee auf Aufklärung in ihrer Nordflanke bedacht sein müsse. Erörterungen zwischen uns und dem OKH über die Frage des Verbleibs der Posener Kräfte hatten am 9. September ein Fernschreiben des OKH gezeitigt, nach dem der Feind die Posener Verbände mit höchster Transportleistung nach Osten abfahre und eine Gefährdung der tiefen Flanke der 8. Armee demnach nicht mehr zu befürchten sei. Immerhin rechneten wir damit, daß sich insgesamt südlich der Weichsel zwischen Lodz und Warschau noch etwa 10 feindliche Divisionen befinden könnten.

Man wird sich erinnern, daß die Heeresgruppe beabsichtigt hatte, einer um Lodz vermuteten stärkeren Feindgruppe (5–6 Divisionen) durch die 10. Armee den Weg nach Warschau verlegen zu lassen, während zugleich die 8. Armee die Weisung erhalten hatte, diesen Gegner von Westen her anzugehen. Daneben blieb der ursprüngliche Auftrag dieser Armee, die Gesamtoperation der Heeresgruppe in der Nordflanke durch tiefe Staffelung zu decken, naturgemäß bestehen.

Allerdings scheinen die Blicke des AOK 8 stärker auf die erst genannte Aufgabe als nach Norden gerichtet gewesen zu sein. Am 10. September morgens meldete jedenfalls die Armee, daß ihre 30. Division überraschend von Norden her durch erheblich überlegene Kräfte des Gegners angegriffen worden sei. Die Lage entwickelte sich hier zu einer Krise. Versuche der Armee, sie durch Gegenangriffe wiederherzustellen, blieben stecken. Sie hoffte jedoch, den Gegner – es handelte sich unzweifelhaft um starke, zum großen Teil wohl aus der Provinz Posen zurückgeführte Kräfte – zum Stehen zu bringen und drehte hierzu ihre beiden Korps in eine nach Norden gerichtete Abwehrfront ein. Immerhin erbat die Armee die schleunige Zuführung eines Panzer-Korps, um einen Durchbruch des Gegners nach Süden auf Lodz, das am 9. September kampflos besetzt worden war, verhindern zu können.

Das Oberkommando der Heeresgruppe war jedoch keineswegs gewillt, die Lage bei der 8. Armee durch eine Verstärkung ihrer Front wiederherzustellen. Mochte hier auch eine – möglicherweise schwere – örtliche

Krise entstehen, so bedeutete eine solche operativ gesehen gar nichts. Im Gegenteil, sie bot uns die Chance, aus ihr einen großen Sieg zu machen. Hatten sich doch nunmehr starke Kräfte des Gegners noch westlich der Weichsel in einem Kampf festgelegt, der nur mit ihrer Vernichtung enden konnte, wenn deutscherseits richtig gehandelt wurde.

Das Oberkommando der Heeresgruppe lehnte also die vom AOK 8 erbetene Stützung der Front der 8. Armee durch ein Panzer-Korps ab. Stattdessen leitete es die Einkreisung des Gegners ein. Von Westen her kamen ohnehin noch die beiden als Heeresgruppen-Reserve der 8. Armee folgenden Divisionen heran, die gegen die Westflanke des die 8. Armee von Norden her angreifenden Gegners vorgeführt werden konnten. Eine leichte Division wurde aus der vor dem Abschluß stehenden Schlacht um Radom ebenfalls zu diesem Zweck heranbeordert. Vor allem aber wollte das Ob.Kdo.d.H.Gr. den Gegner vor der 8. Armee zu einer Schlacht mit verwandter Front zwingen. Zu diesem Zweck ordnete es an, daß die 10. Armee das vor und südlich Warschau stehende 16. Panzer-Korps sowie das 11. AK, das ersterem folgte, sofort nach Westen herumzuwerfen habe, um von Osten her in die Schlacht der 8. Armee einzugreifen. Dieser selbst fiel die Aufgabe zu, zunächst den noch immer angreifenden Gegner abzuwehren, aber sobald sich ein Nachlassen der feindlichen Angriffe fühlbar machen würde, ihrerseits zum Angriff überzugehen.

Eindrücke, die Generaloberst v. Rundstedt und ich bei Besuchen des AOK 8 in diesen Tagen gewannen (bei deren einem auch Hitler zugegen war), veranlaßten im übrigen das Ob.Kdo.d.H.Gr., die Leitung dieser Operation selbst in die Hand zu nehmen. Den Angriff der beiden von Osten bzw. Südosten her eingreifenden Korps der 10. Armee sollte Generaloberst v. Reichenau selbst leiten, während dem AOK 8 die Führung des Kampfes seiner beiden mit Front nach Norden fechtenden Korps und die Umfassung des Gegners von Westen her verblieb. Schließlich wurde auf Antrag der Heeresgruppe auch noch das 3. AK, das im Verbande der Heeresgruppe Nord die Weichsel im Rücken des Gegners von Norden her überschritten hatte, zur Vollendung der Einkreisung herangezogen. Als sich im Verlauf der Schlacht das Bestreben starker Teile des Feindes bemerkbar machte, längs der Weichsel nach der Festung Modlin zu entkommen, zog das Ob.Kdo.d.H.Gr. auch noch das 15. mot. Korps aus der Gegend von Radom heran, um dem Gegner auch diesen letzten Ausweg zu verlegen.

Nach schweren Kämpfen und Durchbruchsversuchen des Feindes, zunächst nach Süden, dann nach Südosten und schließlich nach Osten, brach der feindliche Widerstand am 18. September endgültig zusammen. Bis

zum 20. September meldete die 10. Armee 80 000 Gefangene, 320 Geschütze, 130 Flugzeuge und 40 Panzer als Beute. Die 8. Armee meldete 90 000 Gefangene und noch nicht zu übersehende Mengen an erbeutetem Kriegsmaterial. 9 feindliche Infanterie-Divisionen, 3 Kavallerie-Brigaden und Teile von 10 weiteren Divisionen waren in diese Niederlage verstrickt, also sehr viel mehr Verbände als wir vermutet hatten.

Die *Schlacht an der Bzura* ist die größte in sich geschlossene Kampfhandlung des polnischen Feldzuges gewesen, sein Gipfelpunkt, wenn auch nicht seine Entscheidung. Diese lag, operativ gesehen, bereits in der weitausholenden Umfassung der polnischen Gesamtkräfte durch die Heeresgruppe Nord im Norden, durch die 14. Armee im Süden beschlossen. Mochte dieser einzige großangelegte Gegenzug der polnischen Führung nun von der Hoffnung getragen sein, das Schicksal im Weichselbogen noch zu wenden, oder galt er allein dem Ziel, den südlich der Weichsel befindlichen Feindkräften den Weg nach Warschau freizukämpfen – an dem Schicksal des polnischen Heeres konnte er nichts mehr ändern.

Wenn auch die Schlacht an der Bzura nicht an die Ergebnisse der später in Rußland geschlagenen großen Kesselschlachten heranreicht, so ist sie doch die bis dahin größte Einkreisungsschlacht gewesen. Eine Einkreisungsschlacht, die nicht von vornherein mittels des Durchstoßens starker Panzerverbände durch die feindliche Front geplant werden konnte, sondern die sich aus den Gegenzügen ergab, die deutscherseits aus einer Lage heraus gemacht wurden, die uns infolge des Handelns des Gegners überraschend eine große Chance bot.

Erinnerungen

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. war, um die Einheitlichkeit der Operationen der 10. und 8. Armee sicherstellen zu können, nach Kielce vorgegangen. Für Generaloberst v. Rundstedt und mich waren es bekannte Gefilde, in denen sich jetzt die Kämpfe der beiden Armeen abspielten. Der Generaloberst war im Ersten Weltkriege zeitweise Generalstabsoffizier beim Generalgouvernement Warschau gewesen und kannte daher fast ganz Polen. Ich selbst hatte im Spätherbst 1914 als Adjutant des 2. Garde-Reserve-Regiments den Vormarsch aus Oberschlesien auf die Weichsel, die schweren Kämpfe vor der Weichselfestung Ivangorod (jetzt Demblin) und den Rückzug auf die oberschlesische Grenze mitgemacht. Die Orte, um die es nun in den Kämpfen der 10. Armee ging, die Berge der Lysa Gora, die Niederungen der Weichsel waren mir im Gedächtnis geblieben.

Als wir jetzt von Lublinitz nach Kielce fuhren, kamen wir auch über das Gefechtsfeld nahe des Ortes Kotowice, auf dem ich in der Nacht vom 16./17. November 1914 schwer verwundet und nur durch die Hilfe tapferer Kameraden davongekommen war. Es war eine etwas abenteuerliche Sache gewesen. Die 1. Garde-Reserve-Division, zu der unser Regiment gehörte, hatte damals im Verbande des Korps des Feldmarschalls v. Woyrsch nach dem Rückmarsch von der Weichsel vor der oberschlesischen Grenze Front gemacht. Wir erwarteten den Angriff des nachdrängenden, weit überlegenen Gegners. Allein vor der Front unseres Regiments waren zwei kaukasische Korps mit Teilen festgestellt. Während im Zweiten Weltkrieg die von den Sowjets brutal unterdrückten kaukasischen Völke rk auf unsere Seite neigten, galten damals die kaukasischen Korps als Elitetruppen der Zarenarmee. In diese Lage platzte am 16. November 1914 abends die Nachricht von dem Siege Mackensens bei Kutno. Zugleich hatte man russische Funksprüche aufgefangen, nach denen der Gegner anscheinend infolge jenes Schlages auch vor unserer Front zurückzugehen beabsichtige. Auf Befehl der Division hatte jedes Regiment eine Verfolgungsabteilung in Bataillonsstärke zu bilden, die noch in der Nacht dem angeblich den Rückzug antretenden Gegner nachzustoßen hatten. Ich bat meinen Kommandeur, als Adjutant des von uns in Eile zusammengestellten Bataillons, an dem Unternehmen teilnehmen zu dürfen. Brummend gab der etwas bärbeißige Oberst v. Cramer seine Einwilligung. Leider kam es anders als wir gedacht hatten. Die aufgefangenen Funksprüche erwiesen sich als falsch. Der Russe dachte gar nicht an Rückzug. So stieß unser Bataillon bei Kotowice auf eine feindliche Stellung, die wir — in der Annahme, daß es sich nur um eine Nachhutstellung handele — zu stürmen versuchten. Als wir den feindlichen Graben fast erreicht hatten — der Bataillonskommandeur, der von uns allen hochverehrte Major v. Bassewitz, ich und der Fahnenträger mit entfalteter Fahne in vorderster Linie —, kamen uns die Russen entgegen. Aber nicht mit erhobenen Händen, sondern mit „Urräh" und gefälltem Bajonett! Im Handgemenge erhielt ich einen Schuß, der mich niederwarf. Mein Gegner fiel auf mich. Aber ehe er mir den Garaus machen konnte, erschoß den auf mir Liegenden einer unserer herbeieilenden Grenadiere. Auch mich traf ein zweiter Schuß ins Knie. Zugleich rief Bassewitz mir zu, daß auch er verwundet sei. Zwei Grenadiere nahmen sich seiner an, um ihn zurückzutragen, doch alle drei hat die tödliche Kugel auf diesem Wege erreicht! Der Fahnenträger mit der Fahne aber war verschwunden! Wie sich später herausstellte, war er — ebenfalls schwer verwundet — mit der Fahne in den russischen Graben gefallen. Von dort rettete dann der Unteroffizier

1944

Einzug der 18. Inf.-Div. in Warschau

Abfahrt von Liegnitz nach dem Westen (Fahrer Nagel)

vom Hacht, ehemals mein Rekrut, die Fahne. Ich hörte es – selbst nicht mehr in der Lage zu gehen – noch ehe mich zwei Kameraden zurückbrachten. Als ich am Morgen in unserem Regimentsstabsquartier anlangte, empfing mich der Kommandeur mit den erfrischenden Worten: „Das haben Sie nun davon!" Als ich nun – 25 Jahre später – dieses unser Gefechtsfeld bei Tage sah, stiegen die alten Erinnerungen in mir auf. Das Bild des stürmenden Bataillons, der wehenden Fahne, der in der Dunkelheit aufzuckenden Lichter der Mündungsfeuer, das unangenehme Geräusch der vor unseren Füßen auf der harten Straße einschlagenden feindlichen Geschosse. Vor allem aber gedachte ich der Kameraden, die unter Einsatz ihres Lebens mir geholfen, der Hand Dessen, Der mich in jener Stunde beschirmt hatte!

Noch ein zweites Erlebnis hatte ich auf dieser oder einer anderen Fahrt. Bei der Durchfahrt durch Tschenstochau besuchten Generaloberst v. Rundstedt und ich die Kirche, in der die berühmte „Schwarze Madonna", wohl das von Polen am höchsten verehrte Heiligenbild, steht. Warmer Glanz unzähliger Kerzen, ihr süßer Honigduft, das verschwenderische Gold des Altars und vor diesem die knieende, inbrünstig betende Menge, dann und wann ein sich aus dem Halbdunkel geisterhaft lösender flehender Schrei! Hier betete ein Volk um den Sieg, die Mütter für ihre Söhne, so, wie auch unser Volk und wir alle dies taten!

In Kielce bezog unser Stab das ehemalige polnische Fürstenschloß. Wenn es auch seit langem als Sitz der Woiwodschaft gedient hatte, so hatte doch St. Bürokratius noch nicht die Schönheiten früherer Zeiten übertünchen können. Die wuchtigen Mauern mit ihren tiefen Fensternischen, von denen man einen Blick auf die um das alte Schloß gebaute Stadt hatte, schöne Decken, Gewölbe und Kamine kündeten noch von den Zeiten, in denen hier Glanz und Prunk geherrscht hatten.

In einem kleinen Saal, der unserem engeren Führungsstabe als Eßraum diente, hing als Symbol des neuen Polens ein großes Ölgemälde, das den Marschall Rydz-Smigly, den Nachfolger Pilsudskis, darstellte. In majestätischer Pose, einen silbernen Marschallstab, der in einem dicken Knauf endete und dadurch an mittelalterliche Keulen erinnerte, in der Hand, stand der Marschall vor einem Hintergrunde, der attackierende polnische Reiterei darstellte. Selbstbewußt und hochmütig blickte er auf uns herab. Was mochte dieser Mann wohl jetzt denken? Das Schicksal des von ihm geführten Heeres war bereits besiegelt, erfüllte sich jedenfalls gerade in jenen Tagen der Schlacht an der Bzura. Der Staat, dessen Lenker er gewesen war, stand vor dem Zusammenbruch! Er selbst aber sollte sich nicht als Heros erweisen. Er sollte bald sein Heer im Stich lassen und sich nach Rumänien zurückziehen. Nicht ohne, wie wir später

in Warschau hörten, sein Mobiliar vorsorglich ebendorthin in Sicherheit gebracht zu haben! Sic transit gloria mundi!

Die Einnahme von Warschau

Nach der Vernichtung der stärksten gegen uns im Felde stehenden Feindgruppe in der Schlacht an der Bzura und Kämpfen, die sich gegen Teile des Gegners, welche aus der Festung Modlin nach Warschau zu entkommen trachteten, im Waldgebiet südlich Modlin abspielten, trat an die Heeresgruppe die Aufgabe der Wegnahme von Warschau heran. Schon aber wurde ein Teil ihrer Verbände nach dem Westen abbefördert, wo die Franzosen und Briten zu unserer Überraschung der Vernichtung ihres polnischen Verbündeten bisher tatenlos zugesehen hatten.

Es war vorauszusehen und vom Oberkommando der Heeresgruppe dem OKH gemeldet worden, daß die Bereitstellung der Kräfte zum Angriff auf Warschau nicht vor dem 25. September beendet sein könne. Wollten wir doch die gesamte schwere Heeresartillerie, auch die der 14. Armee aus Galizien, zu diesem Angriff heranziehen.

Nachdem jedoch die Sowjets am 17. September in den polnischen Krieg eingegriffen hatten und die Weichsel als Demarkationslinie zwischen ihnen und uns festgelegt worden war, hatte Hitler es mit der Einnahme von Warschau sehr eilig. Er befahl, daß die Stadt bis zum 30. September genommen sein müsse. Daß die politische Führung von den Generalen einen Sieg verlangt, ist wohl die Regel. Daß sie aber auch den Termin des Sieges bestimmte, war fraglos ungewöhnlich.

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. war im übrigen gewillt, den Angriff so zu führen, daß er möglichst wenig Opfer erforderte. Es lag nicht in seiner Absicht, eines Termines wegen, unnütze Opfer zu bringen. Daß dieser Angriff überhaupt notwendig wurde, lag daran, daß der Gegner die Stadt zur Verteidigung eingerichtet hatte, sich in ihr eine feindliche Armee – wenn auch aus Resten vieler Verbände bestehend – befand und der polnische Oberbefehlshaber erklärte, die Stadt bis zum Letzten halten zu wollen.

Für das Ob.Kdo.d.H.Gr. stand fest, daß ein Überraschungsangriff auf die Stadt unter den gegebenen Umständen keinen Erfolg mehr versprechen konnte. Keinesfalls wollte es aber – aus welchen Gründen dies auch immer gefordert werden mochte – sich auf einen Kampf in der Großstadt selbst einlassen. Ein solcher hätte von der angreifenden Truppe, ebenso unweigerlich aber auch von der Bevölkerung, außerordentliche Blutopfer gefordert.

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. befahl also der mit Durchführung der Wegnahme

von Warschau beauftragten 8. Armee, durch Angriff lediglich eine enge und lückenlose Einschließung der Festung – etwa im Zuge der um die Stadt führenden Ringbahn – sicherzustellen. Alsdann sollte die Übergabe durch Bombardement, verbunden mit Luftangriffen, oder wenn dies nicht zum Ziele führen sollte, durch Mangel an Verpflegung und Wasser erzwungen werden. Bemerkt hierzu sei, daß das Ob.Kdo. sich einem Wunsch Hitlers, schon früher die Stadt aus der Luft zu bombardieren, erfolgreich widersetzt hatte, da ein Angriff zu jener Zeit keinerlei unmittelbaren Zusammenhang oder Nutzen für die militärischen Operationen bedeutet hätte. Jetzt aber war beides als Rechtfertigung für das Bombardement gegeben.

Am 25. September wurde das Wirkungsfeuer auf die Außenforts und militärische Stützpunkte sowie auf wichtige Versorgungseinrichtungen der Stadt eröffnet. Zugleich begannen die Teilangriffe zum Erreichen der vorgesehenen Einschließungslinie. Am 26. September wurden Flugblätter abgeworfen, die auf die bevorstehende Beschießung der Stadt selbst hinwiesen und zur Übergabe aufforderten. Da die polnischen Truppen weiterhin hartnäckigen Widerstand leisteten, wurde am 26. September abends das eigentliche Bombardement auf die Stadt eröffnet.

Am 27. September mittags erfuhren Generaloberst v. Rundstedt und ich während eines Besuches bei meiner alten 18. Division, die gerade zwei Außenforts der Festung genommen hatte, daß der Gegner die Kapitulation angeboten habe.*) Das Feuer wurde sofort eingestellt.

Am 28. September wurde die Kapitulation von dem polnischen Oberbefehlshaber und dem Oberbefehlshaber der 8. Armee, Generaloberst Blaskowitz, unterzeichnet. Sie enthielt Bestimmungen für eine sofortige Hilfeleistung für die Bevölkerung wie für die Verwundeten des Gegners. Im übrigen wahrte diese Kapitulation durchaus die militärische Ehre eines in tapferem Kampfe unterlegenen Feindes. Es wurde bewilligt, daß die Offiziere ihren Degen behielten, daß die Unteroffiziere und Mannschaften für kurze Zeit in die Kriegsgefangenschaft gehen sollten, um nach Erledigung der notwendigen Formalitäten in ihre Heimat entlassen zu werden.

Nach Angabe des polnischen Bevollmächtigten kapitulierten in Warschau noch 120 000 Mann!

Bei der Unterzeichnung der Kapitulationsurkunde sagte der polnische General: „Ein Rad dreht sich". Er sollte recht behalten, wenn auch – im Hinblick auf das seinem Vaterlande später beschiedene Schicksal – wohl kaum in dem Sinne, in dem er seine Worte meinte.

*) Für diese Waffentat erhielten als erste deutsche Soldaten das Ritterkreuz Oblt. Steinhardt und Lt. Stolz vom Inf.Regt. 51

Während in der Schlacht an der Bzura und durch die Einnahme von Warschau die Masse der Feindkräfte, die vorwärts der Weichsel gekämpft hatten, vernichtet wurden, fanden im Bereich der 14. Armee in Ostgalizien und im Gebiet jenseits des unteren San noch zahlreiche, zum Teil schwere Kämpfe mit einzelnen Feindgruppen statt, die bis dahin der Vernichtung entgangen waren. Auch die 10. Armee hatte inzwischen mit einem Korps die Weichsel bei Demblin und nördlich überschritten, um auf Lublin vorzugehen. In diese Kämpfe platzte plötzlich die Weisung der obersten Führung, Lemberg, das soeben vor den Truppen der 14. Armee kapituliert hatte, den Sowjets zu übergeben und auf der ganzen Front der Heeresgruppe hinter die von Ribbentrop mit den Sowjets vereinbarte Demarkationslinie zurückzugehen. Sie verlief vom Uzoker Paß bis Przemysl und dann entlang des San und der Weichsel bis nördlich Warschau. So waren alle Kämpfe jenseits von San und Weichsel für die Verbände der Heeresgruppe umsonst und allein zum Vorteil der Sowjets gewesen! Der Rückmarsch hinter den San bedingte den Abbruch des Kampfes gegen eine noch auf 2–3 Divisionen und 1–2 Kavallerie-Brigaden geschätzte Feindgruppe, die – in bewundernswerter Tapferkeit, aber völliger Verkennung der Gesamtlage – nun ihrerseits zum Angriff überging und versuchte, unserem 7. und 8. AK den Rückmarsch über den San zu verlegen. Auch hier kam es nochmals zu schweren Kämpfen, die lediglich die Folge des politischen Hin und Her zwischen der deutschen und der sowjetischen Regierung waren. Letzteres wurde am besten gekennzeichnet durch die Tatsache, daß am 1. Oktober wiederum eine Änderung der Demarkationslinie erfolgte. Nun sollte das Gouvernement Lublin erneut von uns besetzt werden. Das 14. mot. Korps überschritt also nochmals die Weichsel. Vor ihm streckte die letzte noch im Felde stehende Feindgruppe, die im Ausweichen vor den Sowjets auf die Weichsel war, die Waffen.

Der polnische Feldzug war zu Ende!

Die Heeresgruppe Süd hatte in seinem Verlauf 523 136 Gefangene gemacht und 1401 Geschütze, 7600 MG, 274 Flugzeuge, 96 Kampfwagen und unübersehbares sonstiges Kriegsmaterial erbeutet. Die blutigen Verluste des Gegners, der mit großer Tapferkeit und auch in hoffnungslosen Lagen noch mit zäher Verbissenheit gekämpft hatte, waren zweifellos sehr hoch.

Die Verluste der Heeresgruppe betrugen:

Offiziere	505 tot	759 verwundet	42 vermißt
Uffz. und Mannschaften	6049 tot	19719 verwundet	4022 vermißt

Wenn ich vorstehend die Zahl unserer Verluste genannt habe, die an dem Erfolg dieses Feldzuges gemessen gering erscheinen mag, aber darum nicht minder schmerzlich war, so möge es der Leser mir gestatten, in diesem Zusammenhang dreier Männer zu gedenken, deren Tod mich ganz persönlich berührte. Soll doch dieses Buch nicht ganz ausschließlich der Schilderung militärischer Operationen gewidmet sein, sondern daneben, wenn auch in bescheidenem Maße, das eigene Erleben anklingen lassen.

Vor Warschau fiel der frühere Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst Frhr. v. Fritsch. Der Mann, der das neue deutsche Heer in den Jahren 1934 bis 1938 geschaffen hatte. Der Edelmann, dem es nicht gegeben war, den Schurken gegenüber, die jene diabolische Intrige zu seiner Beseitigung eingefädelt hatten, mit einem „à corsaire, corsaire et demi" zu begegnen. Der in preußischer Tradition wurzelnde Offizier, dem es sein Pflichtgefühl nicht erlaubte, die von ihm geschaffene Armee gegen den Staat einzusetzen. Ich hörte später, daß Generaloberst v. Fritsch, als er sich bei Kriegsausbruch von seinem ehemaligen Generalstabschef, Generaloberst Beck, verabschiedete, kurz und halblaut noch im Weggehen gesagt hatte: „Ich kann das Leben so nicht aushalten". Dieser stillen Verzweiflung entsprachen auch seine letzten Worte, als sein Ordonnanzoffizier vergeblich versuchte, die Schußwunde zu verbinden, von der die Schlagader am Oberschenkel aufgerissen worden war: „Lassen Sie nur, es lohnt nicht mehr".

In Polen fiel auch mein ältester Freund, der Oberst Wilhelm Dietrich v. Ditfurth, als Kommandeur an der Spitze seines motorisierten Schützenregiments im September in der Schlacht bei Radom. Mit ihm ging ein Mann dahin, der meinen Lebensweg schon seit unserer frühen Jugend begleitet hatte. Wir waren zwölf Jahre alt, als wir, beide Plöner Kadetten, uns anfreundeten. Dico, wie alle ihn nannten, die ihm näherstanden, blieb dann als Mitschüler des Prinzen Oscar v. Preußen in Plön, als ich in die Hauptkadettenanstalt nach Lichterfelde kam. Vier Jahre später kamen wir jedoch wieder zusammen, beide als Leutnants im Dritten Garderegiment. Wir standen als Rekrutenoffiziere beim gleichen Bataillon, waren also während des Dienstes und noch öfter in unseren freien Stunden zusammen. In dieser Zeit knüpfte sich unsere Freundschaft, die in Plön begonnen hatte, unauflöslich. Über seinen Tod hinaus werde ich sie ihm bis an mein Lebensende bewahren.

Ditfurth war einer der liebenswertesten und liebenswürdigsten Männer, die ich gekannt habe. Er war hoch gewachsen, klug, und offen für alles

Schöne und Gute. Schon in seiner Jugend war er von seltener Ausgeglichenheit. An ihm erkannte man, welchen kostbaren inneren Fundus eine in Liebe und Harmonie lebende Familie den Kindern für ihr ganzes Leben mitgibt. Bei seinen Eltern und seinen Geschwistern zu weilen, war eine einzige Freude. Nach wenigen Jahren wurden wir wieder getrennt. Die Kaiserin hatte Ditfurth als Erzieher des jüngsten, etwas schwierigen Kaisersohnes ausersehen. Wir hielten jedoch unsere Verbindung durch einen lebhaften Briefwechsel aufrecht. 1913 kam Ditfurth zu meiner Freude wieder ins Regiment zurück und wir bezogen gemeinsam die Kriegsakademie. Bald jedoch wurde er hier wieder abberufen, um in unserm Regiment Regimentsadjutant zu werden, ein Beweis, wie die Vorgesetzten seine militärischen Qualitäten einschätzten. Immerhin blieben wir in Berlin zusammen. Dann riß uns der Kriegsausbruch erneut auseinander. Ditfurth zog als Adjutant des aktiven, ich als Adjutant des Reserve-Regiments ins Feld. In einer schicksalhaften Synchronisation, wie sie das Leben bisweilen bringt, trafen wir während der Somme-Schlacht, beide als Generalstabsoffiziere, beim AOK I wieder zusammen. Im Sommer 1917 wurde Dico weggeholt. Das Kaiserpaar hatte sich seiner vorzüglichen Erziehereigenschaften erinnert und wünschte, daß er sie den Söhnen des Kronprinzen widme. Kein Besserer hätte für dieses Amt gefunden werden können. Für Ditfurth selbst war es jedoch eine schwere Sache, als Soldat mitten im Kriege zurück in die Heimat gehen zu müssen. Ein Höfling wurde er nie. Auch nach der Revolution, die die Grundlagen seiner Aufgabe hinfällig machte, blieb er dieser treu. Nach Abschluß der Erziehung der Prinzen trat er in den Dienst des Kronprinzen. Als er annehmen konnte, daß dieser seiner nicht mehr bedürfe, folgte er unverzüglich dem Zuge seines Herzens und wurde wieder Soldat. Noch einige Friedensjahre waren ihm als Erzieher zunächst seines Bataillons, dann seines Regimentes vergönnt. Dann traf ihn an der Spitze seiner Grenadiere, in vorderster Linie selbst zum Gewehr greifend, die feindliche Kugel.

Auch in unsere engste Familie griff bereits während des Polenfeldzuges die Hand des Todes. Der älteste Bruder meiner Frau, Konrad v. Loesch, wurde als Rittmeister d. R. bei einer Aufklärungs-Abteilung durch einen Rückenmarkschuß am 9. September in der Schlacht an der Bzura schwer verwundet. Er besaß das väterliche Gut Lorzendorf in Schlesien, war mit einer Gräfin Zedlitz verheiratet und hatte drei Kinder. Auch das chirurgische Genie von Sauerbruch vermochte ihn nicht zu retten. Doch hat dieser große Arzt durch seine Kunst, vor allem aber durch seine menschliche Güte, die letzten Monate des so schwer Leidenden doch etwas erleichtern können. Mein Schwager starb, 40 Jahre alt, im März 1940 in

der Charité in Berlin. Sein Verlust traf uns alle, besonders aber meine Frau, die, nur ein Jahr jünger, mit ihm aufgewachsen war, schwer. Dieser Mann, voll von Idealen, reizend zu seinen Kindern und eng verbunden mit seinen Gutsleuten, ein passionierter Reiter und Soldat, wird nicht nur in der Erinnerung seiner Angehörigen weiterleben.

Am 5. Oktober veranstaltete Hitler eine Siegesparade in Warschau. Auf der großen Allee, die vom Belvedere nach dem Schloß führt, defilierten die siegreichen Divisionen, die in und um Warschau lagen, an ihm vorbei. Die Truppen machten trotz der überstandenen Kämpfe und Anstrengungen einen vorzüglichen Eindruck. Der Stolz auf das, was sie in diesem „Blitzfeldzug" geleistet hatten, leuchtete den jungen Soldaten aus den Augen.

Leider endete die Parade mit einem unerfreulichen Mißklang, der zugleich blitzartig ein Licht auf die Einstellung Hitlers zu den Führern des Heeres warf.

Es war vorgesehen, daß Hitler auf dem Flugplatz vor seinem Abflug kurz mit den Kommandeuren der Truppen, die an der Parade teilgenommen hatten, zusammen sein sollte.

Nicht mit Unrecht konnten wir wohl einige Worte des Dankes erwarten. In einer Flugzeughalle war ein Tisch gedeckt, an dem Hitler mit den Kommandeuren eine Feldküchensuppe einnehmen sollte. Als er jedoch die Halle betrat und den mit einer weißen Tischdecke und Herbstblumen geschmückten Tisch erblickte, machte er brüsk kehrt, nahm an einer draußen stehenden Feldküche ein paar Löffel Suppe, sprach mit den ihn umdrängenden Soldaten und flog ab. Offenbar wollte er durch dies Verhalten seine „Volksverbundenheit" zum Ausdruck bringen. Ich bezweifle aber, daß er bei unseren braven Grenadieren mit seinem Verhalten wirklich Beifall gefunden hat. Sie hätten es sehr wohl verstanden, wenn das Staatsoberhaupt nach solchen Siegen mit den Kommandeuren auch die Truppe selbst geehrt hätte. Gegenüber ersteren aber war sein Benehmen eine Brüskierung, die zu diesem Zeitpunkt zu denken geben mußte.

Der polnische Feldzug wurde alsbald als der „Blitzkrieg" bezeichnet. In der Tat stand dieser Feldzug, was die Schnelligkeit seiner Durchführung und das Ergebnis anbetraf, ziemlich einzig da, bis die kommende deutsche Westoffensive etwas Ähnliches in noch größerem Maße bringen sollte.

Um aber zu einer gerechten Bewertung zu gelangen, muß man sich das vor Augen halten, was in einem früheren Kapitel über die polnischen Aussichten in diesem Kriege gesagt worden ist.

In der Tat, dieser Feldzug *mußte* von den Deutschen gewonnen werden angesichts ihrer weit günstigeren operativen Ausgangslage und ihrer Überlegenheit, wenn zwei Voraussetzungen gegeben waren:

Erstens, daß die deutsche Führung ein sehr hohes Risiko im Westen auf sich nahm, um im Osten die notwendige Überlegenheit haben zu können, und

zweitens, daß die Westmächte dieses Risiko in keiner Weise ausnutzten, um den Polen rechtzeitig zu Hilfe zu kommen.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß sich die Dinge wesentlich anders hätten entwickeln können, wenn die Westmächte zum frühest möglichen Zeitpunkt im Westen offensiv geworden wären. Allerdings hätte dem eine polnische Führung entsprechen müssen, die, über etwas mehr Wirklichkeitssinn verfügend, ihre Kräfte nicht von vornherein verzettelt hätte, in dem Bestreben, nicht zu haltendes doch zu behaupten. Eine Führung, die vielmehr von Anbeginn an, ihre Kräfte an den entscheidenden Punkten zusammenhaltend, planmäßig um den Zeitgewinn gekämpft hätte, der notwendig gewesen wäre, die Deutschen in die Zwickmühle eines wirklichen Zweifronten-Kampfes zu bringen. Die Tapferkeit, mit der die polnische Truppe bis zuletzt gekämpft hat, hätte der polnischen Führung schon ein Aushalten bis zu dem Zeitpunkt ermöglichen können, zu dem die Alliierten, am Rhein angekommen, die deutsche Führung vor die Frage eines vorzeitigen Abbruchs des polnischen Feldzuges gestellt hätten.

So haben – wie Graf Schlieffen es einmal ausgedrückt hat – die Unterlegenen auch in diesem Fall das ihre zum Siege des Gegners beigetragen.

Auf der anderen Seite wird man allerdings auch anerkennen müssen, daß der *so schnelle* und so durchschlagende Erfolg im polnischen Feldzug neben der günstigen operativen Ausgangslage und der – durch Eingehen eines sehr hohen Risikos gegebenen – Überlegenheit auf deutscher Seite doch auch der besseren Führung und dem höheren Wert der deutschen Truppe zuzuschreiben ist.

Eine ausschlaggebende Rolle bei der Schnelligkeit des Erfolges hat die neuartige Verwendung großer, selbständig operierender Panzerverbände und die Unterstützung durch eine weit überlegene Luftwaffe gespielt. Das entscheidende dürfte aber nächst der immer bewährten Tapferkeit des deutschen Soldaten und seiner Hingabe doch der *Geist* gewesen sein, der die deutsche Führung und Truppe beherrschte. So sicher es ist, daß die materielle Aufrüstung weitgehend auf die Energie Hitlers zurückzuführen war, so hätte doch materielle Überlegenheit allein keineswegs einen so schnellen und durchschlagenden Sieg gewährleistet.

Das Wesentlichste war doch, daß jene kleine, einst von vielen über die

Achsel angesehene Reichswehr aus der Niederlage des Ersten Weltkrieges die große deutsche Führungs- und Ausbildungstradition gerettet und wiederbelebt hatte. Die neue deutsche Wehrmacht, als das Kind dieser Reichswehr, hatte – wohl als einzige – es verstanden, die Entartung der Kriegführung zum Stellungskriege oder – wie General Fuller es in bezug auf die Führung im letzten Stadium des Zweiten Weltkrieges ausdrückt – zum „Eisenhandel" zu überwinden. In der deutschen Wehrmacht war es gelungen, mit Hilfe der neuen Kampfmittel wieder zur wahren Führungskunst in beweglicher Operationsführung zu gelangen. Die in keiner anderen Armee in gleichem Maße gepflegte Selbständigkeit der Führer bis zum Unterführer und bis zum Einzelkämpfer der Infanterie herab barg das Geheimnis des Erfolges. Dieses Erbe aber hatte wiederum die Reichswehr erhalten und weitergegeben. Die neue Wehrmacht hatte ihre erste Probe in Ehren bestanden. Noch hatte auch die Führung des Heeres im ganzen gesehen ohne fremde Einmischung handeln können. Noch hatten die militärischen Befehlshaber die volle Befehlsgewalt in Händen gehalten. Noch hatte die Truppe einen rein militärischen Kampf zu führen gehabt, der darum auch noch ritterlich geführt werden konnte.

Oberbefehlshaber Ost

Mit dem 3. Oktober war Generaloberst v. Rundstedt zum Oberbefehlshaber Ost ernannt worden. Als Chef der Zivilverwaltung für das besetzte Polen, aus dem alsbald die neugeschaffenen Reichsgaue ausgeklammert wurden, sollte der Minister Frank an seine Seite treten. Der Stab der Heeresgruppe, der nun auch eine Oberquartiermeister-Abteilung erhielt, verblieb dem Oberbefehlshaber Ost für seine militärischen Aufgaben. Das Oberkommando der Heeresgruppe Nord wurde an die Westfront verlegt.

Diese Regelung mußten Generaloberst v. Rundstedt und sein Stab naturgemäß bitter empfinden. Immerhin hatte die Heeresgruppe Süd den größeren Anteil an den Kämpfen des polnischen Feldzuges gehabt. Nun sollten wir in Polen kaltgestellt werden, während das Oberkommando Nord vor neue große militärische Aufgaben gestellt wurde. Noch dazu erschien es wenig verlockend, Besatzungsmacht zu spielen mit einer Verwaltung, die unter einem Prominenten der Partei stehen würde.

Unser Zivilverwaltungschef

Bereits für den Angriff auf Warschau war der Stab der Heeresgruppe in das dicht westlich der Stadt liegende Schlößchen Helenow übergesie-

delt. Es war ein reizender kleiner Rokokobau, zu dem lange Alleen führten, von einem schönen Park mit großen Teichen umgeben. Hier besuchte uns einige Tage nach dem Fall von Warschau unser künftiger Zivilverwaltungschef. Der Mittagstisch war gedeckt. Der Generaloberst und sein Stab warteten auf den Besuch. Nachdem eine Stunde über die vorgesehene Zeit verstrichen war, sagte Rundstedt wütend: „Los! Ohne ihn." Wir hatten das Essen gerade beendet, als eine Kavalkade von Wagen vor unserem Schlößchen vorfuhr. Dem ersten entstieg eine blaue, über und über mit Gold bestickte Gestalt, die wir unter anderen Umständen als einen kubanischen Admiral angesehen hätten. Es war Herr Frank. Den übrigen Wagen entquoll zu unserem Entsetzen ein zahlreiches Gefolge, Uniform um Uniform, Mann um Mann. Auf diesen Massenandrang war unser Koch mit den uns zugemessenen Rationen nicht eingerichtet. Jedoch, es wurde serviert. Die Fleischschüssel – Gulasch – enthielt allerdings nur mehr sehr viel Soße und wenig Fleisch. Sehr erheitert sahen wir zu, wie Herr Frank sich die Fleischstückchen sorgfältig herausfischte, seinem Gefolge die Soße überlassend. Es war sichtlich die praktische Anwendung der Lehre: „Gemeinnutz geht vor Eigennutz!" Dann erhob sich Herr Frank, wünschte mit dem Generalobersten vor dem Schloß fotografiert zu werden, erledigte dies in bester Pose, erklärte alsdann, seine Zeit sei abgelaufen, er müsse nach Berlin zum Führer, bestieg seinen Wagen, das Gefolge wälzte sich in die anderen Autos und weg waren sie. Generaloberst v. Rundstedt sah ihnen schweigend nach. Zu einer Besprechung über die Aufgaben unseres künftigen Zivilverwaltungschefs war es nicht gekommen. Es kam auch niemals dazu.

Bald darauf siedelten wir nach Lodz über, wo der Oberbefehlshaber Ost seinen endgültigen Sitz nehmen sollte. Ich hatte das ehemalige Jagdschloß des Zaren Spala vorgeschlagen. Es lag inmitten herrlicher Wälder dicht bei der Stadt. Aber Herr v. Rundstedt wollte lieber nach Lodz. Er versprach sich davon wohl irgend welche Anregungen. Er sollte bitter enttäuscht werden. Zwar wohnten wir leidlich in dem ehemaligen polnischen Generalkommando, aber die Stadt wimmelte derart von Menschen, wie ich es sonst noch nirgendwo erlebt habe. Es war ganz ausgeschlossen, daß sich der Oberbefehlshaber in dieses Menschengewimmel begab. Es blieb ihm nichts übrig, als erbittert Bewegung und Anregung durch Spaziergänge auf dem Friedhof zu suchen, dem einzigen Ort, an dem ein Spaziergang für ihn überhaupt möglich war.

Da unser neuer Zivilverwaltungschef sich auch in Lodz nicht blicken ließ, die Verwaltung jedoch schließlich eingerichtet werden mußte, schickten wir unseren Oberquartiermeister, General Crüwell, aus, um Frank herbeizuschaffen. Crüwell suchte eine Weile im Reich herum und entdeckte Frank dann auf seinem Landsitz an einem oberbayerischen See. Es gelang dem General, Frank zu einer Reise nach Lodz zu bewegen. Ich wohnte der kühlen Besprechung zwischen dem Oberbefehlshaber und ihm bei. In ihrem Verlauf erklärte v. Rundstedt, daß er keinesfalls in seinem Bereich eine Nebenregierung des Reichsführers SS dulden werde. Frank möge dies von vornherein zur Kenntnis nehmen. Letzterer stimmte vorbehaltlos zu und schloß mit den feierlichen Worten: „Herr Generaloberst, Sie wissen, ich bin ein Mann des Rechts!" Nach diesem schönen Satz erklärte Herr Frank etwas hastig, seine Zeit sei abgelaufen, er müsse nach Berlin zum Führer . . . und entschwand wie einst in Helenow. Wir haben ihn nicht wiedergesehen. Er kam erst nach Polen, als unser Stab dieses verlassen hatte und Frank anstelle der Rolle eines Zivilverwaltungschefs beim Oberkommando die des allmächtigen Generalgouverneurs übernehmen konnte.

Ausklang

Inzwischen hatten uns unsere drei AOKs verlassen, um an die Westfront zu gehen. An ihre Stelle traten Militärbefehlshaber mit mehr oder weniger rein territorialen Aufgaben. Auch die Masse der Truppen bis auf eine geringe Zahl von Besatzungs-Divisionen – verschwindend gering gegenüber den sowjetischen Kräften, die in Ostpolen eingerückt waren – ging nach dem Westen. Daß Hitler dort nunmehr eine baldige Offensive plante, wurde auch uns bekannt. Demgegenüber verblieb uns als militärische Aufgabe nur die Sicherung des polnischen Gebiets, die Ausbildung der zumeist erst kürzlich aufgestellten Divisionen und die Erkundung einer Befestigungslinie gegen den Osten.

Schon anläßlich der Parade in Warschau hatte Generaloberst v. Rundstedt dem Oberbefehlshaber des Heeres keinen Zweifel darüber gelassen, daß er die Belassung seines Oberkommandos als Besatzungsbehörde in Polen als Zurücksetzung empfinden müsse. Ich hatte in gleichem Sinne mit General Halder gesprochen. Schließlich fand ich bei dem Oberquartiermeister I, General v. Stülpnagel, Verständnis für den Gedanken, daß man doch wohl eine Offensive im Westen kaum mit nur einem Heeresgruppen-Kommando werde führen können.

Am 15. Oktober erschien bei uns Oberst Heusinger von der Operationsabteilung des OKH und brachte uns die erfreuliche Mitteilung, daß auch unser Oberkommando Ende Oktober an die Westfront verlegt werden solle. An unsere Stelle sollte das Armee-Ober-Kommando 8 unter Generaloberst Blaskowitz treten. Ich selbst erhielt bald darauf den

Befehl, mich zur Entgegennahme der Aufmarschanweisungen für den Westen in Zossen beim OKH am 21. Oktober einzufinden.

Am 18. Oktober verließ ich Lodz, um noch kurz meine Familie und meinen in Breslau liegenden schwer verwundeten Schwager zu sehen.

Dann ging es einer neuen Aufgabe entgegen.

II.

DER WESTFELDZUG 1940

„Nun ward der Winter uns'res Mißvergnügens
glorreicher Sommer . . ."
Shakespeare, Richard III.

Froh, der undankbaren Aufgabe, in Polen Besatzungsmacht spielen zu sollen, entronnen zu sein, traf unser Oberkommando am 24. Oktober 1939 an der Westfront ein, um den Befehl über die neugebildete Heeresgruppe A zu übernehmen. Die unterstellten Armeen (12. und 16.) standen mit ihren Divisionen vorderer Linie an der südbelgisch-luxemburgischen Grenze, mit ihren rückwärtigen Verbänden nach Osten aufgelockert bis auf das rechte Rheinufer. Als Sitz des Ob.Kdo.d.H.Gr. war Koblenz bestimmt.

Wir nahmen dort Quartier in dem am Rheinufer liegenden Hotel Riesen-Fürstenhof, das mir einst, während ich als Fähnrich auf der Kriegsschule im nahen Städtchen Engers war, als der Clou der Eleganz und kulinarischer Freuden erschienen war. Jetzt waren die Einschränkungen der Kriegszeit auch an diesem altbekannten Haus nicht spurlos vorübergegangen. Unsere Arbeitsräume lagen in einem ehemals reizvollen alten Gebäude nahe dem Deutschen Eck, das bis zum Kriege der Koblenzer Division als Dienstsitz gedient hatte. Die einstmals hübschen Rokokoräume waren nun zu kahlen, düsteren Büros geworden. Auf einem kleinen, von alten Bäumen bestandenen Platz nahe dem Hause stand ein recht interessanter Denkstein. Es war ein mit einer bombastischen Inschrift versehener Obelisk, den der französische Kommandant von Koblenz im Jahre 1812 zum Andenken an den Rheinübergang der nach Rußland marschierenden „Großen Armee" Napoleons hatte errichten lassen. Unter der Inschrift aber war eine zweite eingegraben. Sie lautete etwa: „Kenntnis genommen und gebilligt." Sie trug die Unter-

schrift des russischen Generals, der im Jahre 1814 Kommandant der Stadt geworden war!

Schade, daß Hitler diesen Denkstein nicht gesehen hat!

Unsere Führungsabteilung hatte, auf meinen Antrag hin, eine wertvolle Bereicherung durch einen zweiten, älteren Generalstabsoffizier für die Abteilung Ia erhalten. Es war der damalige Oberstleutnant von Tresckow, der im Juli 1944 als einer der treibenden Kräfte der Verschwörung gegen Hitler seinem Leben freiwillig ein Ende gesetzt hat. Tresckow hatte bereits im Frieden unter mir in der 1. Abteilung des Generalstabes gearbeitet. Er war ein hochbegabter Offizier und ein glühender Patriot. Klugheit, Bildung, weltoffenes und weltmännisches Wesen verliehen ihm einen besonderen Charme. Seine elegante, aristokratische Erscheinung fand eine vollkommene Ergänzung in seiner ebenso klugen wie schönen Frau, einer Tochter des ehemaligen Kriegsministers und Generalstabschefs v. Falkenhayn. Es hatte derzeit in den Berliner Offizierskreisen wohl kaum ein charmanteres Paar gegeben als das Ehepaar Tresckow.

Mit Tresckow verband mich aus der Zeit gemeinsamer Arbeit in der Operationsabteilung ein enges Vertrauens-, ich möchte beinahe sagen Freundschaftsverhältnis. Auch jetzt in Koblenz sollte er mir ein besonders wertvoller Helfer in dem Kampf um die Durchsetzung des vom Ob.Kdo.d.H.Gr. vertretenen Plans für die Westoffensive werden. Als ich später zunächst Kommandierender General eines Panzer-Korps und dann Oberbefehlshaber einer Armee wurde, habe ich in beiden Stellungen Tresckow als Generalstabschef erbeten. Meine Bitte wurde jedoch mit der originellen Begründung abgelehnt, daß ich „einen so klugen Chef nicht nötig hätte". Als mir dann im Frühjahr 1943 Tresckow als Heeresgruppenchef angeboten wurde, konnte ich ihn meinem gleichaltrigen, in vielen gemeinsamen Kämpfen hochbewährten Ia, General Busse, nicht vorziehen, sondern erbat diesen als Chef. Ich erwähne dies nur, weil ein Tresckow nahestehender Herr die Version verbreitet hat, ich hätte Tresckow damals als Chef abgelehnt, weil er kein zuverlässiger Nationalsozialist sei. Jeder, der mich kennt, wird wissen, daß ich meine Mitarbeiter sicherlich nicht nach diesem Gesichtspunkt ausgesucht habe.

Neben seiner außergewöhnlichen dienstlichen Befähigung war Tresckow auch an den langen Abenden als geistvoller Unterhalter im engeren Kreise des Oberbefehlshabers besonders willkommen. Als er allerdings einmal diesem und uns eine besondere Freude machen wollte, indem er uns zum Morgenkaffee eine große Terrine Miesmuscheln servieren ließ, erntete er bei Rundstedt ob dieser Extravaganz nur ein bedenkliches Kopfschütteln.

Wenn jene Monate in Koblenz zu einem „Winter unsres Mißvergnügens" werden sollten, so lag dies in dem merkwürdigen Schwebezustand begründet, in dem uns der „Schattenkrieg" des Winters 1939/40, der „drôle de guerre" wie die Franzosen diesen Zustand nannten, erhielt. Er wäre leichter zu ertragen gewesen, wenn wir von vornherein das Ziel einer im kommenden Frühjahr zu führenden Offensive, für die wir die unterstellten Truppen in planmäßiger Arbeit fertig machen könnten, vor Augen gehabt hätten. Bekanntlich aber wollte Hitler die Offensive noch im Spätherbst 1939, und, als sich dies als unmöglich erwies, im Laufe des Winters führen. Jedesmal, wenn seine „Wetterfrösche", die Meteorologen der Luftwaffe, eine Schönwetterperiode voraussagten, gab er daher das Stichwort zum Anlaufen der Märsche in die Angriffs-Bereitstellungsräume. Jedesmal aber mußten seine Wetterfrösche alsbald die Leiter wieder herabklettern, da entweder Regengüsse das Gelände hoffnungslos aufweichten oder starker Frost und Schneefall den erfolgreichen Einsatz der Panzer- und Luftwaffe in Frage stellten. So gab es ein dauerndes Hin und Her zwischen Anblasen und Abblasen der Offensive, ein für die Truppe und ihre Führer mehr als unerfreulicher Zustand. Dabei zeigte sich Hitlers Mißtrauen gegen militärische Meldungen, die nicht seinen Wünschen entsprachen, in eklatanter Weise. Als wieder einmal das Ob.Kdo.d.H.Gr. gemeldet hatte, daß Dauerregen das Antreten zur Offensive vorerst unmöglich mache, entsandte Hitler seinen Adjutanten Schmundt zu uns mit dem Auftrag, sich selbst von der Beschaffenheit des Geländes zu überzeugen. Dafür war Tresckow der richtige Mann. Er schleppte seinen ehemaligen Regimentskameraden Schmundt erbarmungslos einen Tag lang über nahezu unpassierbare Straßen, aufgeweichte Sturzäcker, nasse Wiesen und glitschige Berghänge, bis dieser, völlig erschöpft, am Abend wieder in unserem Hauptquartier erschien. Seither verzichtete Hitler auf diese reichlich unangebrachte Kontrolle unserer Wettermeldungen.

Am meisten litt unter diesem sinnlosen Hin und Her und der daraus folgenden Unproduktivität unserer Arbeit naturgemäß unser Oberbefehlshaber, Generaloberst v. Rundstedt, dessen Stärke ohnehin nicht gerade die Geduld war. Unser Stab wurde allerdings alsbald von der Papierflut überschüttet, die sich regelmäßig in ruhigeren Zeiten über Truppe und Kommandobehörden ergießt. Da es aber ein sehr richtiges, deutsches militärisches Gesetz war, dem obersten Führer allen Kleinkram fernzuhalten, wurde der Generaloberst von dieser Papierflut kaum berührt. So machte er jeden Morgen einen langen Spaziergang auf der Rheinpromenade, bei dem ich ihm öfters begegnete. Denn auch ich mußte mir ja irgendwie Bewegung verschaffen. Selbst in dem eisig wer-

denden Winter, als der Rhein fest zugefroren war, trug Rundstedt immer nur einen dünnen Gummimantel. Auf meine Vorstellung hin, daß er sich dabei den Tod holen könne, erklärte er, daß er noch niemals einen Wintermantel besessen hätte und sich in seinem Alter auch keinen mehr kaufen werde! Und so war es auch in der Tat. Noch immer wirkte bei diesem alten Herrn die spartanische Erziehung des Kadettenkorps nach. An die eigene Kadettenzeit wurde ich durch ihn auch noch auf andere Weise erinnert. Wenn der Generaloberst nach seinem Spaziergang an seinem Schreibtisch saß und auf meinen oder die Vorträge anderer Herren des Stabes wartete, dann las er gern in den Pausen einen spannenden Kriminalroman. Wie denn Kriminalromane für viele, auch bedeutende Menschen eine willkommene Ablenkung bilden. Ein wenig genieren tat sich unser verehrter Oberbefehlshaber ob dieser Lektüre aber doch. Darum lag der Roman in der offenen Schreibtischschublade, die schnell zugeschoben wurde, wenn jemand zum Vortrag bei ihm eintrat. Genau so hatten wir es als Kadetten gemacht, wenn während der Arbeitsstunde der Erzieher unsere Stube betrat!

Mein Versuch, dem Generaloberst einmal den langen Abend durch einen Besuch in einem Frontkino zu verkürzen, erlitt kläglich Schiffbruch. Die Goebbels'sche Wochenschau erregte sein höchstes Mißfallen und ich war froh, daß seine entsprechenden Randbemerkungen nur von uns gehört wurden.

Immerhin gab es auch erheiternde Zwischenfälle. Einmal trafen wir auf der Straße einen Jäger einer österreichischen Gebirgsdivision. Der Gute, offenbar noch nicht lange Soldat, machte in einem viel zu großen Rock und mit Päckchen beladen eine nicht gerade sehr soldatische Figur. Vor allem aber hatte er sein Koppel nicht um die Taille geschnallt, sondern benutzte es, wesentlich tiefer sitzend, als Stütze für sein Bäuchlein. Die Erscheinung war so grotesk, daß ich ihn anhielt und ihm sagte, er solle sein Koppel ordentlich umschnallen. Freundlich lächelnd erwiderte der Brave: „Danke sehr, Herr Oberstabsarzt!", als ob ich ihn diskret auf einen anderen Toilettenfehler aufmerksam gemacht hätte. Es blieb nichts übrig, als herzlich zu lachen.

Auch der Papierkrieg gab einmal Anlaß zur Freude. So wenig sich auch das OKH — wie später geschildert werden wird — bereitfand, unsere operativen Ideen anzunehmen, so errangen wir doch in einer etwas unwichtigeren Frage einen überraschenden Sieg. Man wird sich erinnern, daß die Offiziere zum Koppel damals einen Schulterriemen trugen. General Heye hatte dieses völlig überflüssige Stück seinerzeit eingeführt, um die Reichswehruniform zu „verschönen". Der Leutnantswitz hatte den Riemen nach einem vielfach propagierten Büstenhalter alsbald

Bei der deutschen Volksgruppe in Siebenbürgen (mit Oberleutnant Specht und Gero v. Manstein)

Auf dem Gefechtsstand der 50. Inf.-Div. auf der Krim

Im Gespräch mit Generaloberst Dumitrescu

„Hautana" genannt. Hautana war vollends in Mißkredit geraten, als sich die Partei und ihre Gliederungen ebenfalls einen solchen Schulterriemen zulegten. Versuche, seine Abschaffung zu erreichen, waren an dem Widerstand der Bekleidungsabteilung gescheitert. Nachdem aber im polnischen Feldzug verhältnismäßig hohe Offizierverluste eingetreten waren, ordnete das OKH an, daß der Schulterriemen, der die Offiziere weithin kenntlich machte, von allen Frontoffizieren bis zu den Regimentsstäben hinauf abzulegen sei. Da damit sozusagen die Offiziere der höheren Stäbe als „Etappenhengste" gekennzeichnet worden wären, beantragte die Heeresgruppe die Abschaffung des Schulterriemens überhaupt. Unser Antrag wurde keiner Antwort gewürdigt. Darauf meldeten wir, daß wir für den Befehlsbereich der Heeresgruppe das Ablegen des Schulterriemens für alle Offiziere angeordnet hätten. Um jedoch der Entscheidung des OKH nicht vorzugreifen, hätte die Heeresgruppe befohlen, daß die im Offiziersrang stehenden Beamten den Schulterriemen weiterzutragen hätten. Das wirkte! Innerhalb dreier Tage war „Hautana" endgültig abgeschafft. Man muß nur den richtigen Weg finden, um ans Ziel zu kommen!

Unser Mißvergnügen jenes Winters beruhte aber doch nur zum kleinen Teile auf dem geschilderten Hin und Her der Entscheidungen Hitlers und den daraus entstehenden Unzuträglichkeiten für die Truppe, die allmählich an der Vernunft der gegebenen Befehle, die immer wieder rückgängig gemacht werden mußten, zweifeln konnte. Ganz abgesehen davon, daß dieses Hin und Her die planmäßige, besonders bei den neu aufgestellten Divisionen dringend nötige Verbandsausbildung erheblich störte.

Den wahren Grund unseres Mißvergnügens oder richtiger gesagt unserer Sorge stellten vielmehr zwei schwerwiegende Tatsachen dar.

Erstens eine Entwicklung, die ich nicht anders als die „Entmachtung des OKH" bezeichnen kann. Eine Entwicklung, die gerade ich um so schmerzlicher empfinden mußte, als ich noch im Winter 1937/38 als Oberquartiermeister 1 des Generalstabs und Gehilfe von Fritsch und Beck darum gekämpft hatte, daß das OKH die ihm notwendigerweise zukommende Stellung im Rahmen der Gesamtkriegführung im Fall eines Krieges erhielte.

Zweitens die Tatsache, daß das Oberkommando der Heeresgruppe den ganzen Winter hindurch vergeblich beim OKH einen Operationsplan durchzusetzen versuchen mußte, der – wenigstens nach unserer Meinung – allein die Gewähr eines entscheidenden Sieges im Westen zu bieten schien. Ein Operationsplan, der dann schließlich erst auf Hitlers Eingreifen hin zur Grundlage der Westoffensive gemacht worden

ist. Allerdings erst, nachdem ich selbst – zweifellos auf Grund unseres Drängens – durch das OKH von meinem Posten als Chef des Gen.Stabs d.H.Gr. entfernt worden war.

Diese beiden Tatsachen, „die Entmachtung des OKH" und der „Kampf um den Operationsplan für die Westoffensive", stellen im wesentlichen die Vorgeschichte des Westfeldzuges dar, der dieser Abschnitt gewidmet ist. Sein späterer Verlauf ist bereits so weitgehend bekannt, daß ich ihn nicht noch einmal zu schildern brauche. Ich will aus ihm nur berichten, was ich als Kommandierender General eines Armeekorps selbst erlebte.

Immerhin, dem „Winter unsres Mißvergnügens" ist doch ein „glorreicher Sommer" gefolgt!

4. Kapitel

DIE ENTMACHTUNG DES OKH

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. Süd wird nach dem Westen verlegt. Eindrücke über die Einstellung des OKH zur Frage einer Westoffensive. Hitler – v. Brauchitsch – Halder. OKH will nach dem Siege über Polen im Westen defensiv bleiben. Hitler befiehlt Offensive. Konflikt zwischen Hitler und v. Brauchitsch. Die Ansprache Hitlers vom 23. November 1939. Konnten wir im Westen defensiv bleiben? Wann war eine Offensive frühestens möglich? Die Pläne der Gegenseite. Alliierte Offensive erst nach Erreichen sicherer Überlegenheit ab 1941 geplant, bis dahin Abnützungskrieg. Hoffnung auf Umsturz in Deutschland, der alliierte Offensive vielleicht früher ermöglichen könnte? Hätte das OKH seine Stellung gegenüber Hitler behaupten können?

Man nimmt im allgemeinen an, daß die Ausschaltung des OKH oder des Generalstabes des Heeres als maßgeblichen Faktors der Landkriegsführung erst von dem Zeitpunkt an zu rechnen sei, zu dem Hitler nach Verabschiedung des Generalfeldmarschalls v. Brauchitsch selbst neben der Wehrmachts- auch die Heer-Führung übernommen habe. Tatsache ist jedoch, daß diese Entmachtung des OKH bzw. Ausschaltung des Generalstabs praktisch – wenn auch noch nicht der Form nach – bereits in die Wochen fällt, die dem Polenfeldzug unmittelbar folgten.

Als ich am 21. Oktober 1939 in Zossen für das in Heeresgruppe A umbenannte Oberkommando der Heeresgruppe Süd die „Aufmarschanweisung Gelb" für die geplante Westoffensive entgegengenommen hatte, habe ich in meinem Tagebuch notiert: „Begleitmusik Halder, Stülpnagel, Greiffenberg recht niederziehend". General v. Stülpnagel war damals als Oberquartiermeister 1 die rechte Hand des Generalstabschefs Halder, Oberst v. Greiffenberg der Chef der Operationsabteilung des OKH.

Aus den Äußerungen der drei Herren konnte man unmißverständlich

entnehmen, daß das OKH in jener Aufmarschanweisung einen Kriegsplan herausgegeben hatte, der ihm von Hitler aufoktroyiert worden war. Es war offenbar, daß diese drei führenden Köpfe der Heeresleitung, wie auch der Oberbefehlshaber des Heeres selbst, dem Gedanken an eine deutsche Offensive im Westen durchaus ablehnend gegenüberstanden. Sie hielten sie nicht für den richtigen Weg, den Krieg zu einem Abschluß zu bringen. Darüber hinaus aber war aus ihren Äußerungen auch zu entnehmen, daß sie nicht glaubten, das deutsche Heer werde in der Lage sein, im Westen eine durchschlagende Entscheidung zu erzwingen. Ein Eindruck, der sowohl in der Aufmarschanweisung seine Bestätigung fand, worauf noch näher einzugehen sein wird, wie er weiterhin bei den verschiedenen Besuchen des Oberbefehlshabers des Heeres und seines Generalstabschefs beim Ob.Kdo.d.H.Gr. verstärkt werden sollte.

Daß man über die Zweckmäßigkeit und über die Erfolgsaussichten einer deutschen Offensive im Westen – insbesondere in jener Zeitspanne des Spätherbstes oder Winters 1939 – verschiedener Ansicht sein konnte, war klar. Das Erschreckende für mich war die Erkenntnis, in welchem Ausmaß die Stellung des OKH im Rahmen der obersten Führung nunmehr abgesunken war. Und dies, nachdem es soeben einen der glänzendsten Feldzüge der deutschen Geschichte geführt hatte!

Gewiß, Hitler war auch schon früher – anläßlich der Sudetenkrise – über die Ansichten des OKH hinweggegangen. Aber in jenem Fall hatte es sich doch um etwas wesentlich anderes gehandelt. Es war nicht um eine Frage der militärischen Führung gegangen, sondern um eine *politische* Entscheidung. Nicht die Frage der Führung einer Operation des Heeres hatte die Grundlage der Differenz zwischen Hitler und dem OKH – in erster Linie dem Generalstabschef Beck – gebildet, sondern die Frage, ob ein Vorgehen gegen die Tschechoslowakei zu einem Eingreifen der Westmächte und damit zu einem Zweifrontenkrieg führen werde, dem das deutsche Heer nicht gewachsen sein konnte. Die Beurteilung *dieser* Frage war jedoch letzten Endes Sache der *politischen* Führung gewesen, in deren Hand es gelegen hatte, einer Entwicklung zum Zweifrontenkrieg mit politischen Maßnahmen vorzubeugen. Wenn sich also damals der Oberbefehlshaber des Heeres dem Primat der Politik gebeugt hatte, so hatte er damit wohl eine schwere militärische Verantwortung auf sich genommen, aber doch nicht auf das ihm zukommende Prärogativ der militärischen Führung auf derem ureigenen Gebiet verzichtet.

Anläßlich der polnischen Krise war eine ähnliche Divergenz zwischen Hitler und dem OKH nicht in Erscheinung getreten. Jedenfalls hatten

wir Außenstehenden nichts dergleichen gehört. Ich möchte glauben, daß das OKH damals – nachdem Hitler mit seiner politischen Beurteilung der Westmächte im Fall der Tschechoslowakei recht behalten hatte – hoffte, das gleiche werde auch hinsichtlich der Entwicklung im Herbst 1939 der Fall sein. In jedem Fall aber möchte ich annehmen, daß das OKH – genau wie wir bei der Heeresgruppe Süd – in den entscheidenden Tagen Ende August bis zuletzt angenommen hat, daß das Ganze wiederum auf eine politische Lösung ähnlich der in München gefundenen hinauslaufen werde. Im übrigen aber hatte Hitler sich in die Führung des polnischen Feldzuges nicht eingemischt, wenn man von seinen Wünschen hinsichtlich der Gestaltung des Aufmarsches in Ostpreußen absieht, denen des OKH zustimmte.

Jetzt aber lagen die Dinge völlig anders. Zwar konnte nicht bestritten werden, daß die Frage, ob und wie der Krieg nach der Niederlage Polens weiterzuführen sein werde, eine Frage der *Gesamtkriegführung* darstellte, in der die letzte Entscheidung bei Hitler als dem Staatsoberhaupt und Oberbefehlshaber der Wehrmacht liegen mußte. Wenn aber diese Frage auf dem Wege einer Offensive zu Lande im Westen gelöst werden sollte, so mußte doch für den Entschluß maßgebend sein, *ob*, *wann* und *wie* das *Heer* diese Aufgabe werde lösen können. In diesen drei Fragen war das Primat der Heerführung unabdingbar.

In allen drei Punkten aber hatte Hitler das Oberkommando des Heeres vor eine vollendete Tatsache gestellt, als er – ohne vorherige Befragung des Oberbefehlshabers des Heeres – am 27. September den Oberbefehlshabern der drei Wehrmachtsteile seinen Entschluß kundgab, im Westen offensiv zu werden, und zwar noch im Herbst 1939 und unter Verletzung der Neutralität Hollands, Belgiens und Luxemburgs. Ein Entschluß, der alsbald seinen Niederschlag in einer dementsprechenden Weisung des OKW vom 9. Oktober 1939 fand.

Wie ich bei Empfang der „Aufmarschanweisung Gelb" am 21. Oktober 1939 aus den Äußerungen der oben erwähnten drei Herren feststellen mußte, hatte das OKH sich mit dieser „capitis diminutio" abgefunden. Es hatte eine Weisung für eine Offensive herausgegeben, die es nach wie vor ablehnte. An deren – zum mindesten entscheidenden – Erfolg glaubten die führenden Köpfe des OKH auch nicht. Wobei zuzugeben war, daß Zweifel in dieser Hinsicht auf Grund des bestehenden Kräfteverhältnisses an der Westfront der Berechtigung nicht entbehrten.

Ich konnte daraus nur den Schluß ziehen, daß das OKH in diesem Fall als verantwortliche Instanz für die Landkriegführung resigniert und sich mit der Rolle des technischen, ausführenden Organs abgefunden habe.

Zum mindesten aber war das eingetreten, was s. Z. Generaloberst Beck und ich durch unsere Vorschläge für eine vernünftige Spitzengliederung im Kriege hatten abwenden wollen. Wir hatten damals *eine* Stelle gefordert, die als der einzig verantwortliche Berater des Staatsoberhauptes in den Fragen der militärischen Kriegführung zugleich die Heeres- wie die Gesamtkriegführung in ihrer Hand vereinigen solle. Mindestens so lange, bis die Entscheidung auf dem Festlande gefallen sein würde, sollte entweder der Oberbefehlshaber des Heeres zugleich den Oberbefehl über die Wehrmacht führen oder ein für die Wehrmachtführung verantwortlicher Reichsgeneralstabschef zugleich über die Führung des Heeres bestimmen. Unter keinen Umständen aber sollte es dazu kommen, daß zwei Generalstäbe, der der Wehrmacht und der des Heeres, in die Führung des letzteren hineinredeten. Genau dies schien nunmehr eingetreten. Hitler mit seinem OKW bestimmte, welche Operation das Heer zu führen habe, aber auch wann und wie. Dem OKH blieb überlassen, die entsprechenden Befehle auszuarbeiten, auch wenn das, was es nunmehr durchzuführen hatte, seinen Ansichten nicht entsprach. Der Oberbefehlshaber des Heeres war vom Standpunkt des militärischen Ratgebers des Staatsoberhaupts auf den des zum Gehorsam verpflichteten Teilbefehlshabers heruntergedrückt worden. Dies sollte innerhalb kürzester Frist noch durch die Schaffung des „OKW-Kriegsschauplatzes" Norwegen aufs deutlichste unterstrichen werden.

Stellt man die Frage, wie es zu einem solchen Beiseiteschieben des OKH hatte kommen können, so wird man die Antwort sowohl auf dem persönlichen Gebiet finden als auch in der Art, in der die Frage der Fortführung des Krieges nach der Niederlage Polens behandelt worden ist.

Hitler — v. Brauchitsch — Halder

Der Hauptgrund der oben skizzierten Entwicklung lag in der Persönlichkeit *Hitlers*, in seinem unbezähmbaren Machttrieb und in der Übersteigerung seiner Selbsteinschätzung, die durch seine unleugbaren politischen Erfolge erzeugt, durch die Speichelleckerei seiner Partei-Prominenz wie einiger Persönlichkeiten seiner Umgebung gefördert wurde. Dabei kam ihm, gegenüber seinen militärischen Gegenspielern, besonders zustatten, daß er nicht nur das Staatsoberhaupt, sondern zugleich als Oberbefehlshaber der Wehrmacht für letztere der militärische Vorgesetzte war. Zudem verstand er es meisterhaft, militärischen Partnern gegenüber politische und wirtschaftliche Argumente in die Waagschale zu werfen, die diese nicht ohne weiteres widerlegen konnten, für deren

Bewertung auch nicht den Militärs, sondern dem Staatsmann das entscheidende Wort zukam. Letzten Endes ist es aber doch wohl der Machttrieb gewesen, der Hitler dazu geführt hat, neben der Rolle des Staatsoberhaupts und politischen Führers auch die Rolle des Feldherrn zu usurpieren. In dieser Hinsicht ist für mich ein Gespräch sehr aufschlußreich gewesen, das ich mit Hitler im Jahre 1943 geführt habe. Es war eine der Gelegenheiten, bei denen ich versucht habe, Hitler zu einer vernünftigen Regelung der militärischen Befehlsführung zu bewegen, d. h. praktisch von ihm den Verzicht auf die Führung der militärischen Operationen zugunsten eines voll verantwortlichen Generalstabschefs zu erlangen. Hitler bestritt dabei durchaus, daß ihm daran gelegen sei, „den Feldherrn zu spielen" (obwohl ihn zweifellos der Ruhm des Feldherrn gelockt hat). Was er vielmehr als das Entscheidende bezeichnete, war, daß er die *Macht*, daß er allein die Autorität habe, seinen Willen durchzusetzen. An die Macht allein glaubte er und sah sie in seinem Willen verkörpert. Daneben mag aber auch die Vermutung nicht ganz abwegig sein, daß Hitler nach dem polnischen Feldzug gefürchtet hat, die Verdienste der Generale könnten seinen eigenen Ruhm in den Augen des Volkes beeinträchtigen, und daß er deshalb von *vornherein* in der Frage der Führung des Westfeldzuges dem OKH gegenüber so diktatorisch aufgetreten ist.

Diesem Mann des unbezähmbaren Machtwillens, der zugleich von vollendeter Bedenkenlosigkeit war und zudem über eine hohe Intelligenz verfügte, standen die Generale v. Brauchitsch und Halder gegenüber. Dem Mann, der nicht nur vom Volke in seiner Stellung als Staatsoberhaupt bestätigt, sondern der zugleich der höchste militärische Vorgesetzte dieser Generale war.

Der Kampf hätte in jedem Fall ungleich gestanden, auch wenn die militärischen Gegenspieler Hitlers Andere gewesen wären.

Der spätere *Feldmarschall v. Brauchitsch* war ein sehr befähigter Soldat. Wohl hatte er auf den Führer- und Generalstabsreisen, die ich unter der Leitung der Generale Frhr. v. Hammerstein und Adam mitgemacht hatte, nicht ganz zu der Spitzenklasse gehört, die durch die Namen Frhr. v. Fritsch, Beck, v. Rundstedt, v. Bock und Ritter v. Leeb gekennzeichnet wurde. Aber er war jedenfalls nach diesen in die erste Reihe zu stellen und hat, wie die Ereignisse erwiesen haben, auch durchaus die Fähigkeiten, ein Heer zu führen, besessen.

Was seinen Charakter anbetrifft, so steht seine vornehme Lebensauffassung außer Zweifel. Auch Willenskraft möchte ich ihm nicht absprechen, wenngleich sich diese nach meinen Eindrücken oft mehr negativ in der Form einer gewissen Sturheit ausdrückte als in schöpferischem

Willen. Er ließ Entscheidungen lieber an sich herantragen, als daß er sie von sich aus gefällt und durchgesetzt hätte. Manchmal ist er ihnen wohl auch ausgewichen in der Hoffnung, um einen Kampf herumzukommen, dem er sich nicht gewachsen fühlte. Brauchitsch hat in vielen Fällen brav um die Belange des Heeres gekämpft, z. B. um die öffentliche Rehabilitierung des Generalobersten Frhr. v. Fritsch durch Hitler, obwohl er wußte, wie unbeliebt er sich bei letzterem dadurch machte. Der Tagesbefehl, den er anläßlich des Todes von Fritsch erließ, war ein Zeichen von Mut. Aber im Grunde war er keine Kämpfernatur. Seine Person voll in die Waagschale zu werfen, um seinen Willen durchzusetzen, ist kaum seine Sache gewesen. Jedenfalls hat Generaloberst Beck sich mir gegenüber sehr verbittert geäußert, daß Brauchitsch anläßlich der tschechischen Krise den Standpunkt des OKH doch nur mit halbem Herzen vertreten und ihn, Beck, dabei im Stich gelassen habe. Auf der anderen Seite aber ist denen, die, wie der ehemalige Botschafter in Rom, Herr v. Hassell, die Unschlüssigkeit von Brauchitsch in der Frage eines gewaltsamen Vorgehens gegen Hitler tadeln, doch folgendes entgegenzuhalten. Es ist etwas grundsätzlich anderes, als Politiker am Schreibtisch Umsturzpläne zu schmieden, wenn man selbst (wie damals Herr v. Hassell) keine Verantwortung mehr trägt, als wenn man als Führer des Heeres einen Staatsstreich durchführen soll, der im Frieden die Gefahr eines Bürgerkrieges heraufbeschwört, während er im Kriege den Sieg der äußeren Feinde herbeiführen wird.

Das Auftreten des Feldmarschalls v. Brauchitsch, einer eleganten Erscheinung von ausgesprochen aristokratischem Typ, war stets würdig. Er war korrekt und höflich, ja liebenswürdig, wenn auch diese Liebenswürdigkeit bei seinem Gegenüber nicht immer den Eindruck innerer Wärme hervorrief. Wie seinem Wesen das Kämpferische fehlte, das dem Gegner Achtung abnötigt oder zum mindesten Vorsicht empfiehlt, so hatte man bei ihm auch nicht den Eindruck einer mitreißenden, schöpferischen Persönlichkeit. Er wirkte im allgemeinen kühl und zurückhaltend. Oft schien er irgendwie gehemmt zu sein und sicherlich war er leicht empfindlich. Mit solchen Eigenschaften konnte er wohl die Anhänglichkeit seiner näheren Umgebung gewinnen, die in ihm den „gentleman" achtete, aber sie reichten nicht aus, ihm das volle Zutrauen der Truppe zu sichern, das einen Mann wie Generaloberst Frhr. v. Fritsch getragen hatte; auch einem Mann wie Hitler konnte er nicht leicht imponieren. Gewiß, der General v. Seeckt war in viel höherem Maße kalt, ja unnahbar gewesen. Aber bei ihm hatte doch jeder das innere Feuer gespürt, das diesen Mann durchglühte, den eisernen Willen, der ihn zum „Herrn" machte. Beide Eigenschaften waren dem Feldmarschall v. Brauchitsch

nicht zuteil geworden, wie ihm anderseits die soldatische Unbekümmertheit fehlte, durch die sein Vorgänger, Generaloberst Frhr. v. Fritsch – abgesehen von seinen hohen militärischen Eigenschaften – sich die Herzen der Soldaten gewonnen hatte.

Wenn ich auf das Verhältnis des Feldmarschalls v. Brauchitsch zu Hitler komme, so bin ich überzeugt, daß er sich im Kampf mit diesem rücksichtslosen Willensmenschen innerlich aufgerieben hat. Es war ihm seiner Veranlagung, seiner Herkunft und seiner Erziehung nach nicht gegeben, diesem Mann mit den gleichen Waffen zu begegnen, die jener, gestützt auf seine Stellung als Staatsoberhaupt, bedenkenlos anwandte. Brauchitsch fraß seinen Ärger, seine Empörung in sich hinein, zumal er Hitler dialektisch keineswegs gewachsen war. So zermürbte er sich innerlich selbst, bis ein Herzleiden ihn schließlich zum Rücktritt veranlaßte, der Hitler zu jenem Zeitpunkt sehr gelegen kam.

Gerechterweise wird man hinzufügen müssen, daß Brauchitsch sich von vornherein in einer wesentlich ungünstigeren Stellung Hitler gegenüber befunden hat, als seine Vorgänger. Zunächst war Hitler seit dem Abgang Blombergs als Oberbefehlshaber der Wehrmacht nicht nur das Staatsoberhaupt, sondern der militärische Vorgesetzte. Es war dies der letzte Stoß, den der Reichskriegsminister v. Blomberg dem Heer versetzt hatte, als er Hitler die Übernahme des Oberbefehls über die Wehrmacht vorschlug. Obwohl dahingestellt bleiben mag, ob nicht Hitler auch ohne diesen Vorschlag Blombergs zu jener Lösung gekommen wäre.

Vor allem aber war Hitler zur Zeit der Amtsübernahme v. Brauchitschs bereits zu einer wesentlich anderen Einstellung gegenüber dem Heere und insbesondere gegenüber dem OKH gelangt, als in früheren Jahren. Zu Anfang seiner Regierungszeit hatte Hitler den militärischen Führern gegenüber zweifellos noch das Gefühl einer gewissen Hochachtung gezeigt und ihr Können respektiert. Eine Einstellung, die er z. B. gegenüber dem Feldmarschall v. Rundstedt bis zuletzt beibehalten hat, obwohl er diesen im Krieg zweimal von seinem Posten abberief.

Zwei Punkte waren es vor allem, die Hitler schon im Laufe der letzten Friedensjahre zu einer veränderten Einstellung gegenüber dem Heer geführt haben.

Zum ersten die Erkenntnis, daß das Heer unter Generaloberst Frhr. v. Fritsch (wie auch unter v. Brauchitsch) auf seinen traditionellen Anschauungen der Einfachheit und Ritterlichkeit sowie auf seinem soldatischen Ehrbegriff beharrte. So wenig Hitler dem Heer auch Illoyalität gegenüber dem Staat vorwerfen konnte, so deutlich war es doch, daß es nicht gewillt war, seine soldatischen Auffassungen zugunsten „nationalsozialistischen Gedankenguts" über Bord zu werfen. Ebenso deutlich war

aber auch, daß gerade diese Einstellung des Heeres dieses in weiten Kreisen des Volkes um so populärer machen mußte. Während Hitler anfänglich Verdächtigungen, die aus Kreisen der Partei gegen hohe militärische Führer an ihn herangetragen wurden, zurückgewiesen hatte, so hatte die Hetze gegen das Heer, bei der Persönlichkeiten wie Göring, Himmler und Goebbels eine führende Rolle gespielt haben dürften, schließlich doch ihre Früchte getragen. Auch der Reichskriegsminister v. Blomberg hat — wenn auch wohl unabsichtlich — das seine dazu beigetragen, um das Mißtrauen Hitlers zu wecken, indem er allzu geflissentlich seine Aufgabe betonte, das Heer „an den Nationalsozialismus heranzuführen". Das Ergebnis dieser Hetze zeigte sich gelegentlich einer geradezu unverschämten Rede, die Göring im Frühjahr 1939 als der angeblich „älteste Offizier der Wehrmacht" vor einem Kreis hoher militärischer Führer hielt. In dieser Rede warf er der Armee — im Gegensatz zu den beiden anderen Wehrmachtsteilen — unverfroren ihre traditionsgebundene, nicht in das nationalsozialistische System passende Einstellung vor. Es war eine Rede, die der anwesende Generaloberst v. Brauchitsch unter gar keinen Umständen hätte einstecken dürfen.

Der zweite Punkt, der das Verhältnis des OKH zu Hitler belastete, war das, was er später als die „ewigen Bedenken der Generale", wenn nicht mit noch beleidigenderen Ausdrücken, zu bezeichnen beliebte. Hierbei handelte es sich einmal um die Einstellung des OKH zur Frage des Tempos der Aufrüstung, deren übermäßige Beschleunigung auf Kosten der Qualität der Truppe es mit vollem Recht zu bremsen versuchte. Zum anderen behauptete Hitler, daß er seine außenpolitischen Erfolge stets gegen den Widerspruch der Generale, die zu ängstlich gewesen seien, habe erkämpfen müssen. Hierzu ist festzustellen, daß Generaloberst Frhr. v. Fritsch, also das OKH, wie aus dem Buch des Generals Hoßbach („Zwischen Wehrmacht und Hitler") hervorgeht, weder im Fall der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, noch in dem der Rheinlandbesetzung gegen diese Absichten Hitlers Einspruch erhoben hat. Ebensowenig ist dies seitens des Generals Beck (Generaloberst v. Brauchitsch war damals von Berlin abwesend) anläßlich des Entschlusses Hitlers zum Eingreifen in Österreich geschehen. Es war der Reichskriegsminister v. Blomberg, der zunächst gegen die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht aus außenpolitischen Bedenken heraus Einspruch erhob, um diesen allerdings alsbald fallen zu lassen. Ebenso war es Blomberg, der gelegentlich der Rheinlandbesetzung — ohne Vorwissen des OKH — Hitler anheimstellte, die linksrheinischen Garnisonen wieder zurückzuziehen, als die Franzosen eine Teilmobilmachung anordneten. Die Tatsache, daß Hitler drauf und dran gewesen ist, dem Rat Blombergs

zu folgen und nur die Bemerkung des Reichsaußenministers Frhr. v. Neurath, man müsse nun die Nerven behalten, ihn davon wieder abgebracht hat, mag — in Erinnerung an die eigene Schwächeanwandlung — das Ressentiment Hitlers in der Folge, gegenüber der Generalität, allgemein verstärkt haben. Wenn im übrigen das OKH in den Aufrüstungsjahren des öfteren betont hat, daß das Heer noch keineswegs kriegsbereit sein könne, so war dies nichts anderes als seine Pflicht. Hitler hat — wenigstens offiziell — dieser Auffassung auch immer zugestimmt. Immerhin mögen diese Warnungen seine Abneigung gegen das OKH verstärkt haben. Der erste ausdrückliche Widerspruch gegen Hitlers außenpolitischen Pläne ist gelegentlich jener Besprechung mit dem Außenminister und den Oberbefehlshabern der drei Wehrmachtsteile vom 5. November 1937 erfolgt, in der Hitler erstmalig seine Absichten in bezug auf die Tschechoslowakei enthüllte. Daß er dabei sowohl auf den Widerspruch des Reichsaußenministers v. Neurath wie des Reichskriegsministers v. Blomberg und des Oberbefehlshabers des Heeres Frhr. v. Fritsch stieß, hat sicherlich dazu beigetragen, daß er die nächste Gelegenheit benutzte, sich dieser Warner zu entledigen.

Man vertritt heute vielfach die Meinung, daß die Hinnahme der Entlassung des Generaloberst Frhr. v. Fritsch durch die Generalität des Heeres Hitler gezeigt habe, er könne sich nunmehr gegenüber dem OKH alles erlauben. Ich will es dahingestellt sein lassen, ob Hitler seinerzeit diesen Schluß gezogen hat. Wenn er es tat, dann befand er sich über die Beweggründe der Generalität jedenfalls im Irrtum. Deren Haltung wurde damals nicht durch Schwächlichkeit bestimmt, sondern war eine Folge der Unkenntnis über die wahren Zusammenhänge jener Intrige, der Unfähigkeit für anständige Soldaten, ein solches Spiel der Staatsführung vorauszusetzen oder rechtzeitig zu durchschauen, und der praktischen Unmöglichkeit, unter den gegebenen Umständen und aus diesem Anlaß einen Staatsstreich durchzuführen.

Daß Hitler außerdem von den früher genannten Persönlichkeiten der Partei und anderen immer wieder das Thema der „ewigen Bedenken der Generale gegen seine großen Ziele" vorgesungen worden ist, steht wohl außer Zweifel.

So ist es sicher, daß Generaloberst v. Brauchitsch sich von Anbeginn in einer sehr schwierigen Stellung gegenüber Hitler befunden hat. Verhängnisvoll war darüber hinaus zweifellos, daß er sich bei Übernahme seines Amtes auf personelle Zugeständnisse einließ, wie die völlig ungerechtfertigte Verabschiedung hochverdienter Generale und die Besetzung des Heeres-Personalamts mit dem Bruder des Generals Keitel. Damit hatte Brauchitsch den ersten Schritt abwärts getan.

Verheerend für die Stellung des OKH gegenüber Hitler hat sich alsdann ausgewirkt, daß dieser in der Sudetenkrise gegenüber den Bedenken des OKH infolge der Nachgiebigkeit der Westmächte recht behielt. Daß Generaloberst v. Brauchitsch bei dieser Gelegenheit seinen Generalstabschef Beck opferte, konnte naturgemäß seine Stellung gegenüber Hitler nicht verstärken, sondern nur weiter schwächen.

Die zweite Persönlichkeit, die nach der Verabschiedung Becks als maßgebende Figur des OKH Hitler gegenübertrat, der spätere *Generaloberst Halder*, war, was die militärische Befähigung anlangt, dem Feldmarschall v. Brauchitsch ebenbürtig. Jedenfalls haben beide vertrauensvoll zusammengearbeitet. Ich möchte glauben, daß Brauchitsch mit den operativen Vorschlägen Halders stets aus Überzeugung übereingestimmt hat. Wie die meisten aus dem bayerischen Generalstab hervorgegangenen Offiziere, beherrschte Halder alle Zweige der Generalstabstechnik hervorragend. Dazu war er ein unermüdlicher Arbeiter. Das Wort Moltkes „Genie ist Fleiß" war ihm wohl Wegweiser. Das heilige Feuer, das den wahren Feldherrn beseelen soll, dürfte jedoch kaum in ihm geglüht haben. Es spricht für sein hohes Verantwortungsgefühl, wenn er vor dem Rußlandfeldzug durch Studien der Heeresgruppenchefs und durch den Oberquartiermeister I, General Paulus, einen Operationsplan „erarbeiten" ließ. Doch sollte die Grundkonzeption eines Feldzugsplans doch wohl im Kopf dessen geboren werden, der den Feldzug zu führen hat. In seinem Auftreten verfügte Halder nicht über die Eleganz v. Brauchitschs. In seinen Ausführungen war er unbestechlich sachlich. Ich habe selbst erlebt, wie er Hitler gegenüber seine Ansicht mit aller Deutlichkeit vertrat. Bei dieser Gelegenheit kam auch zum Ausdruck, mit welch heißem Herzen Halder für die Belange der Truppe eintrat, wie sehr er mit ihr bei ihm aufgezwungenen falschen Entscheidungen litt. Nüchterne Sachlichkeit allein war leider keine Eigenschaft, die Hitler imponieren konnte. Das Schlagen eines Herzens für die Soldaten ließ ihn kalt.

Letzten Endes ist Halder meines Erachtens an der Zwiespältigkeit seines Wollens gescheitert. Er war, als er die Nachfolge Becks antrat, bereits ein erklärter Feind Hitlers. Nach Walter Görlitz („Der Deutsche Generalstab") hat Halder bei der Übernahme seines Amtes dem damaligen Generaloberst v. Brauchitsch erklärt, dies geschehe nur, um die Kriegspolitik Hitlers zu bekämpfen. Er hat, nach dem, was berichtet wird, mehrfach den Sturz Hitlers geplant, wie immer es auch um die praktische Durchführbarkeit dieser Absichten gestanden haben mag.

Auf der anderen Seite aber war Halder der deutsche und später auch Hitlers Generalstabschef, nachdem dieser den Oberbefehl auch über das Heer übernommen hatte. Nun mag es vielleicht einem Politiker gegeben

sein, die Doppelrolle eines verantwortlichen Beraters und eines Verschwörers zu spielen. Soldaten pflegen für ein derartiges Doppelspiel nicht geeignet zu sein. Vor allem aber ist nach deutscher Tradition ein Generalstabschef ohne ein Vertrauensverhältnis zu seinem Oberbefehlshaber nicht denkbar. Selbst wenn man – was bis dahin für deutsche Verhältnisse völlig unvorstellbar war – angesichts des Wirkens Hitlers die Möglichkeit zugesteht, daß ein Generalstabschef *im Frieden* den Sturz des Staatsoberhauptes und Oberbefehlshabers der Wehrmacht hätte planen können, so mußte doch die Doppelrolle eines Verschwörers und Generalstabschefs *im Kriege* in ein unlösbares Dilemma führen. Als Generalstabschef war es Halders Pflicht, mit allen Kräften für den Sieg des Heeres, für dessen Führung er mitverantwortlich war, zu arbeiten, also für das Gelingen der militärischen Unternehmungen seines Oberbefehlshabers. In seiner zweiten Rolle aber konnte er diesen Sieg nicht wünschen. Es kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß Generaloberst Halder sich in diesem Zwiespalt für seine militärische Pflicht entschieden und alle seine Kräfte eingesetzt hat, dem deutschen Heer in dessen schwerem Kampfe zu dienen. Anderseits verlangte seine zweite Rolle, daß er sich unter allen Umständen in seiner Stellung behauptete, von der er hoffte, daß sie ihm eines Tages die Möglichkeit geben würde, Hitler aus den Angeln zu heben. Dazu aber mußte er sich dessen militärischen Entscheidungen auch dann beugen, wenn er mit ihnen nicht übereinstimmte. Er blieb sicherlich in erster Linie, weil er glaubte, durch sein Ausharren in der Stellung des Generalstabschefs das Heer vor den Folgen militärischer Fehlentschlüsse Hitlers bewahren zu können. Aber er hatte dafür den Preis zu zahlen, Befehle Hitlers auszuführen, denen er aus militärischer Überzeugung nicht zustimmen konnte. An diesem Zwiespalt mußte er sich innerlich zerreiben und schließlich scheitern. Sicher aber ist, daß Generaloberst Halder im Interesse der Sache, nicht seiner Person, in der Stellung des Generalstabschefs so lange ausgeharrt hat.

Ich habe versucht, die beiden Persönlichkeiten zu schildern, unter denen sich im Herbst 1939 das vollzog, was man kaum anders als die „Entmachtung des OKH" bezeichnen kann. Aus dem Gesagten wird verständlich, daß und warum diese beiden an sich hochwertigen Soldaten einem Mann wie Hitler nicht gewachsen sein konnten. Immerhin, daß die Zurückdrängung des OKH in die Funktion einer nurmehr ausführenden Instanz sich ausgerechnet nach seinen glänzenden Siegen in Polen vollzog, hatte seinen Grund auch in der Art, in der die Frage der Weiterführung des Krieges von seiten Hitlers wie von der des OKH behandelt worden ist.

Vor und bei Kriegsbeginn war es selbstverständlich gewesen, daß man sich deutscherseits allein auf die Defensive im Westen eingestellt hatte. Wer hätte erwarten können, daß die Westmächte Polen, dem sie eine Garantie gegeben hatten, so schmählich im Stich lassen würden? Aus ihrem schwächlichen Vorstoß in das Vorfeld des Westwalls, im Saargebiet, dem alsbald das Zurückgehen auf französisches Gebiet folgte, konnte nicht einmal auf Vorbereitung einer später beabsichtigten großen Offensive geschlossen werden.

Hatte man in sicherer Erwartung einer solchen nur abwarten können, ob es gelingen würde, sie am Westwall zum Stehen zu bringen oder — wenn sie etwa durch Luxemburg und Belgien in Richtung auf das Ruhrgebiet vorgetragen würde — nach Freiwerden von Kräften in Polen einen Gegenschlag zu führen, so schuf nunmehr die Zurückhaltung der Westmächte eine völlig neue Lage. Selbst wenn man die Methodik der französischen Führung und die Schwerfälligkeit der Briten in Rechnung stellte, war nicht mehr zu erwarten, daß sie vorerst zu einer Offensive schreiten würden, nachdem Polen niedergerungen war und die Gesamtheit des deutschen Heeres für den Westen zur Verfügung stand. Das Schicksal Polens aber war spätestens am 18. September besiegelt, als die Entscheidung an der Bzura gefallen war und die Sowjets tags zuvor die polnische Ostgrenze überschritten hatten. Spätestens zu diesem Zeitpunkt hätte also ein Gedankenaustausch zwischen Hitler und dem Oberbefehlshaber des Heeres über die Frage, wie man nunmehr im Westen zu verfahren habe, einsetzen müssen. Dies ist jedoch, soweit man aus den bisher erschienenen Veröffentlichungen (in erster Linie aus den Büchern des Generals von Lossberg, des damaligen ersten Generalstabsoffiziers im OKW, und des Ministerialrats Greiner, Kriegstagebuchführer des OKW) entnehmen kann, nicht der Fall gewesen.

Man darf annehmen, daß die Reaktion auf den glänzenden Erfolg in Polen wie auf die unerwartete Zurückhaltung der Westmächte bei Hitler und bei den führenden Köpfen des OKH völlig verschieden gewesen ist. Die Tatsache, daß das französisch-britische Heer im Westen nicht zur Offensive angetreten war, hat Hitler zweifellos als Zeichen einer Schwäche gedeutet, die es ihm erlauben werde, seinerseits im Westen zum Angriff überzugehen. Die glänzenden Erfolge im polnischen Feldzug brachten ihn zudem zu der Überzeugung, daß das deutsche Heer schlechthin j e d e r A u f g a b e gewachsen sein müsse. Das OKH war keineswegs der letzteren Meinung, wie noch näher erläutert werden wird. Aus der militärischen Zurückhaltung der Westmächte konnte man andererseits schließen, diese seien vielleicht nur in den Krieg eingetreten, um das Gesicht zu wahren. Daher müsse es möglich sein, mit ihnen doch noch

zu einer Verständigung zu kommen. Bei General Halder mag möglicherweise auch der Gedanke eine Rolle gespielt haben, eine solche Verständigung notfalls unter Ausschaltung Hitlers anzubahnen. In diesem Falle würde eine deutsche Offensive im Westen zu jenem Zeitpunkt durchaus abwegig gewesen sein.

Wie dem auch sei, das OKH konnte sich jedenfalls darauf stützen, daß Hitler bis dahin niemals den Gedanken einer Offensive im Westen, selbst nach Niederwerfung Polens, in Erwägung gezogen hatte. Hierfür habe ich einen untrüglichen Beweis im Verlaufe des Winters 1939/40 erhalten. Als wieder einmal von Hitler das vorbereitende Stichwort zum Anlaufen der Bereitstellungsmärsche für die Westoffensive gegeben worden war, erschien bei mir der Chef der Luftflotte, die mit der Heeresgruppe A zusammenzuarbeiten hatte, General Sperrle, und erklärte, daß seine Verbände von den aufgeweichten Flugplätzen nicht starten könnten. Auf meinen Einwand, daß man ja seit Monaten Zeit genug gehabt habe, feste Startbahnen zu schaffen, erklärte Sperrle, Hitler habe jegliche derartige Arbeiten, die für eine spätere Offensive in Frage kommen könnten, seinerzeit strikt untersagt. Desgleichen war übrigens auch die Munitionsfertigung nicht in dem Umfange angelaufen, wie es im Fall einer beabsichtigten Offensive im Westen notwendig erschienen wäre.

Offenbar hat das OKH geglaubt, daß diese Auffassung Hitlers unabänderlich sei und sich damit in dessen Mentalität getäuscht. Wie Greiner berichtet, hat das OKH während der zweiten Hälfte des September, als die Entscheidung in Polen heranreifte, durch General Heinrich v. Stülpnagel eine Studie über die weitere Führung des Krieges im Westen ausarbeiten lassen. Stülpnagel war in dieser Studie zu dem Schluß gekommen, daß das Heer vor 1942 materiell nicht in der Lage sein werde, die Maginotlinie zu durchbrechen. Die Möglichkeit ihrer Umgehung durch Belgien und Holland hatte er nicht in Betracht gezogen, da die Reichsregierung erst kurz zuvor diesen Ländern die Achtung ihrer Neutralität zugesichert hatte. Auf Grund dieser Studie und der vorerwähnten früheren Einstellung Hitlers hat das OKH offenbar die Folgerung gezogen, daß man im Westen weiterhin defensiv zu bleiben habe. Es hat dementsprechend mit Abschluß des Polenfeldzuges die Verstärkung der Defensivgliederung des Heeres im Westen angeordnet, offenbar ohne sich zuvor des Einverständnisses von Hitler zu vergewissern.

Bei der völlig neuen Lage, die durch den restlosen Zusammenbruch Polens geschaffen war, bedeutete ein solches Verfahren nichts anderes, als daß das OKH Hitler die Vorhand überließ hinsichtlich seiner Entschlußfassung über etwaige neue Pläne. Dies war gewiß nicht der rich-

tige Weg der militärischen Führung, sich den Einfluß auf die Weiterführung des Krieges, wie immer diese auch aussehen sollte, zu sichern. Im übrigen konnte auch das Ergebnis jener Studie nicht als eine Lösung der Frage der weiteren Kriegführung angesehen werden. Wenn man bis 1942 warten wollte, um die Maginotlinie zu durchbrechen, dann würden aller Voraussicht nach bis dahin die Westmächte den Rüstungsvorsprung Deutschlands aufgeholt haben. Darüber hinaus aber würde man aus einem erfolgreichen Durchbruch der Maginotlinie niemals eine Entscheidung bringende Operation haben entwickeln können. Gegenüber mindestens 100 Divisionen, die auf der Gegenseite schon 1939 zur Verfügung standen, wäre eine Entscheidung auf diesem Wege nicht zu erreichen gewesen. Selbst wenn der Gegner zur Verteidigung der Maginotlinie starke Kräfte einsetzte, wären ihm immer 40 bis 60 Divisionen als operative Reserve verfügbar geblieben, die genügt hätten, selbst einen breiten Durchbruch durch die Befestigungsfront alsbald aufzufangen. Der Kampf wäre unzweifelhaft entscheidungslos im Stellungskrieg versickert. Dies konnte nicht das Ziel der deutschen Kriegführung sein.

Natürlich kann man nicht annehmen, daß Generaloberst v. Brauchitsch und sein Generalstabschef der Meinung gewesen seien, mit einer rein defensiven Kriegführung auf die Dauer weiterzukommen. Jedoch setzten sie wohl vorerst ihre Hoffnung auf eine noch mögliche Verständigung mit den Westmächten oder darauf, daß diese selbst schließlich offensiv werden würden. Die Entscheidung über die erstere Möglichkeit aber lag außerhalb ihrer Machtsphäre. Die Hoffnung auf eine Offensive der Westmächte war irreal, wie später noch nachgewiesen werden wird. Tatsächlich lagen die Dinge so, daß das Frühjahr 1940 vom militärischen Standpunkt aus wohl der früheste, zugleich aber auch der letzte Zeitpunkt sein würde, zu dem man deutscherseits hoffen konnte, eine Offensive im Westen zum Erfolg zu führen.

Hitler hat nach Angabe von Greiner zwar die oben erwähnte Denkschrift des Generals von Stülpnagel nicht zur Kenntnis erhalten, doch habe er zweifellos gewußt, daß das OKH weiterhin im Westen in der Defensive verharren wolle. An die Stelle einer rechtzeitigen Aussprache über die Frage der Weiterführung des Krieges, die spätestens Mitte September hätte stattfinden müssen, trat nunmehr das fait accompli, vor das Hitler den Oberbefehlshaber des Heeres durch seinen Entschluß vom 27. September und die diesem folgende Weisung des OKW vom 9. Oktober stellte. Ohne vorherige Befragung des Oberbefehlshabers des Heeres gab er dabei nicht nur den Befehl, nunmehr im Westen offensiv zu werden, sondern entschied zugleich auch über die Frage des *Wann und Wie*. Fragen, die unter gar keinen Umständen ohne Mitwirkung des Oberbefehlshabers des Heeres hätten entschieden werden dürfen. Hitler verlangte die Offensive zum frühest möglichen Zeitpunkt, jedenfalls aber noch im Herbst 1939. Zunächst hat er nach General von Lossbergs Angabe als Termin den 15. Oktober gesetzt. Eine Frist, die — selbst wenn sie transporttechnisch ausgereicht haben würde — zur Voraussetzung gehabt hätte, daß man die Panzerverbände und die Luftwaffe in Polen spätestens mit Abschluß der Schlacht an der Bzura frei machte, was an sich möglich gewesen wäre. Des weiteren hatte Hitler von vornherein auch festgelegt, *wie* die beabsichtigte Offensivoperation zu führen sei, nämlich unter Umgehung der Maginotlinie durch Belgien und Holland.

Dem Oberbefehlshaber des Heeres sollte also lediglich die technische Durchführung einer Operation verbleiben, zu der er grundsätzlich nicht gehört worden war und der er eine Aussicht auf durchschlagenden Erfolg jedenfalls im Herbst 1939 nicht zubilligen konnte.

Fragt man, wie es möglich war, daß der Oberbefehlshaber des Heeres durch Eingehen auf die Absichten Hitlers einer derartigen capitis diminutio seiner Stellung zustimmen konnte, so scheint mir Greiner in seinem Buch „Die Oberste Wehrmachtführung" eine möglicherweise zutreffende Antwort gegeben zu haben. Er meint, Generaloberst v. Brauchitsch sei wohl der Ansicht gewesen, mit einem sofortigen Widerspruch doch nicht durchzukommen. Eine Ansicht, die übrigens auch General v. Lossberg auf Grund seiner Kenntnis Hitlers und dessen damaliger Einstellung vertritt. Dagegen habe der Generaloberst wohl gehofft — wenn er zunächst guten Willen zeige — Hitler doch noch von seinem Plan abbringen zu können. Auch möge er damit gerechnet haben, daß die Wetterlage die Durchführung der Offensive im Spätherbst oder Winter praktisch unmöglich machen würde. Konnte man die Entscheidung auf diesem Wege aber bis in das nächste Frühjahr hinausschieben, dann würde sich vielleicht doch die Möglichkeit finden, den Krieg auf dem Wege eines politischen Übereinkommens zu beenden.

Wenn dies die Gedanken des Oberbefehlshabers des Heeres und seines Generalstabschefs gewesen sind, so haben sie, was den Einfluß der Wetterlage angeht, recht behalten.

Der Gedanke aber, Hitler einen derartig grundlegenden Entschluß wieder „ausreden" zu können, und sei es selbst durch den General v. Reichenau, den das OKH alsbald dazu vorschickte, war m. E. völlig aussichtslos. Es sei denn, das OKH hätte eine andere, bessere, Hitler imponierende Lösung vorschlagen können.

Eine Möglichkeit, den Krieg zu jener Zeit auf dem Wege friedlicher

Verständigung zu beenden, hat sich andererseits nicht gezeigt. Das Friedensangebot, das Hitler nach dem polnischen Feldzug an die Westmächte richtete, stieß auf völlige Ablehnung. Im übrigen würde Hitler sich zu einer vernünftigen Regelung der polnischen Frage, die eine Verständigung mit dem Westen ermöglicht hätte, wohl auch nicht bereitgefunden haben. Ganz abgesehen davon, daß eine solche praktisch kaum mehr vorstellbar war, nachdem die Sowjetunion bereits die östliche Hälfte Polens geschluckt hatte. Es ist auch durchaus zweifelhaft, ob Deutschland *ohne* Hitler damals zu einem ehrenvollen Frieden wirklich noch hätte kommen können. Vor allem, wie sollte Hitler damals gestürzt werden? Falls General Halder im Oktober 1939 erneut den Plan eines militärischen Vorgehens gegen Berlin verfolgt hat, so kann ich dazu nur sagen, daß er damit bei der Truppe nach den Siegen über Polen noch weniger Gefolgschaft gefunden haben würde, als im Herbst 1938.

Zunächst also ging Generaloberst v. Brauchitsch auf die Absichten Hitlers ein. Das OKH bearbeitete die „Aufmarschanweisung Gelb" nach den von Hitler gegebenen Richtlinien. Alsdann aber versuchte der Oberbefehlshaber des Heeres, unterstützt von seinem Generalstabschef, wie Greiner berichtet, am 27. Oktober aus militärischen Gründen die Verschiebung der Offensive auf eine günstigere Jahreszeit, also wohl bis in das Frühjahr 1940, von Hitler zu erreichen. Der gleiche Vorschlag war letzterem, wie ebenfalls Greiner berichtet, bereits einige Tage zuvor durch General v. Reichenau – wahrscheinlich auf Wunsch des Generaloberst v. Brauchitsch – gemacht worden. Im übrigen konnte sich der Oberbefehlshaber des Heeres in dieser Hinsicht zweifellos mit allen Oberbefehlshabern der Westfront einig wissen. Obwohl Hitler die ihm vorgetragenen Argumente nicht rundweg ablehnte, blieb es doch bei dem von ihm bereits am 22. Oktober festgesetzten Termin des 12. November für den Beginn der Offensive.

Am 5. November hat dann der Oberbefehlshaber des Heeres erneut den Versuch gemacht, Hitler umzustimmen. Es war dies der Tag, an dem – falls der Angriff wirklich am 12. November beginnen sollte – das Stichwort für das Anlaufen der Versammlungsmärsche ausgegeben werden mußte.

Bei dieser Unterredung, die unter vier Augen stattfand (Keitel wurde nach Angabe von Greiner erst später hinzugezogen), deren Ergebnis aber doch bekannt wurde, ist es zu einem meiner Ansicht nach nicht reparablen Bruch zwischen Hitler und dem Generaloberst gekommen. Letzterer hat, wie Greiner über Keitel gehört hat, Hitler ein Memorandum vorgelesen, in dem alle Gründe, die gegen eine Offensive sprachen, zusammengefaßt waren. Neben den ganz zweifellos unanfechtbaren Gründen gegen eine Offensive im Herbst (Wetterlage, unfertiger Zustand der Neuaufstellungen usw.) führte der Generaloberst einen Grund an, der Hitler in hellen Zorn versetzte. Es war eine Kritik an den Leistungen der Truppe im polnischen Feldzug. Er gab der Meinung Ausdruck, daß die Infanterie nicht den gleichen Angriffsgeist wie 1914 gezeigt, und daß überhaupt die Festigkeit der Truppe in bezug auf Disziplin und Ertragen von Belastungen infolge des überstürzten Tempos der Wiederaufrüstung nicht durchweg genügt habe. Hätte Generaloberst v. Brauchitsch diese Ansicht im Kreise militärischer Führer geäußert, so würde er Verständnis gefunden haben. Der Vorwurf zwar, daß die Infanterie nicht den gleichen Angriffsgeist gezeigt habe wie 1914 – zumindest in solcher Verallgemeinerung – war unberechtigt. Er beruhte auf einer Verkennung der Wandlung, die der Infanterieangriff inzwischen erfahren hatte. Angriffsmethoden von 1914 waren einfach nicht mehr denkbar. Andererseits war nicht zu bestreiten – was am Anfang jedes Krieges bei noch unerprobten Truppen vorkommt –, daß an einzelnen Stellen Truppenteile namentlich in Ortsgefechten Zeichen von Nervosität gezeigt hatten. Ebenso hatten verschiedentlich höhere Kommandobehörden Anlaß gehabt, gegen auftretende Disziplinlosigkeiten scharf einzuschreiten. Kein Wunder, wenn man bedenkt, in welchem Ausmaße die Reichswehr von 100 000 Mann in wenigen Jahren zu einem Millionenheer aufgebläht und welch großer Teil der Truppen überhaupt erst bei der Mobilmachung aufgestellt worden war. Dies alles aber konnte – wenn man die Erfolge des polnischen Feldzuges in Betracht zog – noch nicht zu dem Schluß führen, daß das Heer aus *diesem* Grunde nicht in der Lage sei, eine Offensive im Westen zu führen. Hätte sich Generaloberst v. Brauchitsch darauf beschränkt, klar zum Ausdruck zu bringen, daß die *neuaufgestellten* Divisionen mangels Ausbildung und genügender innerer Festigung noch nicht angriffsfähig seien und sein konnten, daß man aber die Offensive nicht nur mit den bereits bewährten aktiven Divisionen führen könne, so wäre er auf unanfechtbarem Boden geblieben, ebenso wie dies hinsichtlich der Bedenken in bezug auf die Jahreszeit der Fall war. Das vorerwähnte Argument in seiner Verallgemeinerung aber war genau das, was er Hitler gegenüber am allerwenigsten hätte vorbringen sollen. Denn dieser fühlte sich als Schöpfer der neuen Wehrmacht, die nun als unzureichend bezeichnet wurde. Dabei war er insofern im Recht, als ohne seinen politischen Wagemut, ohne die Energie, mit der er die Aufrüstung betrieben hatte, und ohne die von der nationalsozialistischen Bewegung getragene Belebung des Wehrgeistes auch in den Schichten des Volkes, in denen dieser zu Zeiten der Weimarer Republik verfemt war, diese Wehrmacht nicht die 1939 erreichte

Stärke gewonnen hätte. Was Hitler geflissentlich übersah, war die Tatsache, daß ebenbürtig neben seiner Leistung die der ehemaligen Reichswehr stand. Denn ohne deren geistige und materielle Vorarbeit, ohne die Hingabe der aus ihr stammenden Offiziere und Unteroffiziere hätte Hitler weder die Wehrmacht erhalten, die er nunmehr als „seine Schöpfung" ansah, noch hätten die Siege in Polen erfochten werden können.

Mit den Bedenken, die Generaloberst v. Brauchitsch Hitler, dem Diktator mit bereits weit übersteigertem Selbstbewußtsein, vortrug, hat er genau das Gegenteil von dem erreicht, was er beabsichtigte. Hitler schob alle sachlichen Argumente des Oberbefehlshabers beiseite, empörte sich über die Kritik, die der Generaloberst an seinem — Hitlers — Werk zu üben gewagt hatte und brach die Unterredung brüsk ab. Er bestand auf dem Angriffstermin vom 12. November.

Nun griff jedoch zum Glück der Wettergott ein und erzwang eine Verschiebung, ein Vorgang, der sich dann allein bis Ende Januar 1940 noch 15mal wiederholen sollte.

Wenn also das OKH auf diese Weise auch hinsichtlich des möglichen Angriffstermins gegenüber Hitler recht behalten hat, so war doch durch die vorgeschilderte Entwicklung eine Führungskrise eingetreten, deren Folgen sich im weiteren Verlauf des Krieges verheerend fühlbar machen sollten. Zunächst zeigte sie sich darin, daß sich Hitler und Brauchitsch nicht mehr sahen. Jedenfalls hat mir der erste Generalstabsoffizier der Operationsabteilung, der spätere General Heusinger, am 18. Januar 1940 gesagt, Brauchitsch sei seit dem 5. November nicht mehr bei Hitler gewesen. Ein in der gegebenen Lage völlig unmöglicher Zustand. Eine weitere Folge des Bruchs vom 5. November war die Ansprache, die Hitler am 23. November an die in die Reichskanzlei befohlenen Oberbefehlshaber, Kommandierenden Generale und Generalstabschefs hielt. Ich kann es mir versagen, im einzelnen auf diese Ansprache einzugehen, da sie durch andere Veröffentlichungen bereits bekannt ist. Das Wesentliche war, daß Hitler in ihr seinen unwiderruflichen Entschluß, sobald als möglich im Westen offensiv zu werden, betonte, wobei er bereits Zweifel äußerte, wie lange das Reich im Osten noch Rückenfreiheit haben werde. In bezug auf die sachliche Begründung der grundsätzlichen Notwendigkeit, im Westen offensiv zu werden, waren die Ausführungen Hitlers durchdacht und m. E. überzeugend (abgesehen von der Frage des Zeitpunkts der Offensive). Im übrigen war seine Rede ein massiver Angriff auf das OKH und darüber hinaus auf die Generalität des Heeres überhaupt, die seinem Wagemut immer Hemmnisse in den Weg lege. In dieser Hinsicht war diese Rede das unsachlichste, was ich je von Hitler gehört habe. Der Oberbefehlshaber des Heeres zog die einzig mög-

liche Konsequenz und forderte seinen Abschied. Hitler lehnte diese Lösung jedoch ab. Daß die Führungskrise damit in keiner Weise gelöst war, versteht sich von selbst. Jedenfalls blieb es dabei, daß das OKH sich in die Lage versetzt sah, eine Offensive vorzubereiten, die es nicht billigte. Der Oberbefehlshaber des Heeres blieb als Berater für die Gesamtkriegführung ausgeschaltet und auf das Niveau eines ausführenden Generals herabgedrückt.

Geht man den Gründen nach, die zu einer derartigen Entwicklung des Verhältnisses zwischen Staatsoberhaupt und Heerführung und damit zur Entmachtung der letzteren geführt haben, so mag das Entscheidende der Machttrieb Hitlers, seine sich immer mehr steigernde Selbstüberschätzung, gewesen sein. Beides ergänzt durch die Hetze von Leuten wie Göring und Himmler gegen „die Generale". Aber man wird doch auch sagen müssen, daß das OKH Hitler durch die Art, in der es die Frage der Weiterführung des Krieges nach Abschluß des Polenfeldzuges behandelte, sein Beiseiteschieben nicht unbeträchtlich erleichtert hat.

Das OKH hat durch seinen Entschluß, weiterhin im Westen defensiv zu bleiben, Hitler die Vorhand gelassen! Obwohl es fraglos in erster Linie Sache des OKH sein mußte, dem Staatsoberhaupt vorzuschlagen, was geschehen solle, nachdem das Heer — wirksam unterstützt von der Luftwaffe — Polen so schnell niedergeworfen hatte.

Das OKH war zweifellos im Recht, wenn es im Herbst 1939 den Standpunkt vertrat, daß Jahreszeit und unfertiger Stand der neuaufgestellten Verbände eine Offensive zur Zeit noch nicht ratsam erscheinen ließen. Aber mit solcher Feststellung und den Anordnungen für eine Verstärkung der Defensivgliederung im Westen war noch keineswegs die Frage beantwortet, wie man den Krieg militärisch zu einem guten Ende führen sollte. Diese Frage aber hatte das *OKH* zu beantworten, wenn es seinen Einfluß auf die Gesamtkriegführung zur Geltung bringen wollte!

Es war sicherlich das gute Recht des Oberbefehlshabers des Heeres, den Weg einer politischen Verständigung mit den Westmächten zu empfehlen. Was aber sollte geschehen, wenn sich keine Aussicht auf eine solche Verständigung eröffnete? Gerade einem Mann wie Hitler gegenüber war es notwendig — auch wenn im Augenblick eine Offensive im Westen noch nicht tunlich erschien — von seiten des OKH schon jetzt den *militärischen* Weg zur Beendigung des Krieges aufzuzeigen.

In bezug auf diesen Weg ging es nach Abschluß des polnischen Feldzuges um die Erwägung von drei Fragen:

Erstens: *Konnte* der Krieg bei weiterem Verharren in der Defensive zu einem günstigen Ende gebracht werden oder würde ein solches

nur auf dem Wege einer siegreichen deutschen Offensive im Westen zu erreichen sein?

Zweitens: *Wann* konnte gegebenenfalls eine solche Offensive mit Aussicht auf entscheidenden Erfolg geführt werden?

Drittens: *Wie* mußte sie geführt werden, um zu einer durchschlagenden Entscheidung auf dem Festlande zu kommen?

Hinsichtlich der ersten Frage gab es zwei Möglichkeiten:

Entweder das Reich gelangte nach der Niederlage Polens zu einer Verständigung mit den Westmächten. Die Gangbarkeit dieses Weges mußte das OKH von vornherein skeptisch beurteilen. Einmal im Hinblick auf den britischen Nationalcharakter, der ein Einlenken Großbritanniens wenig wahrscheinlich machte. Zum anderen, weil kaum darauf zu rechnen war, daß Hitler nach dem Siege über Polen noch zu einer vernünftigen Regelung der deutsch-polnischen Grenzfrage im Sinne eines Kompromisses bereit sein würde. Schließlich weil er Polen — um zu einer Verständigung mit den Westmächten zu kommen — gar nicht wiederherstellen konnte, nachdem er dessen östliche Hälfte bereits den Sowjets überlassen hatte. Eine Tatsache, die auch keine andere deutsche Regierung, die etwa nach einem Sturz Hitlers ans Ruder gekommen wäre, mehr aus der Welt hätte schaffen können.

Die zweite Möglichkeit, auf dem Wege des Verharrens in der Defensive im Westen zu einer erfolgreichen Beendigung des Krieges zu gelangen, hätte sich ergeben können, wenn die Westmächte ihrerseits sich doch noch zu einer Offensive entschließen würden. Dann würde sich für die deutsche Führung die Aussicht ergeben haben, im *Gegenschlage* zu einer siegreichen Entscheidung im Westen zu kommen. Dieser Gedanke tritt in den „Gesprächen mit Halder" hervor, wenn dieser von einer „Operation im Nachzuge" spricht. Nach einer Mitteilung des Generals Heusinger hat dieser Gedanke in den Erwägungen des OKH jedoch erst viel später eine Rolle gespielt, nämlich etwa im Dezember, nicht aber in der für die Stellung des OKH entscheidenden Phase um die Wende der Monate September/Oktober.

Zweifellos hatte der Gedanke einer Operation aus der Nachhand etwas sehr Bestechendes. Dem Gegner die Schwierigkeiten einer Offensive gegen den Westwall oder das Odium einer Verletzung der Neutralität Luxemburgs, Belgiens, vielleicht sogar Hollands, zuzuschieben, mußte äußerst verlockend erscheinen. Aber handelte es sich dabei — wenigstens für absehbare Zeit — nicht um einen Wunschgedanken, dessen Verwirklichung mehr als unwahrscheinlich war? Die Westmächte hatten eine Offensive nicht gewagt zu dem Zeitpunkt, zu welchem die Masse der deutschen Kräfte in Polen gebunden war. Konnte man annehmen, daß sie nunmehr angreifen würden, nachdem die Wehrmacht ihnen in voller Stärke gegenüberstand? Ich glaube — und war auch zu jener Zeit dieser Überzeugung —, daß diese Voraussetzung für eine deutsche „Operation im Nachzuge" damals nicht als gegeben angesehen werden konnte.

Diese Auffassung hat eine eindeutige Bestätigung gefunden in einem „Kriegsplan", der auf Befehl des alliierten Oberbefehlshabers, des Generals Gamelin, zu jener Zeit entworfen worden und später in die Hände der deutschen Truppen gefallen ist. Die Gedankengänge dieses „Kriegsplans" sind folgende:

Die alliierten Streitkräfte werden *nicht vor Frühjahr 1941* die materielle Stärke erreicht haben, die es ihnen ermöglichen kann, Deutschland im Westen offensiv entgegenzutreten. Das Erreichen der zahlenmäßigen Überlegenheit der Erdstreitkräfte bedingt die Gewinnung weiterer Verbündeter.

Die Engländer sind *nicht* bereit, *vor 1941* an einer großen *Offensive* teilzunehmen. Ausgenommen im Fall eines teilweisen Zusammenbruchs Deutschlands. (In dieser Bemerkung, mit der offensichtlich auf die Hoffnung eines Umsturzes hingezielt wird, zeigt sich, was wir im Fall eines Staatsstreiches zu erwarten gehabt hätten.)

Hauptaufgabe der Westmächte für das Jahr 1940 müsse sein, die *Unversehrtheit des französischen Gebiets* sicherzustellen, im Fall eines deutschen Angriffs auf Belgien und Holland diesen Ländern selbstverständlich zu Hilfe zu eilen.

Daneben solle angestrebt werden, weitere *Abnutzungskriegsschauplätze* für Deutschland zu schaffen. Als solche werden die *nordischen Staaten* und — wenn Italien neutral bliebe — der *Balkan* genannt. Selbstverständlich sollen die Bemühungen, Belgien und Holland auf die Seite der Alliierten zu ziehen, fortgesetzt werden.

Schließlich sollte versucht werden, das Reich seiner *lebenswichtigen Zufuhren* zu berauben, sowohl durch die vorerwähnte Eröffnung neuer Kriegsschauplätze, wie durch Schließung der Blockade durch Druck auf neutrale Mächte.

Aus diesem „Kriegsplan" geht also völlig eindeutig hervor, daß die Westmächte solange einen *Abnutzungskrieg* — möglichst auf anderen Kriegsschauplätzen — führen wollten, bis sie eine eindeutige Überlegenheit erlangt hätten, die ihnen — keinesfalls vor 1941 — eine Offensive im Westen erlauben würde.

Wenn das OKH auch zu dem hier in Frage kommenden Zeitpunkt keine Kenntnis von diesem Kriegsplan der Alliierten haben konnte, so

war es doch nur allzu wahrscheinlich, daß die Westmächte in dem genannten Sinne den Krieg auf lange Sicht führen würden.

Die Hoffnung, ihre Völker könnten des „Schattenkrieges" überdrüssig werden, war angesichts der Blutopfer, die eine Offensive gegen den Westwall in Aussicht stellte, wohl keine Erwägung, die das OKH seinen Entschlüssen hätte zugrunde legen können.

So verlockend es also auch erscheinen mochte, dem Gegner den Vortritt hinsichtlich einer entscheidungsuchenden Offensive zu lassen, so wenig reale Grundlagen hätte ein solcher Plan gehabt. Das Reich konnte in keinem Falle warten, bis die Gegner durch Aufrüsten (wobei von vornherein amerikanische Hilfe im Hinblick auf die Einstellung Roosevelts in Rechnung zu stellen war) die Überlegenheit auch auf der Erde und in der Luft gewonnen haben würden. Am allerwenigsten auch im Hinblick auf die Sowjetunion! Nachdem diese von Hitler alles erhalten hatte, was sie erwarten konnte, verband sie mit dem Reich wohl kaum noch ein vitales Interesse. Je stärker die Westmächte wurden, desto prekärer mußte die Lage Deutschlands mit einer Macht wie der Sowjetunion im Rücken werden!

Für die *militärische* Führung ergab sich also nach Abschluß des Polenfeldzuges folgendes:

Die erstgenannte Frage, *ob der Krieg bei weiterem Verharren in der Defensive* im Westen zu einem *erfolgreichen Abschluß* gebracht werden könne, war zu *verneinen*. Es sei denn, daß es der politischen Führung gelänge, mit den Westmächten doch einen Kompromiß zu schließen. Die Berechtigung des Oberbefehlshabers des Heeres – schon im Hinblick auf das militärische Risiko einer Fortführung des Krieges –, Hitler das Beschreiten des Kompromiß-Weges anzuraten, steht außer Zweifel. Daß hiermit ein *zeitlich begrenztes* Abwarten an der Westfront in Kauf zu nehmen sein würde, war selbstverständlich. Unabhängig davon aber war die *militärische* Beratung Hitlers die Aufgabe, aber auch das Recht der Führung des Heeres. *Sie* mußte ihm sagen, was militärisch zu geschehen hätte, wenn sich eine politische Lösung des Konflikts nicht erreichen ließe!

Ein *militärischer Alternativplan*, was zu geschehen habe, wenn sich die offenbar auch von Hitler zunächst erhoffte Möglichkeit eines politischen Kompromisses mit den Westmächten nicht ergeben würde, war also seitens des OKH dem Staatsoberhaupt vorzulegen. Man durfte weder annehmen, daß Hitler bei seiner bisherigen Ablehnung einer Offensive im Westen bleiben würde, nachdem Polen niedergeworfen war, noch abwarten, bis er selbst vielleicht eine militärische Entscheidung träfe.

Der militärische Vorschlag für die Weiterführung des Krieges konnte

nicht auf das Verharren in der Defensive im Westen hinauslaufen. Es sei denn, daß man annahm, Großbritannien werde auf dem Wege des Luft- und des U-Boot-Krieges niederzuringen sein. Eine Annahme, für welche doch wohl jede Grundlage fehlte.

Militärischerseits konnte also – wenn eine politische Verständigung sich als unerreichbar herausstellte – nur eine *offensive* Führung des Krieges im Westen vorgeschlagen werden.

Bei diesem Vorschlag aber mußte sich das OKH die Vorhand hinsichtlich der Entscheidung über das *Wann* und *Wie* sichern.

Was die Frage des *Wann* anging, so war sich das OKH mit allen Befehlshabern der Westfront darüber einig, daß die Führung der Offensive im Spätherbst 1939 (oder im Winter) keinen entscheidenden Erfolg verspreche.

Ein ausschlaggebender Grund war die *Jahreszeit*. Im Herbst und Winter würde die deutsche Wehrmacht aus Witterungsgründen ihre beiden Haupttrümpfe, die schnellen (*Panzer-*)Verbände und die *Luftwaffe*, nur unvollkommen zum Tragen bringen können. Außerdem läßt die Kürze der Tage in dieser Jahreszeit in der Regel das Erkämpfen selbst einer taktischen Entscheidung an einem Tage kaum zu und erschwert damit eine schnelle Operationsführung.

Der andere Grund war der noch unzureichende Ausbildungsstand aller bei Kriegsbeginn *neu aufgestellten Verbände*. Wirklich angriffsfähig waren im Herbst 1939 nur die aktiven Divisionen. Alle anderen ermangelten noch der Verbands- und der Schießausbildung, wie der inneren Festigkeit. Daneben war auch die Auffrischung der Panzerverbände nach dem Feldzug in Polen noch nicht abgeschlossen. Wollte man eine Offensive im Westen noch im Herbst 1939 starten, dann hätte man die schnellen Divisionen in Polen früher freimachen müssen. Daran hatte aber auch Hitler nicht gedacht. Auch bei der Luftwaffe bestanden noch wesentliche Lücken.

Es war also klar, daß eine Offensive im Westen *nicht vor dem Frühjahr 1940* würde verantwortet werden können. Daß man damit Zeit für das Suchen nach einer politischen Lösung des Konflikts gewann, war vom militärischen Standpunkt aus erwünscht, so wenig dieser Gesichtspunkt für Hitler nach der Abweisung seines Friedensangebots Anfang Oktober eine Rolle gespielt hat.

Da die Frage des *Wie*, also der strategischen Anlage einer Offensive im Westen, den Inhalt des nächsten Kapitels bilden wird, erübrigt es sich, an dieser Stelle auf sie näher einzugehen.

Nur eins sei vorweggenommen. Der Offensivplan, den Hitler am 9. Oktober dem OKH aufoktroyierte, war eine Halbheit. Er zielte nicht

auf die *volle* Entscheidung auf dem Festlande, sondern — wenigstens zunächst — nur auf ein Teilziel.

Dies wäre der Punkt gewesen, von dem aus das OKH Hitler hätte klar machen können, daß seine militärischen Berater etwas besseres zu bieten haben würden, als eine Teilentscheidung, die den Einsatz nicht lohne. Vorausgesetzt allerdings, das OKH glaubte selbst an die Möglichkeit, durch eine Offensive die volle Entscheidung auf dem Festland erreichen zu können!

Die Gründe, welche die führenden Männer des OKH veranlaßt haben, in jenen entscheidenden Wochen nach Abschluß des polnischen Feldzuges in der Frage der Weiterführung des Krieges im Westen eine Zurückhaltung zu üben, die praktisch Hitler die militärische Entscheidung in die Hand gab, sind bisher nicht bekannt geworden. Sie mögen in dem berechtigten Wunsch gelegen haben, ihn zu veranlassen, ein politisches Kompromiß zu suchen. Sie mögen auch darin bestanden haben, daß das OKH mit Recht eine Wiederholung der Verletzung der Neutralität Belgiens usw. scheute. Der Außenstehende hat aber damals den Eindruck gehabt, daß die führenden Köpfe des OKH überhaupt einen *entscheidenden Erfolg* einer deutschen Offensive zum mindesten für zweifelhaft hielten.

Wie dem auch sei, das OKH hat damals Hitler in bezug auf die *militärische* Entscheidung die Vorhand gelassen. Indem es darüber hinaus sich Hitlers Willen fügte und die Befehle für eine Operation erließ, der seine führenden Köpfe innerlich nicht zustimmten, hat es praktisch als die für die Landkriegführung maßgebliche Stelle *resigniert*.

Die Gelegenheit, sozusagen im Gegenstoß die verlorene Position wiederzugewinnen, die ihm bald darauf die vom Ob.Kdo.d.H.Gr. A gemachten operativen Vorschläge boten, hat das OKH nicht ausgenutzt.

Als dann der auf Grund jener Vorschläge eingetretene Erfolg der Westoffensive selbst Hitlers ursprüngliche Erwartungen übertroffen hatte, war das OKH für ihn eine Instanz geworden, über die auch in operativen Fragen hinwegzugehen er sich für befähigt hielt.

Hitler hatte die Funktionen übernommen, die nach Schlieffen in unserem Zeitalter allenfalls ein Triumvirat König—Staatsmann—Feldherr ausüben könne. Er hatte nunmehr auch die Rolle des Feldherrn usurpiert. War aber der „Tropfen vom Salböl Samuels", den Schlieffen als unerläßlich wenigstens für einen der Triumvirn bezeichnet hatte, wirklich auf sein Haupt gefallen?

5. Kapitel

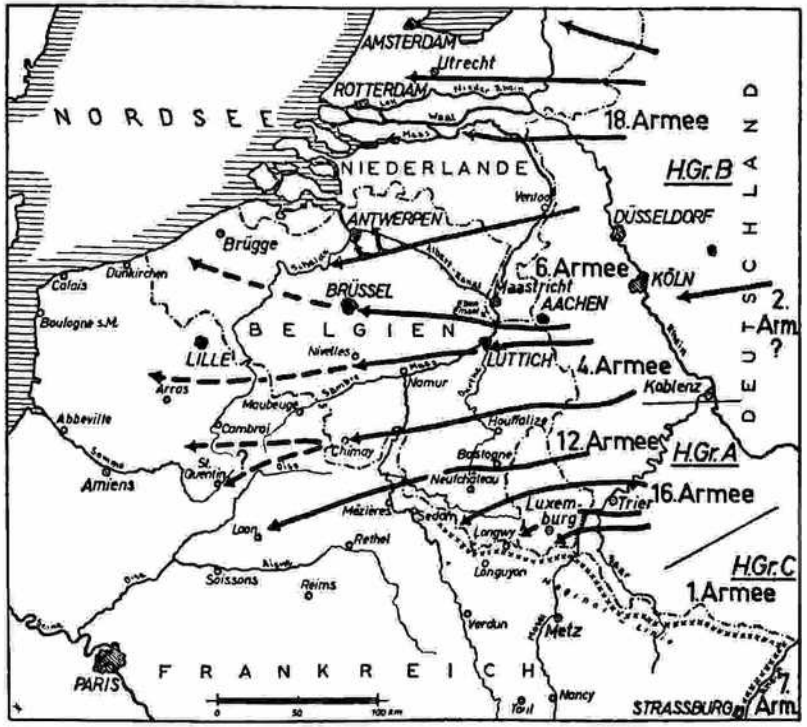
DER KAMPF UM DEN OPERATIONSPLAN

Der Operationsplan des OKH. Einwendungen. Die geplante Offensive kann zu keinem entscheidenden Erfolg führen. Handelte es sich um eine Neuauflage des Schlieffenplanes? Welche Möglichkeiten hatte die feindliche Führung? Der Plan des Ob.Kdos.d.H.Gr. A. Ziel: die volle Entscheidung. Schwerpunkt nicht auf dem Nord-, sondern auf dem Südflügel nötig. Ansatz von Panzerkräften durch die Ardennen. Offensive Abwehr einer etwaigen feindlichen Gegenoffensive. Vergeblicher Kampf um die Durchsetzung des „Neuen Plans". Die verschiedenen Eingaben des Ob.Kdos.d.H.Gr. A an das OKH. Teilzugeständnisse, aber keine grundlegende Änderung des Operationsgedankens. Der Fliegerzwischenfall. Der Verfasser wird aus seiner Stellung entfernt. Nach einem Vortrag bei Hitler fällt die Entscheidung zugunsten der operativen Vorschläge der H.Gr. A. Wieweit wurden sie durchgeführt?

Erst nach dem Ende des Krieges ist in weiteren Kreisen etwas über die Entstehung des Planes bekannt geworden, der — entgegen der ursprünglichen, vom OKH herausgegebenen „Aufmarschanweisung Gelb" vom 19. bzw. 29. Oktober 1939 — die Grundlage unserer Westoffensive gebildet hat. Jenes Planes, durch den im Westen eine so schnelle und durchschlagende Entscheidung gegen das französisch-britische Heer sowie die belgischen und holländischen Streitkräfte erreicht worden ist. Wohl als erster berichtete der britische Militärschriftsteller Liddell Hart über die Entstehung des „neuen Plans", den er mit meinem Namen verband, auf Grund von Mitteilungen, die er von Feldmarschall v. Rundstedt, meinem Oberbefehlshaber, und General Blumentritt, unserem I a in jener Zeitspanne, erhalten hatte.

Infolgedessen glaube ich, daß es richtig sein dürfte, daß nunmehr auch ich, als der sozusagen Hauptbeteiligte, auf Grund der mir vorliegenden Unterlagen versuche, ein Bild der Entstehung dieses Operations-

plans zu geben, der immerhin eine gewisse Bedeutung gewonnen hat. Sind doch in der Tat die Gedanken, die ihm zugrunde lagen, von mir ausgegangen. Habe ich doch selbst alle jene Denkschriften verfaßt, die vom Ob.Kd.d.H.Gr. dem OKH vorgelegt worden sind. Wir wollten eine Anlage der Offensivoperation in unserem Sinne erreichen, wie sie nach unserer Auffassung allein einen *entscheidenden Erfolg* im Westen



Die deutschen Operationsabsichten
nach den Aufmarschanweisungen des OKH

ermöglichen würde. Schließlich habe ich im Februar 1940 — bereits nach meiner Entfernung aus der Stelle als Chef des Gen.Stabs d. H.Gr. A — Gelegenheit gehabt, die Gedanken, welche das Ob.Kdo.d.H.Gr. solange vergeblich beim OKH durchzusetzen versucht hatte, Hitler selbst vorzutragen. Wenige Tage darauf hat dann das OKH eine neue Aufmarschanweisung herausgegeben, die auf unseren Gedankengängen und Vorschlägen fußte!

Ich möchte aber ausdrücklich hervorheben, daß mein Oberbefehlshaber, General v. Rundstedt — ebenso wie meine Mitarbeiter Blumentritt und Tresckow —, stets mit meinen Gedanken übereingestimmt, und daß Herr v. Rundstedt mit seiner Unterschrift sie in unseren Eingaben voll gedeckt und vertreten hat. Ohne sein Einverständnis wäre es gar nicht möglich gewesen, den Versuch zu machen, in immer neuen Eingaben das OKH zu überzeugen.

Für den Offizier, der das Studium der Kriegsgeschichte treibt, für den Historiker, würde es wohl von Wert sein, den Gang dieses geistigen Ringens um einen Operationsplan in seinem ganzen Verlauf kennenzulernen. Ich möchte jedoch den Leser nicht durch eine Darstellung ermüden, die zwangsläufig bei Schilderung der Eingaben, die das Ob.Kdo. d.H.Gr. an das OKH gerichtet hat, Wiederholungen nicht vermeiden könnte. Auch enthalten jene Eingaben naturgemäß Forderungen und Argumente, die heute nicht mehr interessieren, weil sie auf den jeweiligen Zeitpunkt, auf das im Augenblick vielleicht Erreichbare, zugeschnitten waren. Für diejenigen, die sich näher mit der Vorgeschichte der Westoffensive befassen wollen, sind die Aufmarschanweisungen des OKH (in ihren wesentlichen Abschnitten), sowie die Eingaben des Ob.Kdo.d. H.Gr. als Anlagen beigefügt.

Ich werde mich also darauf beschränken, zunächst die operativen Grundgedanken aufzuzeigen, die den Aufmarschanweisungen des OKH zu entnehmen waren. Alsdann werde ich schildern, aus welchen Gründen ich die strategische Konzeption des OKH (oder richtiger gesagt Hitlers, auf den sie zurückging) als unzureichend empfinden mußte. Hierauf werde ich — als Gegenüberstellung zu dem Operationsplan des OKH — die wesentlichen operativen Gedankengänge darlegen, auf denen die strategische Konzeption beruhte, die das Ob.Kdo.d.H.Gr. vertrat. Schließlich werde ich kurz schildern, wie es nach langem, vergeblichem Ringen endlich doch dazu gekommen ist, daß — zweifellos auf Weisung Hitlers — der ursprüngliche Operationsplan im Sinne der Gedankengänge, die das Ob.Kdo.d.H.Gr. vertrat, geändert wurde.

Der Operationsplan des OKH (bzw. Hitlers)

Wenn ich zunächst versuche, auf Grund der mir vorliegenden Aufmarschanweisungen des OKH dessen (und Hitlers) strategische Grundidee für die beabsichtigte Offensive zu umreißen, so möchte ich folgendes sagen:

Das OKH beabsichtigte (Hitlers Weisung vom 9. Oktober entsprechend), mit einem starken rechten Heeresflügel, der durch Holland und Nordbelgien vorzugehen hatte, die in Belgien zu erwartenden französisch-britischen Streitkräfte zugleich mit denen der Belgier und Holländer zu schlagen. Durch diesen starken Stoßflügel sollte also zunächst die Entscheidung gesucht werden. Er wurde durch die Armee-Abt. N und die H.Gr. B (Generaloberst v. Bock) gebildet und marschierte im Bereich des Niederrheins und der Nordeifel auf. Die H.Gr. B war in 3 Armeen gegliedert. Insgesamt umfaßte der Nordflügel 30 Inf.-Divisionen und die Masse der schnellen Verbände (9 Pz.-Divisionen und 4 Inf.-Divisionen mot.). Bei 102 Divisionen, die insgesamt an der Westfront zur Verfügung standen, war dies also nahezu die Hälfte der Gesamtkräfte (siehe Anlage 1).

Während der Armee-Abt. N die Aufgabe der Ausschaltung Hollands zufiel, sollten die 3 Armeen der H.Gr. B den Angriff nördlich und südlich Lüttich vorbei durch Nordbelgien führen. Dabei war den starken Panzerverbänden eine entscheidende Rolle bei dem Versuch, den Gegner zu überrennen, zugedacht. (Aufgabe der H.Gr. A siehe unten.)

Am 29. Oktober wurde diese erste (am 19. Oktober herausgegebene) Aufmarschanweisung dahin geändert, daß Holland zunächst aus dem Spiel bleiben sollte. Es ist möglich, daß dies auf Vorstellungen des OKH zurückging (s. Anlage 2).

Die H.Gr. B hatte nunmehr mit 2 Armeen (4. und 6.) in vorderer, mit 2 Armeen (18. und 2.) in zweiter Linie beiderseits Lüttich vorzugehen. Später ist dann jedoch Holland erneut in die Operation einbezogen worden, wobei seine Ausschaltung der 18. Armee zufiel.

Die entscheidungsuchende Angriffsoperation der H.Gr. B sollte in ihrer Südflanke durch die H.Gr. A gedeckt werden. Diese, aus 2 Armeen (12. und 16.) mit insgesamt 22 Inf.-Divisionen (jedoch keinem schnellen Verband) bestehend, hatte durch Südbelgien und Luxemburg vorzugehen. Sie marschierte in der südlichen Eifel und im Hunsrück auf.

Die 12. Armee sollte den Angriff der H.Gr. B sozusagen links gestaffelt begleiten, um beim weiteren Vorwärtskommen der H.Gr. B deren Flanke gegen Einwirkung feindlicher Kräfte zu decken.

Die 16. Armee hatte nach Durchschreiten von Luxemburg nach Süden zu schwenken, um die Gesamtoperation in ihrer tiefen Flanke in einer Verteidigungsstellung zu schützen, die im wesentlichen hart nördlich des westlichen Ausläufers der Maginotlinie zwischen der Saar und der Maas ostwärts Sedan verlaufen sollte.

Der H.Gr. C verblieb mit 2 Armeen und 18 Inf.-Divisionen die Sicherung des Westwalls von der luxemburgischen bis zur Schweizer Grenze.

Als Heeresreserven waren noch 17 Inf.- und 2 schnelle Divisionen verfügbar.

Als Ziel dieser Operation war in der Ziffer 1 der Aufmarschanweisung vom 19. Oktober als „Allgemeine Absicht" (auf Grund der OKW-Weisung Hitlers vom 9. Oktober) bezeichnet:

„Möglichst starke Teile des französischen Heeres und seiner Verbündeten zu schlagen und gleichzeitig möglichst viel holländischen, belgischen und nordfranzösischen Raum als Basis für eine aussichtsreiche *Luft-* und *Seekriegführung* gegen *England* und als weites Vorfeld des *Ruhrgebiets* zu gewinnen".

Das OKH hatte in Ziffer 2 dieser Aufmarschanweisung als erstes Ziel des unter dem Befehl des Ob.d.H. zu führenden Angriffs der beiden H.Gr. bezeichnet:

„Unter Ausschaltung der holländischen Streitkräfte möglichst starke Teile des belgischen Heeres im Bereich der Grenzbefestigungen zu schlagen und durch rasches Zusammenführen starker – besonders schneller – Verbände die Voraussetzung zu schaffen für eine unverzügliche Fortführung des Angriffs mit starkem Nordflügel und für rasche Besitznahme der belgischen Küste."

In der bereits erwähnten Änderung der Aufmarschanweisung, die am 29. Oktober erfolgte, erweiterte das OKH das Ziel der Angriffsoperation der H.Gr. B in gewisser Weise durch folgende Neufassung der „Allgemeinen Absicht". Diese sollte nunmehr darin bestehen,

„möglichst starke Teile des französischen Heeres auf nordfranzösischem und belgischem Boden zur Schlacht zu stellen und zu schlagen und damit günstige Bedingungen für die Weiterführung des Krieges zu Lande und in der Luft gegen England und Frankreich zu schaffen."

In der Ziffer „Gliederung und Aufgaben" hatte das OKH der H.Gr. B als Ziel gesteckt:

„die verbündeten Streitkräfte im Bereich nördlich der Somme zu vernichten und bis zur Kanalküste durchzustoßen."

Für die H.Gr. A wurde die, im großen nach wie vor defensive, Deckungsaufgabe insofern etwas erweitert, als deren rechte Armee (12.) nunmehr möglichst rasch über die Maas bei und südlich Fumay und weiterhin durch die befestigte französische Grenzzone hindurch in allgemeiner Richtung Laon vorzutreiben sei.

Man kann die in beiden Aufmarschanweisungen enthaltene Operationsabsicht vielleicht am besten wie folgt verdeutlichen:

Mit einer (starken) rechten Geraden sollten die Teile des französisch-britischen Heeres, die in Belgien zu erwarten waren, niedergeschlagen werden, während die (schwächere) Linke die Abdeckung dieses Stoßes

zu übernehmen hatte. Das operative Ziel in räumlicher Hinsicht war dabei der Gewinn der Kanalküste. Was im übrigen nach diesem ersten Schlage zu geschehen habe, blieb vorbehalten.

Einwendungen

Die erste Reaktion gegen den in den beiden Aufmarschanweisungen niedergelegten Operationsplan entsprang bei mir bezeichnenderweise weniger dem Bereich des Verstandes, sondern eher dem des Gefühls. Die Operationsabsichten des OKH schienen im wesentlichen eine Nachbildung des berühmten Schlieffenplanes von 1914 zu sein. Es erschien mir reichlich niederziehend, daß unserer Generation nichts anderes einfallen solle als die Wiederholung eines alten Rezeptes, selbst wenn dieses von einem Manne wie Schlieffen stammte. Was sollte schon dabei herauskommen, wenn man einen Kriegsplan aus dem Schrank holte, den der Gegner bereits einmal gemeinsam mit uns durchexerziert hatte und auf dessen Wiederholung er eingerichtet sein mußte! Denn jeder militärische Sachverständige mußte sich darüber klar sein, daß die Deutschen gegen die Maginotlinie noch weniger würden anrennen wollen und können als 1914 gegen die Festungsfront Verdun – Toul – Nancy – Epinal.

Bei dieser ersten, mehr gefühlsmäßigen Reaktion habe ich dem OKH allerdings Unrecht getan. Einmal, weil der Plan von Hitler ausgegangen war und ferner, weil es sich in der Tat keineswegs um eine Wiederholung des Schlieffenplans handelte. Die weitverbreitete Ansicht, daß dies der Fall gewesen sei, trifft jedenfalls nur in zweierlei Hinsicht zu. Erstens insofern, als 1939 wie 1914 der Schwerpunkt der deutschen Offensive auf den Nordflügel gelegt werden sollte. Zweitens, als in beiden Fällen Belgien durchschritten werden mußte. Im übrigen aber waren die Pläne von 1914 und 1939 etwas durchaus Verschiedenes.

Zunächst war die Lage eine völlig andere. 1914 konnte man noch, wie Schlieffen es getan hatte, mit einer operativen Überraschung rechnen. Wenn auch vielleicht nicht in vollem Umfange, was den Durchmarsch durch Belgien überhaupt anging, so doch hinsichtlich der Massierung der deutschen Kräfte auf dem äußersten Nordflügel. Im Jahre 1939 konnten die entsprechenden Absichten Hitlers dem Gegner keineswegs verborgen geblieben sein.

Des weiteren konnte man 1914 – wie Schlieffen – darauf hoffen, daß die Franzosen uns den „Liebesdienst" einer frühzeitigen Offensive nach Lothringen hinein erweisen würden. Im Jahre 1939 aber war ein

derartiger „Liebesdienst" des Gegners nicht zu erwarten. Er würde unserem Stoß durch Belgien und gegebenenfalls auch durch Holland von vornherein starke Kräfte entgegenwerfen, die wir – im Gegensatz zu 1914 – im wesentlichen frontal zu schlagen haben würden. An die Stelle einer vorzeitigen französischen Initiative in der Mitte der Gesamtfront aber könnte ein starker Gegenschlag aus der Nachhand gegen die Südflanke unserer durch Belgien vorgehenden Hauptkräfte treten. Der Schlieffenplan *konnte* also einfach gar nicht wiederholt werden.

Darüber hinaus aber wurde mir klar, daß weder das OKH noch Hitler daran dachten, den Schlieffenplan in der wahren Größe seiner Konzeption zum Muster nehmen zu wollen. Schlieffen hatte seinen Plan auf die *volle und endgültige* Entscheidung gegen das französische Gesamtheer angelegt. Er wollte sozusagen mit einem weit ausholenden Arm den Gegner von vornherein nördlich umfassen, ganz Nordfrankreich auf diese Weise freifegen, um, westlich an Paris vorbeistoßend, das feindliche Gesamtheer schließlich gegen die Front Metz – Vogesen – Schweizer Grenze zu drängen und so zur Kapitulation zu zwingen. Dafür hatte er das Risiko anfänglicher Rückschläge im Elsaß in Kauf genommen und zugleich hoffen dürfen, daß der Gegner durch eine Offensive in Lothringen das Seine tun werde, um der großen Umfassungsoperation der Deutschen zum vollen Erfolg zu verhelfen.

In dem Operationsplan von 1939 liegt demgegenüber der Gedanke, die volle Entscheidung anzustreben, keineswegs beschlossen. Das Operationsziel ist ganz klar ein *Teilsieg* gegen die in Nordbelgien zu erwartenden verbündeten Feindkräfte. Zugleich ein *räumlicher Gewinn*, der die *Kanalküste* in unseren Besitz bringen sollte, um damit eine Basis für die weitere Kriegführung zu gewinnen.

Es mag wohl sein, daß der damalige Generaloberst v. Brauchitsch und sein Generalstabschef bei Abfassung der Aufmarschanweisungen an ein Wort Moltkes gedacht haben, das dieser in der Einleitung zum Generalstabswerk über den Krieg 1870/71 geschrieben hat:

„Kein Operationsplan reicht mit einiger Sicherheit über das erste Zusammentreffen mit der feindlichen Hauptmacht hinaus. Nur der Laie glaubt im Verlauf eines Feldzuges die konsequente Durchführung eines im voraus gefaßten, in allen Einzelheiten überlegten und bis ans Ende festgehaltenen ursprünglichen Gedankens zu erblicken."

Wenn dieser Leitsatz den Gedankengängen des OKH zugrunde lag, so wollte dieses sich also vorbehalten, ob und wie die Offensive etwa nach Erreichen der ersten Ziele – des Teilsieges auf dem Nordflügel in Belgien und des Gewinns der Kanalküste – fortzuführen sein werde.

Nach dem, was ich bei der Entgegennahme der Aufmarschanweisung

in Zossen gehört hatte, mußte ich jedoch annehmen, daß das OKH die *Möglichkeit, eine volle Entscheidung* auf dem französischen Kriegsschauplatz zu *erreichen, nicht als gegeben,* zum mindesten aber als sehr zweifelhaft angesehen hat. Dieser Eindruck hat sich bei unserem Ob.Kdo. in der Folge anläßlich der mehrfachen Besuche des Oberbefehlshabers des Heeres und des Chefs des Generalstabes bei der H.Gr. noch weiter verstärkt. Auf die immer wiederholten Hinweise der H.Gr., daß man die volle Entscheidung anstreben müsse, ist das OKH auch niemals wirklich eingegangen. Ebenso glaube ich, daß auch Hitler zu jener Zeit noch nicht an die Möglichkeit, Frankreich im Zuge der geplanten Operation völlig auszuschalten, geglaubt hat. Er hat sich vielmehr wohl in erster Linie der Tatsache erinnert, daß wir uns 1914 nach Fehlschlagen unserer Offensive nicht einmal in Besitz der erforderlichen Basis für den U-Boot-Krieg gegen England gesehen hatten. Auf deren Gewinnung — also auf den Besitz der Kanalküste — legte er darum nunmehr so großen Wert.

Nun war es völlig klar, daß man eine Operation zum völligen Niederwerfen Frankreichs nicht mehr, wie Schlieffen es geplant hatte, in einem Zuge würde durchführen können. Die Voraussetzungen dafür waren auf Grund der bereits dargelegten geänderten Verhältnisse nicht mehr gegeben. Wenn man aber — nach Erreichen des vom OKH angestrebten Teilziels — an eine Fortführung der Operation mit der Aussicht auf die endgültige Ausschaltung Frankreichs als Gegner denken wollte, dann mußte doch schon die erste Operation auf dies Endziel hin angelegt werden! Sie mußte einmal die volle Vernichtung des feindlichen Nordflügels erbringen, um durch sie die *entscheidende Überlegenheit* für den zweiten Zug, dessen Ziel die Vernichtung der restlichen Kräfte der Westmächte in Frankreich sein mußte, sicherzustellen. Zum anderen aber mußte sie für diesen zweiten Zug bereits eine *günstige operative Ausgangslage* schaffen.

Die Erfüllung beider Bedingungen für einen etwa geplanten zweiten Akt, der die volle Entscheidung bringen würde, schien mir jedoch durch die Anlage der zunächst geplanten Operation nicht gegeben.

Die deutsche Stoßgruppe, die Heeresgruppe B, würde mit ihren insgesamt 43 Divisionen bei ihrem Einfall in Belgien auf 20 belgische, falls Holland einbezogen würde, auf weitere 10 holländische Divisionen stoßen. Mochten diese Kräfte den deutschen an Kampfwert auch stark unterlegen sein, so boten ihnen doch starke Befestigungen (beiderseits Lüttich und am Albertkanal) oder Geländehindernisse (in Belgien der bis zur Festung Antwerpen verlängerte Albertkanal bzw. im Süden die befestigte Maas-Linie mit Namur als Stützpunkt, in Holland die zahlreichen Wasserläufe) günstige Widerstandsmöglichkeiten.

Innerhalb weniger Tage aber würden zu diesen Feindkräften noch die französisch-britischen Armeen (dabei alle Panzer- und mot. Divisionen) stoßen, die bereits für den Fall eines deutschen Einmarsches in Belgien an der französisch-belgischen Grenze bereitstanden.

Der deutsche Angriffsflügel würde also nicht wie 1914 die Möglichkeit einer den Gegner operativ überraschenden Umgehung großen Stils haben. Er würde mit Herankommen der britisch-französischen Kräfte einen gleichstarken Gegner, mehr oder weniger frontal angreifend, schlagen müssen. Der Erfolg dieses ersten Schlages mußte also auf taktischem Wege erzielt werden. Er war nicht durch die operative Anlage der Offensive vorbereitet.

Bei einigermaßen geschickter Führung auf der Feindseite konnte es dem Gegner gelingen, sich in Belgien einer vernichtenden Niederlage zu entziehen. Wenn es ihm vielleicht auch nicht glücken würde, sich in der befestigten Linie Antwerpen — Lüttich — Maas (bzw. Semois) zu behaupten, so mußte man doch damit rechnen, daß der Feind noch einigermaßen kampffähig hinter die untere Somme gelangen würde. Dort aber konnte er unter Einsatz der starken, auf der Feindseite vorhandenen Reserven eine neue Front aufbauen. Die deutsche Offensive würde inzwischen ihren Kulminationspunkt überschritten haben. Die Heeresgruppe A aber würde weder nach ihrem Ansatz noch mit ihren Kräften die Bildung einer feindlichen Abwehrfront verhindern können, die von dem Ende der Maginot-Linie ostwärts Sedan bis an die untere Somme reichte. Damit würde das deutsche Heer in eine Lage geraten, die etwa der von 1914 nach Abschluß der Herbstkämpfe geglichen hätte. Der einzige Vorteil wäre, daß man eine breitere Küstenbasis am Kanal in der Hand gehabt hätte. Weder eine Vernichtung der in Belgien zu erwartenden Kräfte des Gegners und damit das Erreichen einer ausreichenden Überlegenheit für die Endentscheidung, noch eine günstige operative Ausgangslage für letztere würden also gewonnen sein. Die vom OKH geplante Operation würde ein Teilsieg werden, nicht mehr.

Wenn tatsächlich 1940 durch die geschickte Führung der Heeresgruppe B der Gegner in Belgien weitgehend überrannt worden ist und die belgische sowie die holländische Armee zur Kapitulation gezwungen wurden, so war dieses Resultat — bei allem Vertrauen auf die deutsche Führung und auf die Schlagkraft unserer Panzerverbände — doch nicht von vornherein als sicher einzukalkulieren. Eine bessere Führung auf der Feindseite hätte dieses Resultat verhindern können.

Das völlige Debakel, das der Gegner in Nordbelgien erlitten hat, ist doch wohl darauf zurückzuführen, daß infolge der späteren Änderung des Operationsplanes dem in Belgien kämpfenden Feind durch die

Panzerkräfte der Heeresgruppe A sämtliche rückwärtigen Verbindungen durchschnitten und er selbst von der Somme abgedrängt wurde.

Schließlich ließ der Operationsplan des OKH aber auch noch etwas anderes außer acht: Die Operationsmöglichkeiten, die eine *kühne* und entschlossene Führung auf der Gegenseite gehabt hätte. Daß eine solche fehlen würde, durfte man nicht annehmen, zumal General Gamelin einen guten Ruf auch bei uns genoß. Er hatte jedenfalls auf General Beck, als dieser ihn vor dem Kriege besuchte, einen vorzüglichen Eindruck gemacht.

Eine kühne feindliche Führung hatte die Möglichkeit, den von ihr erwarteten deutschen Stoß durch Belgien aufzufangen und ihrerseits zu einer Gegenoffensive großen Stils gegen die Südflanke des deutschen Nordflügels auszuholen. Selbst wenn sie die zur Stützung der Belgier und Holländer vorgesehenen Kräfte nach Belgien warf, konnte sie – unter durchaus möglicher Schwächung der Besatzung der Maginotlinie – sicherlich 50–60 Divisionen für einen solchen Gegenschlag zusammenbringen. Je weiter inzwischen die Heeresgruppe B nach Westen in Richtung auf den Kanal bzw. die Somme-Mündung vorgekommen sein würde, desto wirksamer konnte die feindliche Führung den Stoß in die tiefe Flanke des deutschen Nordflügels ansetzen. Ob die Heeresgruppe A mit ihren 22 Divisionen stark genug sein würde, ihn aufzufangen, war immerhin nicht unbedingt sicher. Jedenfalls hätte eine solche Entwicklung der Operationen kaum eine günstige operative Ausgangslage für das Anstreben der *endgültigen Entscheidung* auf dem westlichen Kriegsschauplatz abgegeben.

Der Plan des Ob.Kdos.d.H.Gr. A

Die vorstehend skizzierten Einwände, die sich für mich beim Studium der Aufmarschanweisungen des OKH ergaben, haben die Grundlage gebildet für die Vorschläge, die wir in unseren vielfachen Eingaben an das OKH machten, um dieses für unsere operative Auffassung zu gewinnen. Sie mußten sich zwangsläufig mehr oder weniger wiederholen. Ich will sie daher – zugleich als Gegenüberstellung zu den Operationsabsichten des OKH – hier kurz zusammenfassen.

1. Das *Ziel der Westoffensive* müsse die *Herbeiführung der Entscheidung zu Lande* sein. Das Anstreben von Teilzielen, wie sie in den Aufmarschanweisungen des OKH niedergelegt seien, rechtfertige weder den politischen (Verletzung der Neutralität dreier Länder) noch den militärischen Einsatz. Die Angriffskraft des deutschen Heeres sei schließlich

auf dem Festland für uns der entscheidende Faktor. Sie für Teilziele zu verbrauchen, sei nicht angängig, schon im Hinblick auf die Sowjetunion.

2. Der *Schwerpunkt* unserer Angriffsoperation müsse bei der *Heeresgruppe A*, nicht bei der Heeresgruppe B liegen. Der vorgesehene Stoß der Heeresgruppe B träfe den auf ihn vorbereiteten Gegner mehr oder weniger frontal. Er würde wohl zu einem Anfangserfolg führen, aber unter Umständen an der Somme versanden.

Die wirkliche Chance liege bei der Heeresgruppe A durch einen den Gegner überraschenden *Vorstoß durch die Ardennen* (wo er den Einsatz von Panzerkräften des Geländes wegen sicher nicht erwartete) in Richtung auf die *untere Somme*, um die nach Belgien hereingeworfenen Feindkräfte vorwärts der Somme abzuschneiden. Allein auf diese Weise sei eine Vernichtung des ganzen feindlichen Nordflügels in Belgien als Vorbedingung für das Erreichen einer endgültigen Entscheidung in Frankreich zu erhoffen.

3. Wie die Hauptchance, so liege aber auch die *Hauptgefahr* für die deutsche Offensive bei der *Heeresgruppe A*.

Handele der Gegner richtig, so würde er versuchen, einer ungünstigen Entscheidung in Belgien auszuweichen, gegebenenfalls unter Zurückgehen hinter die Somme. Zugleich würde er alle verfügbaren Kräfte zu einer Gegenoffensive großen Stils gegen unsere Südflanke bereitstellen mit dem Ziel, die Masse des deutschen Heeres in Belgien bzw. vorwärts des Niederrheins einzukesseln. Wenn man der französischen Führung eine so kühne Lösung vielleicht auch nicht zutraue und wenn sich ihre Verbündeten einer solchen sicherlich widersetzen würden, so sei sie doch nicht ausgeschlossen.

Zum mindesten aber würde es dem Gegner, falls unsere Offensive durch Nordbelgien an der unteren Somme zum Stehen komme, gelingen, mit seinen Reserven eine geschlossene Abwehrfront herzustellen. Sie könnte am Nordwestende der Maginot-Linie ostwärts Sedan ansetzen und unter Ausnutzung der Aisne und Somme bis an den Kanal reichen.

Um dies zu verhindern, komme es darauf an, einen *Aufmarsch feindlicher Kräfte in unserer Südflanke* etwa beiderseits der Maas oder zwischen Maas und Oise schon in seiner Entstehung zu *zerschlagen*. Der Zusammenhang der feindlichen Front müsse in diesem Gebiet von vornherein zerrissen werden, um später eine Möglichkeit zu haben, die Maginotlinie zu umgehen.

4. Die *Heeresgruppe A*, bei der der Schwerpunkt der Gesamtoperation liegen müsse – auch wenn aus Raumgründen zunächst vielleicht bei

Heeresgruppe B mehr Divisionen eingesetzt werden könnten — müsse statt zwei Armeen deren drei erhalten.

Eine Armee müsse wie vorgesehen durch Südbelgien über die Maas, dann aber weiter in Richtung auf die *untere Somme* vorstoßen, um den Feindkräften vor Heeresgruppe B in den Rücken zu gehen.

Eine weitere Armee müsse nach Südwesten angesetzt werden, mit

Operationsvorschlag des Oberkommandos
der Heeresgruppe A

der Aufgabe, *offensiv* jede Versammlung von Feindkräften zu einem Gegenangriff gegen unsere Südflanke im Gebiet westlich der Maas zu zerschlagen.

Eine dritte Armee habe wie vorgesehen nördlich der Maginotlinie Sierck — Mouzon (ostwärts Sedan) in der Abwehr die tiefe Flanke der Gesamtoperation zu decken.

Im Sinne der Verlegung des Schwerpunkts der Operation von Heeresgruppe B zu Heeresgruppe A wurden gefordert:

Eine weitere Armee (die aus Raumgründen erst im Verlauf des Fortschreitens unserer Offensive eingeschoben werden könne, aber von vornherein zur Verfügung stehen müsse) und

starke Panzerkräfte.

Dies waren im wesentlichen, kurz zusammengefaßt, die Gedankengänge, die in den vielfachen Eingaben des Ob.Kdo.d.H.Gr. an das OKH immer wiederkehrten.

Der Kampf um den Plan der Heeresgruppe A

Naturgemäß hat in jenem Oktober 1939 nicht sofort ein fertiger Operationsplan vor mir gestanden. Dem Sterblichen sind immer Arbeit und Kampf vor das Ziel gesetzt. Seinem Kopf entspringt nicht sogleich das fertige Kunstwerk wie Pallas Athene dem Haupte des Zeus.

Immerhin sind bereits in der ersten Eingabe (vom 31. Oktober 1939), die das Ob.Kdo.d.H.Gr. an das OKH mit Vorschlägen für die Operationsführung im Fall einer deutschen Offensive richtete, die Grundgedanken des „neuen Plans" enthalten.

Genauer gesagt handelte es sich dabei um zwei Schreiben. In dem ersten, das vom Oberbefehlshaber der H.Gr. an den des Heeres gerichtet war, wurde die *grundsätzliche* Frage einer deutschen Offensive *in der derzeitigen Lage* behandelt.

Eingangs stellte der Oberbefehlshaber fest, daß die gemäß den Aufmarschanweisungen vom 19. und 29. Oktober geplante Offensive eine *kriegsentscheidende Wirkung nicht* haben könne. Das Kräfteverhältnis gegenüber dem Gegner biete keine Unterlage für einen Vernichtungssieg, der rein frontale Ansatz der Operation keine Aussicht, zu einem Vorgehen gegen Flanke und Rücken des Feindes zu gelangen. Sie würde voraussichtlich in einem Frontalkampf an der Somme enden. Ferner wies der Oberbefehlshaber auf die Schwierigkeiten hin, die einem wirkungsvollen Einsatz der Panzer- und Fliegerverbände — unserer Haupttrümpfe — im Spätherbst und Winter entgegenstünden.

Eine Offensive müßte trotzdem geführt werden, wenn durch ihren Erfolg die Voraussetzungen für die Aufnahme des Kampfes der Flotte und der Luftwaffe gegen die britische Insel geschaffen werden könnten. Nach den Erfahrungen des Ersten Weltkrieges werde das Gewinnen eines Teils der Kanalküste hierzu nicht ausreichen. Der Besitz der ganzen

nordfranzösischen Küste bis zum Atlantik werde hierfür Vorbedingung sein.

Für einen *Teilerfolg* (nicht für eine Gesamtentscheidung) die Angriffskraft des Heeres zu verbrauchen, sei im Hinblick auf die Sowjetunion in unserem Rücken nicht angängig. Diese Angriffskraft unseres Heeres sei auf dem Festland der entscheidende Faktor. Die Freundschaft der Sowjetunion zu uns werde nur solange gesichert bleiben, als wir über ein angriffsfähiges Heer verfügten.

Die Angriffskraft desselben beruhe vorerst noch ausschließlich auf den aktiven Divisionen, solange, bis die neuaufgestellten Verbände den erforderlichen Grad der Ausbildung und die notwendige innere Festigkeit erreicht haben würden. Mit den aktiven Divisionen allein könnte man jedoch eine entscheidungsuchende Offensive nicht durchführen.

Vielleicht würde es aber möglich sein, durch den Druck der Luftkriegführung auf England die Westmächte dazu zu bringen, daß sie selbst offensiv würden. Ob bei einer alsdann von England erzwungenen Offensive mit ihren hohen Blutopfern der Kampfwille Frankreichs ausreichen werde, sei nicht unbedingt sicher. Die Last des Angriffs auf eine befestigte Stellung, das Odium einer Verletzung der belgischen (und holländischen) Neutralität dem Gegner zuzuschieben, sei erwünscht. Allerdings könne man das Warten *nicht bis ins Endlose* ausdehnen, bis England die Lücken seiner Land- und Luftrüstung ausgefüllt habe.

Militärisch gesehen könne der Krieg gegen England nur zur See und in der Luft gewonnen werden. Er könne auf dem Festland nur verloren werden, wenn wir die Angriffskraft des Heeres ohne Entscheidung verbrauchten! Dies Schreiben lief also darauf hinaus, vor einer *verfrühten* deutschen Offensive (im Spätherbst oder Winter) zu warnen. In dieser Hinsicht stimmte das Ob.Kdo.d.H.Gr. mit dem OKH überein. Anders stand es mit der *Anlage* einer etwaigen deutschen Offensiv-Operation. In bezug auf diese Frage sprach sich der Oberbefehlshaber der H.Gr. dagegen aus, daß sie — wie es nach den Aufmarschanweisungen der Fall sein würde — so geführt werden solle, daß man auf eine volle Entscheidung nicht rechnen könne.

Das zweite — vom Ob.Kdo.d.H.Gr. — an das OKH gerichtete Schreiben vom 31. Oktober (s. Anlage 3) gab zu dem vorstehend erörterten Urteil ihres Oberbefehlshabers die Ergänzung in der Form eines positiven Vorschlags, wie nach unserer Auffassung eine deutsche Offensive geführt werden sollte. Er enthält bereits die Grundgedanken des „neuen Plans", wenn auch erst in noch nicht abgeschlossener Form. Er betonte die Notwendigkeit,

1. den *Schwerpunkt* der Gesamtoperation auf deren Südflügel zu legen,

2. *starke motorisierte Kräfte* so anzusetzen, daß sie von Süden her in den Rücken der in Nordbelgien zu erwartenden alliierten Kräfte stoßen könnten,

3. der H.Gr. A *eine weitere Armee* nachzuführen, der die *offensive* Abwehr einer zu erwartenden feindlichen Gegenoffensive großen Stils gegen unsere Südflanke zufallen werde.

Ein Ergebnis dieser Eingabe durfte bei einem am 3. 11. erfolgenden Besuch des Oberbefehlshabers des Heeres und des Gen.-Stabschefs bei der H.Gr. wohl kaum schon erwartet werden. Immerhin bot er Gelegenheit, daß ich im Auftrage des Generalobersten v. Rundstedt unsere Ansichten vortragen konnte. Die von uns erbetenen Kräfte (eine weitere Armee und starke Panzerkräfte) lehnte Generaloberst v. Brauchitsch jedoch mit der Bemerkung ab: „Ja, wenn ich Kräfte dafür übrig hätte." Dies zeigte an, daß er sich vorerst unseren Gedankengängen noch völlig verschloß. Immerhin stellte er uns schließlich aus den Reserven des OKH eine Panzerdivision und 2 mot. Regimenter in Aussicht.

Leider ließ daneben dieser Besuch nur allzu deutlich erkennen, daß die führenden Köpfe des OKH der geplanten Offensive und namentlich der Möglichkeit, im Westen eine volle Entscheidung zu erzielen, mit starken Vorbehalten gegenüberstanden. Sie unterrichteten sich verständlicherweise bei den Armeeoberbefehlshabern und Kom. Generalen über den derzeitigen Zustand ihrer Verbände. Aber in der Art, wie sie die — natürlicherweise mannigfachen — Ausstellungen an dem Zustand der neuaufgestellten Divisionen aufnahmen, erweckte den Eindruck, daß sie selbst von der geplanten Offensive nicht allzuviel hielten.

Um diesen Eindruck auszugleichen, sprach wenige Tage später Generaloberst v. Rundstedt die Generale der H.Gr. Unter Andeutung der operativen Auffassung des Ob.Kdo.d.H.Gr. zeigte er ihnen, daß es sehr wohl eine siegreiche Entscheidung im Westen geben könnte, wenn auch eine Offensive erst im Frühjahr zweckmäßig sein werde.

Am 6. 11. benutzten wir die Vorlage unserer vom OKH eingeforderten Absichten im Rahmen der gegebenen Aufmarschanweisungen zu einem nochmaligen Antrage im Sinne unserer Vorschläge, ohne daß wir eine Antwort erhielten.

Inzwischen kletterten Hitlers „Wetterfrösche", die Meteorologen des Luftfahrtministeriums, munter ihre Leiter auf und nieder. Mit dem Erfolg, daß, sobald sie eine, wenn auch nur kurze Gutwetterperiode voraussagten, Hitler das Stichwort zum Anlaufen der Bewegungen für die Bereitstellung zum Angriff gab. Aber jedesmal mußten dann seine Wetterfrösche widerrufen und die Sache wurde abgeblasen.

Am 12. 11. erhielten wir völlig überraschend folgendes Fernschreiben:

„Der Führer hat nunmehr angeordnet: ‚Am Südflügel der 12. oder im Streifen der 16. Armee ist eine dritte Gruppe schneller Truppen*) zu bilden und unter Ausnutzung des waldfreien Streifens beiderseits Arlon, Tintigny, Florenville in Richtung auf Sedan und ostwärts anzusetzen. Zusammensetzung Stab 19. AK, 2. und 10. Pz.-Division, eine mot. Division, Leib-Standarte, Regiment Groß-Deutschland.

Aufgabe dieser Gruppe soll sein:

a) nach Südbelgien hinein vorgeworfene bewegliche feindliche Kräfte zu schlagen und damit die Aufgabe der 12. und 16. Armee zu erleichtern,
b) bei oder südostwärts Sedan überraschend das Westufer der Maas zu gewinnen und dadurch günstige Voraussetzungen für die Weiterführung der Operationen zu schaffen, besonders für den Fall, daß bei der 6. und 4. Armee angesetzte Panzerverbände dort nicht zur Auswirkung kommen sollten".

Es folgte eine entsprechende Ergänzung der Aufmarschanweisung durch das OKH.

Aus der Fassung des Fernschreibens ging hervor, daß diese Zuweisung des 19. AK an die H.Gr. A auf Befehl Hitlers erfolgte. Wie war er dazu gekommen? Es ist möglich, daß ein Vortrag des Oberbefehlshabers der 16. Armee, General Busch, der kurz vorher bei Hitler stattgefunden hatte, Hitler auf diesen Gedanken gebracht hat. General Busch war in meine Gedankengänge eingeweiht. Er mag unseren Wunsch nach Panzerverbänden für ein schnelles Durchstoßen durch die Ardennen bei jener Gelegenheit zur Sprache gebracht haben. Vielleicht ist auch Hitler von sich aus auf jenen Gedanken gekommen. Er besaß einen Blick für taktische Möglichkeiten und brütete viel über den Karten. Er kann erkannt haben, daß man am leichtesten bei Sedan über die Maas kommen werde, während weiter abwärts die Panzerkräfte der 4. Armee dies sehr viel schwerer haben würden. Er mochte in dem Maas-Übergang bei Sedan eine günstige Stelle (im Sinne einer Öffnung der Maaslinie für den Südflügel der H.Gr. B) erkannt haben und wollte — wie immer — möglichst alle lockenden Ziele zugleich anstreben. In der Praxis bedeutete, so erfreut wir auch über die Zuweisung des Panzer-Korps waren, dies doch eine Zersplitterung unserer Panzerkräfte. Der Kom. General des 19. Panzer-Korps, General Guderian, war daher zunächst auch keineswegs mit dieser neuen Verwendung seines Korps einverstanden. Vertrat er doch immer den Standpunkt, daß man mit den Panzerkräften an einer Stelle „klotzen" müsse. Erst nachdem ich ihn über die operative Auffassung des Ob.Kdo.d.H.Gr. und unser Bestreben, den Schwerpunkt der Gesamtoperation auf deren Südflügel — zur H.Gr. A zu legen, informiert, und Guderian damit das lockende Ziel der Somme-Mündung im Rücken des Gegners gezeigt hatte, war er Feuer und Flamme für unseren Plan. Sein Elan ist es dann auch gewesen, der den Raid unserer Panzerkräfte in den Rücken des Gegners bis an die Kanalküste beflügelt hat. Für mich war es naturgemäß eine große Erleichterung, daß mein Gedanke, mit großen Panzerverbänden durch die Ardennen vorzustoßen, trotz der Geländeschwierigkeiten von Guderian als durchführbar angesehen wurde.

*) Anm. des Verfassers: Die beiden anderen Gruppen befanden sich im Bereich der H.Gr. B.

Um jedoch nochmals auf die Zuweisung des 19. Panzer-Korps zurückzukommen, so stellte sie zweifellos im Sinne Hitlers nur eine *taktische* Maßnahme dar, die das Herüberkommen über die Maas auch für die H.Gr. B erleichtern sollte.

Auch in der vom OKH gegebenen Ergänzung zur Aufmarschanweisung taucht nirgends der Gedanke einer neuen Zielsetzung auf. Der Gedanke, die Entscheidung durch eine Umfassung des Gegners aus dem Bereich der H.Gr. A heraus in Richtung auf die Somme-Mündung zu suchen oder auch nur anbahnen zu wollen, liegt nicht in ihr.

Am *21. November* stattete uns der Ob.d.H. mit dem Generalstabschef erneut einen Besuch ab. Zu dieser Besprechung waren nach Koblenz außer den Armeeführern der H.Gr. A auch der Ob.d.H.Gr. B, Generaloberst v. Bock, mit seinen Armeeführern befohlen.

Diese Besprechung war aus einem besonderen Grunde bemerkenswert. Generaloberst v. Brauchitsch wünschte von den anwesenden Oberbefehlshabern der Heeresgruppen und der Armeen deren Absichten bzw. Anordnungen auf Grund der Aufmarschanweisung des OKH zu hören. Als jedoch — nach der H.Gr. B und deren Armeen — wir an die Reihe kamen, erklärte er, daß es ihm genüge, die Vorträge der Armeeoberbefehlshaber zu hören. Offenbar wünschte er der Möglichkeit vorzubeugen, daß das Ob.Kdo.d.H.Gr. A etwa bei dieser Gelegenheit seine von der Aufmarschanweisung abweichende Auffassung zur Sprache bringen könnte.

So blieb uns nichts übrig, als den Häuptern des OKH unsere Auffassung, wie die Offensive geführt werden sollte, nochmals in einer bereits vorbereiteten Denkschrift schriftlich mitzugeben (s. Anlage 4).

Diese brachte, ebenso wie die beiden vorangegangenen (vom 31. Oktober und 6. November) und die vier weiteren (vom 30. November, 6. Dezember, 18. Dezember und 12. Januar), die ihr noch folgen sollten, die bereits früher erwähnten leitenden Gesichtspunkte zur Sprache, auf denen der Plan des Ob.Kdo.d.H.Gr. für die Führung der Gesamtoffensive beruhte. In den einzelnen Eingaben jeweils noch gestützt oder variiert auf Grund von Argumenten, die sich aus der augenblicklichen Lage ergaben.

Da es sich jedoch im Grunde immer um die gleichen operativen Gedanken und Vorschläge handelt, die bereits dargelegt worden sind, möchte ich auf die Wiederholung verzichten.

Inzwischen hatte sich anscheinend Hitler mit dem Ansatz des 19. Panzer-Korps im Bereich der H.Gr. A und mit der Frage beschäftigt, ob und wie man demselben gegebenenfalls weitere Kräfte nachführen könne, falls der Stoß der nach wie vor bei H.Gr. B massierten Panzerkräfte dort nicht zu dem erwarteten schnellen Erfolg führen werde. Jedenfalls berichtet Greiner, der Kriegstagebuchführer des OKW, daß Hitler Mitte November beim OKH angefragt habe, ob und wie gegebenenfalls eine Verstärkung der Panzerkräfte Guderians erfolgen könne. Nach Greiner ist auch etwa am 20. 11. eine Weisung Hitlers ergangen, daß das OKH Vorkehrungen zu treffen habe, um, falls erwünscht, eine rasche Verlagerung des Schwerpunkts der Operationen von der H.Gr. B zur H.Gr. A zu ermöglichen. Falls dort „raschere und größere Erfolge eintreten sollten, als bei H.Gr. B".

Offenbar in Erfüllung dieser Weisung verlegte das OKH Ende November das 14. mot. Korps auf dem Ostufer des Rheins hinter den Aufmarschraum der H.Gr. A. Jedoch blieb es weiterhin in OKH-Reserve mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß es je nach Lage der H.Gr. B oder A nachgeführt werden würde.

Es erscheint ungeklärt, ob Hitler von sich aus auf den Gedanken einer etwaigen Schwerpunktverlagerung zur H.Gr. A gekommen oder ob ihm zu jener Zeit schon etwas von den Gedankengängen des Ob.Kdo.d. H.Gr. A bekannt gewesen ist.

Nach der bereits früher erwähnten Ansprache, die Hitler am 23. November an die höheren Führer der drei Wehrmachtsteile in Berlin gehalten hatte, waren tags darauf Generaloberst v. Rundstedt mit den Generalen Busch und Guderian von Hitler empfangen worden. Bei dieser Gelegenheit soll, wie Busch mir auf der gemeinsamen Rückfahrt nach Koblenz sagte, Hitler viel Verständnis für die Auffassung der H.Gr. gezeigt haben. Wenn dies der Fall gewesen ist, so wird es sich dabei wohl in erster Linie um eine Verstärkung der Panzerkräfte der H.Gr. gehandelt haben, um das von Hitler gewünschte Ziel einer Öffnung der Maaslinie bei Sedan im Interesse der H.Gr. B zu erreichen. Daß Generaloberst v. Rundstedt unseren im Gegensatz zu der vom OKH erlassenen Aufmarschanweisung stehenden Operationsentwurf damals Hitler vorgetragen hat, scheint mir — insbesondere im Hinblick auf die gerade in jenen Tagen so prekäre Stellung des Oberbefehlshabers des Heeres —, ausgeschlossen. Auch würde er mich davon unterrichtet haben.

Wenn Greiner weiterhin angibt, daß Hitler bereits Ende Oktober

von dem Plan des Ob.Kdo.d.H.Gr. durch seinen Adjutanten Schmundt Kenntnis erhalten habe, so erscheint dies zum mindesten hinsichtlich der Zeitangabe fraglich. Allerdings ist Schmundt im Auftrag Hitlers bei uns gewesen, um sich davon zu überzeugen, ob Wetter- und Geländeverhältnisse tatsächlich — wie wir meldeten — eine Offensive unmöglich machten. Bei dieser Gelegenheit hat unser I a, Oberst Blumentritt, ebenso wie Oberstleutnant v. Tresckow, Schmundt vertraulich davon Kenntnis gegeben, daß das Ob.Kdo.d.H.Gr. einen, nach seiner Ansicht besseren Offensivplan dem OKH eingereicht habe.

Blumentritt hat dann einige Tage später mit meiner (nur widerstrebend aber mit dem Einverständnis des Generaloberst v. Rundstedt erteilten) Genehmigung eine Abschrift der letzten von mir verfaßten Denkschrift an Oberst Schmundt geschickt. Ob derselbe sie aber Hitler oder auch nur General Jodl gegeben hat, ist mir nicht bekannt. Jedenfalls hat Hitler, als ich ihm am 17. Februar 1940 auf seinen Wunsch meine Auffassung darüber vortrug, wie man die Westoffensive führen solle, mit keinem Wort angedeutet, daß er eine unserer dem OKH eingereichten Denkschriften kenne.

Es mag sein, daß Hitler Ende November die Möglichkeit einer etwaigen Verlagerung des Schwerpunkts der Offensive von H.Gr. B zu H.Gr. A *im Verlauf* der Operationen sichergestellt sehen wollte. Doch hat dies noch keineswegs ein Abgehen von dem bisherigen Operationsplan oder ein Aufnehmen der grundsätzlichen operativen Gedankengänge des Ob.Kdo.d.H.Gr. A bedeutet. Trotz der Verlegung des 14. mot. Korps als OKH-Reserve hinter unseren Aufmarschraum blieb die bisherige Aufmarschanweisung voll in Kraft. Der Erfolg sollte in erster Linie nach wie vor durch den massierten Stoß der H.Gr. B in Nordbelgien gesucht werden, während der H.Gr. A weiterhin die Deckungsaufgabe zufiel. Lediglich, wenn sich zeigen würde, daß bei der H.Gr. B die Erfolge nicht in dem erwarteten Maße eintraten, oder wenn sich im Bereich der H.Gr. A ein schneller Erfolg abzeichnen sollte, wollte Hitler die Möglichkeit haben, den Schwerpunkt der Offensive nachträglich zu verlegen.

Dies ging auch klar aus einer Antwort hervor, die ich von General Halder (als erste Gegenäußerung zu unseren bisherigen Vorschlägen) auf eine am *30. 11.* eingereichte erneute Eingabe bezüglich des Operationsplanes erhielt (s. Anlage 5).

In letzterer war gesagt worden, daß sich nun doch wohl ein zweiter Schwerpunkt — nämlich bei H.Gr. A — abzeichne, der, den Erfolg des Durchbruchs durch die Ardennen vorausgesetzt, unweigerlich zu der von uns vorgeschlagenen Erweiterung des Operationsziels und zu einer

Führung der Gesamtoperation im Sinne unserer Vorschläge führen werde.

Die Antwort des Generals Halder hierauf besagte, daß zwar die meisten unserer Gedankengänge sich mit den Auffassungen des OKH deckten. Ein Unterschied bestehe jedoch insofern, als durch die bisher vom OKH getroffenen Anordnungen (bezüglich des 19. und 14. Korps) kein neuer Schwerpunkt gebildet, sondern nur die *Möglichkeit* einer solchen Schwerpunktbildung geschaffen sei. Weiter hieß es: „Die tatsächliche Schwerpunktbildung ist durch die Einwirkung von Kräften, die außerhalb unseres Einflusses liegen, aus einer Frage des Aufmarsches zu einer Frage der Führung während der Operation geworden."

Aus dieser Antwort war zweierlei zu entnehmen. Erstens, daß Hitler sich die wesentlichste Entscheidung auch bei der Durchführung der Offensive vorbehalten hatte. Zweitens war ersichtlich, daß er die Schwerpunktbildung von deren Verlauf abhängig machen wollte, zunächst jedenfalls den Operationsplan des Ob.Kdo.d.H.Gr. entweder nicht kannte, oder nicht anzunehmen bereit war.

Den letzteren Eindruck mußte eine telefonische Antwort des Generals Halder erwecken, die ich am 15. Dezember erhielt.

Ich hatte am 6. Dezember nochmals ein persönliches Schreiben an den Chef des Generalstabes gerichtet, in dem ich alle Gesichtspunkte, die für unseren Operationsplan sprachen, erneut angeführt hatte (s. Anlage 6). Tatsächlich war in diesem Schreiben der „neue Plan" in der Form eines Operationsvorschlages vollständig enthalten. Als ich bis zum 15. Dezember keinerlei Antwort des Generals Halder erhalten hatte, rief ich den Oberquartiermeister I, General v. Stülpnagel, an und fragte ihn, ob sich das OKH eigentlich in bezug auf unsere Vorschläge weiterhin totstellen wolle. Die Antwort war der vorerwähnte Anruf Halders. Er versicherte mir, sie seien zwar ganz unserer Ansicht, hätten aber strikten Befehl, die *Schwerpunktbildung bei H.Gr. B beizubehalten*, bzw. eine Schwerpunktverlagerung im Verlauf der Offensive offenzulassen.

Danach hätte man annehmen können, daß das OKH unsere operativen Gedankengänge tatsächlich aufgenommen und sie in irgendeiner Form — wenn auch von sich aus — Hitler zur Kenntnis gebracht hätte. Jedoch erzählten mir zur gleichen Zeit General Warlimont, der Vertreter Jodls, und der erste Generalstabsoffizier des Wehrmachtsführungsstabes, der spätere General v. Loßberg, daß das OKH niemals im Sinne unserer Vorschläge an Hitler herangetreten sei! Eine für uns etwas verwirrende Lage.

Mochte nun das OKH angeblich oder wirklich unserer Auffassung zustimmen oder nicht, so war in jedem Fall der Gedanke, eine Schwerpunktbildung bei H.Gr. A erst im Verlauf der Offensive vornehmen zu

wollen, mit dem, was uns beim Ob.Kdo.d.H.Gr. A operativ vorschwebte, in keiner Weise vereinbar.

Napoleon hat zwar das Rezept ausgegeben: „On s'engage partout et on voit" und dieses Wort ist für die Franzosen beinahe zu einem Axiom geworden, besonders nachdem sie 1914 mit ihrer Initiative in Lothringen so hereingefallen waren. Ein Axiom, das 1940 für die *alliierte Führung* auch zweifellos anwendbar war, weil sie uns den Angriff zuschieben wollte und durchaus richtig gehandelt hätte, abzuwarten. Einer Entscheidung in Belgien mußte sie ausweichen, um dann aus der Nachhand mit stärksten Kräften einen Gegenschlag gegen die Südflanke unserer Offensive zu führen.

Für uns aber kam das Abwarten, wann und wo wir unsere Trümpfe ins Spiel werfen sollten, nicht in Frage, denn der operative Plan des Ob.Kdo.d.H.Gr. beruhte doch auf der *Überraschung* des Gegners. Den Ansatz starker Panzerkräfte, denen eine Armee folgen sollte, durch die Waldberge der Ardennen konnte der Gegner kaum erwarten. Dieser Stoß würde jedoch sein operatives Ziel, die untere Somme, nur erreichen, wenn es gelang, die etwa nach Südbelgien vorgeworfenen Feindkräfte zu überrennen. Gleichzeitig mit ihren Resten mußten wir über die Maas kommen, wenn wir hoffen wollten, in der Folge in den Rücken der in Nordbelgien der H.Gr. B gegenüberstehenden feindlichen Armeen zu gelangen.

Ebenso konnte der Versuch, den Aufmarsch der starken feindlichen Reserven in unserer Südflanke — etwa zwischen Maas und Oise — offensiv zu zerschlagen, ehe er überhaupt zustande kam, und damit die günstige operative Ausgangslage für den „zweiten Akt", die Vernichtung des feindlichen Restheeres, zu schaffen, doch nur gelingen, wenn wir kräftemäßig hier in der Vorhand blieben.

Abzuwarten, wohin man den Schwerpunkt legen wollte, zuzusehen, „wie der Hase läuft", würde nichts anderes bedeuten, als auf die Chance, die Feindkräfte in Nordbelgien durch Umgehung von Süden her vernichtend zu treffen, zu verzichten. Es würde zugleich bedeuten, daß man dem Gegner die Möglichkeit ließ, mit seinen starken Reserven zu jenem Gegenschlag in unserer Südflanke aufzumarschieren, der *seine* Siegeschance darstellte. Eine Chance, die zu ergreifen die feindliche Führung allerdings nicht zuwege gebracht hat.

Auf den Gedanken, mit der Zuweisung ausreichender Kräfte an die H.Gr. A zu warten, die Schwerpunktsbildung dort davon abhängig zu machen, ob wir mit unzureichenden Kräften einen überraschenden Erfolg erzielen würden, traf das Wort Moltkes zu, daß sich „ein Fehler im ersten Aufmarsch nicht wiedergutmachen lasse".

Man durfte also nicht abwarten, wie sich unsere Offensive entwickeln, ob der massierte Stoß der H.Gr. B die Feindkräfte in Nordbelgien zertrümmern, oder ob etwa das vereinzelte 19. Panzer-Korps nach Sedan gelangen würde. Man mußte, wenn man den Plan des Ob.Kdo.d.H.Gr. annehmen wollte, dieser *von vornherein* ausreichende Panzerkräfte und *drei* Armeen geben (auch wenn die dritte Armee erst mit Raumgewinn nach vorwärts eingeschoben werden konnte). Demzufolge hatte ich in der Eingabe vom 6. Dezember für die H.Gr. an Stelle von 2 Armeen mit 22 Inf.-Divisionen und nur einem Panzer-Korps auch 3 Armeen mit insgesamt 40 Divisionen, dabei 2 schnellen Korps gefordert. (Eine Zahl, die im übrigen nach der auf Eingreifen Hitlers erfolgten Annahme unseres Operationsgedankens auch erreicht worden ist.)

Der Kampf des Ob.Kdo.d.H.Gr. um den von uns vertretenen Operationsplan mußte also weitergeführt werden. Vornehmlich ging es dabei nunmehr darum, daß von Anbeginn an nicht allein das 19. Panzer-Korps, sondern neben ihm das 14. mot. Korps zu dem Stoß durch die Ardennen, über die Maas bei und abwärts Sedan, und weiter auf die untere Somme angesetzt würden. Ferner, daß uns die geforderte dritte Armee zum offensiven Vorgehen gegen einen etwaigen feindlichen Aufmarsch in unserer Südflanke westlich der Maas von vornherein zur Verfügung stehen müsse.

Gelang es, beides zu erreichen, dann würde – mochte das OKH nun generell unseren Gedanken beistimmen oder nicht – zwangsläufig die Offensive in die Bahnen gelangen, die zu dem Ziel der *vollen* Entscheidung führten, das wir vertraten.

Gewiß, auch unser Operationsplan würde nicht, wie Moltke gesagt hatte, mit einiger Sicherheit über das erste Zusammentreffen mit der feindlichen Hauptmacht hinausreichen – wenn nämlich unser Angriff aus Kräftemangel im Anfangsstadium stecken blieb.

Aber Moltke hat an der gleichen Stelle auch gesagt, daß der Feldherr über das erste Zusammentreffen mit dem Feind hinaus „sein großes Ziel unentwegt im Auge behalten müsse". Und dieses Ziel konnte nach unserer Auffassung eben nur die volle Entscheidung auf dem Festland sein. Auf sie hin mußte die deutsche Offensive von vornherein angelegt werden, auch wenn diese Entscheidung nur in zwei Phasen erreicht werden konnte. Das vorgenannte Rezept Napoleons, auf das Hitlers Vorbehalt hinsichtlich der Schwerpunktbildung letzten Endes hinauslief, mochte in anderer Lage vorzüglich sein. Für uns bedeutete es den Verzicht auf den vollen Sieg.

Da mein Schreiben an den Chef des Generalstabs vom 6. Dezember nicht den gewünschten Erfolg gezeitigt hatte, legte ich am *18. Dezember*

dem Generaloberst v. Rundstedt einen auf unseren Operationsgedanken zugeschnittenen „Entwurf einer Aufmarschanweisung" für die Westoffensive vor (s. Anlage 7). Dieser sollte ihm als Unterlage für einen Vortrag beim Oberbefehlshaber des Heeres und – falls dieser sein Einverständnis dazu geben würde –, auch für einen Vortrag bei Hitler dienen. Dieser Vortrag hat bei Generaloberst v. Brauchitsch am 22. Dezember, nicht aber bei Hitler stattgefunden. Außerdem ist dieser Entwurf einer Aufmarschanweisung noch schriftlich an das OKH gegangen. Ich hoffte, daß die konkrete Form, in die damit unsere operativen Gedankengänge gebracht waren, vielleicht überzeugender wirken werde, als die bisherigen theoretischen Darlegungen, daß sich vielleicht die Operationsabteilung nunmehr unserer Gedanken bemächtigen würde. Wie ich erst nach dem Kriege erfahren habe, hat jedoch die Operationsabteilung unsere Eingaben bezüglich der Westoffensive von General Halder nicht erhalten.

In der zweiten Hälfte des Dezember schloß die Wetterlage jeden Gedanken an eine Offensive aus. Zudem erschien es zweckmäßig, in dem Drängen auf Änderung des Operationsplanes eine Pause eintreten zu lassen. Stoff zum Nachdenken über diese Frage hatten wir ja genug geliefert. So konnte ich Weihnachten zu Hause feiern. Bei meiner Rückfahrt von Liegnitz nach Koblenz sprach ich beim OKH in Zossen vor, um zu hören, wie dort die Einstellung zu unserem Operationsentwurf inzwischen geworden sei. General von Stülpnagel sagte mir wiederum, daß sie beim OKH mit unseren Ansichten weitgehend übereinstimmten, daß aber das OKH durch Befehl Hitlers gebunden sei, die Entscheidung über den Schwerpunkt der Offensive offenzuhalten. Nach wie vor blieb unklar, ob der Ob.d.H. Hitler überhaupt von unseren Vorschlägen gesprochen hatte. Es erschien unwahrscheinlich, da nach einer Mitteilung von Oberstleutnant Heusinger, des damaligen Ia der Operationsabteilung, Generaloberst v. Brauchitsch seit dem 5. November nicht mehr bei Hitler gewesen sein sollte.

Mit Beginn des neuen Jahres wurden Hitlers Wetterfrösche wieder lebendig. Klarer Frost versprach eine Schönwetterperiode, die der Luftwaffe günstige Einsatzmöglichkeiten bieten würde. Die Kälte – zugleich mit einer starken Schneedecke, die die Eifel und die Ardennen bedeckte – war allerdings für die Panzerwaffe keineswegs günstig.

Hitler gab jedenfalls wieder einmal das Stichwort aus, durch welches die Versammlungsmärsche in die Angriffsbereitstellungen ausgelöst wurden.

Trotzdem legte das Ob.Kdo.d.H.Gr. am *12. Januar* dem OKH nochmals eine Denkschrift vor, die den Titel „Westoffensive" trug und in

der die von uns schon so oft vorgetragenen Gedankengänge über eine Führung der Westoffensive, die das Ziel einer *vollen Entscheidung* haben müßte, erneut dargelegt wurden (s. Anlage 8). Wenn auch im Augenblick an eine Änderung der Aufmarschanweisung nicht zu denken war, so glaubte des Ob.Kdo. doch, daß seine Gedankengänge auch im Rahmen des laufenden Aufmarsches bei Durchführung der Operationen zwangsläufig in den Vordergrund treten würden. Zudem war schon so oft der Befehl zum Beginn der Offensive widerrufen worden, daß man hoffen konnte, es würde auch diesmal so enden und damit die Möglichkeit einer grundlegenden Änderung des Operationsplans doch noch offen bleiben.

Wollte man aber eine solche erreichen, so galt es, den Bremsklotz wegzuschieben, der bislang die Annahme unseres Operationsplanes verhindert hatte. Wo aber lag dieser? Nach dem, was wir vom OKH bisher gehört hatten, in der Auffassung Hitlers. Das OKH hatte mehrfach betont, daß es weitgehend mit unseren Ansichten übereinstimme. Jedoch sei es durch Befehl Hitlers gebunden, die Schwerpunktbildung vom Verlauf der Operationen abhängig zu machen. Aber hatte das OKH jemals Hitler unseren Plan vorgetragen, der doch so weit von der von ersterem verfaßten Aufmarschanweisung abwich? Würde es nicht möglich sein, Hitler zu überzeugen, wenn man ihm einen Operationsplan vorlegte, der nicht nur Teilziele ins Auge faßte, sondern ihm von vornherein die Möglichkeit des Erreichens einer vollen Entscheidung im Westen vor Augen stellte? (Eine Möglichkeit, an die nach unseren Eindrücken bisher weder Hitler noch die Spitzen des OKH wirklich glaubten.)

Um diese Frage zu klären, endete ein von Generaloberst v. Rundstedt unterzeichnetes, der Denkschrift „Westoffensive" beigefügtes Schreiben mit folgendem Satz:

„Nachdem durch Befehl des OKW der H.Gr. bekannt gegeben ist, daß der Führer und Oberste Befehlshaber sich selbst die Entscheidung über die Bestimmung des Schwerpunktes bei Durchführung der Operation und damit ihre oberste Leitung vorbehalten hat — das OKH in seinen operativen Entschlüssen also nicht frei ist — bitte ich, diesen Vorschlag (gemeint war die vorgenannte Denkschrift) dem Führer vorlegen zu wollen.

gez. v. Rundstedt."

Natürlich widersprach diese Forderung, die zu stellen ich dem Generalobersten vorgeschlagen hatte, und die er sofort mit seiner Unterschrift zu decken bereit gewesen war, einigermaßen der deutschen militärischen Tradition. Nach ihr war allein der Ob.d.H. oder in dessen Auftrag der Generalstabschef berufen, Hitler Vorschläge zu machen.

Jedoch — wenn das OKH wirklich mit unseren Ansichten übereinstimmte — dann konnte es ja immer noch *von sich aus* unseren Operationsplan aufnehmen und Hitler vortragen. Es hätte damit vielleicht die Chance gehabt, ihm zu imponieren und damit seine Stellung als die für die Operationen zu Lande entscheidende Instanz wieder zu gewinnen. Ein Ergebnis, das niemand mehr begrüßt haben würde, als ich, der ich seinerzeit als Oberquartiermeister I zusammen mit Generaloberst von Fritsch und General Beck so sehr um diese Position des OKH gekämpft hatte.*)

Hatte das OKH aber Hitler bereits vergeblich Gedankengänge vorgetragen, die den unseren entsprachen, dann hätte die Vorlage eines entsprechenden, von Generaloberst v. Rundstedt, den Hitler außerordentlich schätzte, ausgehenden Operationsplans eine wesentliche Stütze für das OKH bedeuten können.

Vielleicht gelang es dann doch noch, Hitler davon abzubringen, die Entscheidung über die Schwerpunktbildung von dem Verlauf der Operationen abhängig zu machen. Was — wie wir nach allem, was wir vom OKH gehört hatten, annehmen mußten — nunmehr im wesentlichen der Verwirklichung unserer operativen Gedanken im Wege stand.

Die Antwort, welche wir auf diese Eingabe erhielten, war allerdings enttäuschend. In ihr wurde gesagt, daß unsere Auffassung, das OKH strebe nur ein Teilziel an, irrig sei. Weitere Zielsetzung würde zeitgerecht erfolgen. Für die Zuführung weiterer Kräfte und den Einsatz eines weiteren AOK bei der H.Gr. A sei Vorsorge getroffen. Den Zeitpunkt müsse sich der Ob.d.H. vorbehalten. Die letzte Entscheidung über die Schwerpunktbildung werde durch Hitler auf Vorschlag des Ob.d.H. erfolgen. Eine Vorlage unserer Denkschrift, mit der letzterer in den wesentlichen Gedankengängen übereinstimme, an Hitler sei nicht veranlaßt.

Wurde in dieser Antwort auch gesagt, daß der Ob.d.H. mit unserer Denkschrift in den wesentlichen Gedankengängen übereinstimme, so konnte dies doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß er nicht bereit war, Hitler eine grundlegende Änderung des Operationsplans im Sinne unserer Anträge vorzuschlagen.

Vielmehr blieb die bisherige Aufmarschanweisung in Kraft. Die Entscheidung in Belgien sollte weiterhin durch den frontalen Stoß der

*) Daß wir vom Ob.Kdo.d.H.Gr. keineswegs auf das Bekanntwerden der Vaterschaft an der neuen Operationsidee Wert gelegt haben, ist dadurch bewiesen, daß sie erst nach dem Kriege durch Gespräche des Feldmarschalls v. Rundstedt und des Generals Blumentritt mit dem britischen Militärschriftsteller Liddell Hart bekannt geworden ist.

H.Gr. B gesucht werden. Bei dieser würde – zum mindesten für die erste Phase der Offensive – der Schwerpunkt verbleiben.

Der H.Gr. A oblag weiterhin die Deckung dieser Operation. Ihre Aufgabe wurde nicht im Sinne eines Stoßes in den Rücken der von H.Gr. B in Nordbelgien frontal angefaßten Feindkräfte in Richtung auf die untere Somme erweitert.

Eine etwaige Schwerpunktverlagerung zur H.Gr. A blieb weiterhin vom Verlauf der Operationen abhängig. Die H.Gr. A erhielt nicht die Panzerkräfte, deren *Zuweisung von vornherein* die Vorbedingung des nach ihrem Operationsvorschlag zu erstrebenden Überraschungserfolges in Südbelgien und damit des Stoßes in den Rücken des Gegners in Richtung auf die Somme-Mündung war. Die H.Gr. sollte ebenso wenig die Sicherheit erhalten, über eine weitere Armee verfügen zu können, die doch zur offensiven Abdeckung jenes Stoßes gegen den zu erwartenden feindlichen Gegenschlag notwendig sein würde.

Es sollte also „der Fehler im ersten Aufmarsch, der nicht wieder auszugleichen ist", beibehalten werden. Man wollte sich nicht zu einer Operation entschließen, die, wie General Jodl im Februar 1940 geäußert hat, „einen operativen Schleichweg darstelle, auf dem man von dem Kriegsgott erwischt werden könnte".

Offenbar haben also die deutsche oberste Führung wie die der Alliierten unbewußt dahin übereingestimmt, daß es sicherer sei, in Nordbelgien frontal aufeinander loszugehen, als das Risiko einer gewagten Operation auf sich zu nehmen. Deutscherseits durch Annahme des Planes der H.Gr. A, auf alliierter Seite durch Vermeidung einer Entscheidung in Belgien, um einen wuchtigen Gegenschlag gegen die Südflanke der deutschen Offensive führen zu können.

Inzwischen hatte sich ein Ereignis zugetragen, dem nachträglich von vielen Seiten ein entscheidender Einfluß auf die später erfolgende grundlegende Änderung des Operationsplanes im Sinne der Vorschläge der H.Gr. zugeschrieben worden ist.

Der Ia der 7. Flieger-Division war versehentlich auf belgischem Gebiet gelandet. Dabei waren den Belgiern zum mindesten Teile der Aufmarschanweisungen der Luftflotte 1 in die Hände gefallen. Es mußte also damit gerechnet werden, daß die Westmächte über Belgien von dem bisherigen Operationsplan Kenntnis erhalten würden.

Tatsächlich hat jedoch dieses Mißgeschick nicht zu einer Änderung des Operationsplanes geführt, wenn es auch denkbar ist, daß es späterhin die Bereitschaft Hitlers und des OKH, auf den Vorschlag der Heeresgruppe einzugehen, gefördert haben mag. Eine Besprechung des

Ob.d.H. mit den Oberbefehlshabern der H.Gr. A und B und der diesen unterstellten Armeen, die am 25. Januar in Koblenz bzw. in Bad Godesberg stattfand, zeigte jedenfalls keinerlei Änderung der grundsätzlichen Auffassung des OKH an. Diese Besprechung lag schon längere Zeit nach dem Eintreten des vorerwähnten Mißgeschicks. Die Aufträge der Heeresgruppen und Armeen blieben die gleichen. Nur die Aufgabe der H.Gr. B wurde noch erweitert, indem deren 18. Armee nunmehr ganz Holland (nicht nur, wie bisher vorgesehen, die Teile des Landes außerhalb des Bereichs der „Festung Holland") in Besitz zu nehmen hatte. Für die Heeresgruppe A blieb jedenfalls alles wie bisher. Das AOK 2 konnte zwar in unseren Bereich eingewiesen werden, doch blieb es ebenso wie das 14. mot. Korps zur Verfügung des OKH. Letzteres obwohl ich im Auftrage meines Oberbefehlshabers in einem Vortrag darauf hingewiesen hatte, daß der Ansatz nur des 19. Panzer-Korps allein durch die Ardennen eine Halbheit sei. Eine solche verspreche einen Erfolg bei Sedan nicht, nachdem der Gegner inzwischen an der Maas erhebliche Kräfte (die französische 2. Armee) bereitgestellt habe. Trotz dieser Darlegungen erklärte Generaloberst von Brauchitsch, er könne das 14. mot. Korps uns nicht zur Verfügung stellen. Ein Zeichen dafür, daß die oberste Führung nach wie vor darauf bestand, die Frage einer etwaigen Verlegung des Schwerpunkts zur H.Gr. A erst von dem Verlauf der Operationen abhängig zu machen. Ein Beweis aber auch dafür, daß das Mißgeschick mit den in belgische Hand gefallenen Aufmarschanweisungen die obersten Stellen nicht zu einer Änderung des Aufmarschplanes veranlaßt hat.

Trotzdem ergänzte das Ob.Kdo.d.H.Gr. die Darlegungen, die ich am 25. Januar dem Ob.d.H. vorgetragen hatte, am 30. Januar durch eine erneute Eingabe auf Grund der inzwischen eingegangenen Feindnachrichten. Das Oberkommando wies darauf hin, daß nunmehr mit dem Vorwerfen starker französischer Kräfte – namentlich schneller Verbände – nach Südbelgien zu rechnen sei. Unter diesen Umständen sei weder darauf zu hoffen, daß das 19. Panzer-Korps allein stark genug sein werde, diese Feindgruppe zu werfen, noch allein den Übergang über den Fluß zu erzwingen.

Diese Auffassung erhärtete ein Kriegsspiel, das am 7. Februar in Koblenz stattfand und bei dem das Vorgehen des 19. Panzer-Korps und der beiden Armeen der H.Gr. durchgespielt wurde. Es zeigte deutlich, wie problematisch das Vorwerfen des isolierten 19. Panzer-Korps sein würde. Ich hatte den Eindruck, daß General Halder, der dem Kriegsspiel als Zuhörer beiwohnte, doch begann, die Berechtigung unserer Auffassung einzusehen.

Inzwischen aber hatte sich mein persönliches Schicksal überraschend gewendet. Am 27. Januar erhielt ich die Mitteilung, daß ich zum Kommandierenden General des demnächst in der Heimat aufzustellenden 38. AK ernannt worden sei. Wie mir Generaloberst v. Rundstedt sagte, hatte der Ob.d.H. ihm diesen Wechsel seines Generalstabschefs gelegentlich der vorerwähnten Besprechung am 25. Januar vertraulich angekündigt. Er hatte als Grund angegeben, daß ich bei der Ernennung neuer Kommandierender Generale nicht mehr übergangen werden könne, da der dienstjüngere General Reinhardt ebenfalls ein Korps erhalte. So wenig in meiner Ernennung ein Abweichen von dem normalen Beförderungswege gesehen werden konnte, so eigenartig erschien doch in diesem Augenblick einer bevorstehenden großen Offensive der Wechsel in der Chefstelle. Die Rangfrage, die als Vorwand diente, hätte sich schließlich auch anders lösen lassen. Es kann also wohl kaum bezweifelt werden — meine Ablösung als Chef des Generalstabes der H.Gr. war darauf zurückzuführen, daß das OKH einen lästigen Dränger loswerden wollte, der seinem Operationsplan einen andern entgegenzusetzen gewagt hatte.

Anschließend an das vorerwähnte Kriegsspiel, an dessen Leitung ich noch teilgenommen hatte, sprach mir Generaloberst v. Rundstedt in Gegenwart aller Teilnehmer seinen Dank für meine Leistungen als sein Generalstabschef aus. Die ganze vornehme Großzügigkeit dieses hohen Führers kam in seinen Worten zum Ausdruck. Eine Genugtuung war es für mich ferner, daß auch die der H.Gr. unterstellten Armeeführer, General Busch und List, sowie General Guderian meine Abberufung nicht nur bedauerten, sondern darüber ehrlich bestürzt waren.

Am 9. Februar verließ ich Koblenz und begab mich zunächst nach Liegnitz.

Inzwischen waren jedoch meine getreuen Mitarbeiter, Oberst Blumentritt und Oberstleutnant v. Tresckow, nicht gewillt, die Flinte ins Korn zu werfen und den Kampf um unseren Operationsplan mit meiner Abberufung als endgültig erledigt anzusehen.

Ich nehme an, daß es Tresckow gewesen ist, der seinen Freund Schmundt, den Chefadjutanten Hitlers, dazu veranlaßt hat, eine Gelegenheit zu schaffen, bei der ich selbst Hitler unsere Ansichten, wie die Westoffensive zu führen sei, vortragen könne.

Jedenfalls wurde ich am 17. Februar nach Berlin befohlen, um mich zusammen mit den anderen neu ernannten Kommandierenden Generalen bei Hitler zu melden. Anschließend an unsere Meldung fand ein Frühstück statt, bei dem Hitler, wie zumeist, vorwiegend das Wort führte. Ich erinnere mich, daß er mit verblüffender Kenntnis über die militärtechnischen Neuerungen auch in den Feind-Staaten sprach. Die eingegangene Meldung über den Überfall des englischen Zerstörers auf den Dampfer „Altmark" innerhalb der norwegischen Hoheitsgewässer führte Hitler zu längeren Ausführungen darüber, daß die Kleinstaaten nicht in der Lage seien, ihre Neutralität zu wahren.

Als wir uns nach dem Frühstück verabschiedeten, wurde ich von Hitler veranlaßt, ihm in sein Arbeitszimmer zu folgen. Dort forderte er mich auf, ihm meine Gedanken über die Führung der Westoffensive vorzutragen. Ob und inwieweit er durch seinen Chefadjutanten bereits von unserem Plan Kenntnis erhalten hatte, ist mir nicht klar. In jedem Fall mußte ich feststellen, daß er sich erstaunlich schnell in die Gesichtspunkte, die die Heeresgruppe seit Monaten vertreten hatte, einfühlte. Er stimmte jedenfalls meinen Ausführungen durchaus zu.

Ich habe über diese Unterredung sogleich aus dem Gedächtnis eine Aktennotiz für das Heeresgruppenkommando niedergeschrieben, deren Wortlaut ich wiedergeben möchte:

„Der bisherige Chef des Generalstabs der Heeresgruppe A hatte anläßlich seiner Meldung als Kommandierender General des 38. AK am 17. Februar 1940 Gelegenheit, dem Führer die Gedankengänge der Heeresgruppe A hinsichtlich der Führung der Westoperation vorzutragen. Der Inhalt seiner Darlegungen war:

1. Das *Ziel der Westoffensive* muß die *Herbeiführung der Entscheidung zu Lande* sein. Für Teilziele, wie sie nach der derzeitigen Aufmarschanweisung angegeben werden, wie Schlagen möglichst großer Teile der Feindkräfte in Belgien, Besitznahme von Teilen der Kanalküste, ist der Einsatz politisch und militärisch zu hoch. Der endgültige Sieg zu Lande muß das Ziel sein.

Die Führung der Operationen muß also von vornherein auf die volle Entscheidung in Frankreich, auf die Vernichtung der französischen Widerstandskraft gerichtet sein.

2. Dies erfordert, daß im Gegensatz zur Aufmarschanweisung der Schwerpunkt der Angriffsoperation von Anfang an klar auf den Südflügel, also zur Heeresgruppe A, gelegt wird, nicht bei B bleibt oder offen gelassen wird. Bei dem derzeitigen Ansatz kann man bestenfalls in Belgien die dorthin vorgehenden französisch-englischen Kräfte frontal schlagen und auf die Somme werfen, wo unter Umständen dann die Operation zum Stehen kommt.

Durch Verlegen des Schwerpunkts auf den Südflügel zu Heeresgruppe A, die durch Südbelgien über die Maas Richtung *untere Somme* vorzustoßen hat, müssen die in Nordbelgien zu erwartenden starken Feindkräfte, wenn sie von Heeresgruppe B frontal geworfen werden, abgeschnitten und damit vernichtet werden. Das ist nur möglich, wenn

Heeresgruppe A schnell auf die untere Somme durchstößt. Das muß der erste Teil des Feldzuges sein. An ihn wird sich der zweite, die Umfassung des französischen Heeres mit starkem rechten Flügel, anschließen.

3. Eine solche Aufgabe der Heeresgruppe A bedingt ihre Gliederung in *drei Armeen*. Es ist also noch eine Armee auf dem nördlichen Flügel einzuschieben.

Die nördlichste Armee der Heeresgruppe (2.) hat die Aufgabe, über die Maas auf die untere Somme durchzustoßen, um die vor der Heeresgruppe B ausweichenden Feindkräfte abzuschneiden.

Südlich davon muß eine zweite Armee (12.) über die Maas beiderseits Sedan vorgehen, um dann nach Südwesten einzuschwenken und jeden französischen Versuch, mit starken Kräften zum Gegenangriff westlich der Maas aufzumarschieren, durch *Angriff* zu zerschlagen.

Der dritten (16.) Armee fällt dann die zunächst defensive Deckung der Operation in der Südflanke zwischen Maas und Mosel zu.

Wesentlich ist, daß die Luftwaffe den französischen Aufmarsch frühzeitig zerschlägt, da der Franzose, wenn er etwas wagt, einen Gegenangriff großen Stils westlich oder beiderseits der Maas, vielleicht bis zur Mosel reichend, zu führen versuchen wird.

4. Das Vorauswerfen nur des 19. Pz.-Korps auf die Maas bei Sedan ist eine Halbheit. Geht uns der Feind mit starken mot. Kräften nach Südbelgien entgegen, so ist das Korps zu schwach, um diese schnell vernichtend zu schlagen und mit den Resten zugleich die Maas-Linie zu überschreiten. Beschränkt sich der Gegner auf das Halten der Maas mit – nach der derzeitigen Kräfteverteilung – starken Kräften, so wird das Korps allein nicht über die Maas kommen.

Wenn man mot. Kräfte vorwirft, so müssen es im bisherigen Streifen der Heeresgruppe mindestens zwei Korps sein, die die Maas zugleich bei Charleville und Sedan überschreiten, unabhängig von dem Ansatz der Panzerkräfte gegen die Maas bei Givet durch 4. Armee. Das 14. Korps muß also von Anfang an neben das Korps Guderian gesetzt werden, seine Verwendung bei Heeresgruppe A oder B darf nicht vorbehalten bleiben.

Der Führer gab zu diesen Ausführungen seine Zustimmung zu erkennen. Kurze Zeit später wurde die neue endgültige Aufmarschanweisung ausgegeben."

Diese endgültige Aufmarschanweisung ist mir leider nicht mehr zugänglich gemacht worden. Ich weiß nur, daß sie auf eine Anordnung Hitlers vom 20. Februar ergangen ist.

Im wesentlichen hat sie folgendes enthalten, was den Forderungen entsprach, für die ich solange gekämpft hatte.

1. Das Vorauswerfen *zweier Panzer-Korps* (des 19. unter General Guderian und des 14. unter General v. Wietersheim) auf und über die Maaslinie Charleville – Sedan. Sie wurden unter dem neugeschaffenen Kommando einer Panzergruppe, an deren Spitze der General von Kleist trat, zusammengefaßt.

2. Die endgültige Zuweisung des AOK 2 (bisher bei H.Gr. B) an die Heeresgruppe A nebst Nachführung der für eine dritte Armee benötigten Kräfte. Damit war das Einschieben dieser Armee sofort möglich, wenn die Breite des der Heeresgruppe zur Verfügung stehenden Angriffsstreifens infolge Einschwenkens der 16. Armee nach Süden dies zuließ.

3. Die Unterstellung der 4. Armee (bisher bei H.Gr. B) unter die Heeresgruppe A, um dieser den nötigen Bewegungsraum in Richtung auf die untere Somme zu geben. (Die Heeresgruppe hatte schon immer die Einbeziehung mindestens des südlichsten Korps dieser Armee in ihren Bereich zwecks Verbreiterung ihres Stoßstreifens gefordert. Wenn Min.-Rat Greiner diese Unterstellung auf einen wesentlich früheren Zeitpunkt – November – verlegt, so beruht dies auf einem Irrtum. Sie ist erst im Zusammenhang mit der neuen Aufmarschanweisung erfolgt.)

Durch diese neuen Anordnungen des OKH ist also völlig den vom Oberkommando der Heeresgruppe vertretenen Gesichtspunkten Rechnung getragen worden. Der *Schwerpunkt* der Gesamtoperation wurde in dem Umfange auf den Südflügel verlegt, als es die Breite des nördlich der Maginotlinie zur Verfügung stehenden Raums und das Straßennetz in diesem zuließen. Trotzdem blieb die Heeresgruppe B mit drei Armeen noch stark genug, um ihre Aufgabe in Nordbelgien und Holland mit dem bekannten durchschlagenden Erfolg zu lösen.

Der Heeresgruppe A aber war nunmehr die Möglichkeit gegeben, einen den Gegner überraschenden Stoß durch die Ardennen über die Maas auf die untere Somme zu führen. Damit konnte sie den in Nordbelgien kämpfenden Feindkräften den Rückzug hinter diesen Fluß abschneiden. Auch wäre es möglich gewesen, einem großzügig angelegten Gegenschlag gegen die Südflanke der deutschen Angriffsoperation wirksam zu begegnen.

Was nun die *Durchführung* der deutschen Angriffsoperation im Mai 1940 betrifft, so möchte ich dazu folgendes sagen:

Der Angriff der Heeresgruppe B hat dank der Überlegenheit der deutschen Truppe, insbesondere der Panzerverbände, einen durchschlagenderen Erfolg gehabt, als man ihn nach dem zwangsläufig frontalen Ansatz ihrer Kräfte und der Stärke der belgischen Befestigungen erwarten konnte. Trotzdem ist entscheidend für die völlige Niederlage der

alliierten Kräfte in Nordbelgien doch der Stoß gewesen, der überraschend durch die Ardennen, über die Maas auf die Somme-Mündung und schließlich gegen die Kanalhäfen geführt worden ist. Neben der tatkräftigen Führung des von diesem Gedanken erfüllten Generaloberst v. Rundstedt ist dieser Erfolg wohl in erster Linie dem ungeheuren Elan zuzuschreiben, mit dem General Guderian die Operationsidee der Heeresgruppe in die Tat umgesetzt hat.

Der Erfolg in Nordbelgien ist nicht so vollständig geworden, wie er hätte sein können. Es ist dem Gegner gelungen, nach Angabe von Churchill über Dünkirchen 338 226 Mann (davon 26 176 Franzosen), wenn auch unter Verlust aller schweren Waffen und sonstigen Geräts, zu evakuieren. Dies ist dem Eingreifen Hitlers zuzuschreiben, der zweimal die vorstürmenden Panzerverbände – einmal im Verlauf ihres Vormarschs zur Küste, das zweitemal angesichts von Dünkirchen – angehalten hat. Für den letzteren Befehl, durch den tatsächlich der britischen Armee eine goldene Brücke über den Kanal gebaut worden ist, sind dreierlei Gründe angegeben worden. Erstens habe Hitler die Panzerverbände für den zweiten Akt des Frankreichfeldzuges schonen wollen, wobei ihm Keitel erzählt haben soll, das Gelände um Dünkirchen wäre für Panzerverwendung ungeeignet. Ein anderer Grund soll der gewesen sein, daß Göring dem Führer garantiert habe, die Luftwaffe allein würde das Entkommen der Engländer aus Dünkirchen verhindern. Angesichts des Prestigebedürfnisses Görings und seiner Neigung zur Großsprecherei halte ich eine derartige Äußerung von ihm für durchaus wahrscheinlich. In jedem Falle waren diese beiden Argumente, militärisch gesehen, falsch. Als dritter Grund ist angeführt worden, daß Hitler – wie aus einem Gespräch zwischen ihm und Generaloberst v. Rundstedt hervorgegangen sein soll – die Briten absichtlich habe entkommen lassen, weil er glaubte, dann leichter zu einer Verständigung mit Großbritannien gelangen zu können.

Wie dem auch sei, das Entrinnenlassen der britischen Armee aus Dünkirchen ist einer der entscheidenden Fehler Hitlers gewesen. Es hat ihn später gehemmt, die Invasion in England zu wagen, und in weiterer Folge den Briten die Führung des Krieges auch in Afrika und Italien ermöglicht.

Hitler hat wohl den Gedanken der Heeresgruppe A, die Feindkräfte in Nordbelgien durch den Stoß durch die Ardennen bis ans Meer abzuschneiden, aufgenommen und wenigstens bis vor die Tore Dünkirchens durchführen lassen. Er hat jedoch den anderen Gedanken, zugleich mit dieser ersten Phase der Operation die Voraussetzung für die zweite zu schaffen, nicht voll aufgegriffen. Die deutsche Führung hat sich damit

begnügt, während des Vorgehens der schnellen Kräfte der Heeresgruppe A bis zur Küste, diese Bewegung gegen eine zu erwartende feindliche Gegenoffensive beiderseits der Maas dadurch zu decken, daß sie die nachfolgenden Divisionen wie eine Perlenschnur längs der gefährdeten Südflanke zur Verteidigung aufreihte. Der Gedanke, durch Offensive westlich der Maas nach Süden jeden Versuch des Gegners, zu einem großangelegten Gegenangriff aufzumarschieren, von vornherein zu zerschlagen und zugleich damit zwischen Maas und Oise den Zusammenhang der feindlichen Front endgültig zu zerreißen, ist ihr wohl als zu risikoreich erschienen.

Wie sich auch später im russischen Feldzug zeigen sollte, hatte Hitler zwar einen gewissen Instinkt in operativen Fragen. Es fehlte ihm aber die Durchbildung des militärischen Führers, die es diesem ermöglicht, auch ein hohes Risiko bei einer Operation einzugehen, weil er weiß, daß er es meistern kann. So zog in diesem Falle Hitler die sicherere Lösung einer defensiven Deckung des ersten Aktes der deutschen Offensive in ihrer Südflanke, dem kühneren Verfahren vor, das die H.Gr. vorgeschlagen hatte. Er hatte das Glück, daß auf der Feindseite die Führung keinen großangelegten Gegenangriff zustande brachte. Es wäre ihr durchaus möglich gewesen, etwa 50 Divisionen zu einem Gegenangriff größten Stils beiderseits der Maas, unter Umständen nach Osten bis zur Mosel reichend, rechtzeitig zusammenzubringen, gegebenenfalls unter vorübergehender Preisgabe Hollands und Belgiens ausschließlich der Festungen.

So kam es dazu, daß nach Abschluß des ersten Aktes der deutschen Offensive sich beide Gegner wiederum in durchlaufenden Fronten längs der Maginotlinie bis Carignan und anschließend längs der Aisne und unteren Somme gegenüberstanden. Die Deutschen mußten erneut zunächst diese Front durchbrechen. Wenn der zweite Akt der deutschen Offensive in so kurzer Zeit zur völligen Kapitulation des Gegners führte, so deshalb, weil dieser seine durchlaufende Verteidigungsfront von der Schweizer Grenze bis zum Meer nach den Verlusten in Nordbelgien nicht mehr ausreichend stark besetzen konnte. Ferner weil die Kampfmoral des französischen Heeres bereits einen entscheidenden Stoß erlitten hatte. Ganz abgesehen davon, daß man auf der Feindseite kein den operativen Panzerverbänden der Deutschen gleichwertiges Mittel besaß. Hätte der alliierte Oberbefehlshaber so gehandelt, wie das Oberkommando der H.Gr. A es als richtig voraussetzte, so würde er eine großangelegte Offensive beiderseits der Maas geführt haben. Nach dem Plan der H.Gr. wäre ihm diese jedoch durch den Angriff zwischen Maas und Oise schon im Aufmarsch zerschlagen worden. Mit gleichzeitiger

Einkreisung der Feindkräfte in Nordbelgien und anschließendem Vorschwenken der H.Gr. B über die untere Somme zu einer Umfassung der französischen Restkräfte im Sinne des Schlieffen-Planes wären wir schließlich im Rücken der Maginotlinie zu einer Schlacht mit umgekehrten Fronten gekommen.

Da wir – bis auf das Entkommen der Engländer aus Dünkirchen – auf dem französischen Kriegsschauplatz schließlich in glänzender Weise den vollen Sieg erfochten haben, mögen die vorstehenden Betrachtungen überflüssig erscheinen. Sie haben vielleicht nur den Wert, zu zeigen, daß auch bei tatkräftigerem und richtigerem Handeln der Gegenseite der „Neue Plan" zum Siege geführt haben würde. Selbst wenn es vielleicht während seines ersten Aktes zwischen Maas und Mosel einige kritische Augenblicke hätte geben können.

III.

IM KAMPF GEGEN DIE SOWJETUNION

8. Kapitel

„EIN PANZER-RAID"

Zum Operationsplan gegen die Sowjetunion. Divergenz der Ziele Hitlers und des OKH und ihre Folgen. Der Ansatz der H.Gr. Nord und der Panzer-Gruppe 4. Kommissarbefehl. Die letzten Tage auf deutschem Boden. Der Krieg beginnt. Der Vorstoß bis zur Dubissa. Der Handstreich auf Dünaburg. Wir müssen warten. Leningrad oder Moskau? Die Waffen-SS. Die Führung schneller Verbände. Kleine Freuden. Der Vorstoß nach dem Ilmen-See. Bei Solzy eingeschlossen. Luga. Auf Umwegen zur 16. Armee. Wir rollen eine sowjetische Armee von der Flanke her auf. Vorstoß bis über die Pola. Zum Oberbefehlshaber der 11. Armee ernannt. Abschied von meinem Panzer-Korps.

Ende Februar 1941 gab ich das Kommando über das 38. AK an der Kanalküste ab, um das in Deutschland neu aufzustellende Generalkommando des 56. Panzer-Korps zu übernehmen. Der Wunsch, den ich schon vor der Westoffensive gehegt hatte, ein „schnelles" Korps zu führen, ging damit in Erfüllung.

Zu der Frage, ob und gegebenenfalls wie ein Feldzug gegen die Sowjetunion geführt werden solle, bin ich in meiner Stellung als Kommandierender General — selbstverständlich — nicht gehört worden. Erst sehr spät, soweit ich mich erinnere im Mai 1941, erhielt das Generalkommando seine Aufmarschanweisung, die sich jedoch nur auf den engen Rahmen der Panzergruppe, zu der das Korps gehörte, beschränkte.

Infolgedessen muß ich es mir im Rahmen dieser „Erinnerungen" versagen, zur Frage der Operationsführung gegen die Sowjetunion im Jahre 1941 etwa in gleicher Art Stellung zu nehmen, wie ich das in der

Frage der Anlage der Westoffensive auf Grund meiner eigenen damaligen Einwirkung auf die endgültige Gestaltung des Operationsplanes tun konnte.

Zweierlei hat sich allerdings inzwischen, wohl allgemein erkennbar, ergeben:

Erstens der Fehler, dem zum mindesten Hitler verfallen ist, die Stärke des sowjetischen Staatssystems, die Kraftquellen der Sowjetunion und den Kampfwert der Roten Armee zu unterschätzen. Infolgedessen ging er von der Annahme aus, daß es gelingen würde, die Sowjetunion *militärisch* in *einem* Feldzuge niederzuwerfen. Wenn überhaupt, so wäre dies wohl nur denkbar gewesen, wenn es gelungen wäre, zugleich das Sowjetsystem von innen heraus zum Zusammenbruch zu bringen. Die Politik, die Hitler jedoch in den besetzten Ostgebieten — durchaus entgegen den Bestrebungen der militärischen Stellen — durch seine Reichskommissare und den SD betreiben ließ, konnte nur das Gegenteil bewirken. Während Hitler also strategisch darauf ausgehen wollte, die Sowjetmacht schnell zu zertrümmern, handelte er politisch dieser Strategie diametral entgegen. In anderen Kriegen haben sich oftmals Differenzen zwischen den Zielen der politischen und der militärischen Führung ergeben. Hier waren beide in der Hand Hitlers vereinigt mit dem Ergebnis, daß die von ihm geführte Ostpolitik den Erfordernissen seiner Strategie strikt zuwider lief und sie der vielleicht gegebenen Chance eines schnellen Sieges beraubte.

Das zweite ist die Tatsache, daß es auch im Bereich der obersten militärischen Führung, also zwischen Hitler und dem OKH, nicht gelungen ist, eine einheitliche strategische Konzeption zustande zu bringen. Weder — was notwendig gewesen wäre — bereits bei Anlage der Gesamtoperation noch im Verlaufe der Durchführung des Feldzuges 1941.

Hitlers strategische *Ziele* beruhten vorwiegend auf *politischen* und *kriegswirtschaftlichen* Erwägungen. Sie waren einmal die Wegnahme von *Leningrad*, das er als die Wiege des Bolschewismus ansah, und die ihm zugleich die Verbindung mit den Finnen und die Herrschaft über die Ostsee bringen sollte. Zum anderen die Inbesitznahme der Rohstoffgebiete der *Ukraine* und der Rüstungsstätten des *Donezgebietes*, später der *Erdölfelder des Kaukasus*. Durch die Gewinnung dieser Gebiete hoffte er, die Sowjetunion kriegswirtschaftlich entscheidend zu lähmen.

Demgegenüber vertrat das OKH mit Recht die Auffassung, daß Eroberung und Behauptung dieser zweifellos strategisch wichtigen Gebiete das vorherige Schlagen der Roten Armee zur Voraussetzung hätten. Die Masse derselben aber würde auf dem Wege nach *Moskau* zur Entscheidung zu stellen sein. (Eine Annahme, die später durch die tatsäch-

liche sowjetische Kräfteverteilung allerdings nicht voll bestätigt wurde.) Denn Moskau stelle den Zentralpunkt der sowjetischen Macht dar, dessen Verlust diese nicht würde riskieren können. Einmal weil Moskau – im Gegensatz zu 1812 – tatsächlich das politische Zentrum Rußlands war. Zweitens weil der Verlust der Rüstungsgebiete um und östlich Moskau die sowjetische Kriegswirtschaft zum mindesten weitgehend beeinträchtigen werde. Drittens, was strategisch gesehen wohl das wichtigste war, weil Moskau der Zentralverkehrsknotenpunkt des europäischen Rußland sei. Nach dessen Verlust würde die sowjetische Verteidigung praktisch in zwei Teile gespalten und die sowjetische Führung nicht mehr in der Lage sein, zu einer einheitlichen Gesamtoperation zu kommen.

Strategisch gesehen kam diese Divergenz zwischen den Anschauungen Hitlers und des OKH auf folgendes hinaus: Hitler wollte militärisch die Entscheidung auf *beiden Flügeln* suchen (wozu angesichts des Kräfteverhältnisses und der Weite des Operationsraumes die deutschen Kräfte nicht ausreichten). Das OKH strebte sie aber im *Zentrum* der Gesamtfront an.

An dieser Divergenz der grundsätzlichen strategischen Konzeption ist letztlich die deutsche Führung gescheitert. Zwar stimmte Hitler der vom OKH vorgeschlagenen Kräfteverteilung, nach der die Masse des Heeres in zwei Heeresgruppen im Gebiet nördlich und nur eine Heeresgruppe südlich der Pripjet-Sümpfe angesetzt werden sollte, zu. Das Tauziehen um die zu verfolgenden operativen Ziele dauerte jedoch während dieses ganzen Feldzuges an. Der Erfolg konnte nur sein, daß schließlich Hitler seine ohnehin zu weit gespannten Ziele nicht erreichte, während er zugleich dem OKH das Konzept verdarb.

Die in der Weisung „Barbarossa" von Hitler niedergelegte „allgemeine Absicht" („die im westlichen Rußland stehende Masse des russischen Heeres soll in kühnen Operationen unter weitem Vortreiben von Panzerkeilen vernichtet, der Abzug kampfkräftiger Teile in die Weite des russischen Raumes verhindert werden") war schließlich nicht mehr als ein operatives oder gar nur taktisches „Rezept". Zwar sind dank der überlegenen Leistungen der deutschen militärischen Führung und Truppe außerordentliche Erfolge erzielt worden, die die sowjetische Wehrmacht an den Rand der Niederlage brachten. Dieses „Rezept" konnte aber niemals einen Operationsplan ersetzen, über dessen Anlage und Durchführung man sich im Bereich der obersten Führung völlig einig hätte sein müssen. Ein Operationsplan, der angesichts des Kräfteverhältnisses und der Weite des Kriegstheaters wohl von vornherein die Möglichkeit hätte ins Auge fassen sollen, die Vernichtung der sowjetischen Wehrmacht gegebenenfalls in *zwei* Feldzügen anzustreben.

Auf Grund meiner Stellung als Kommandierender General war ich jedoch – wie bereits gesagt – in die Pläne und Absichten der obersten Führung nicht eingeweiht. Ich ahnte daher zu jener Zeit nichts von der so folgenschweren Divergenz der strategischen Absichten Hitlers und des OKH. Allerdings bekam ich selbst in meiner Stellung bald gewisse Auswirkungen derselben zu spüren.

Das 56. Panzer-Korps sollte im Rahmen der Panzergruppe 4 der Heeresgruppe Nord aus Ostpreußen zum Angriff antreten.

Der *Heeresgruppe Nord* (Feldmarschall Ritter v. Leeb) war die Aufgabe zugewiesen, aus Ostpreußen vorstoßend, die im Baltikum stehenden Feindkräfte zu vernichten, um alsdann auf Leningrad vorzugehen.

In ihrem Rahmen fiel der *Panzergruppe 4* (Generaloberst Hoepner) die Aufgabe zu, schnell gegen die Düna bei und unterhalb Dünaburg vorzustoßen, um die Dünaübergänge für das weitere Vorgehen in Richtung Opotschka in die Hand zu bekommen.

Rechts von ihr hatte die *16. Armee* (Generaloberst Busch) über Kowno vorzugehen, um der Panzergruppe 4 schnell zu folgen, während links der Panzergruppe 4 der *18. Armee* (General v. Küchler) die allgemeine Richtung auf Riga zugewiesen war.

Am 16. Juni traf ich, nachdem ich bereits vorher schon einmal in Ostpreußen gewesen war, im Aufmarschgebiet des 56. Panzer-Korps ein. Generaloberst Hoepner hatte das Vorgehen der Panzergruppe 4 wie folgt angeordnet:

Das 56. Panzer-Korps (8. Panzer-Division, 3. Infanterie-Division mot., 290. Infanterie-Division) sollte, aus dem Waldgebiet nördlich der Memel ostwärts Tilsit nach Osten vorbrechend, nordostwärts Kowno die große Straße nach Dünaburg gewinnen. Links von ihm sollte das *41. Panzer-Korps* – General Reinhardt – (1. und 6. Panzer-Division, 36. Infanterie-Division mot., 269. Infanterie-Division) in Richtung auf den Dünaübergang von Jakobstadt vorgehen. Die weiterhin zur Panzergruppe gehörende SS-Totenkopf-Division sollte zunächst in zweiter Linie folgen, um dem Korps nachgeführt zu werden, das am schnellsten vorwärts käme.

Sowohl im Hinblick auf das Abschneiden aller vorwärts der Düna stehenden Feindkräfte wie auf die schnelle Fortführung der Operation der Heeresgruppe Nord war die Inbesitznahme unzerstörter Dünabrücken von ausschlaggebender Bedeutung. Stellte doch der gewaltige Strom ein starkes Hindernis dar. Es würde sich also beim Vorgehen der Panzergruppe 4 um einen Wettlauf der beiden Panzer-Korps handeln, welches zuerst an der Düna einträfe. Das 56. Panzer-Korps war ent-

schlossen, dies Rennen zu gewinnen. Es befand sich dabei insofern im Vorteil, als es nach der feindlichen Kräfteverteilung, soweit diese bekannt war, voraussichtlich im rückwärtigen Feindgebiet zunächst auf geringere Feindkräfte stoßen würde, als das 41. Panzer-Korps. Aus diesem Grunde war letzteres von der Führung der Panzergruppe um eine Panzer-Division stärker gemacht worden als unser Korps. Meine Anregung, stattdessen den eigenen Schwerpunkt dahin zu legen, wo man auf eine Feindschwäche zu treffen hoffte, fand keine Gegenliebe.

Vor Schilderung der Operation des 56. Panzer-Korps, die lediglich insofern bemerkenswert sein kann, als sie zu einem Panzer-Raid im wahrsten Sinne des Wortes werden sollte, ist noch auf eine Angelegenheit einzugehen, die blitzartig ein Licht auf den Abgrund warf, der zwischen soldatischen Anschauungen und denen der politischen Führung bestand.

Wenige Tage vor Beginn der Offensive erhielten wir einen Befehl des OKW, der später unter dem Namen „Kommissarbefehl" bekannt geworden ist. Sein wesentlicher Inhalt war, daß alle in Gefangenschaft geratenen politischen Kommissare der Roten Armee als Träger der bolschewistischen Ideologie sofort erschossen werden sollten.

Nun konnte man über den völkerrechtlichen Status dieser politischen Kommissare zwar durchaus im Zweifel sein. Sie waren sicherlich keine Soldaten. So wenig ich zum Beispiel einen Gauleiter als Soldaten angesehen haben würde, den man mir als politischen Aufpasser beigegeben hätte. Ebenso sicher war diesen Kommissaren aber auch nicht der Status von Nichtkämpfern zuzubilligen, wie z. B. dem Sanitätspersonal, den Feldgeistlichen oder Kriegsberichterstattern. Sie waren vielmehr — ohne Soldaten zu sein — fanatische Kämpfer und zwar Kämpfer, deren Tätigkeit im überlieferten Sinne der Kampfführung nur als illegal angesehen werden konnte. Ihre Aufgabe war es nicht nur, die sowjetischen militärischen Führer politisch zu überwachen, sondern vielmehr dem Kampf äußerste Härte zu geben und einen Charakter, der den bisherigen Auffassungen über soldatische Kampfführung völlig widersprach. Tatsächlich sind es auch diese Kommissare gewesen, denen in erster Linie diejenigen Methoden des Kampfes und der Behandlung Gefangener zuzuschreiben waren, die im krassen Gegensatz zu den Bestimmungen der Haager Landkriegsordnung standen.

Mochte man aber über den völkerrechtlichen Status der Kommissare denken wie man wollte, es mußte jedem soldatischen Empfinden widersprechen, sie nach ihrer Gefangennahme im Kampf einfach zu erschießen. Ein Befehl, wie der Kommissarbefehl, war unsoldatisch von Grund aus.

Seine Ausführung würde nicht nur die Ehre der Truppe, sondern auch ihre Moral gefährdet haben. Ich sah mich daher gezwungen, meinen Vorgesetzten zu melden, daß in meinem Befehlsbereich der Kommissarbefehl nicht ausgeführt werden würde. Ich war mir darin mit den unterstellten Truppenkommandeuren durchaus einig und dementsprechend ist im Bereich des Korps verfahren worden. Daß meine militärischen Vorgesetzten mit meiner Ansicht übereinstimmten, war im übrigen selbstverständlich. Alle Bemühungen, die Zurücknahme des Befehls zu erreichen, haben jedoch erst sehr viel später Erfolg gehabt, als klar wurde, daß der einzige Erfolg des Kommissarbefehls darin bestand, daß die Kommissare mit den brutalsten Mitteln ihre Truppe zwangen, bis zum letzten zu kämpfen*).

Während der für uns nur kurz bemessenen Vorbereitungszeit lag der Stab des Generalkommandos in Insterburg. Ich selbst war mit meinem Ordonnanzoffizier, Oberleutnant Specht, außerhalb der Stadt in der dicht am Wald liegenden Villa des Chefarztes des Insterburger Krankenhauses, Dr. Wiedwald, untergebracht. Wir wurden von dem Ehepaar Wiedwald mit all der Gastlichkeit und Herzlichkeit aufgenommen, die für Ostpreußen sprichwörtlich geworden sind. Es waren schöne Tage, die wir in diesem kultivierten Hause mit unseren liebenswürdigen Wirten verbringen konnten.

Gern gedenke ich aus dieser Zeit auch eines alten Försters, in dessen Haus wir nach einer verregneten Nachtübung einer unserer Divisionen durch eine heiße Tasse Kaffee und ein echt ostpreußisches Frühstück gestärkt wurden, während der Gastgeber abwechselnd von seinen Hirschen und Elchen und von seiner Militärzeit schwärmte.

Die letzten Tage vor Beginn der Offensive verbrachten wir auf dem schon nahe der Grenze liegenden Rittergut Lenken, das durch sein Gestüt einen guten Namen in Ostpreußen hatte. Der Besitzer, Herr v. Sperber, stand bereits als Rittmeister d. R. im Felde. Lenken lag in einem herrlichen Wald, und schon als wir ankamen, sahen wir eine Koppel mit Vollblütern. Es war ein Erdenfleckchen voll Schönheit und Harmonie. Sein Anblick schien uns ein gutes Omen zu sein. Wie schön war doch gerade diese äußerste Ecke unseres Vaterlandes, unser letztes Quartier auf deutschem Boden! Als wir vor dem für Ostpreußen

*) Daß im übrigen meine Auffassung innerhalb des Heeres wohl durchweg geteilt worden ist, ergab sich, als ich den Oberbefehl über die 11. Armee übernahm. Auch bei ihr wurde der Kommissarbefehl nicht durchgeführt. Die wenigen Kommissare, die trotzdem erschossen worden sind, waren nicht im Kampf gefangen genommen, sondern im rückwärtigen Gebiet aufgegriffen und als Führer bzw. Organisatoren der Partisanen überführt worden. Sie wurden dementsprechend nach Kriegsrecht behandelt.

typischen, niedrigen und einfachen Herrenhaus vorfuhren, erblickten wir ein reizendes, blutjunges Mädchen, das eifrig die Veranda schrubbte. Ein buntes Kopftuch umrahmte ein hübsches, frisches Gesicht. „Oh", murmelte einer meiner Begleiter zufrieden, „wenn hier alles so nett ist". Er frug das junge Ding nach der Dame des Hauses. Sein Gesicht war nicht allzu geistreich, als ihm freundlich lächelnd erwidert wurde: „Das bin ich. Herzlich willkommen!" Große Heiterkeit allerseits. Die junge Gutsherrin hatte vor kurzem einen Sohn bekommen und ich wurde dessen Pate. So knüpfte sich ein Band, das die Jahre des Krieges und der schweren Nachkriegszeit überdauert hat. Nachdem die junge Frau v. Sperber, während ihr Mann im Kriege war, Gut und Gestüt verwaltet hatte, mußte auch sie vor den Russen fliehen. Mit ihrem Mann und sieben Kindern lebt „das junge Ding", das wir bei unserer Ankunft so verkannt hatten, nun in Eltville am Rhein. Als ich 1953 endlich aus britischer Gefangenschaft heimkehrte, schickte sie mir die beste Flasche Wein, die in diesem berühmten Weinort aufzutreiben war. Wer Rheinweine kennt, weiß, was für eine Kostbarkeit das war.

Am 21. Juni, 13.00 Uhr, ging beim Generalkommando der Befehl ein, daß die Offensive am nächsten Morgen 3.00 Uhr vormittags zu beginnen habe. Die Würfel waren gefallen!

Der geringe Raum, der dem Korps im Waldgelände nördlich der Memel zur Verfügung stand, ermöglichte es zunächst nur, für den Angriff auf die feindlichen Grenzstellungen, die als besetzt erkannt waren, die 8. Panzer-Division und die 290. Infanterie-Division einzusetzen. Die 3. mot. Infanterie-Division wurde vorerst noch südlich der Memel zurückgehalten.

Unser Angriff traf unmittelbar an der Grenze zunächst nur auf schwachen Widerstand, wahrscheinlich feindlicher Gefechtsvorposten. Er erhielt jedoch sehr bald vor einer ausgebauten Bunkerstellung einen Stop, der erst überwunden wurde, als gegen Mittag die 8. Panzer-Division nördlich der Memel die feindliche Stellung durchbrochen hatte.

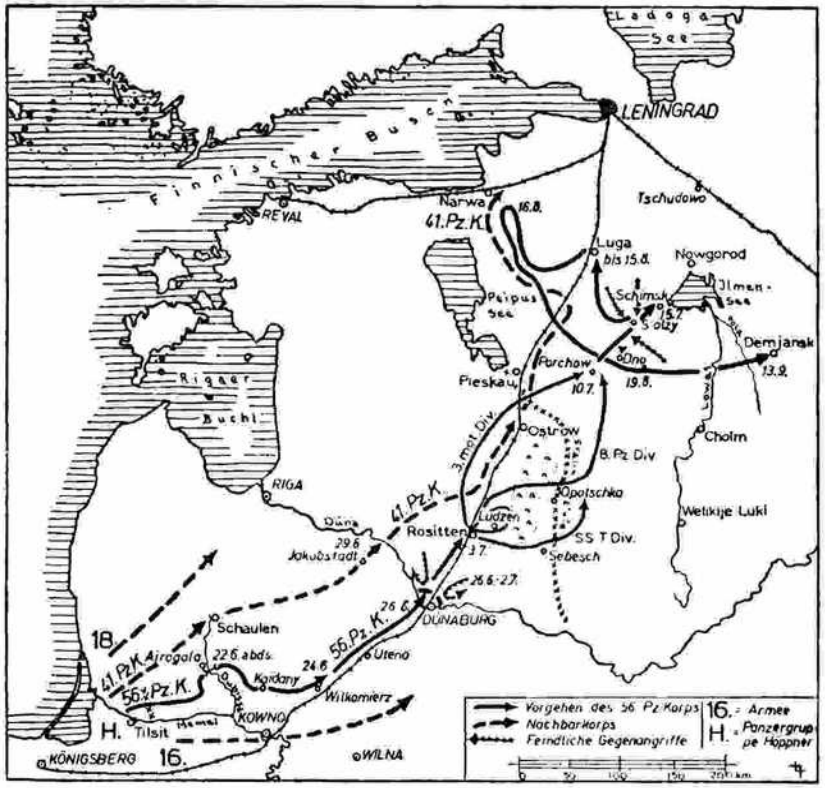
Bereits an diesem ersten Tage zeigte die sowjetische Kampfführung ihr wahres Gesicht. Einer unserer Spähtrupps, der durch den Feind abgeschnitten worden war, wurde später von unseren Truppen tot und grauenhaft verstümmelt aufgefunden. Mein Ordonnanzoffizier und ich, die wir oft auf unseren Frontfahrten durch Geländeabschnitte kamen, in denen noch Feindteile sein konnten, waren uns einig darüber, daß wir nicht lebend in die Hände dieses Gegners fallen wollten. Es kam späterhin auch oft genug vor, daß sowjetische Soldaten die Hände hochhoben, um sich anscheinend zu ergeben, um dann, sobald unsere Grenadiere nah heran gekommen waren, wieder zur Waffe zu greifen. Oder daß Verwundete sich tot stellten, um von rückwärts auf unsere Soldaten zu schießen.

Der Gesamteindruck vom Gegner war, daß er zwar im vorderen Frontbereich durch unseren Angriff keineswegs überrascht wurde, daß aber die sowjetische Führung wohl nicht — oder noch nicht — mit einem solchen gerechnet hatte und somit nicht zum einheitlichen Einsatz ihrer starken zurückgehaltenen Kräfte kam.

Es ist viel darüber gestritten worden, ob der sowjetische Aufmarsch defensiver oder offensiver Natur gewesen sei. Nach der Zahl der in den Westgebieten der Sowjetunion versammelten Kräfte und auf Grund der starken Massierung von Panzerkräften, sowohl im Gebiet von Bialystok wie um Lemberg, konnte man sehr wohl — wie es jedenfalls Hitler zur Begründung seines Losschlagens tat — mit einem früheren oder späteren Offensivwerden der Sowjetunion rechnen. Anderseits sprach am 22. Juni die Gliederung der sowjetischen Kräfte nicht für *unmittelbare* Angriffsabsichten.

Die Heeresgruppe Woroschilow, die unserer Heeresgruppe Nord gegenüberstand, hatte in der Grenzsicherung nur 7 Divisionen eingesetzt, während bei einer Gesamtstärke von 29 Schützen-Divisionen, 2 Panzer-Divisionen und 6 mech. Brigaden (nach v. Tippelskirch) die übrigen Kräfte weiter rückwärts bei Schaulen, Kowno und Wilna, zum Teil sogar noch im Gebiet Pleskau — Opotschka (also in der Stalin-Linie) standen. Auch die beiden anderen sowjetischen Heeresgruppen (Timoschenko und Budjonny) waren tief gestaffelt, wenn auch bei ihnen die in den Grenzgebieten eingesetzten Kräfte wesentlich stärker waren.

Man wird der Wahrheit wohl am nächsten kommen, wenn man den sowjetischen Aufmarsch, der mit bereits sehr starken Kräften schon aus den Besatzungsaktionen in Ostpolen, Bessarabien und dem Baltikum entwickelt worden war, als einen „Aufmarsch für alle Fälle" bezeichnet. Am 22. Juni 1941 waren die sowjetischen Kräfte fraglos noch so tief gegliedert, daß sie in ihrer derzeitigen Aufstellung nur zur Führung einer Defensive bereit sein konnten. Aber das Bild hätte sich, je nach der Entwicklung der politischen oder militärischen Lage Deutschlands, innerhalb kürzester Frist ändern können. Die Rote Armee hätte — innerhalb jeder Heeresgruppe den gegenüberstehenden deutschen Heeresgruppen zahlen-, wenn auch nicht wertmäßig überlegen — innerhalb einer sehr begrenzten Zeit so aufschließen können, daß sie zum Antreten zum Angriff befähigt gewesen wäre. Tatsächlich stellte der sowjetische Aufmarsch — mochte er bis zum 22. Juni auch die Form eines



Der Panzer-Raid des 56. Panzer-Korps

Defensivaufmarsches beibehalten haben — eine latente Drohung dar. Sobald sich der Sowjetunion politisch oder militärisch eine Chance geboten hätte, konnte diese zu einer unmittelbaren Bedrohung des Reiches werden.

Gewiß wäre Stalin im Sommer 1941 lieber noch einem Kampf mit dem Reich ausgewichen. Wenn aber die Führung der Sowjetunion auf Grund der Entwicklung der Lage früher oder später geglaubt hätte, zu politischen Pressionen gegenüber dem Reich oder gar zu einer Drohung mit militärischem Eingreifen übergehen zu können, so war jedenfalls der vorerst defensive Aufmarsch sehr kurzfristig in einen Offensiv-Aufmarsch zu verwandeln. Es handelte sich eben um einen „Aufmarsch für alle Fälle".

Doch kehren wir zum 56. Panzer-Korps zurück.

Wenn das Korps den ihm gestellten Auftrag, die Übergänge von Dünaburg unzerstört in Besitz zu nehmen, erfüllen wollte, so kam es nach Durchbrechen der Grenzstellungen auf zweierlei an:

Das Korps mußte noch am ersten Angriffstage 80 Kilometer weit in den Feind hineinstoßen, um den Übergang über die Dubissa bei Airogola in die Hand zu bekommen. Ich kannte den Dubissa-Abschnitt aus dem Ersten Weltkriege. Es handelt sich um ein tief eingeschnittenes Flußtal mit steilen, für Panzer nicht gangbaren Hängen. Im Ersten Weltkriege hatten unsere Eisenbahnpioniere in monatelanger Arbeit dieses Tal durch eine meisterhafte Holzkonstruktion überbrückt. Gelang es jetzt dem Gegner, den großen Straßenviadukt bei Airogola zu sprengen, so mußte das Korps vor dem Abschnitt festliegen. Der Feind würde Zeit gewinnen, auf den steilen Uferhöhen jenseits des Flusses eine Verteidigung zu organisieren, die in jedem Fall schwer zu durchbrechen sein würde. Daß dann mit einem überraschenden Handstreich auf die Brücken bei Dünaburg nicht mehr gerechnet werden konnte, lag auf der Hand. Der Übergang bei Airogola bildete das unerläßliche Sprungbrett.

So hoch gespannt diese vom Generalkommando gestellte Forderung auch war, die 8. Panzer-Division (General Brandenberger), bei der ich mich an diesem Tage vorwiegend aufhielt, erfüllte sie. Nach Durchbrechen der Grenzstellung jeden feindlichen Widerstand weiter rückwärts überrennend, brachte sie bis zum Abend des 22. Juni den Übergang bei Airogola mit einer Vorausabteilung in ihre Hand. Die 290. Division folgte mit hoher Marschleistung, die 3. Infanterie-Division (mot.), bereits mittags beginnend über die Memel vorgezogen, wurde auf einen Übergang südlich Airogola angesetzt.

Der erste Schritt war gelungen!

Die zweite Voraussetzung für einen Erfolg bei Dünaburg war, daß das Korps ohne Rücksicht darauf, ob seine Nachbarn mit ihm Schritt hielten, in einem Zuge bis Dünaburg vorstieß. Nur ein den Gegner völlig überraschendes Auftreten dort konnte die wertvollen Brücken in unseren Besitz bringen. Daß ein solches Vorgehen ein großes Risiko in sich schloß, war allerdings selbstverständlich.

Tatsächlich hatte das Korps — wie gehofft — das Glück, bei seinem Vorstoß eine schwache Stelle des Gegners zu erwischen. Es traf zwar immer wieder auf Feindkräfte, die ihm entgegengeworfen wurden. Seine Divisionen konnten jedoch stets den feindlichen Widerstand, wenn auch zum Teil in harten Kämpfen, verhältnismäßig schnell brechen.

Während links von uns das 41. Panzer-Korps zunächst mit einer starken um Schaulen bereit gehaltenen Feindgruppe abzurechnen hatte

und deshalb weit abhing und rechts von uns der linke Flügel der 16. Armee um Kowno kämpfte, gewann das 56. Panzer-Korps schon am 24. Juni in Gegend Wilkomierz die große Straße nach Dünaburg. 170 Kilometer tief in das Feindgebiet vorgestoßen, hatte das Korps nicht nur seine Nachbarn, sondern auch die Feindkräfte, die im Grenzgebiet gestanden hatten, weit hinter sich gelassen. Nur noch 130 Kilometer trennten es von dem ersehnten Ziel, den Dünabrücken! Konnte es aber in diesem Tempo fortgehen? Sicher war, daß der Gegner uns aus seinen Reserven neue Kräfte entgegenwerfen würde. Zugleich aber konnte er jeden Augenblick hinter uns die geschlagene Lücke, zum mindesten vorübergehend, schließen und uns den Nachschub abschneiden. Es fehlte denn auch nicht an Mahnungen der Panzergruppe zur Vorsicht. Wir jedoch waren nicht gewillt, durch Zögern die launische Göttin Fortuna entweichen zu lassen. Zwar hatte unsere 290. Infanterie-Division das Tempo selbstverständlich nicht halten können. Ihr Nachfolgen aber gab dem Korps doch eine gewisse Sicherheit und sie hatte bereits starke Feindkräfte auf sich gezogen, die uns sonst hätten in den Rücken fallen können. Das Generalkommando aber mit den beiden schnellen Divisionen, die 8. Panzer-Division auf der großen Straße, die 3. Infanterie-Division (mot.) mühseliger auf Nebenwegen südlich derselben vorgehend, griff nach dem Siegespreis Dünaburg. Beide Divisionen schlugen ihnen entgegengeworfene feindliche Reserven in zum Teil harten Kämpfen. 70 feindliche Panzer (etwa die Hälfte unserer eigenen Panzerzahl) und zahlreiche feindliche Batterien blieben auf der Strecke. Uns um das Einsammeln der Gefangenen zu kümmern, blieben allerdings wenig Zeit und Kräfte.

Am 26. Juni früh stand die 8. Panzer-Division vor Dünaburg. Um 8.00 Uhr morgens hatte ich bei ihrem Stab die Meldung in der Hand, daß der Handstreich auf die beiden großen Dünabrücken geglückt sei. In der auf dem jenseitigen Ufer liegenden Stadt wurde gekämpft. Die große Straßenbrücke war völlig unversehrt in unsere Hand gefallen. Die Posten, die die Zündung der geladenen Sprengkammern auslösen sollten, waren am Zugang zur Brücke überrannt worden. Auch die Eisenbahnbrücke war nur durch eine kleinere Sprengung leicht beschädigt, aber noch benutzbar geblieben. Am nächsten Tage gelang es auch der 3. Infanterie-Division (mot.), flußaufwärts der Stadt überraschend den Strom zu überschreiten. Unser Ziel war erreicht!

Vor Beginn der Offensive war mir die Frage vorgelegt worden, ob und in welcher Zeit wir dächten, Dünaburg zu erreichen. Die Antwort war gewesen, daß, wenn es nicht innerhalb von vier Tagen gelänge, wir wohl kaum mehr darauf rechnen könnten, die Übergänge intakt in

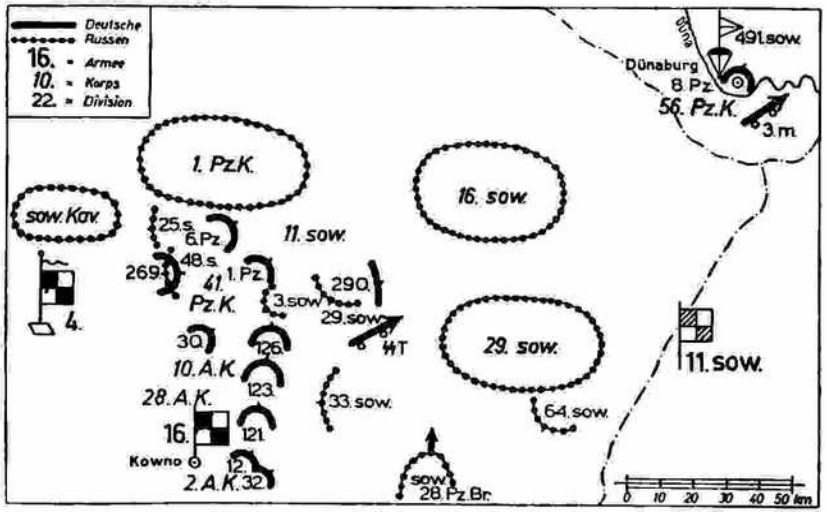
unsere Hand zu bekommen. Nun hatten wir es in genau vier Tagen plus fünf Stunden vom Zeitpunkt des Antretens an geschafft, 300 Kilometer (in der Luftlinie) durch den Feind hindurch in einem ununterbrochenen Raid zurückzulegen. Ein Erfolg, der nur deshalb möglich war, weil der Gedanke „Dünaburg" jeden Führer und Mann beherrschte, weil wir gewillt gewesen waren, ein hohes Risiko auf uns zu nehmen, um das gesteckte Ziel zu erreichen. Nun war es doch ein Gefühl hoher Befriedigung, als wir über die großen Brücken fuhren, hinein in die Stadt, die der Gegner vor seinem Abzuge leider großenteils in Brand gesteckt hatte. Zumal dieser Erfolg mit nicht allzu hohen Opfern erkauft worden war.

Natürlich war die Lage des Korps – allein auf dem nördlichen Düna-Ufer – alles andere als gesichert. Das 41. Panzer-Korps und der linke Flügel der 16. Armee standen noch zwischen 100 und 150 Kilometer weit zurück. Zwischen ihnen und uns befanden sich mehrere sowjetische Korps im Zurückgehen auf die Düna. Wir hatten nicht nur damit zu rechnen, daß der Gegner alles daran setzen würde, uns durch neu herangeführte Kräfte auf dem nördlichen Düna-Ufer anzugreifen. Wir hatten uns zugleich auf dem Südufer gegen die vorgenannten zurückgehenden Feindkräfte zu decken. Die Brenzlichkeit der Lage wurde dadurch beleuchtet, daß die Quartiermeister-Abteilung des Gen.Kdos. in einem Walde nicht unweit von unserem Gefechtsstand von rückwärts überfallen wurde.

Es war aber weniger diese Frage unserer augenblicklichen etwas vereinsamten Lage, die ja nicht allzulange andauern würde, die das Gen.Kdo. beschäftigte, als vielmehr die Frage, wohin es denn nun weiter gehen sollte. Würde das nächste Ziel Leningrad oder würde es Moskau sein? Der Befehlshaber der Panzergruppe, der am 27. Juni im „Storch" zu uns kam, konnte es uns nicht sagen. Eigentlich hätte man annehmen sollen, daß der Befehlshaber einer Panzergruppe die weiteren Operationsziele hätte erfahren müssen. Dies war aber offenbar nicht der Fall. Statt dessen wurde alsbald Wasser in unseren Wein gegossen, indem wir den Befehl erhielten, vorerst in einem zu erweiternden Brückenkopf um Dünaburg die Übergänge offenzuhalten. Das Herankommen des 41. Panzer-Korps, das bei Jakobsstadt überzugehen habe, wie das des linken Flügels der 16. Armee sei abzuwarten.

Gewiß, dies war die „sichere" und bestimmt die schulmäßige Lösung. Wir hatten es uns allerdings anders gedacht. Nach unserer Auffassung mußte das überraschende Erscheinen des Korps so weit hinter der feindlichen Front beim Gegner erhebliche Verwirrung angerichtet haben. Er würde selbstverständlich alles versuchen, um uns wieder über den Strom zurückzuwerfen und dazu von überall her Kräfte heranführen. Je

schneller wir aber weiter vorstießen, desto weniger würde er in der Lage sein, uns planmäßig überlegene Kräfte entgegenzustellen. Gingen wir — selbstverständlich unter Sicherung der Düna-Übergänge — alsbald weiter in Richtung Pleskau vor und führte die Panzergruppe das andere Panzer-Korps schnellstens über Dünaburg nach, so würde der Feind wohl — wie bisher — immer wieder gezwungen sein, uns das, was er gerade zur Hand hatte, entgegenzuwerfen. Zu einer planmäßigen Operation



Lage bei Heeresgruppe Nord am 26. Juni 1941
Das 56. Panzer-Korps hat Dünaburg genommen

aber würde er vorerst nicht kommen. Die Sorge um die geschlagenen Feindkräfte südlich der Düna konnte man den nachfolgenden Infanterie-Armeen überlassen.

Selbstverständlich, das Risiko wuchs, je mehr sich ein einzelnes Panzer-Korps oder auch die ganze Panzergruppe allein in die Tiefe des russischen Raumes vorwagte. Aber anderseits beruht die Sicherheit eines schnellen Panzerverbandes, der sich im Rücken der feindlichen Front befindet, wesentlich darauf, daß er in Bewegung bleibt. Kommt er zum Stehen, so wird er alsbald von allen Seiten durch herangeführte feindliche Reserven angefallen werden.

Wie gesagt, diese Ansicht wurde von der obersten Führung nicht geteilt, woraus ihr sicherlich kein Vorwurf zu machen ist. Denn ein wenig Hasardspiel wäre es schon gewesen, wenn wir versucht hätten, durch alsbaldiges Weiterstoßen Fortunas Rockzipfel festzuhalten. Sie konnte uns auch in einen Abgrund locken. Das Ziel Leningrad rückte also für uns zunächst in weite Ferne und das Korps hatte bei Dünaburg zu warten. Wie vorauszusehen, führte der Feind inzwischen neue Kräfte, und zwar nicht nur von Pleskau, sondern auch von Minsk und Moskau heran. Bald hatten wir Mühe genug, uns seiner, von einer Panzer-Division unterstützten Angriffe auf dem Nordufer der Düna zu erwehren. An einzelnen Stellen kam es zu nicht unerheblichen Krisen. Bei einem Gegenangriff, den die 3. Infanterie-Division (mot.) machte, um vorübergehend verlorenes Gelände wieder zu gewinnen, fand sie 3 Offiziere und 30 Mann, die tags zuvor auf einem Truppenverbandplatz verwundet in Feindeshand gefallen waren, tot und fürchterlich verstümmelt vor.

In diesen Tagen setzte auch die sowjetische Luftwaffe alles daran, die in unsere Hand gefallenen Brücken doch noch durch Luftangriffe zu zerstören. Mit einer geradezu erstaunlichen Sturheit flog eine Staffel nach der anderen in niedriger Höhe heran, mit dem einzigen Ergebnis, daß sie abgeschossen wurden. Allein an einem Tage fielen so 64 sowjetische Flugzeuge unseren Jägern und unserer Flak zum Opfer.

Endlich — am 2. Juli — konnten wir wieder antreten, nachdem die SS-Totenkopf-Division beim Korps als dritter schneller Verband eingetroffen war und links von uns das 41. Panzer-Korps die Düna bei Jakobstadt überschritten hatte.

Der Panzergruppe 4 war für ihr weiteres Vorgehen die Richtung über Rositten — Ostrow auf Pleskau zugewiesen worden. Also winkte in der Ferne nun doch das Ziel Leningrad!

Jedoch, seit dem überraschenden Handstreich des Korps auf Dünaburg waren nunmehr sechs Tage vergangen. Der Gegner hatte Zeit gehabt, den Schock, den das Erscheinen deutscher Kräfte auf dem östlichen Düna-Ufer ihm versetzt haben mußte, zu überwinden.

Ein Raid, wie der des 56. Panzer-Korps bis Dünaburg, trägt unvermeidlich Verwirrung und Panik in das rückwärtige Gebiet des Gegners, zerreißt das feindliche Führungsnetz und macht dadurch dem Feind eine planmäßige Führung nahezu unmöglich. Dieser Vorteile hatte sich die Panzergruppe 4 durch das Verhalten an der Düna begeben, mochten auch durchaus einleuchtende Gründe dafür gesprochen haben. Ob es glücken würde, noch einmal im gleichen Maß die Vorhand über den Gegner zu gewinnen, war zumindesten zweifelhaft. Sicherlich jedenfalls nur, wenn es der Panzergruppe gelang, ihre Kräfte zu einheitlicher Wirkung zu bringen. Gerade dies aber sollte, wie sich zeigen wird, nicht der Fall sein,

wenn auch weiterhin der Widerstand des Gegners nicht ausreichte, das Vorgehen der Panzergruppe zum Stehen zu bringen.

Zunächst allerdings trat die Panzergruppe aus der Linie Dünaburg – Jakobsstadt einheitlich in Richtung Pleskau an, das 56. Panzer-Korps an und ostwärts der großen Straße Dünaburg–Rositten–Ostrow–Pleskau, das 41. Panzer-Korps links daneben. Der Widerstand des Gegners erwies sich als stärker und planmäßiger als in den ersten Tagen des Krieges. Trotzdem wurde der Feind jedoch immer wieder geworfen.

Aus diesen Kämpfen ist mir ein kleines Erlebnis erinnerlich, das von meinen Untergebenen nicht ohne eine Beimischung von Schadenfreude aufgenommen wurde. Wer in solchen Kämpfen ein Panzer-Korps geführt hat, wird wissen, daß es – so bewundernswert der Vorwärtsdrang der deutschen Truppe auch stets gewesen ist – doch immer wieder der Anwesenheit der höheren Führer weit vorn und ihres Drängens bedarf, um eine Verfolgung im Fluß zu halten. So kam auch ich an einem dieser Tage zum Stabe einer der Kampfgruppen der 8. Panzer-Division, deren Vorgehen durch feindliches Artilleriefeuer zum Stehen gekommen war. Nach der Art dieses Feuers hatte ich den Eindruck, daß es sich nur um feindliches Störungsfeuer auf die große Straße handele, durch das das Vorgehen nicht aufgehalten werden dürfe. Kaum hatte ich aber dieser Meinung Ausdruck verliehen, als uns die feindliche Artillerie mit einem kräftigen Feuersegen bedachte, der uns alle veranlaßte, schleunigst in Erdlöchern Deckung zu suchen. Mein treuer Fahrer Nagel, der unseren Kübelwagen noch schnell aus dem Feuerbereich fahren wollte, wurde – zum Glück nur ganz leicht – verwundet. Während wir nun, in unseren Erdlöchern hockend, den Feuersegen über uns ergehen lassen mußten, konnten die Herren des besagten Stabes doch keineswegs eine gewisse Schadenfreude darüber verbergen, daß der Kommandierende General so drastisch durch die Tatsachen belehrt worden war. Zum Schluß lachten wir alle herzlich darüber und dann ging es bald weiter.

Die Panzergruppe näherte sich nunmehr der „Stalin-Linie", einer sowjetischen Grenzbefestigung, die sich in wechselnder Stärke längs der ursprünglichen sowjetischen Grenze vom Südausläufer des Peipus-Sees westlich Pleskau bis zu der ehemaligen kleinen russischen Grenzfestung Sebesh hinzog.

Während das Kommando der Panzergruppe die große Straße jetzt dem 41. Panzer-Korps zum weiteren Vorgehen auf Ostrow zuwies, drehte sie das 56. Panzer-Korps scharf nach Osten auf Sebesh – Opotschka ab. Der Gedanke war, daß das Korps nach Durchbrechen der Stalin-Linie eine starke Gruppe feindlicher Panzerkräfte, die bei Pleskau vermutet wurde,

ostwärts umgehen sollte. Ein vortrefflicher Gedanke, wenn diese Feindgruppe wirklich vorhanden war und wenn Aussicht bestand, daß das 56. Panzer-Korps diese Umgehungsbewegung schnell durchführen konnte. Nach unserer Ansicht aber war das erstere nicht der Fall und das letztere nicht möglich, weil das Korps in der befohlenen Richtung ein ausgedehntes Sumpfgelände vorwärts der Stalin-Linie zu durchschreiten hatte. Unsere Vorstellungen, mit beiden Korps im Vorgehen auf Ostrow zu bleiben, blieben jedoch ergebnislos. Unsere Befürchtungen hinsichtlich des genannten Sumpfgeländes bewahrheiteten sich leider.

Die 8. Panzer-Division stieß zwar auf einen Knüppeldamm, der durch den Sumpf führte. Er war aber völlig verstopft durch die Kraftfahrzeuge einer sowjetischen mot. Division, die hier bereits stecken geblieben war. Es brauchte Tage, bis der Weg freigemacht und die zerstörten Brücken wiederhergestellt worden waren. Als die Panzer-Division schließlich aus dem Sumpfgelände heraustreten konnte, stieß sie auf starken Widerstand, der nur in verhältnismäßig schweren Kämpfen gebrochen werden konnte.

Die 3. Division (mot.) fand in ihrem Streifen nur einen schmalen Dammweg vor, auf dem sie mit ihren Fahrzeugen überhaupt nicht durchkommen konnte. Sie mußte zurückgezogen und dem 41. Panzer-Korps auf Ostrow nachgeführt werden.

Bessere Geländeverhältnisse, allerdings auch eine starke Bunker-Linie, traf die auf Sebesh angesetzte SS-Totenkopf-Division an. Hier aber zeigte sich die Schwäche, die zwangsläufig Truppen inne wohnen mußte, deren Führerkorps der gründlichen Ausbildung und Erfahrung ermangelte. Die Division machte, was ihre Disziplin und soldatische Haltung anbetraf, zweifellos einen guten Eindruck. Ich hatte sogar Anlaß gehabt, ihre besonders gute Marschdisziplin, eine wichtige Voraussetzung für die reibungslose Bewegung motorisierter Verbände, hervorzuheben. Die Division hat auch immer mit großem Schneid angegriffen und in der Verteidigung ihre Standhaftigkeit bewährt. Ich habe sie später noch mehrfach unter meinem Befehl gehabt und glaube, daß sie wohl die beste der Divisionen der Waffen-SS gewesen ist, die mir unterstanden haben. Ihr damaliger Kommandeur war ein tapferer Mann, der bald verwundet wurde und später gefallen ist. All dies aber konnte die fehlende Ausbildung des Führerkorps nicht ausgleichen. Die Truppe hatte überhohe Verluste, weil sie und ihre Führer erst im Kampf lernen mußten, was die Regimenter des Heeres seit langem beherrschten. Diese Verluste und mangelnde Erfahrung aber führten wiederum dazu, daß günstige Gelegenheiten verpaßt wurden mit dem Erfolg dadurch notwendig werdender neuer Kämpfe. Denn nichts ist wohl schwerer zu erlernen, als das Erfassen des

Augenblicks, in dem das Erlahmen der Widerstandskraft des Gegners dem Angreifer die entscheidende Chance bietet. So mußte ich im Verlauf dieser Kämpfe immer wieder helfend bei der Division eingreifen, ohne verhindern zu können, daß ihre Verluste stark anstiegen. Bereits nach zehn Tagen mußten die drei Regimenter der Division zu zweien zusammengelegt werden.

So tapfer die Divisionen der Waffen-SS auch immer gekämpft, so schöne Erfolge sie auch errungen haben, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß die Schaffung dieser militärischen Sonderorganisation ein unverzeihlicher Fehler gewesen ist. Ausgesuchter Ersatz, der im Heere die Stellen der Unterführer hätte besetzen können, wurde im Rahmen der Waffen-SS in einem Maße verbraucht, das nicht zu verantworten war. Der hohe Blutzoll, den sie entrichtete, stand im allgemeinen nicht im richtigen Verhältnis zu dem, was erreicht wurde. Daß der Truppe hieraus kein Vorwurf gemacht werden kann, ist selbstverständlich. Die Schuld an diesem unnötigen Kräfteverbrauch liegt bei denen, die diese Sonderverbände aus politischen Rücksichten gegen den Widerspruch aller maßgeblichen Stellen des Heeres geschaffen haben.

In keinem Falle darf jedoch vergessen werden, daß die Verbände der Waffen-SS als gute Kameraden neben denen des Heeres in der Front gestanden und sich immer als tapfer und standfest erwiesen haben. Sicher hätte es ein großer Teil der Angehörigen der Waffen-SS begrüßt, wenn diese aus dem Machtbereich eines Himmler herauskommen und dem Heere hätte angegliedert werden können.

Ehe ich nach dieser Abschweifung zu den militärischen Ereignissen beim 56. Panzer-Korps zurückkehre, noch einige Worte, die dem Leser ein anschauliches Bild geben sollen, wie im letzten Kriege die Führung eines schnellen Verbandes arbeiten mußte.

In der Schlacht von St. Privat-Gravelotte im Kriege 1870/71 hatte noch mein Großvater als Kommandierender General mit seinem Stabe im Feuerbereich auf einer Anhöhe gehalten, von der aus er das ganze Gefechtsfeld übersehen, den Kampf seines Korps persönlich leiten konnte. Er konnte noch zu den sich zum Sturmangriff entfaltenden Regimentern reiten und hat, wie berichtet wird, eine Batterie, die nicht nahe genug am Feinde abprotzte, „hart angelassen".

Solche Bilder sind naturgemäß längst entschwunden. Im Ersten Weltkriege zwang das immer weiter reichende Feuer der feindlichen Artillerie die höheren Stäbe nach rückwärts. Die Gefechtsbreiten machten eine unmittelbare Übersicht und Führung auf dem Gefechtsfeld unmöglich. Ausschlaggebend wurden gut funktionierende Fernsprechverbindungen.

Das Bild, das Schlieffen von dem künftigen Feldherrn gezeichnet hatte, der am Telefon von seinem Schreibtisch aus zündende Befehle gibt, wurde Wirklichkeit.

Jedoch der Zweite Weltkrieg forderte wiederum andere Führungsmethoden, insbesondere bei den schnellen Verbänden. Bei diesen wechseln die Lagen so schnell, verfliegen die Möglichkeiten, eine günstige Chance auszunutzen, so rasch, daß der Führer eines schnellen Verbandes sich nicht an einen weit zurückliegenden Gefechtsstand binden kann. Wollte man auf einem solchen immer die Meldungen von vorn abwarten, so würden die Entschlüsse meist zu spät fallen, viele Chancen ungenutzt vorüber gehen. Oft auch gilt es — grade nach eingetretenem Gefechtserfolg — die dann auftretenden, nur allzu erklärlichen Ermüdungserscheinungen zu überwinden, der Truppe einen neuen Impuls zu geben. Allein damit wäre es jedoch nicht getan gewesen.

Noch wichtiger war es bei den unerhörten Anforderungen, die der von uns wieder zum Leben erweckte Bewegungskrieg an die Kräfte von Führer und Mann stellte, daß auch der höhere Führer sich soviel wie möglich vorn zeigte. Der Landser darf nicht das Gefühl haben, daß „die da hinten" irgendwelche Befehle aushecken, ohne zu wissen, wie es wirklich vorne aussieht. Er empfindet ein gewisses Gefühl der Genugtuung, wenn er sieht, daß auch der Kommandierende General mal ins Schlamassel gerät oder Zeuge eines errungenen Erfolges wird. Nur wenn man täglich vorn bei der Truppe sein kann, lernt man deren Nöte kennen, kann ihre Sorgen anhören und ihr helfen. Der höhere Führer darf also nicht nur der Mann sein, der in Erfüllung seiner Aufgabe immer wieder zu fordern gezwungen ist, sondern auch der Helfer und der Kamerad. Im übrigen schöpft er selbst aus diesen Besuchen bei der Truppe immer neue Kraft! Wie oft habe ich es erlebt, daß ich bei meiner Anwesenheit bei einem Divisionsstab Sorgen über die abnehmende Kampfkraft der Truppe und über die oft nicht vermeidbare Überbeanspruchung ihrer Kräfte zu hören bekam. Es war unvermeidlich, daß diese Sorgen, je länger je mehr, auf den Führern lasteten. Denn bei ihnen lag die Verantwortung für ihre Bataillone und Regimenter. Wenn ich dann aber weiter nach vorn zur kämpfenden Truppe und in die vordere Linie fuhr, dann erlebte ich oft die Freude, daß man dort die Lage zuversichtlicher beurteilte, die Stimmung — vielleicht auf Grund eines inzwischen errungenen Erfolges — hoffnungsvoller war, als ich vermutet hatte. Wenn man dann mit der Besatzung eines Panzers eine Zigarette rauchte oder bei einer Kompanie etwas von der größeren Lage erzählte, dann brach immer wieder der unverwüstliche Drang des deutschen Soldaten nach vorwärts und seine Bereitwilligkeit, auch das Letzte aus sich herauszuholen, durch. Solche

Begegnungen sind für den höheren Führer mit das Schönste, was er erleben kann. Leider werden sie, je höher man steigt, um so seltener. Ein Oberbefehlshaber einer Armee oder einer Heeresgruppe kann eben nicht mehr in dem Maße im Rahmen der Truppe alles miterleben, wie es noch einem Kommandierenden General möglich ist.

Aber auch dieser kann naturgemäß nicht ständig unterwegs sein. Ein Führer, der ununterbrochen im Gelände herumschwirrt und nicht zu erreichen ist, gibt praktisch die Führung an seinen Generalstab ab. In manchen Fällen mag das ganz gut sein, aber schließlich ist es nicht der Sinn der Sache. So kommt es, ganz besonders bei schnellen Verbänden, auf eine vernünftige Organisation der Führung an, deren Stetigkeit in jedem Fall gewahrt bleiben muß.

Es war unerläßlich, daß die Quartiermeister-Abteilung des Gen.Kdos. in der Regel mehrere Tage stationär blieb, um den Nachschub im Gange halten zu können. Der Kommandierende General mit der Führungsabteilung aber mußte, um den Bewegungen der schnellen Divisionen folgen zu können, beinahe täglich – manchmal auch zweimal am Tage – den Gefechtsstand vorverlegen. Das erforderte natürlich große Beweglichkeit des Stabes. Sie war nur zu erreichen, wenn man den Gefechtsstab so klein wie möglich hielt – was im übrigen zumeist der Führung nur dienlich ist – und auf jede Bequemlichkeit verzichtete. Sankt Bürokratius, der sich ja leider auch an die Fersen der Heere heftet, hatte dann allerdings schlechte Tage.

Wir hielten uns nicht lange mit der Suche nach Quartieren auf. In Frankreich hatten uns auf Schritt und Tritt Schlösser oder Schlößchen zur Verfügung gestanden. Im Osten boten die kleinen Holzhäuser nicht allzuviel Verlockendes zumal im Hinblick auf gewisse, stets vorhandene „Haustierchen". So wohnte der Gefechtsstab fast immer in Zelten, und in den beiden Befehlsomnibussen, die – neben wenigen Kübelwagen, der Funkstelle und den Fernsprechwagen – zugleich das Beförderungsmittel für das Unterpersonal bildeten. Ich teilte mein kleines Zelt mit meinem Ordonnanzoffizier und habe, glaube ich, während dieses ganzen Panzer-Raids nur dreimal in einem Bett, sonst immer im Zelt in meinem Schlafsack geschlafen. Nur unser erster Adjutant hatte gegen das Zelten eine unüberwindliche Abneigung. Er zog es vor, in seinem Kraftwagen zu übernachten. Seine langen Beine mußte er allerdings zur Tür heraushängen lassen mit dem Erfolg, daß er nach Regennächten aus seinen nassen Stiefeln nicht mehr herauskam.

Wir schlugen unser kleines Zeltlager stets in einem Walde oder Gehölz nahe der Hauptvormarschstraße auf, wenn möglich an einem See oder Fluß, damit wir, wenn wir völlig verstaubt und verschmutzt von unseren

Frontfahrten zurückkamen, sowie auch morgens zum Wachwerden, schnell einmal ins Wasser springen konnten.

Während der Chef mit dem Gefechtsstab, der Arbeit wie der Fernsprechverbindungen wegen, naturgemäß auf unserem Gefechtsstand verbleiben mußte, war ich tagsüber, oft bis in die Nacht hinein, unterwegs. Zumeist fuhr ich früh morgens nach Eingang der Morgenmeldungen und Erlaß etwa notwendig werdender Befehle los, um die Divisionen bzw. die vordersten Truppen aufzusuchen. Mittags kehrte ich dann auf den Gefechtsstand zurück, um nach kurzer Pause erneut noch die eine oder die andere Division zu besuchen. Es sind grade oft die Abendstunden, in denen ein Erfolg winkt oder ein Impuls nötig wird. Todmüde und vom Staub wie die Mohren aussehend, kamen wir in unser Zeltlager zurück, das inzwischen an einem neuen Platz aufgeschlagen war. Dann war es eine besondere Freude, wenn wir statt der üblichen Abendverpflegung, die zumeist aus Brot, Hartwurst und Margarine bestand, dank der Fürsorge des 2. Adjutanten, Major Niemann, ein gebratenes Huhn vorfanden oder gar eine Flasche Wein, die er aus einem kleinen Vorrat hervorgeholt hatte. Allerdings waren Hühner und Gänse ein rarer Artikel, da – soweit vorn wir auch immer waren – diese zumeist schon andere Liebhaber gefunden hatten. Als die frühen Herbstregen einsetzten und es in den Zelten doch recht kühl wurde, bot die Sauna, die in primitivster Form beinahe bei jedem Gehöft zu finden war, eine angenehme und zugleich erfrischende Erwärmung.

Naturgemäß war es für mich nur möglich, so beweglich zu führen, weil ich stets einen Funkwagen unter unserem vortrefflichen Nachrichtenoffizier, dem späteren Major i. G. Kohler, auf meinen Fahrten mitnehmen konnte. Er stellte mit bewundernswerter Gewandtheit in kürzester Zeit die Funkverbindung zu den Divisionen, wie zu dem Gefechtsstand her und hielt sie zumeist auch während der Fahrt. So blieb ich immer über die Lage im ganzen Korpsabschnitt unterrichtet und Anordnungen, die ich an Ort und Stelle traf, konnten sofort an den Gefechtsstab gegeben bzw. von diesem Nachrichten eingeholt werden. Übrigens hat Kohler sich auch in der Zeit meiner Gefangenschaft als aufopfernder Freund und Helfer meiner Frau erwiesen.

Mein ständiger Begleiter auf diesen Fahrten war, neben den beiden treuen Fahrern Nagel und Schumann sowie zwei Kradmeldern, mein Ordonnanzoffizier Oberleutnant Specht. Wir nannten ihn „Pepo" wegen seiner kleinen, drahtigen Figur und seiner jugendlichen Frische und Unbekümmertheit. Er war ein junger Reiteroffizier, so wie er sein soll. Frisch, forsch, mit einem Schuß Leichtsinn gegenüber Gefahren, findig und von schneller Auffassungsgabe, immer fröhlich und ein wenig frech.

Alles Eigenschaften, durch die er mein Herz gewonnen hatte. Er war reiterlich glänzend veranlagt (sein Vater war begeisterter Pferdezüchter, seine Mutter eine vorzügliche Reiterin) und hatte — kaum Leutnant geworden — bereits kurz vor dem Kriege mehrere große Rennen gewonnen. Er war zu jeder Unternehmung bereit und hätte am liebsten mit seinem Kommandierenden General Patrouillen gegen den Feind unternommen. Solange wir, wie beim Panzer-Korps, täglich auf dem Gefechtsfeld sein konnten, war Pepo mit mir und mit seinem Schicksal zufrieden. Als ich aber später als Oberbefehlshaber einer Armee doch nicht so häufig an der Front sein konnte, begann er zu meutern und am Zügel zu zerren, um wieder zur Truppe zu kommen. Eine Einstellung, die für einen jungen Offizier die gegebene war. Ich habe ihm denn auch seinen Wunsch mehrfach erfüllt und er hat auf der Krim zweimal eine Schwadron einer Aufklärungsabteilung mit großem Geschick und Schneid geführt. Als ich ihn vor Leningrad wieder einmal zu einer Division schickte, stürzte er mit dem „Storch" ab, ein Verlust, der mich schwer getroffen hat.

Zurück zum Generalkommando 56. Das Leben in Zelten und Kübelwagen war anstrengend und oft waren wir hundemüde. Dann wirkten heitere Episoden, die wir erlebten, so winzig sie auch waren, aufmunternd. So murksten wir uns einmal quälend langsam inmitten der Marschkolonne der 3. mot. Division auf einem schmalen Weg, der kein Überholen gestattete, vorwärts. Wir fuhren in einer undurchdringlichen Staubwolke. Über den Kühler konnten wir höchstens den Schatten des vor uns fahrenden Fahrzeugs oder das Schlußlicht, das es vorsorglich leuchten ließ, ausmachen. An einer Wegekreuzung in einem Dorfe gab es einen Stop. Die Staubwolke lüftete sich etwas und verwehte langsam. Wir sahen nach vorn und unsere Gesichter wurden ziemlich lang. Für einige Sekunden saßen wir regungslos. Vor uns erkannten wir zwei sowjetische Panzer-Spähwagen. Sie waren ahnungslos schon längere Zeit in unserer Kolonne mitgefahren. Jedoch schienen zu unserem Glück ihre Insassen nicht weniger verdattert als wir zu sein, als sie merkten, wo sie sich befanden. Bei einiger Geistesgegenwart hätten sie aus allen Rohren feuern müssen. So aber sahen wir sie mit aufheulenden Motoren nach links auf den die Straße kreuzenden Nebenweg entwetzen.

Ein andermal kamen wir bei glühender Hitze und schwarz wie die Neger ziemlich erschöpft zum Stabe der 8. Panzer-Division. Während der Kommandeur die Lage vortrug, reichte uns der Generalstabs-Offizier, Major Berendsen (jetzt Bundestags-Abgeordneter), der im übrigen ein hervorragender Generalstabs-Offizier der Panzertruppe war, einen in Eis gebetteten französischen Kognak. Wo in aller Welt hatte er in dieser Hitze das Eis aufgetrieben? Es stellte sich heraus, daß die Pionierkompanie bei der Schaffung eines neuen Zugangs zu einer Brückenstelle einen großen Erdhügel angestochen hatte, der sich als ein mit Erde bedeckter Eisberg — das Eisreservoir einer Molkerei — herausgestellt hatte. Nie hat ein Kognak so gut geschmeckt, wie dieser!

Wenige Tage später fuhren wir durch die brennende Stadt Solzy. Aus dem Qualm heraus stolperte ein Russe vor unseren Wagen. Er zog eine kleine Karre mit mehreren Kisten, aus denen die kleinen Fläschchen der staatlichen Wodkabrennerei hervorleuchteten. Offenbar hatte er sie aus der Monopolniederlage „gerettet" und fand es zweckmäßig, an uns einen Zoll in Gestalt einer Kiste zu entrichten. Selten ist unsere Rückkehr zum Gefechtsstand so begrüßt worden wie damals, als wir mit den kleinen Wodkafläschchen erschienen, die alsbald unter unsere Getreuen verteilt wurden. Man glaubt kaum, welche Rolle solche kleinen Freuden im Leben im Felde spielen können.

Neben den Vorteilen, die das häufige Verweilen an der Front für die Führung des Panzer-Korps, für die Beurteilung der Leistungsmöglichkeiten der Truppe und für das Ausnutzen günstiger taktischer Gelegenheiten bot, hatte sie auch noch einen anderen Vorzug. Man hing nicht immer an der „Strippe", an der Fernsprechleitung nach rückwärts und entging so manchen überflüssigen Anfragen und Ratschlägen. Denn so unersetzlich die Fernsprechverbindung für die Führung auch ist, so wird sie doch leicht zum Gängelband, das die freie Entschlußmöglichkeit einengt.

Doch kehren wir nunmehr zur Schilderung der damaligen Kriegsereignisse zurück.

Bis zum 9. Juli hatte es sich klar gezeigt, daß der Versuch des Kdos. der Panzergruppe, einen bei Pleskau angenommenen Feind durch östlich ausholendes Vorgehen des 56. Panzer-Korps zu umgehen, infolge des Sumpfgeländes und des starken feindlichen Widerstandes keinen Erfolg versprach. Es blieb nichts übrig, als diese Umgehungsbewegung einzustellen, und das Gen.Kdo. mit der 8. Panzer-Division nun doch nach Norden auf Ostrow heranzuziehen, wohin die 3. Division (mot.) bereits früher in Marsch gesetzt worden war. Wie das Feindbild am 10. Juli ergab, hatte das Panzer-Korps seit seinem Antreten von Dünaburg aber immerhin vier oder fünf feindliche Infanterie-Divisionen, eine Panzer-Division und eine mot. Division — also zahlenmäßig erheblich überlegene Feindkräfte — geschlagen. Neben Tausenden von Gefangenen waren seit dem Antreten von der Reichsgrenze 60 Flugzeuge, 316 Geschütze (einschl. Pak und Flak), 205 Panzer und 600 Lastkraftwagen unsere Beute geworden. Jedoch war der nun nach Osten geworfene Gegner noch nicht vernichtet, was sich alsbald erweisen sollte.

Das Gen.Kdo. erhoffte von der nunmehrigen Zusammenfassung der Panzergruppe 4 im Gebiet um Ostrow ein schnelles, direktes und einheitliches Vorgehen der Panzergruppe auf Leningrad, und zwar des 56. Panzer-Korps über Luga, des 41. Panzer-Korps über Pleskau. Durch ein solches Vorgehen wäre, jedenfalls nach unserer Ansicht, am ehesten die baldige Einnahme von Leningrad, wie auch das Abschneiden der vor der 18. Armee durch Livland nach Estland zurückgehenden Feindkräfte zu erhoffen gewesen. Der hinter der Panzergruppe 4 folgenden 16. Armee hätte die offensive Deckung dieser Operation in ihrer offenen Ostflanke zufallen müssen.

Wohl auf Grund von Weisungen der obersten Führung entschied das Kdo. der Panzergruppe jedoch anders.

Dem 41. Panzer-Korps wurde zum Vorgehen in Richtung Leningrad die große Straße über Luga zugewiesen.

Das 56. Panzer-Korps sollte, wiederum nach Osten ausholend, über Porchow — Nowgorod vorgehen, um baldigst bei Tschudowo die Verbindung Leningrad — Moskau zu unterbrechen. So wichtig das Letztere auch sein mochte, so ergab sich aus diesen Anordnungen doch wiederum eine weite Trennung der beiden Panzer-Korps. Sie mußte die Gefahr in sich schließen, daß jeder der beiden Gruppen die nötige Stoßkraft fehlen würde. Dies um so mehr, als das vielfach sumpfige und großenteils mit Wald bedeckte Gelände in dem Gebiet, das bis Leningrad zu durchschreiten war, für die Verwendung von Panzer-Korps ohnehin nicht sehr geeignet erschien.

Besonders bedauerlich war, daß dem 56. Panzer-Korps die SS-Totenkopf-Division, die inzwischen bei Sebesh — Opotschka durch die herankommende 290. Infanterie-Division frei geworden war, fortgenommen wurde. Sie wurde als Reserve der Panzergruppe südlich Ostrow angehalten. Wie bereits beim Antreten von der deutschen Grenze wurde also der Schwerpunkt der Panzergruppe wiederum auf deren linke Angriffsgruppe, das 41. Panzer-Korps gelegt. Das zu der weitausholenden Bewegung auf Tschudowo angesetzte 56. Panzer-Korps wurde nur mit einer Panzer- und einer mot.-Division auf die Reise geschickt. Die unerläßliche Deckung seiner offenen Südflanke durch die rechtsgestaffelt folgende SS-Totenkopf-Division war ihm vorenthalten worden. Besonders bedenklich im Hinblick darauf, daß die Feindkräfte, mit denen das Korps bisher im Kampfe gestanden hatte, zwar geschlagen, aber keineswegs vernichtet waren.

Wie dem auch sein mochte, das Gen.Kdo. blieb überzeugt, daß die Sicherheit des Korps auch weiterhin in der Schnelligkeit seiner Bewegungen zu suchen sein würde.

Die zuerst bei Ostrow verfügbare 3. Division (mot.) hatte bereits am 10. Juli Porchow nach hartem Kampf genommen, und wurde auf eine nördliche Nebenstraße gesetzt. Die 8. Panzer-Division sollte über Solzy vorgehen, um möglichst bald den für das weitere Vorgehen entscheidenden Übergang über die Mschaga an deren Mündung in den Ilmensee in die Hand zu bekommen.

In andauernden, zumeist harten Kämpfen ging es in den nächsten Tagen weiter vorwärts. Der Gegner in unserer offenen Südflanke hatte sich bisher noch nicht bemerkbar gemacht, bis auf einen Überfall, den anscheinend feindliche Aufklärungskräfte am frühen Morgen des 14. Juli auf den Gefechtsstand des Gen.Kdos. machten, der sich auf dem Nordufer des Schelon-Flusses befand. Am gleichen Tage stieß die 8. Panzer-Division, die nach Kampf mit dem Gegner, der über starke Artillerie und schwere Panzer verfügte, Solzy genommen hatte, auf meine Einwirkung hin noch bis an den Mschaga-Abschnitt vor. Die Brücke wurde zerstört vorgefunden.

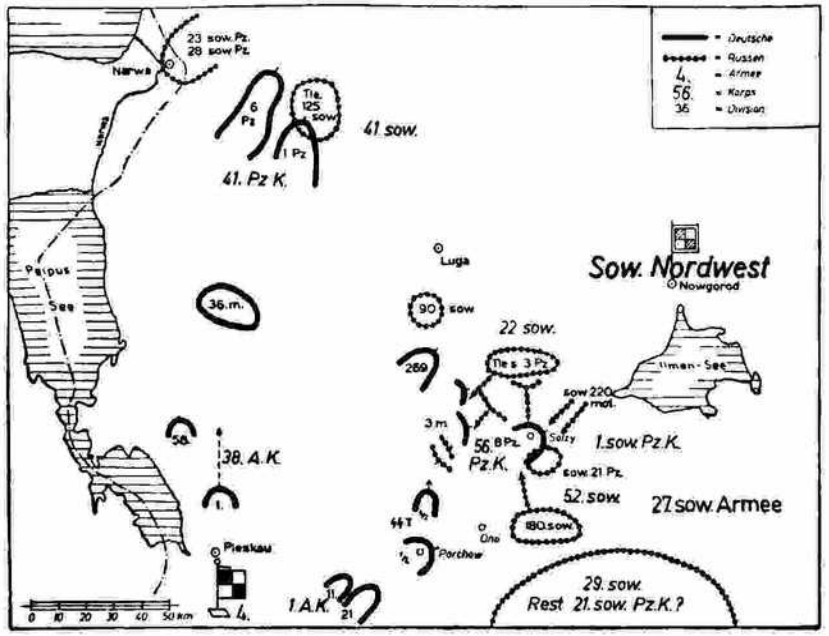
Inzwischen hatte das Kommando der Panzergruppe den Schwerpunkt ihres Vorgehens von der Straße über Luga noch weiter nach Westen verlegt. Es hatte das 41. Panzer-Korps mit seinen drei schnellen Verbänden von Pleskau nach Norden vorgeführt, um dem vor der 18. Armee nördlich des Peipus-Sees über Narwa zurückgehenden Feind den Weg zu verlegen. An der Straße nach Luga war von diesem Korps nur eine Infanterie-Division (269.) belassen worden.

Damit sah sich das 56. Panzer-Korps auf seiner weitausholenden Bewegung in Richtung Tschudowo plötzlich noch weiter isoliert, als dies schon bisher der Fall gewesen war. Das Gen.Kdo. wurde daher bei der Panzergruppe dahin vorstellig, daß unter diesen Umständen die sofortige Nachführung der SS-Totenkopf-Division und weiterhin des verhältnismäßig dichtauf folgenden 1. AK der 16. Armee notwendig sei, wenn der Auftrag auf Tschudowo durchgeführt werden sollte.

Ehe jedoch noch eine Reaktion auf diesen Antrag erfolgen konnte, befand sich das 56. Panzer-Korps bereits in der Klemme. Am 15. Juli früh erhielt das Gen.Kdo. auf seinem Gefechtsstand am Schelon westlich Solzy recht unerfreuliche Meldungen. Der Gegner hatte mit starken Kräften die bis zur Mschaga vorgestoßene 8. Panzer-Division von Norden her in der Flanke angegriffen und war zugleich von Süden über den Schelon vorgestoßen. Solzy war in seiner Hand. Damit war die Masse der fechtenden Truppen der 8. Panzer-Division, die zwischen Solzy und der Mschaga standen, von den rückwärtigen Teilen der Division, in deren Bereich sich auch das Gen.Kdo. befand, abgeschnitten. Außerdem aber hatte der Gegner auch hinter uns die Klappe zugemacht und sich von

Süden her mit starken Kräften auf unsere Nachschubstraße gesetzt. Zugleich sah sich die weiter nördlich vorgehende 3. Division (mot.) bei Mal. Utogorsch von Norden und Nordosten her durch überlegene Feindkräfte angegriffen.

Es war klar, daß es die Absicht des Gegners war, das isolierte 56. Panzer-Korps einzukesseln. Das Fehlen der SS-Totenkopf-Division als



Das 56. Panzer-Korps ist bei Solzy eingekreist (15./18. Juli 1941)

rückwärtige rechte Flankenstaffel hatte es ihm ermöglicht, die in unserer Südflanke befindlichen Kräfte zum Angriff über den Schelon anzusetzen. Zugleich aber hatte das Wegziehen des 41. Panzer-Korps von der Straße auf Luga dort starke Feindkräfte freigesetzt, die uns nun auch in unserer Nordflanke angriffen.

Man konnte nicht sagen, daß im Augenblick die Lage des Korps sehr beneidenswert war. Wir mußten uns fragen, ob wir diesmal nicht doch etwas zu viel riskiert hätten? Hatten wir im Gefühl der bisherigen

Erfolge den Gegner in unserer Südflanke nicht doch zu sehr vernachlässigt? Aber was war uns schließlich anderes übrig geblieben, wenn wir für die Durchführung der uns übertragenen Aufgabe überhaupt eine Chance haben wollten? In der gegebenen Lage blieb nichts übrig als die 8. Panzer-Division über Solzy zurückzunehmen, um aus der drohenden Umklammerung herauszukommen. Auch die 3. mot. Division mußte, damit das Korps wieder Bewegungsfreiheit gewänne, vorübergehend vom Gegner gelöst werden. Es folgten einige kritische Tage, in denen der Feind mit allen Mitteln versuchte, unsere Einkreisung aufrecht zu erhalten. Er setzte hierzu neben Schützen-Divisionen auch zwei Panzer-Divisionen, starke Artillerie und Luftstreitkräfte ein. Trotzdem gelang es der 8. Panzer-Division, über Solzy nach Westen durchzubrechen und so ihre Kräfte wieder zu vereinigen. Zeitweise mußte sie allerdings aus der Luft versorgt werden. Die 3. mot. Division konnte sich erst nach Abwehr von 17 feindlichen Angriffen vom Gegner lösen. Inzwischen gelang es auch, die Nachschubstraße des Korps wieder frei zu kämpfen, nachdem das Kommando der Panzergruppe die SS-Totenkopf-Division dem Korps zur Verfügung gestellt hatte.

Am 18. Juli durfte die Krise als überwunden angesehen werden. Das Korps stand nun in einer nach Osten bzw. Nordosten gerichteten Front etwa in der Höhe von Dno wieder fest. Die 8. Panzer-Division konnte durch die SS-Division abgelöst werden, um etwas Ruhe zu bekommen. In der bisherigen offenen Südflanke war die Gefahr durch das Herankommen des 1. AK der 16. Armee, das sich Dno näherte, gebannt.

Ein Trost war ein in einem Kurierflugzeug erbeutetes Schreiben des Sowjetmarschalls Woroschilow, den ich 1931 in Moskau kennen gelernt hatte und der die uns gegenüberstehende Heeresfront befehligte. Aus ihm ging hervor, daß doch sehr starke Teile der sowjetischen Armeen zerschlagen worden seien, wobei besonders die Kämpfe um Solzy erwähnt wurden.

In den Tagen der Einkreisung hatten wir nach rückwärts naturgemäß bestenfalls durch Funk oder Flugzeug Verbindung gehabt. Kaum aber waren die rückwärtigen Verbindungen wieder hergestellt, als sich die übliche Fülle von Papier erneut über uns ergoß. Besonders bemerkenswert war eine telegrafische Anfrage drohenden Inhaltes, die von der obersten Führung kam. Radio Moskau hatte nämlich die Einkreisung unseres Korps etwas voreilig gefeiert und dabei gemeldet, daß die Sowjets bei uns wichtige Geheimvorschriften erbeutet hätten. Es handelte sich dabei um eine allerdings streng geheime Vorschrift über die Nebelwerfer. Diese neue Waffe, mit der wir auch Flammölgeschosse verschießen konnten, war den Sowjets offenbar sehr unangenehm. Die

uns gegenüberstehende sowjetische Armee hatte bereits einmal offen an uns gefunkt, wenn wir nicht die Spielerei mit diesem Flammöl ließen, würden sie Gas verwenden. (Was sie angesichts ihres durchaus mangelhaften Gasschutzes naturgemäß gar nicht wagen konnten.) Es war also verständlich, wenn Radio Moskau die Erbeutung jener Geheimvorschrift freudig in die Welt hinaus posaunte. Nun wurden wir von der obersten Führung aufgefordert zu melden, „wie es möglich sei", daß eine geheime Kommandosache in die Hände des Feindes fallen konnte. Der Gegner hatte die Vorschrift selbstverständlich nicht bei der fechtenden Truppe erbeutet, sondern als er sich auf unsere Nachschubstraße setzte, bei einer Troßkolonne. Ein Ereignis, welches bei einem weit vor der Heeresfront befindlichen Panzer-Korps jederzeit einmal eintreten kann. Als Antwort auf die Anfrage meldeten wir den Sachverhalt mit dem Zusatz, daß wir, um Tadel zu vermeiden, es in Zukunft unterlassen würden, uns 100 Kilometer vor der Heeresfront herumzutreiben.

Bereits am 19. Juli hatte das Kommando der Panzergruppe uns wissen lassen, daß geplant sei, das 56. Panzer-Korps nunmehr über Luga auf Leningrad anzusetzen. Die an der Straße nach Luga stehende 269. Infanterie-Division war uns bereits unterstellt worden. Unser Vorschlag, die Kräfte der Panzergruppe doch nun endlich einmal zusammenzufassen, und zwar — da die Stoßrichtung über Luga, die durch weit ausgedehnte Waldungen führte, weniger geeignet erschien — im Norden beim 41. Panzer-Korps im Gebiet ostwärts Narwa (aus dem vier brauchbare Straßen nach Leningrad führten), fand noch immer keinen Anklang. Im übrigen sollten wir zunächst noch gemeinsam mit dem 1. AK nach Osten gegen den bereits einmal erreichten Mschaga-Abschnitt angreifen. Die oberste Führung hielt anscheinend immer noch an dem Plan einer weitausholenden Umgehung, sogar östlich um den Ilmensee herum, fest. So kam es denn zunächst zu neuen Kämpfen, in denen wir zusammen mit dem 1. AK den Gegner wieder über die Mschaga warfen.

Am 26. Juli suchte uns der Oberquartiermeister I des OKH, General Paulus, auf. Ich schilderte ihm die Kämpfe der rückliegenden Zeit und wies auf den starken Verschleiß des Panzer-Korps in einem für Einsatz von Panzertruppen recht ungeeigneten Gelände, sowie auf die Nachteile der Verzettelung der Panzergruppe hin. Die Verluste der drei schnellen Divisionen des Korps waren immerhin bereits auf 6000 Mann gestiegen. Die Kräfte der Truppe waren ebenso überbeansprucht wie das Material, wenn es auch der 8. Panzer-Division in wenigen Ruhetagen gelang, die Zahl ihrer verwendungsbereiten Panzer wieder von 80 auf rund 150 zu erhöhen.

Ich erklärte Paulus, daß es meines Erachtens am besten wäre, die ganze

Panzer-Gruppe aus einem Gebiet, das ein rasches Vorwärtskommen fast unmöglich mache, herauszulösen und sie in Richtung Moskau zu verwenden. Sollte man an den Gedanken Leningrad und einer nach Osten ausholenden Bewegung über Tschudowo aber festhalten, so müßten hierzu vor allem Infanteriekräfte eingesetzt werden. Das Panzer-Korps müßte für den letzten Stoß auf die Stadt, nach Überwindung der Waldzonen, aufgespart werden. Andernfalls würden die schnellen Divisionen ohne Kampfkraft vor Leningrad ankommen. Eine solche Operation würde in jedem Fall Zeit kosten. Wolle man die Küste und Leningrad aber schnell in unseren Besitz bringen, so bliebe nur die Zusammenfassung der ganzen Panzergruppe im Norden im Gebiet ostwärts Narwa zum direkten Stoß auf Leningrad übrig. General Paulus stimmte meinen Ansichten durchaus zu.

Zunächst kam es jedoch völlig anders. Während die 16. Armee mit dem 1. und einem neu herangekommenen AK die Front an der Mschaga westlich des Ilmensee übernahm, sollte das 56. Panzer-Korps nunmehr doch den Stoß über Luga auf Leningrad führen. Ihm wurden hierzu die 3. mot. Division, die 269. Infanterie-Division und die neu zugeführte SS-Polizei-Division zugewiesen.

Damit erreichte die Zersplitterung der schnellen Kräfte der Panzergruppe allerdings einen Höhepunkt. Die SS-Totenkopf-Division blieb im Rahmen der 16. Armee am Ilmensee, die 8. Panzer-Division wurde von dem Kommando der Panzergruppe als Reserve vereinnahmt und zunächst zur Säuberung des rückwärtigen Gebietes von Partisanen eingesetzt, wozu sie nicht nur zu schade, sondern auch ungeeignet war. Bei Luga verfügte das Korps nurmehr über eine schnelle, die 3. mot. Division, während das 41. Panzer-Korps mit seinen drei schnellen Divisionen ostwärts Narwa kämpfte. Generaloberst Guderian, der Schöpfer der Panzertruppe, hatte für die Verwendung derselben die Maxime „Klotzen, nicht Kleckern" aufgestellt. Bei uns war dieser Satz offenbar in sein Gegenteil verkehrt worden. Alle Versuche, die drei schnellen Divisionen des Korps zu behalten, in welcher Richtung das 56. Panzer-Korps auch immer angesetzt werden würde, blieben erfolglos. Es ist im übrigen eine alte Erfahrung, daß es bei Kräftemangel nur wenigen Führern gelingt, die Ordnung in der Kriegsgliederung aufrecht zu erhalten und ein Zerreißen der Verbände zu vermeiden.

Die Kämpfe um Luga zu schildern, würde hier zu weit führen. Sie wurden recht schwer. Der Gegner, der vor wenigen Wochen in diesem Gebiet sicherlich nur geringe Kräfte verfügbar gehabt hatte, hatte sich nunmehr auf ein volles Korps zu drei Divisionen mit starker Artillerie und Panzerkräften verstärkt. Es kam hinzu, daß die Gegend um Luga

ein russischer Übungsplatz war, auf dem der Feind naturgemäß alle Einzelheiten des Geländes genau kannte. Zudem hatte er Zeit genug gehabt, starke Stellungen anzulegen.

Es wurde der 10. August, bis das Korps zum Angriff antreten konnte, der in den folgenden Tagen unter schweren Kämpfen immerhin Fortschritte machte. Leider waren die eigenen Verluste nicht unerheblich. Die SS-Polizei-Division verlor ihren tapferen Kommandeur, den Polizei-General Mülverstedt. Besonders lästig waren zahlreiche feindliche Gegenangriffe, die von Panzern geführt wurden, während das Korps selbst nunmehr über keinerlei Panzerkräfte verfügte. Zu erwähnen ist aus diesen Kämpfen die vorzügliche Arbeit unserer Artillerie-Beobachtungs-Abteilung, der der Gegner nichts Gleichwertiges entgegenzustellen hatte. Mit Hilfe ihrer Ziel-Aufklärung und Beobachtung konnte ein wesentlicher Teil der starken feindlichen Artillerie ausgeschaltet oder wenigstens zum Stellungswechsel nach rückwärts gezwungen werden. Gegen die neuerdings in großer Zahl auftretenden feindlichen schweren Granatwerfer war allerdings auch die Beobachtungs-Abteilung machtlos.

Während diese Kämpfe noch im Gange waren, traf beim Gen.Kdo. der Befehl zu einer neuen Verwendung ein. Nun endlich sollte das Korps im Norden mit dem 41. Panzer-Korps zum Stoß auf Leningrad zusammengefaßt werden. Allerdings wiederum nur das Gen.Kdo. mit der 3. mot. Division, während die 8. Panzer-Division und die SS-Totenkopf-Division weiterhin in ihrer derzeitigen Verwendung bleiben sollten.

Am 15. August übergaben wir den Befehl bei Luga an das Generalkommando des 50. AK, General Lindemann, einen alten Bekannten aus dem Ersten Weltkrieg, und fuhren nach Norden. Der Weg bis zu unserem neuen Gefechtsstand am Samro-See, 40 Kilometer südostwärts Narwa, war so schlecht, daß wir für 200 Kilometer acht Stunden benötigten. Wir waren kaum am späten Abend am Samro-See angekommen, als wir vom Kdo. der Panzergruppe angerufen wurden. Wir erhielten den Befehl, die uns folgende 3. mot. Division sofort anzuhalten, und selbst am nächsten Morgen früh beschleunigt wieder nach Süden zu fahren, um uns beim AOK 16 in Dno zu melden. Wir sollten nunmehr mit der 3. mot. Division und der vom Ilmensee heranzuziehenden SS-Totenkopf-Division zur 16. Armee treten. Man kann nicht sagen, daß wir über dieses Hin und Her sonderlich beglückt gewesen wären. Zu bewundern war lediglich unser Quartiermeister, Major Kleinschmidt, der die Nachricht, daß er nunmehr seine sämtlichen Nachschubdispositionen um 180 Grad zu drehen habe, mit unverwüstlicher Frische aufnahm.

Am 16. August fuhren wir also zunächst den gleichen scheußlichen Weg wie am Vortage zurück und weiter nach Dno. Diesmal waren es 260

Kilometer, zu denen wir 13 Stunden benötigten. Zum Glück war die 3. mot. Division noch nicht allzuweit nach Norden gekommen und konnte frühzeitig umgedreht werden. Was sich unsere Landser bei diesem Hin und Her gedacht haben mögen, möchte ich nicht untersuchen.

Letzten Endes rührte es wohl daher, daß insgesamt unsere Kräfte unzureichend und daß das gesamte Gebiet zwischen Leningrad, Pleskau und dem Ilmensee für die Verwendung von Panzertruppen denkbar ungeeignet war.

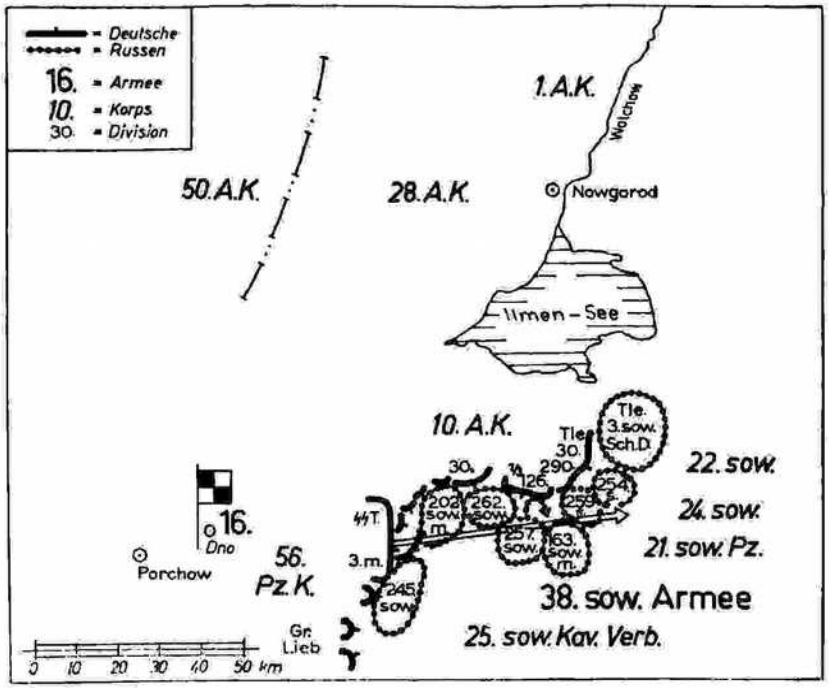
Beim AOK 16 stellte sich folgendes heraus: Das auf dem rechten Flügel der 16. Armee südlich des Ilmensees kämpfende 10. AK war von weit überlegenen Feindkräften (38. sowjetische Armee mit 8 Divisionen und Kav.-Verbänden) angegriffen und zurückgedrängt worden. Es stand nunmehr — Front nach Süden — in schwerem Abwehrkampf südlich des Ilmensees. Der Gegner strebte offenbar an, es westlich zu umfassen. Das 56. Panzer-Korps sollte die dringend notwendige Entlastung bringen.

Für unser Korps mußte es darauf ankommen, seine beiden schnellen Divisionen möglichst unbemerkt vom Gegner ostwärts Dno in dessen offene Westflanke zu führen, um dann die nach Norden im Angriff auf das 10. AK stehende Feindfront von der Flanke her aufzurollen, bzw. im Rücken zu fassen. Es war eine schöne Aufgabe, die vor uns lag. Die Freude der SS-Totenkopf-Division, wieder unter den Befehl des Generalkommandos zu treten, war zugleich eine Genugtuung für uns. Leider gelang es uns aber nicht, auch die 8. Panzer-Division für diese lohnende Aufgabe frei zu bekommen.

Bis zum 18. August war die sorgsamst verschleierte Heranführung der beiden Divisionen in die Westflanke des Gegners und ihre getarnte Bereitstellung gelungen. Am 19. August früh brach der Angriff des Korps, den Gegner offenbar überraschend, los. Wirklich gelang es, wie geplant, die feindliche Front von der Flanke her aufzurollen und im weiteren Verlauf der Kämpfe im Zusammenwirken mit dem nun auch wieder zum Angriff antretenden 10. AK die sowjetische 38. Armee entscheidend zu schlagen. Am 22. August war der Lowat südostwärts Staraja Russa erreicht, obwohl in den nahezu wegelosen Sandgelände die Infanterie der beiden motorisierten Divisionen großenteils zu Fuß hatte vorgehen müssen. Allein in der Hand des Korps blieben in diesen Tagen 12 000 Gefangene, 141 Panzer, 246 Geschütze, sowie viele Hunderte von MG, Kraftfahrzeugen und anderen Fahrzeugen. Unter der Beute befanden sich zwei recht interessante Stücke. Das eine war eine nagelneue 8,8 cm Flak-Batterie deutscher Fertigung aus dem Jahre 1941! Das andere war das erste sowjetische Salvengeschütz, das überhaupt in deutsche Hand fiel. An seiner Bergung lag mir besonders viel. Um so größer war meine Ent-

rüstung, als gemeldet wurde, daß es nicht abbefördert werden könne, weil seine Reifen abmontiert wären. Wer aber war der Täter? Kein anderer, als mein 2. Adjutant, Major Niemann, der diese Reifen für unseren Befehlsomnibus passend gefunden hatte. Er war recht betrübt, als er sie wieder herausgeben und an dem Salvengeschütz aufmontieren mußte.

Während einer kurzen Rast am Lowat, die der Truppe, die wieder einmal alles aus sich herausholen mußte, gegönnt wurde, schwebten an-



Stoß des 56. Panzer-Korps in die
Flanke der sowjetischen Armee am 19. August 1941

scheinend Erwägungen über ein Herausziehen des 56. Panzer-Korps zwecks anderweitiger Verwendung. Dann aber wurde das Vorgehen der 16. Armee südlich des Ilmensees nach Osten doch wieder aufgenommen. Ende August setzte jedoch die erste Regenperiode dieses Sommers ein, durch die alsbald alle Wege so grundlos wurden, daß die beiden mot. Divisionen zeitweise völlig festlagen. Zugleich führte der Gegner neue Kräfte heran. Anstelle seiner geschlagenen 38. Armee tauchten vor der Front Cholm – Ilmensee der 16. Armee drei neue sowjetische Armeen,

die 27., 34. und 11. auf. So kam es zu neuen Kämpfen, die im einzelnen zu schildern zu weit führen würde. Das 56. Panzer-Korps erzwang den Übergang über die Pola und kam bis dicht vor Demjansk. Abgesehen von dem sich versteifenden Feindwiderstand war das Vorwärtsquälen auf den grundlosen Wegen für Truppe und Material eine besondere Belastung. Auch ich war in dieser Zeit tagsüber immer bei den mir unterstellten Divisionen unterwegs, aber es ereignete sich oft genug, daß selbst mein starker Kübelwagen nur durch Zugmaschinen auf den sogenannten Straßen weitergebracht werden konnte. Als ich einmal, schon in der Dunkelheit, auf eine soeben in unsere Hand gefallene Brücke über die Pola zufuhr, deren Zugang zwar vermint aber inzwischen als geräumt gemeldet worden war, detonierte plötzlich unter unserem rechten Vorderrad eine Mine. Das Rad wurde weggerissen und 100 Meter fortgeschleudert, die Scheiben zersprangen. Nur unser Radio ging weiter. Von den vier Insassen war keiner auch nur leicht verletzt. Daß ich selbst, der ich rechts vorn neben dem Fahrer gesessen hatte, nichts abbekommen hatte, konnte ich wirklich als eine gnädige Fügung betrachten!

In unserem Zeltlager fing es allmählich an, recht ungemütlich, naß und kühl zu werden. Aber irgend eine vernünftige Unterkunft für den Stab war in dieser Gegend nicht zu finden. Wir halfen uns zur Erwärmung durch den Besuch einer Sauna, wie sie – wenn auch in dürftigster Aufmachung – auch hier bei einem kleinen Gehöft zu finden war.

In jenen Wochen fühlten auch wir letzten Endes die Divergenz zwischen den Zielen Hitlers (Leningrad) und des OKH (Moskau). Der Oberbefehlshaber der 16. Armee, Generaloberst Busch, sagte mir, daß es seine Absicht sei, mit der 16. Armee nach Osten bis auf die Waldai-Höhen vorzustoßen, um später in Richtung Kalinin – Moskau vorgehen zu können. Das Ob.Kdo.d.H.Gr. Nord schien anderer Ansicht zu sein, vor allem weil es für die dann entstehende offene Ostflanke der Armee fürchtete. Während einerseits aus dem Bereich der Heeresgruppe Mitte Anfang September das 57. Panzer-Korps in unsere Kämpfe von Süden her eingriff, erhielten wir am 12. September einen Befehl, nach dem wir in Kürze mit der 3. mot. Division nach Süden zur Heeresgruppe Mitte (9. Armee) verschoben werden würden. Selbst als Kom. General konnte man sich keinen rechten Vers aus diesem Hin und Her machen. Ich hatte aber den Eindruck, daß es letzten Endes auch eine Folge des Tauziehens war, das offensichtlich zwischen Hitler und dem OKH im Bezug auf die zu verfolgenden operativen Ziele – Moskau oder Leningrad – herrschte.

Immerhin waren die Kämpfe der 16. Armee in jenen Wochen, an denen das 56. Panzer-Korps beteiligt war, weiterhin erfolgreich. Am 16. September konnte das OKW bekanntgeben, daß starke Kräfte der 11., 27.

und 34. sowjetischen Armee geschlagen worden seien. Neun feindliche Divisionen wurden als vernichtet, neun weitere als zerschlagen angegeben.

Trotzdem fehlte bei uns das Gefühl wirklicher Befriedigung über diese Erfolge. Man war sich nicht mehr klar, welches operative Ziel nun eigentlich verfolgt werden sollte, welchem höheren Zweck also all diese Kämpfe dienten. Die Zeiten des Vorwärtsstürmens, wie seinerzeit bei unserem Raid auf Dünaburg, waren jedenfalls vorüber. Doch meine Zeit an der Spitze des 56. Panzer-Korps sollte nunmehr zu Ende gehen.

Am 12. September abends saß ich mit Herren meines Stabes bei strömendem Regen in meinem Zelt. Seit es früh dunkel wurde, hatten wir uns entschlossen, uns die Zeit bis zum Eingang der Abendmeldungen durch ein Bridgespiel zu verkürzen. Plötzlich klingelte neben mir das Telefon. Ich wurde für den Oberbefehlshaber, meinen Freund Busch, gewünscht. Solch nächtlicher Anruf bedeutet im allgemeinen nichts Erfreuliches. Busch aber las mir folgendes Fernschreiben des OKH vor:

„General d.Inf. v. Manstein ist sofort zur Heeresgruppe Süd in Marsch zu setzen, zwecks Übernahme der 11. Armee."

Jeder Soldat wird mitempfinden können, mit welcher Freude und mit welchem Stolz mich die Tatsache erfüllte, nunmehr eine Armee führen zu sollen. Erschien dies doch als die Krönung der militärischen Laufbahn.

Früh am nächsten Morgen verabschiedete ich mich — leider nur telefonisch — von den dem Generalkommando unterstellten Divisionen und anschließend von meinem Stabe. Ich gedachte dabei dankbar dessen, was das Panzer-Korps und der Stab in den rückliegenden Monaten des Feldzuges geleistet hatten. In ihnen waren das Korps und seine Divisionen zu einer wirklichen Einheit zusammengewachsen.

So freudig ich auch an die neue größere Aufgabe heranging, so war ich mir doch klar, daß die vielleicht befriedigendste Zeit meines Soldatenlebens nunmehr vorüber war. Drei Monate hindurch hatte ich mit der Truppe eng zusammengelebt, ihre Sorgen und Nöte, aber auch den Stolz ihrer Erfolge geteilt. Immer wieder hatte ich gerade aus diesem gemeinsamen Erleben, aus der Hingabe und Freudigkeit, mit der jeder seine Pflicht erfüllte, wie aus der engen Kameradschaft neue Kraft schöpfen können. In Zukunft würde es meine Stellung bedingen, daß ich nicht mehr im gleichen Maße im Rahmen der Truppe würde wirken dürfen.

Kaum je würde ich wieder etwas Gleiches erleben, wie den stürmischen Raid des 56. Panzer-Korps in den ersten Kriegstagen, die Erfüllung aller Träume, die ein Panzerführer haben kann. So wurde mir der Abschied vom Korps und meinem Stabe doch recht schwer. Vor allem auch von meinem bewährten Chef, dem Oberst Freiherrn v. Elverfeldt, einem

vornehm denkenden, ruhigen und immer zuverlässigen Ratgeber. Desgleichen von meinem temperamentvollen, klugen I a, Major Detleffsen, dem I c, Guido v. Kessel und dem unermüdlichen Quartiermeister, Major Kleinschmidt. Auch mein II a, Major v. d. Marwitz, der seit einigen Wochen bei uns war und mit dem mich schon seit unseren gemeinsamen Kriegsschultagen in Engers, sowie aus Pommern, eine enge Freundschaft verband, mußte ich leider zurücklassen. Als ich am Morgen des 13. September zunächst zur Abmeldung zu meinem Freunde Busch fuhr, konnten mich nur mein Ordonnanz-Offizier, Specht, und meine beiden Fahrer Nagel und Schumann begleiten. Keiner von ihnen weilt heute mehr unter den Lebenden!

9. Kapitel

DER KRIM-FELDZUG

Besonderheit des Krimfeldzuges. Übernahme des Oberbefehls. Der Stab des AOK 11. Der „neue Herr". Die Rumänen. Der neue Kriegsschauplatz. Die Lage bei Übernahme des Oberbefehls. Doppelaufgabe der Armee: Krim oder Rostow? Askania Nowa. Schlacht auf zwei Fronten. Durchbruch durch die Enge von Perekop, Schlacht am Asowschen Meer. Durchbruch durch die Engen von Ischun. Eroberung der Krim. Der erste Angriff auf Sewastopol. Stalinoffensive. Die Sowjets landen bei Kertsch und Feodosia. Der tragische Fall des Grafen Sponeck. Landung bei Eupatoria. Partisanenkrieg. Das Schicksal der Armee hängt am seidenen Faden. Gegenangriff bei Feodosia. Abwehrschlachten in der Enge von Parpatsch. Die Vertreibung der Sowjets von der Halbinsel Kertsch. „Trappenjagd", ein Vernichtungssieg. Die Eroberung der Festung Sewastopol. Urlaub in Siebenbürgen.

Wenn ich nunmehr den Versuch mache, die Kämpfe der 11. Armee und ihrer rumänischen Kampfgefährten auf der Krim zu schildern, so geschieht dies in erster Linie, um meinen Kameraden von der Krim-Armee ein Denkmal zu setzen. Zugleich auch, um den Überlebenden von ihnen ein Gesamtbild des Geschehens zu geben, das ihnen damals doch nur in Bruchstücken bekannt werden konnte.

Sie haben in jener Zeit 1941/42 Gewaltiges geleistet in pausenlosen Kämpfen – fast stets gegen einen zahlenmäßig überlegenen Gegner – immer wieder mit unvergleichlichem Angriffsschwung stürmend und verfolgend, in anscheinend aussichtslosen Lagen tapfer standhaltend. Oft mögen sie nicht gewußt haben, warum die Führung der Armee anscheinend unerfüllbare Forderungen an sie stellen mußte, warum sie aus einem Kampf in einen anderen, von einer Front an die andere geworfen wurden. Sie haben trotzdem diese Forderungen in letzter Hingabe erfüllt im Vertrauen auf die Führung; wie diese stets gewußt hat, daß sie sich auf ihre Truppen verlassen konnte!

Es würde den Rahmen dieses Buches sprengen, wenn ich im einzelnen über all die Kämpfe dieses Feldzuges berichten, wenn ich versuchen wollte, alle Taten zu erwähnen, die von Einzelnen oder bestimmten Truppenteilen vollbracht wurden. Bei dem Fehlen der Unterlagen würde zudem das Hervorheben Einzelner, deren Taten im Gedächtnis haften geblieben sind, eine Ungerechtigkeit gegen ungezählte Andere bedeuten, die Gleiches geleistet haben. So muß ich mich darauf beschränken, den Gang der Operationen im großen zu schildern. Auch aus solcher Schilderung wird die Leistung der Truppe als *der* Faktor hervorleuchten, der die Angriffsschlachten entschied, der es der Führung ermöglichte, auch in schwersten Krisen „die Niederlage unter ihren Fuß zu bringen", und durch den der Feldzug schließlich mit einer klassischen Vernichtungsschlacht auf der Halbinsel Kertsch und der Bezwingung der Seefestung Sewastopol zum siegreichen Ende geführt werden konnte.

Der Krim-Feldzug der 11. Armee wird aber auch über den Kreis derer, die ihn mitgemacht haben, hinaus Interesse beanspruchen dürfen. Ist er doch einer der wenigen Fälle, in dem eine Armee noch selbständig auf einem gesonderten Kriegsschauplatz operieren konnte. Allein auf sich angewiesen, aber auch von Eingriffen der obersten Führung verschont. Drängen sich ferner doch in diesem Feldzug, in einer Zeitspanne von zehn Monaten unaufhörlicher Kämpfe, Angriffs- und Abwehrschlachten, freie Operationsführung im Bewegungskrieg, eine stürmische Verfolgung, Landungsoperationen des die See beherrschenden Gegners, Partisanenkämpfe und der Angriff auf eine starke Festung zusammen.

Schließlich wird der Krim-Feldzug auch deshalb Interesse finden, weil sein Schauplatz jene das Schwarze Meer beherrschende Halbinsel war, die noch heute die Spuren der Griechen, der Goten, der Genuesen und der Tataren trägt. Schon einmal (im Krim-Kriege 1854/56) stand sie im Brennpunkt der Geschichte. Die Namen der Stätten, die damals eine Rolle gespielt haben: die Alma, Balaklawa, Inkerman, Malakoff werden wiederum aufleuchten. Allerdings die operative Lage im Krim-Krieg 1854/56 läßt sich mit der des Jahres 1941/42 in keiner Weise vergleichen. Damals beherrschten die angreifenden Westmächte die See und konnten sich alle Vorteile, die der Besitz der Seeherrschaft bietet, zunutze machen. Im Krim-Feldzug 1941/42 jedoch lag die Seeherrschaft im Schwarzen Meer in der Hand der Russen. Die angreifende 11. Armee hatte nicht nur die Krim und Sewastopol zu erobern, sondern zugleich all den Möglichkeiten die Stirn zu bieten, die der Besitz der Seeherrschaft den Sowjets gewährte.

Am 17. September 1941 traf ich im Hauptquartier der 11. Armee, dem an der Bug-Mündung gelegenen russischen Kriegshafen Nikolajew, ein und übernahm den Befehl.

Der bisherige Oberbefehlshaber, *Generaloberst Ritter v. Schobert*, war tags zuvor in Nikolajew beigesetzt worden. Er war bei einem seiner täglichen Frontbesuche mit dem „Storch" in einem russischen Minenfeld gelandet und hatte dabei zusammen mit seinem Piloten den Tod gefunden. Mit ihm verlor das deutsche Heer einen vornehm denkenden Offizier und einen seiner bewährtesten Frontsoldaten, dem die Herzen seiner Landser gehört hatten.

Der *Stab des Armee-Oberkommandos*, dessen Führungs-Abteilung später auch das Oberkommando der Heeresgruppe Don bzw. Süd bilden sollte, war fast durchweg ausgezeichnet zusammengesetzt. Ich gedenke dankbar der Zusammenarbeit mit so vielen vortrefflichen Gehilfen in zweieinhalb schweren Kriegsjahren. Wir sind in dieser langen Zeitspanne immer erneut vor neue und schwere Aufgaben gestellt worden, hatten immer neue Lagen zu meistern. Dadurch ist unser Oberkommando vor der Gefahr bewahrt geblieben, in Routine-Geleise zu geraten, der hohe Kommandobehörden, zum Beispiel im Stellungskrieg oder an ruhigen Fronten, nur zu leicht unterliegen. Zugleich festigte die gemeinsame Lösung immer neuer Probleme das gegenseitige Vertrauen, was wiederum das selbständige Arbeiten und die Selbsttätigkeit des Einzelnen förderte.

Es ist mir nicht möglich, aller meiner Mitarbeiter in diesen Jahren namentlich zu gedenken. Für sie alle mögen daher die Namen meiner engsten Ratgeber stehen. Der meines damaligen Chefs des Generalstabes, des Oberst Wöhler, der mir besonders in den krisenreichsten Wochen des Krim-Feldzuges in seiner unerschütterlichen Ruhe eine unschätzbare Stütze gewesen ist. Dann vor allem meines damaligen I a, des späteren Generals Busse, der von dieser Stellung zum Generalstabschef der Heeresgruppe Süd aufrücken und so bis zum Ende meiner Führungstätigkeit mit mir zusammen bleiben sollte. Er ist mir in all den schweren Jahren nicht nur der wertvollste Berater gewesen, auf dessen Urteil man sich immer verlassen konnte, dessen Arbeitskraft nie erlahmte und der auch in den kritischen Lagen nie die Nerven verlor. Er ist mir darüber hinaus der treueste Freund geworden, der nach dem Kriege — alle eigenen Pläne zurückstellend, alle Berufsaussichten beiseite schiebend — über ein Jahr geopfert hat, um mir bei der Verteidigung in meinem Prozeß zur Seite zu stehen. Schließlich möchte ich noch unseren vortrefflichen Oberquartiermeister, den späteren General Hauck, nennen, der mich von der Sorge für den oft so schwierigen Nachschub der Armee entlastet und der ebenfalls nach dem Kriege seine Treue bewiesen hat.

So eng unser Stab — zunächst als der des AOK 11, später als der der Heeresgruppe Don bzw. Süd — zusammengewachsen ist und so vertrauensvoll das Verhältnis zwischen meinen Mitarbeitern und mir auch wurde, so hatte man doch beim AOK 11 zunächst der Ankunft des neuen Herrn wohl mit etwas Besorgnis entgegensehen. Mein Vorgänger, General Ritter v. Schobert, hatte die urbane Umgangsart des Bayern gehabt, bei dem selbst eine Grobheit noch gemütlich klang. Mir ging wohl der Ruf einer gewissen „preußischen" Kühle und Zurückhaltung voraus. Jedenfalls habe ich dies — allerdings erst viel später — durch ein komisches Zwischenspiel in meinem in Hamburg stattfindenden Prozeß erfahren. Während dieser Akt einer „kostspieligen Rache" gespensterhaft abrollte, entdeckte der Hauptankläger in dem von ihm als Beweisstück vorgelegten Kriegstagebuch des Oberkommandos der 11. Armee eine überklebte Stelle. Welch ein Fund! Hier konnte doch nur etwas verdeckt worden sein, was als Belastung gegen mich zu verwenden wäre! Mit aller Sorgfalt wurde der Klebestreifen, der einen geheimnisvollen Text verbergen sollte, im Gerichtssaal entfernt. Welche Schandtat würde zutage kommen? Mir selbst war von dem Klebestreifen nichts bekannt, da ich als Oberbefehlshaber zwar das Tagebuch nach Vorschrift unterschrieben, aber aus Zeitmangel niemals gelesen hatte. Das war Aufgabe des Chefs d. G. gewesen. Nachdem die überklebte Stelle freigelegt worden war, verlas der Ankläger dem Gericht den offenbar gewordenen Text. Er verlas ihn nicht ohne Betroffenheit und steigende Verlegenheit. Der freigelegte Passus lautete etwa:

„Es kommt ein neuer Oberbefehlshaber. Er ist ein ‚Herr' und etwas schwierig. Aber man kann offen mit ihm reden."

Das Gericht sah sich unsicher und schließlich schmunzelnd an. Offenbar bedeutete das, was die Anklage mit so großen Erwartungen hatte präsentieren wollen, keine sensationelle Belastung des Angeklagten. Gewiß hatten die Richter selbst schon solche Vorgesetzte erlebt. Im übrigen war der Sachverhalt bald aufgeklärt: Der Chef des Generalstabs, Wöhler, hatte kurz vor meinem Eintreffen eine Stabsbesprechung abgehalten, in der er auch auf die Person des neuen Oberbefehlshabers kurz eingegangen war. Der Offizier, der das Kriegstagebuch führte, hatte Wöhlers Worte darin aufgenommen. Dieser hatte sie dann aber taktvollerweise überkleben lassen, ehe mir das Kriegstagebuch zur Unterschrift vorgelegt wurde. So enthüllt manchmal ein Zufall dem Menschen, wie andere von ihm denken. Wie gesagt, wir haben uns dann aber recht

gut vertragen. Als ich 1944 das Kommando abgab, wollten auch viele meiner Mitarbeiter nicht mehr bei dem Stabe bleiben.

Das Neue der Lage, in die ich mich mit der Befehlsübernahme versetzt sah, erschöpfte sich nicht in der Erweiterung meiner Führungstätigkeit, anstatt eines Korps nunmehr eine Armee zu kommandieren. Vielmehr erfuhr ich erst in Nikolajew, daß ich nicht nur den Befehl über die 11. Armee, sondern zugleich auch über die dieser angegliederte 3. rumänische Armee zu übernehmen hatte.

Die Befehlsverhältnisse auf diesem Teil des östlichen Kriegsschauplatzes waren aus politischen Gründen nicht ganz einfach zu regeln gewesen.

Der Oberbefehl über die aus Rumänien antretenden verbündeten Kräfte, die 3. und 4. rumänische Armee und die deutsche 11. Armee, war dem rumänischen Staatsführer, Marschall Antonescu, überlassen worden. Er war jedoch zugleich an die operativen Weisungen der Heeresgruppe Süd des Generalfeldmarschalls v. Rundstedt gebunden. Hierzu hatte das AOK 11 sozusagen das Bindeglied zwischen dem Marschall und dem Oberkommando der Heeresgruppe gebildet und ersteren operativ beraten.

Bei meiner Ankunft aber hatte sich bereits ergeben, daß Antonescu selbst nur noch über die 4. rumänische Armee disponierte, die er zum Angriff auf Odessa angesetzt hatte. Der 11. Armee, die ihre Weisungen nunmehr unmittelbar von der Heeresgruppe Süd erhielt, war für das weitere Vorgehen nach Osten die andere der beiden am Feldzug teilnehmenden rumänischen Armeen, die 3., unterstellt worden.

Ist es schon an und für sich mißlich, wenn ein Armee-Oberkommando außer der eigenen Armee noch über eine selbständige andere Armee verfügen soll, so mußte diese Aufgabe doppelt schwierig sein, wenn es sich dabei um eine verbündete Armee handelte. Dies um so mehr, als zwischen den beiderseitigen Armeen nicht nur – wie stets bei Verbündeten – gewisse Unterschiede in Organisation, Ausbildung und Führungstradition bestanden, sondern darüber hinaus ein erheblicher Abstand hinsichtlich des Kampfwertes. Eine Tatsache, die ab und an ein nachdrücklicheres Eingreifen in die Befehlsführung des Verbündeten unumgänglich machte, als es innerhalb der eigenen Armee üblich und im Interesse des guten Verhältnisses zu den Verbündeten erwünscht war.

Daß trotz dieser Schwierigkeiten unsere Zusammenarbeit mit den rumänischen Kommandobehörden und Truppen ohne größere Reibungen möglich gewesen ist, war wesentlich der Loyalität des Oberbefehlshabers der 3. rumänischen Armee, des Generals (später Generaloberst) Dumitrescu zu verdanken. Auch die deutschen Verbindungskommandos, die wir bei allen Stäben bis zur Division und Brigade hatten, haben mit Takt und, wenn nötig, mit Energie wesentlich zum Zusammenwirken beigetragen.

Vor allem aber ist in diesem Zusammenhang des rumänischen Staatsführers *Marschall Antonescu* zu gedenken. Wie immer auch das Urteil der Geschichte über ihn als Politiker ausfallen mag, Marschall Antonescu ist ein wahrer Patriot, ein guter Soldat und sicherlich unser loyalster Verbündeter gewesen. Ein Soldat, der, nachdem er das Schicksal seines Landes mit dem des Reiches verknüpft hatte, bis zu seinem Sturz alles getan hat, um die militärische Kraft Rumäniens und sein Kriegspotential auf unserer Seite zum wirksamen Einsatz zu bringen. Wenn ihm dies vielleicht nicht immer in vollem Umfange geglückt ist, so lag das in den inneren Verhältnissen seines Staates und seines Regimes begründet. In jedem Fall hat er treu zu seinen Verbündeten gestanden, und ich kann mich der Zusammenarbeit mit ihm nur dankbar erinnern.

Was die *rumänische Armee* anbetraf, so hatte sie zweifellos nicht unerhebliche Schwächen. Zwar war der rumänische Soldat – zumeist dem Bauernstand entstammend – an sich anspruchslos, leistungsfähig und auch tapfer. Jedoch ließ der geringe Stand der allgemeinen Schulbildung die Erziehung zum selbständig handelnden Einzelkämpfer, geschweige denn zum Unterführer nur in sehr begrenztem Umfange zu. Wo, wie bei den Angehörigen der deutschen Minderheit, die Voraussetzungen hierfür gegeben gewesen wären, stellte das nationale Ressentiment der Rumänen ein Hindernis für den Aufstieg der deutschen Soldaten dar. Veraltete Einrichtungen, wie das Bestehen der Prügelstrafe, waren ebenfalls nicht geeignet, den Wert der Truppe zu erhöhen. Sie führten vielmehr dazu, daß deutschstämmige rumänische Soldaten mit allen Mitteln versuchten, in die deutsche Wehrmacht – und da dieser ihre Aufnahme verboten war – in die Waffen-SS zu gelangen.

Ein entscheidender Nachteil hinsichtlich der Festigkeit des inneren Gefüges der Truppe war das Fehlen eines Unteroffizierkorps in unserem Sinne. Man vergißt bei uns heute leider nur zu sehr, was wir in dieser Hinsicht unserem vortrefflichen Unteroffizierkorps zu verdanken gehabt haben.

Von weittragender Bedeutung war ferner, daß ein erheblicher Teil, namentlich der Offiziere in höheren und mittleren Stellen, den Anforderungen nicht genügte. Vor allem fehlte die enge Verbundenheit zwischen Offizier und Mann, wie sie bei uns selbstverständlich war. Was die Fürsorge des Offiziers für den Mann betraf, so fehlte es durchaus hierin an „preußischer" Erziehung.

Die Gefechtsausbildung genügte mangels Kriegserfahrung nicht den Anforderungen des modernen Krieges. Dies führte zu überhohen Verlusten, die wiederum der Moral der Truppe abträglich sein mußten.

Die Führung war – seit 1918 unter französischem Einfluß – über die Gedankengänge des Ersten Weltkrieges nicht hinausgekommen.

Die Bewaffnung war zum Teil unmodern bzw. unzureichend. Dies galt insbesondere für die Panzerabwehr mit der Folge, daß auf ein Standhalten gegenüber sowjetischen Panzerangriffen kaum gerechnet werden konnte. Ob das Reich auf diesem Gebiet nicht wirksamer hätte helfen können, muß dahingestellt bleiben.

Schließlich ist noch eine Hypothek zu erwähnen, die auf der Verwendbarkeit der rumänischen Truppen im Ostkriege lastete, der ungeheure Respekt, den man vor „dem Russen" hatte. Er konnte in schwierigen Lagen zur Gefahr einer Panik führen. Diese Hypothek wird man im übrigen in einem Krieg gegen Rußland mehr oder weniger bei allen südosteuropäischen Völkern in Rechnung zu stellen haben. Bei Bulgaren und Serben kommt noch das Gefühl der slawischen Verwandtschaft als weiterer Unsicherheitsfaktor hinzu.

Ein weiterer Umstand war bei der Einschätzung des Kampfwertes der rumänischen Truppen nicht ganz außer acht zu lassen. Zu jenem Zeitpunkt hatte Rumänien sein eigentliches Kriegsziel, die Wiedergewinnung des ihm kürzlich geraubten Bessarabien, bereits erreicht. Schon das von Hitler Rumänien zugestandene oder aufgedrängte „Transnistrien" (das Gebiet zwischen Dnjestr und Bug) lag an sich außerhalb des Bereichs der rumänischen Wünsche. Es war erklärlich, daß der Gedanke, nun weiter in das gefürchtete Rußland vorstoßen zu sollen, bei vielen Rumänen keine allzu große Begeisterung auslöste.

Trotz aller vorstehend genannten Mängel und Einschränkungen haben jedoch die rumänischen Truppen im Rahmen des ihnen Möglichen ihre Pflicht getan. Vor allem haben sie sich stets willig der deutschen Führung untergeordnet. Sie haben nicht, wie andere unserer Verbündeten, Prestigefragen über das sachlich Notwendige gestellt. Sicher ist dafür der Einfluß des soldatisch denkenden Marschalls Antonescu von ausschlaggebender Bedeutung gewesen.

Im einzelnen lautete damals das Urteil meiner Berater über die uns unterstellte 3. rumänische Armee dahin, daß sie nach verhältnismäßig hohen Verlusten zum Angriff nicht mehr, zur Verteidigung nur bei Einziehung deutscher „Korsettstangen" befähigt sein werde.

Vielleicht darf ich hier auch einige Episoden einfügen, die ich im Verkehr mit den rumänischen Kameraden erlebte. Im Frühjahr 1942 besuchte ich einmal die 4. rumänische Geb.-Division, die unter ihrem

Kommandeur, General Manoliu, zur Partisanen-Bekämpfung im Jailagebirge eingesetzt war. Zeitweise waren wir gezwungen, das ganze rumänische Geb.-Korps mit einer Anzahl kleinerer deutscher Einheiten für diesen Kampf einzusetzen! Zunächst besichtigte ich einige Truppenteile; dann wurde ich in das Stabsgebäude geführt. Vor einer großen Karte zeigte mir General Manoliu stolz den ganzen Weg, den seine Division von Rumänien bis auf die Krim zurückgelegt hatte. Es war klar, daß er damit andeuten wollte, daß es nun wohl genug sei. Meine Bemerkung: „Oh, da haben Sie ja schon den halben Weg bis zum Kaukasus hinter sich!" erregte zweifellos keine Begeisterung. Bei unserem Rundgang durch die Quartiere schmetterte jedesmal vor einer neuen Unterkunft ein Trompetensignal. Für mich wohl als Ehrung, für die betr. Truppe als Warnsignal: „Hier kommt einer". Ich überraschte meine gewandten Führer aber doch, indem ich in einer Unterkunft an die dampfende Feldküche ging, um das Mannschaftsessen zu kosten. So etwas war ihnen von einem höheren Vorgesetzten wohl noch nicht passiert! Die Suppe war auch danach. Anschließend mußte ich natürlich beim Divisionsstab essen. Hier sah es erheblich anders aus! Die Rumänen kannten nicht die Gleichheit der Verpflegung für Offizier und Mann. Es gab ein recht üppiges Mittagessen, allerdings selbst hier mit einer Abstufung. Die jüngeren Offiziere erhielten einen Gang weniger, und auch der Wein in der Nähe des Divisions-Kommandeurs war fraglos besser. Wenn wir auch den Nachschub für die rumänischen Truppen großenteils besorgten, so ist es doch immer schwierig gewesen, einen Einfluß auf die Verteilung der Lebensmittel zu nehmen. Der rumänische Offizier stand auf dem Standpunkt, daß der rumänische Soldat, meist aus dem Bauernstand stammend, an einfachste Kost gewöhnt sei, so daß die Offiziere ruhig ein Mehr an Verpflegung beanspruchen könnten. Besonders galt dies für die Marketenderwaren, vor allem Tabakwaren und Schokolade, die wir nach der Verpflegungsstärke lieferten. Die Offiziere behaupteten, daß die Mannschaften diese Waren ohnehin nicht kaufen könnten, und so blieben sie meist in den Offiziersmessen hängen. Selbst ein Einspruch von mir bei Marschall Antonescu hatte in dieser Frage keinerlei Erfolg. Er ging der Sache zwar nach, sagte mir dann aber, es sei ihm gemeldet worden, alles wäre in Ordnung.

Der *Frontabschnitt*, in dem ich den Befehl zu führen hatte, bildete den äußersten Südflügel der Ostfront. Er umfaßte im wesentlichen den Bereich der Nogaischen Steppe zwischen dem unteren Bug, dem Schwarzen bzw. Asowschen Meer und dem Dnjepr-Knie südlich Saporoshje sowie die Krim. Eine unmittelbare Fühlung mit den nördlich des Dnjepr vorgehenden Hauptkräften der Heeresgruppe Süd bestand nicht, was

der Operationsfreiheit der 11. Armee zugute kam. Aus den Waldgebieten Nordrußlands, in denen ich zuletzt mit dem für solches Gelände wenig geeigneten Panzer-Korps hatte operieren müssen, kam ich nun in die Weiten der Steppe, die so gut wie kein Hindernis, allerdings auch keine Deckung boten. Ein ideales Gelände für Panzer-Verbände, die aber leider bei der Armee nicht vorhanden waren.

Nur die im Sommer trockenen Bette der kleineren Flüsse bildeten tief eingeschnittene Rinnen mit steilen Ufern, Balkas genannt. Trotzdem hatte die Steppe auch in ihrer Monotonie einen eigenartigen Reiz. Wohl jeden überkam die Sehnsucht nach der Weite, nach der Unendlichkeit. Stundenlang konnte man — oft nur nach dem Kompaß — diese Landschaft durchfahren, ohne eine Erhebung, eine Siedlung, ein menschliches Wesen anzutreffen. Der weite Horizont allein schien eine Höhenwelle zu sein, hinter der vielleicht ein Paradies lockte. Aber immer dehnte er sich weiter und weiter. Allein die Stangen der anglo-iranischen Telegrafenlinie, die s. Z. Siemens gebaut hatte, unterbrachen die Eintönigkeit. Bei Sonnenuntergang aber erglühte die Steppe in den herrlichsten Farbtönungen. Im Ostteil der Nogaischen Steppe, um Melitopol und nordostwärts traf man dann auf schöne Dörfer mit deutschen Namen, wie Karlsruhe, Helenental usw. Sie lagen inmitten reicher Obstgärten. Festgebaute Steinhäuser kündeten von ehemaliger Wohlhabenheit. Ihre Einwohner hatten sich die deutsche Sprache rein erhalten. Aber es gab fast nur Greise, Frauen und Kinder. Die Männer waren von den Sowjets bereits verschleppt worden.

Die Aufgabe, die der Armee von der obersten Führung gegeben war, mußte sie in zwei divergierende Richtungen führen.

Einmal sollte sie, auf dem rechten Flügel der Heeresgruppe Süd vorgehend, die Verfolgung des nach Osten weichenden Gegners fortsetzen. Hierzu sollte die Masse der Armee längs der Nordküste des Asowschen Meeres in allgemeiner Richtung Rostow vorgeführt werden.

Zum anderen sollte die Armee jedoch auch die Krim nehmen, eine Aufgabe, die besonders dringlich gemacht wurde. Einmal weil man sich von der Inbesitznahme der Krim und ihres Kriegshafens Sewastopol eine günstige Wirkung auf die Haltung der Türkei versprach. Vor allem aber, weil die großen feindlichen Luftbasen auf der Krim eine Bedrohung des für uns lebenswichtigen rumänischen Ölgebiets darstellten. Nach Wegnahme der Krim sollte das zur 11. Armee gehörende Gebirgs-Korps über die Meerenge von Kertsch in Richtung auf den Kaukasus vorgeführt werden, offenbar als Ergänzung einer über Rostow hinaus fortzuführenden Offensive.

Die deutsche oberste Führung hatte also zu jener Zeit noch recht weitgesteckte Ziele für den Feldzug 1941. Es sollte sich alsbald zeigen, daß der der 11. Armee zugedachte Doppelauftrag irreal war.

Die *11. Armee* hatte Anfang September den Übergang über den unteren Dnjepr bei Berislawl erzwungen, eine besondere Waffentat, an der die niedersächsische 22. Infanterie-Division den Hauptanteil gehabt hatte. Damit war jedoch der Zeitpunkt gekommen, zu dem der Doppelauftrag der Armee zu einem Auseinanderfallen ihrer Vormarschrichtungen führen mußte.

Als ich den Befehl übernahm, fand ich folgende *Lage* vor: Zwei Korps, das 30. AK unter General v. Salmuth (72. Infanterie-Division, 22. Infanterie-Division, Leibstandarte) und das 49. Gebirgs-Korps unter General Kübler (170. Infanterie-Division, 1. und 4. Gebirgs-Division) hatten die Verfolgung des am Dnjepr geschlagenen Gegners in ostwärtiger Richtung fortgesetzt und näherten sich der Linie Melitopol—Dnjepr-Knie südlich Saporoshje.

Ein Korps, das 54. AK unter General Hansen, war mit der 46. und 73. Infanterie-Division auf den Zugang zur Krim, die Landenge von Perekop, abgedreht worden. Die aus Griechenland kommende 50. Infanterie-Division stand teils im Rahmen der 4. rumänischen Armee vor Odessa, teils säuberte sie die Küste des Schwarzen Meeres von Feindresten.

Die *3. rumänische Armee* befand sich mit dem rumänischen Gebirgs-Korps (1., 2., 4. Gebirgs-Brigade) und dem rumänischen Kavallerie-Korps (5., 6., 8. Kavallerie-Brigade) noch westlich des Dnjepr. Die Armee gedachte hier eine Ruhepause einzuschalten. Dabei spielte wohl der Wunsch eine Rolle, möglichst überhaupt nicht über den Dnjepr nach Osten vorzugehen, nachdem man schon — über die rumänischen politischen Ziele hinaus — den Bug hatte überschreiten müssen.

Der nunmehr der 11. Armee zugedachte Doppelauftrag — Verfolgung nach Osten auf Rostow und Eroberung der Krim mit anschließendem Vorgehen über Kertsch nach dem Kaukasus — stellte das Oberkommando vor die Frage, ob und wie es diesen divergierenden Aufträgen gleichzeitig oder nacheinander gerecht werden solle. Eine Entscheidung, die an sich Sache der obersten Führung gewesen wäre, wurde damit der Armee überlassen.

Daß *beide* Aufgaben gleichzeitig mit den vorhandenen Verbänden nicht zu leisten sein würden, erschien sicher.

Wollte man die Krim nehmen, so würde es hierzu wesentlich stärkerer Kräfte bedürfen, als der des zunächst auf Perekop angesetzten 54. AK. Zwar ergab das Feindbild, daß von der gegnerischen Armee anscheinend

nur drei Divisionen vom Dnjepr in die Enge bei Perekop ausgewichen waren. Unklar blieb jedoch, über welche weiteren Kräfte der Gegner auf der Krim, insbesondere in Sewastopol, verfügte. Es stellte sich alsbald heraus, daß er in der Landenge nicht drei, sondern sechs Divisionen einzusetzen in der Lage war. Später sollte noch die vorerst Odessa verteidigende sowjetische Armee hinzukommen.

Angesichts der Geländegestaltung konnte aber schon die zähe Verteidigung dreier feindlicher Divisionen in der Landenge genügen, um dem 54. AK den Zugang zur Krim zu verwehren, zum mindesten aber seine Kräfte im Kampf um die Landenge weitgehend zu verzehren.

Die Krim ist vom Festland durch das sogenannte „Faule Meer", den Siwasch, getrennt. Eine Art Wattenmeer oder Salzsumpf, der für Infanterie zumeist unpassierbar ist, andererseits wegen zu geringer Wassertiefe auch für Sturmboote ein absolutes Hindernis darstellte. Nur zwei feste Zugänge führen auf die Krim: Im Westen die Landenge von Perekop, im Osten die westlich Genitschesk. Letztere ist z. T. so schmal, daß auf ihr nur ein Wegedamm und ein Bahndamm, beide mit langen Brücken, Platz haben. Sie schied also für einen Angriff aus.

Die Enge von Perekop, die allein für einen Angriff in Frage kam, ist ebenfalls nur 7 km breit. Der Angriff durch sie mußte rein frontal in völlig deckungslosem Gelände geführt werden. Irgendwelche Umfassungsmöglichkeit bot sich infolge der beiderseitigen Anlehnung an das Meer nicht. Die Enge war bereits feldmäßig stark zur Verteidigung ausgebaut. In ihrer ganzen Breite wurde sie zudem durch den bis 15 Meter tiefen, aus alten Zeiten stammenden „Tatarengraben" durchschnitten.

War die Enge von Perekop durchstoßen, so folgte weiter südlich eine neue Enge, die von Ischun, in der der Angriffsstreifen durch Salzseen noch weiter auf drei bis vier Kilometer verengt wurde.

Angesichts dieser Schwierigkeit des Angriffsgeländes und der feindlichen Luftüberlegenheit war mit einem schweren, kräfteverzehrenden Kampf um die Engen zu rechnen. Selbst wenn jedoch der Durchbruch bei Perekop gelang, blieb es fraglich, ob die Kraft des Korps zu dem zweiten Kampf um die Enge bei Ischun noch ausreichen werde. In keinem Fall aber konnten 2 bis 3 Divisionen genügen, um die ganze Krim einschließlich der starken Festung Sewastopol in Besitz zu nehmen.

Wollte man also das Erreichen des Ziels einer schnellen Eroberung der Krim sicherstellen, so mußte die Armeeführung in jedem Fall starke weitere Kräfte ihrer nach Osten vorgehenden Verfolgungsgruppe entnehmen. Die alsdann dort für die Verfolgung verbleibenden Kräfte konnten allenfalls ausreichen, solange der Feind weiterhin auswich. Für eine Operation mit dem weitgesteckten Ziel Rostow mußten sie jedoch

zu schwach sein, wenn der Gegner in einer rückwärtigen Stellung wieder Front machte oder gar neue Kräfte heranführte.

Hielt man das Vorgehen in Richtung Rostow für entscheidend, dann mußte man die Krim zunächst liegen lassen. Ob und wann dann aber jemals Kräfte zu ihrer Eroberung verfügbar zu machen wären, war eine schwer zu beantwortende Frage. Die Krim konnte im übrigen in der Hand eines Feindes, der die See beherrschte, zu einer großen Gefahr in der tiefen Flanke der deutschen Ostfront werden. Ganz abgesehen von der andauernden Bedrohung, die sie als Luftbasis für das rumänische Ölgebiet darstellte.

Der Versuch, zugleich mit zwei Korps eine weitreichende Operation auf und über Rostow zu führen und mit einem Korps die Krim zu erobern, konnte nur das Ergebnis haben, keines der gesteckten Ziele wirklich zu erreichen.

Die Führung der Armee entschloß sich daher, zunächst der Eroberung der Krim den Vorrang einzuräumen. In jedem Fall sollte vermieden werden, an diese Aufgabe mit unzureichenden Kräften heranzugehen. Daß dem 54. AK für den schweren Angriff durch die Engen die gesamte verfügbare Heeresartillerie, Pioniere und Flak zur Verfügung gestellt wurden, war selbstverständlich. Auch die noch weiter rückwärts befindliche 50. Infanterie-Division war vom Korps spätestens für den Kampf um die zweite Enge, die Seen-Engen von Ischun, heranzuführen. Dies allein konnte jedoch noch nicht genügen. Für die schnelle Inbesitznahme der Krim nach erfolgtem Durchbruch durch die Engen, wenn nicht schon zum Kampf um die Engen von Ischun, würde ein zweites Korps unerläßlich sein. Das Armee-Oberkommando sah hierfür das deutsche Gebirgs-Korps mit seinen beiden Gebirgs-Divisionen vor, das nach den Weisungen der obersten Führung später ohnehin über Kertsch nach dem Kaukasus vorgeführt werden sollte. Es würde vorher bei der Eroberung des gebirgigen Südteils der Krim bessere Dienste leisten können als in der Steppe. Darüber hinaus aber war zu versuchen, nach Durchbruch durch die Engen durch einen schnellen Vorstoß motorisierter Kräfte die Festung Sewastopol überraschend zu nehmen. Zu diesem Zweck war die Leibstandarte hinter dem angreifenden 54. AK bereitzustellen.

Diese Anordnung des AOK bedingte naturgemäß eine weitgehende Schwächung der Ostfront der Armee. Zum Freimachen der vorerwähnten Kräfte dort konnte neben Teilen der in der Küstensicherung nördlich der Krim stehenden 22. Infanterie-Division nur die 3. rumänische Armee herangezogen werden. Deren schnelles Vorziehen über den Dnjepr — entgegen den früher erwähnten Hemmungen der Rumänen — erreichte ich in einer persönlichen Unterredung mit General Dumitrescu.

Daß das Armee-Oberkommando mit diesen Maßnahmen ein erhebliches Risiko einging für den Fall, daß der Gegner an der Ostfront der Armee seinen Rückzug einstellen und versuchen würde, hier wieder die Initiative zu gewinnen, war sicher. Dieser Preis mußte gezahlt werden, wenn man vermeiden wollte, die Eroberung der Krim mit unzureichenden Kräften zu unternehmen.

Schlacht auf zwei Fronten

Der Durchbruch durch die Enge von Perekop und die Schlacht am Asowschen Meer

Während sich die Vorbereitungen für den Angriff des 54. AK auf die Enge von Perekop infolge Nachschubschwierigkeiten bis zum 24. September hinzogen, und die vorerwähnte Umgruppierung der Kräfte im Gange war, zeichnete sich bereits vom 21. September an eine Änderung der Lage an der Ostfront der Armee ab. Der Gegner hatte in einer bereits ausgebauten Stellung in Linie westlich Melitopol—Dnjepr-Knie südlich Saporoshje Front gemacht. Die Verfolgung mußte eingestellt werden. Das Armee-Oberkommando hielt jedoch an der Herauslösung des deutschen Gebirgs-Korps fest. Um das Risiko nach Möglichkeit gering zu halten, wurde eine Mischung der verbleibenden deutschen Verbände mit denen der 3. rumänischen Armee angeordnet. Das rumänische Kavallerie-Korps im Südabschnitt dieser Front trat zum deutschen 30. AK, während die 3. rumänische Armee im Nordabschnitt als „Korsettstange" für das rumänische Gebirgs-Korps die deutsche 170. Infanterie-Division übernahm.

Am 24. September konnte das 54. AK zum Angriff auf die Enge von Perekop antreten. Trotz stärkster Artillerieunterstützung hatten die angreifende 46. und 73. Infanterie-Division in der völlig deckungslosen Salzsteppe, auf die die Sonne niederbrannte und in der es kein Wasser gab, schwerste Angriffsbedingungen. Der Gegner hatte die Enge in einer Tiefe von 15 km in ein stark ausgebautes Verteidigungsfeld verwandelt, in dem er verbissen um jeden Graben, jeden Stützpunkt kämpfte.

Immerhin gelang es dem Korps, unter Abwehr starker feindlicher Gegenangriffe, am 26. September Perekop zu nehmen und den Tatarengraben zu überschreiten. In drei weiteren schweren Angriffstagen konnte es alsdann durch die restliche Tiefenzone der feindlichen Verteidigung durchstoßen und mit Wegnahme des stark ausgebauten Ortes Armjansk das freiere Gelände gewinnen. Der geschlagene Gegner wich in die Seen-Engen von Ischun zurück, nachdem er außer hohen blutigen Verlusten

über 10000 Gefangene, 112 Panzer und 135 Geschütze in unserer Hand gelassen hatte.

Die Frucht dieses schwer errungenen Sieges, der endgültige Durchbruch zur Krim, aber konnte noch nicht gepflückt werden. Hatte der Feind auch schwere Verluste erlitten, so war doch inzwischen die Zahl der dem AK gegenüberstehenden Divisionen auf 6 angewachsen. Der Versuch, auch die Engen von Ischun im sofortigen Ansturm zu nehmen, würde angesichts des Kräfteverhältnisses und der erheblichen Opfer, die auch das deutsche Korps hatte bringen müssen, aller Voraussicht nach die Kräfte der Truppe überstiegen haben. Die Absicht des AOK aber, zu diesem Zeitpunkt bereits frische Kräfte – das Gebirgs-Korps und die Leibstandarte – zur Hand zu haben, hatte der Gegner durchkreuzt. Offenbar mit einem deutschen Versuch, die Krim schnell zu erobern, rechnend, hatte er neue Kräfte an seine Front zwischen dem Asowschen Meer und dem Dnjepr herangeführt.

Am 26. September war er hier mit zwei neuen Armeen, der 18. und 9., insgesamt 12 zum großen Teil neu herangeführten oder aufgefrischten Divisionen gegen die Ostfront der Armee zum Angriff angetreten. Im ersten Ansturm hatte er zwar gegenüber dem 30. AK keine Erfolge erzielen können, obwohl die Lage auch hier recht gespannt wurde. Dagegen hatte er im Abschnitt der 3. rumänischen Armee deren 4. Gebirgs-Brigade überrannt und eine Lücke von 15 km Breite in die Front der Armee gerissen. Die genannte Brigade hatte die Masse ihrer Artillerie verloren und schien am Ende ihrer Kampfkraft zu sein. Auch die beiden andern rumänischen Gebirgs-Brigaden hatten erhebliche Verluste erlitten.

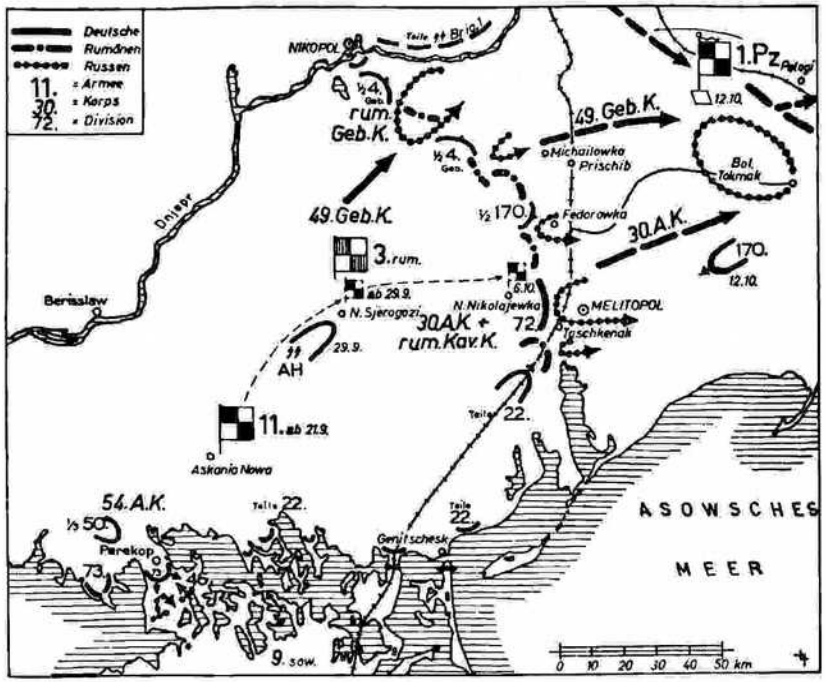
Nun blieb nichts anderes übrig, als das deutsche Gebirgs-Korps, das sich bereits der Enge von Perekop näherte, wieder kehrtmachen zu lassen, um die Lage bei der 3. rumänischen Armee wiederherzustellen. Zugleich aber wurde das Armee-Oberkommando der freien Verfügung über seinen einzigen schnellen Verband, die Leibstandarte, mehr oder weniger beraubt. Die oberste Führung hatte befohlen, daß diese – demnächst in den Verband der Panzergruppe 1 tretend – für den Vorstoß auf Rostow vorzusehen sei. So mußte das Armee-Oberkommando darauf verzichten, sie zur Ausnutzung des Erfolges in den Landengen einzusetzen. Sie wurde ebenfalls zur Ostfront zurückbefohlen.

Die Führungsabteilung des AOK hatte bereits am 21. September, um den beiden Fronten der Armee näher zu sein, einen Gefechtsstand in der Nogaischen Steppe in Askania Nowa bezogen. Askania Nowa war ein früherer Besitz der deutschen Familie Falz-Fein.

Ehemals eine in ganz Rußland bekannte Musterwirtschaft, war es nun zur Kolchose geworden. Die Gutsgebäude waren verwahrlost. Alle

Maschinen hatten die abziehenden sowjetischen Truppen zerstört, wie sie auch das zu Bergen unter freiem Himmel aufgetürmte gedroschene Getreide mit Benzin übergossen und angesteckt hatten. Es schwelte und gloste wochenlang und war auf keine Weise mehr zu löschen.

Askania Nowa, das seinen Namen davon herleitete, daß hier ursprünglich ein Herzog von Anhalt eine große Landkonzession erworben, die er später an die Familie Falz-Fein abgetreten hatte, war in ganz Rußland und darüber hinaus durch seinen Tierpark berühmt gewesen. Mitten in der Steppe erhob sich ein weitgedehnter Park mit Bächen und Teichen, auf denen Hunderte von verschiedenen Arten von Wasservögeln, von schwarz-weiß-roten Enten bis zu Reihern und Flamingos lebten. Dieser Park in der Steppe war wirklich ein kleines Paradies, das sogar die Bolschewiken nicht angetastet hatten. Daran schloß sich ein viele Quadratkilometer weites Steppengehege. In ihm weidete Wild aller Art. Es gab



Schlacht am Asowschen Meer
Durchbruch durch die Enge von Perekop

Rot- und Damwild, Antilopen, Zebras, Mufflons, Bisons, Jacks, Gnus, würdig schreitende Kamele, und viele andere Arten, die hier verträglich grasten. Nur wenige bösartige Tiere wurden in offenen Laufboxen gehalten. In diesem Gehege zwischen all den Tieren zu reiten war ein ganz eigenartiger Genuß. Auch eine Schlangenfarm sollte es gegeben haben. Angeblich aber hatten die Sowjets vor ihrem Abzug die Schlangen aus ihren Gehegen freigesetzt. Unsere Suche nach Giftschlangen war jedoch erfolglos geblieben. Daß es trotzdem einige davon gab, sollte sich zeigen. Eines Tages war Fliegeralarm. Der Chef, Oberst Wöhler, hatte vorsorglich in der Nähe des Bürogebäudes der Führungsabteilung einen Splittergraben ausheben lassen und befahl den Abmarsch des Generalstabs in diesen Graben. Zwanglos nach dem Dienstalter, wie immer beim Militär, setzten sich die Angehörigen der Führungsabteilung nach dem Graben in Marsch. Während die ersten feindlichen Tiefflieger erschienen und alles den in den Graben führenden Stufen zustrebte, blieb Oberst Wöhler, der vorderste, plötzlich auf der untersten Stufe wie angenagelt stehen. Hinter ihm erhob sich aus der Reihe die Stimme des I d: „Bitte gehorsamst, Herr Oberst, etwas weiterzugehen. Wir stehen alle noch im Freien". Wöhler drehte sich wütend um, tat keinen Schritt weiter und rief zurück: „Was heißt hier weitergehen, Mensch? Ich kann nicht. Vor mir ist eine Schlange!" Tatsächlich! Alle nun Herandrängenden sahen auf dem Boden des Grabens eine höchst unangenehm aussehende Schlange. Sie hatte sich halb aufgerichtet, schaukelte ihren Kopf wütend hin und her und ließ aus ihrem Rachen ein bösartiges Zischen hören.

Die Wahl zwischen Tiefffliegern und Schlange fiel zugunsten der ersteren, die zum Glück auch nichts trafen. Natürlich bildete dies komische Ereignis den Gesprächsstoff beim Abendessen. Es wurde unserem General der Pioniere empfohlen, neben dem Minenspüren auch Schlangenspüren in sein Ausbildungsprogramm aufzunehmen. Einer schlug vor, dem OKH über diese neue Geheimwaffe des Gegners zu berichten, die anscheinend ausschließlich gegen den Generalstab verwendet werden solle. Übrigens mußten die Stabsquartiere und andere Gebäude damals nach Zeitzünderminen abgesucht werden, nachdem in Kijew ein deutscher, in Odessa ein rumänischer Stab solchen Minen zum Opfer gefallen waren.

Auch sonst gab die Tierfarm Grund zum Lachen. Eines Tages saß unser I a, in seine Arbeit versunken, am Kartentisch. Eine zahme Hirschkuh verirrte sich in das ebenerdige Gebäude und betrachtete mit neugierigen Blicken aus ihren sanften Augen die an der Wand hängenden Lagekarten. Dann stieß sie mit dem Äser den Oberst Busse, der sich so leicht nicht stören ließ, ziemlich unsanft ins Kreuz. Er fuhr hoch und schrie: „das . . . das geht denn doch zu weit . . . das ist denn doch . . ." und

blickte, als er sich nach dem vermeintlichen Täter umsah, in die treuen, melancholischen Augen der Hirschkuh! Höflich geleitete er dann diese neuartige Besucherin zur Tür. Als wir von Askania Nowa fortgingen, nahm er aus einer Vogelvoliere zwei Wellensittiche mit, Aska und Nowa genannt, die seitdem stets im Ia-Zimmer fröhlich herumflatterten. Sie störten dort übrigens weniger wie die ungezählten Fliegen, die eine Vorliebe für die rote Farbe hatten. Mit dem Erfolg, daß auf Lagekarten, die länger an der Wand hingen, der rot eingezeichnete Gegner nach und nach immer weniger wurde. Leider war es in Wirklichkeit umgekehrt!

Eine andere kleine Geschichte, die das Verhältnis innerhalb unseres Stabes beleuchtet, berichtet einer der Generalstabs-Offiziere wie folgt: „Wir jüngeren Generalstabs-Offiziere standen unter dem strengen Regiment des Ia, Oberst Busse. Er pflegte uns kurz und bündig ‚die Ia-Buben' zu nennen. Natürlich vermochte kein noch so strenges Regiment bisweilen unseren jugendlichen Übermut zu dämpfen. So veranstalteten wir eines Abends ein internes Wodkafest. Es fand im Ia-Zimmer statt. Hier nämlich schliefen wir in diesem Quartier alle fünf, teils auf Feldbetten, teils auf den Kartentischen eng nebeneinander. Nach Mitternacht, als die letzten Meldungen durchgegeben waren, trieb unser Fest seinem Höhepunkt zu. Wir veranstalteten auf dem Korridor der Schule, die unsere Büros, wie die Zimmer des Ob. und Chefs enthielt, einen Marsch in Nachthemden. Es begann mit Einzelmarsch und dabei gab es erhebliche Differenzen zwischen den Infanteristen und Kavalleristen. Kommandos und Kritik schallten von den kahlen Wänden wider. Plötzlich erstarrten wir zu Salzsäulen. Langsam öffnete sich eine Tür und in ihrem Rahmen erschien General v. Manstein. Er musterte uns mit seinen kühlen Augen und bemerkte halblaut und höflich: ‚Meine Herren, ginge die Sache nicht etwas leiser zu machen? Sie wecken noch den Chef und Busse auf!' Und die Tür schloß sich."

Die zunehmende Zuspitzung der Lage an der Front der Armee veranlaßte uns, am 29. September mit einem kleinen Gefechtsstab dicht hinter die gefährdete Front zu gehen. Ein Verfahren, das in kritischen Lagen immer zweckmäßig ist, schon weil es verhindert, daß unterstellte Stäbe vorzeitig ihren Stand nach rückwärts verlegen, was immer einen schlechten Eindruck auf die Truppe macht. Hier war diese Maßnahme angesichts der Neigung mancher rumänischer Stäbe zu frühzeitigen Rückwärtsverlegungen besonders angebracht.

Am gleichen Tage traten das deutsche Gebirgs-Korps und die Leibstandarte zu einem Stoß in die Südflanke des bei der 3. rumänischen Armee durchgebrochenen Gegners an, der seinen Anfangserfolg nicht voll auszunutzen verstanden hatte. Während es hier gelang, die Lage

wieder zu bereinigen, bahnte sich eine neue Krise auf dem Nordflügel des 30. AK an. Eine rumänische Kav.-Brigade gab hier nach und es bedurfte eines ziemlich energischen Eingreifens von mir an Ort und Stelle, um ihren beschleunigten Rückzug zu verhindern. Durch Herumwerfen der Leibstandarte gelang es alsdann, den hier drohenden Durchbruch aufzufangen.

So gespannt die Lage an der Ostfront auf Grund der vorstehend geschilderten Ereignisse auch war, so trug sie doch zugleich eine große Chance in sich. Der Gegner hatte sich mit seinen beiden Armeen in immer erneuerten Angriffen frontal festgebissen, um unsere Absichten in bezug auf die Krim zu durchkreuzen. Offenbar hatte er nunmehr keine Reserven mehr, um sich gegen die Dnjepr-Übergänge von Saporoshje und Dnjepropetrowsk zu decken, aus denen die Panzergruppe 1 des Generals v. Kleist gegen seine Nordflanke vorbrechen konnte. Nachdem ich schon in den vergangenen Tagen bei der Heeresgruppe Süd im Sinne eines solchen Eingreifens vorstellig geworden war, erging am 1. Oktober der Befehl hierzu. Während die 11. Armee den noch immer angreifenden Gegner festhielt, machte sich allmählich der Druck der Panzergruppe auf den Feind von Norden her fühlbar. Der Gegner wurde weich. Am 1. Oktober konnte das AOK den Befehl geben, daß das 30. AK und die 3. rumänische Armee nunmehr ihrerseits zum Angriff bzw. zur Verfolgung anzutreten hätten. In den nächsten Tagen gelang es, im Zusammenwirken mit der Panzergruppe 1, die Masse der Kräfte der beiden feindlichen Armeen im Raum Bol. Tokmak – Mariupol – Berdjansk einzukreisen oder in überholender Verfolgung zu vernichten. Rund 65 000 Gefangene, 125 Panzer und über 500 Geschütze fielen dabei in deutsche Hand.

Die Eroberung der Krim

Mit dem Abschluß der „Schlacht am Asowschen Meer" trat auf dem Südflügel der Ostfront eine neue Kräftegliederung ein. Offenbar hatte die deutsche oberste Führung eingesehen, daß eine Armee nicht zugleich eine Operation in Richtung Rostow und eine zweite auf der Krim führen könne.

Das Vorgehen auf Rostow wurde nunmehr der *Panzergruppe 1* übertragen, an die die 11. Armee das 49. Gebirgs-Korps und die Leibstandarte abzugeben hatte.

Die *11. Armee* erhielt als alleinige Aufgabe die Eroberung der Krim mit den ihr verbleibenden zwei Korps (30. AK, mit 22., 72., 170. In-

fanterie-Division, 54. AK mit 46., 73. und 50. Infanterie-Division. Letztere jedoch noch zu einem Drittel vor Odessa).

Die 3. *rumänische Armee* sollte, wieder unter den Befehl des Marschalls Antonescu tretend, nur noch den Schutz der Küsten des Schwarzen und Asowschen Meeres übernehmen. Indem ich mich jedoch unmittelbar an den Marschall wandte, erreichte ich von ihm das Einverständnis, das Generalkommando des rumänischen Gebirgs-Korps mit einer Gebirgs- und einer Kavallerie-Brigade auf die Krim zum Schutze der Ostküste mitzunehmen.

War nunmehr die Aufgabe der 11. Armee auf *ein* Ziel – die Eroberung der Krim – beschränkt, so drängte doch die oberste Führung um so mehr darauf, möglichst bald ein Korps über die Straße von Kertsch in Richtung auf den Kuban vorzuführen.

Die in dieser Forderung Hitlers erkennbare Unterschätzung des Gegners veranlaßte das AOK, darauf hinzuweisen, daß die Vorbedingung einer solchen Operation die völlige Bereinigung der Lage auf der Krim sein müsse. Um diese werde der Gegner zweifellos bis zum Letzten kämpfen, und eher Odessa als Sewastopol aufgeben.

In der Tat, so lange die Sowjets – im Besitz der Seeherrschaft – noch einen Fuß auf der Krim behielten, konnte von einem Vorstoß eines Teils der ohnehin nur aus zwei Korps bestehenden 11. Armee über Kertsch nach dem Kuban keine Rede sein. In jedem Fall benutzte das AOK den Anlaß, um die Zuführung eines weiteren Generalkommandos mit drei Divisionen zu fordern. Wohl wesentlich im Hinblick auf den vorerwähnten Wunsch Hitlers erhielt die Armee in den nächsten Wochen das Generalkommando 42, die 132. und 24. Infanterie-Division. Es sollte sich zeigen, daß diese Verstärkung angesichts der Anstrengungen, die die Sowjets machten, um sich auf der Krim zu behaupten bzw. sie wiederzugewinnen, allein für den Kampf um die Halbinsel unerläßlich war.

Der Kampf um die Engen von Ischun

Zunächst galt es jedoch, den Kampf um den Zugang zur Krim wieder aufzunehmen und die Engen von Ischun zu öffnen. Ein Angriff wie so viele andere, könnte man sagen. Aber dieses zehntägige Ringen hebt sich doch aus dem Rahmen üblicher Angriffshandlungen heraus als ein besonders leuchtendes Beispiel des Angriffsgeistes und der Hingabe des deutschen Soldaten.

In diesem Kampfe war fast keine der Vorbedingungen gegeben, die man im allgemeinen als Voraussetzung eines Angriffs gegen befestigte Stellungen ansieht.

Die zahlenmäßige Überlegenheit lag auf der Seite der sowjetischen Verteidiger, nicht der deutschen Angreifer. Den insgesamt 6 Divisionen der 11. Armee standen bald schon 8 sowjetische Schützen- und 4 Kav.-Divisionen gegenüber. Denn am 16. Oktober hatten die Sowjets die bis dahin von der 4. rumänischen Armee vergeblich berannte Festung Odessa geräumt und die sie verteidigende Armee über See auf die Krim übergeführt. Meldete auch die deutsche Luftwaffe 32 000 Tonnen als versenkt, so war doch die Masse der Geleitzüge von Odessa in die Häfen von Sewastopol und der Westküste der Krim eingelaufen. Die ersten Divisionen dieser Armee erschienen denn auch alsbald nach Beginn unseres Angriffs in der Kampffront.

Wohl war die deutsche Artillerie der feindlichen überlegen und hat den Angriff der Infanterie wirkungsvoll unterstützt. Aber auf der Feindseite konnten unter Panzer stehende Küstenbatterien von der Nordwestküste der Krim und vom Südufer des Siwasch her eingreifen, die von der deutschen Artillerie zunächst nicht zu fassen waren. Während die Sowjets für ihre Gegenangriffe über zahlreiche Panzer verfügten, besaß die 11. Armee keinen einzigen.

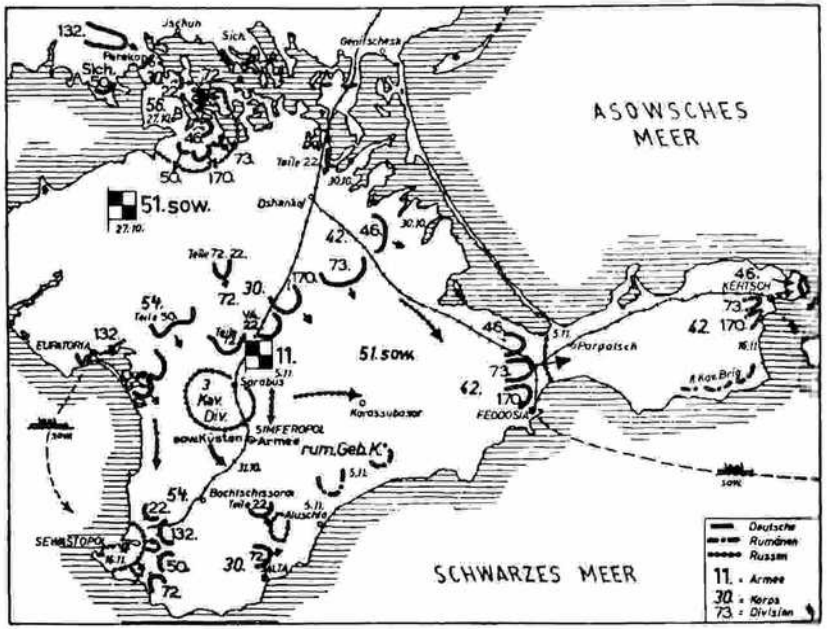
Vor allem aber gab es für die obere Führung kaum Möglichkeiten, durch taktische Maßnahmen der Truppe den schweren Angriff zu erleichtern. Eine Überraschung des Gegners war nach Lage der Dinge nicht möglich. Er erwartete in gut ausgebauten Feldstellungen den Angriff. Wie schon bei Perekop, so schloß auch jetzt das Meer auf der einen, der Siwasch auf der anderen Seite jede Möglichkeit aus, den Gegner zu umfassen oder auch nur durch Feuer zu flankieren. Der Angriff mußte vielmehr rein frontal gleichsam in drei engen Kanälen vorgetragen werden, in die die Landenge durch in ihr liegende Seen geteilt war.

Die Breite dieser drei Streifen gestattete zunächst nur den Einsatz von drei Divisionen (73., 46., 22.) unter dem Generalkommando 54, während das 30. AK erst zum Einsatz kommen konnte, als etwas Raum aus den Engen heraus nach Süden gewonnen worden war.

Zudem bot auch hier die völlig flache, nur mit Gras bedeckte Salzsteppe dem Angreifer nicht die mindeste Deckung. Den Luftraum aber beherrschte die *sowjetische* Luftwaffe! Unablässig stürzten sich sowjetische Kampfflieger und Jäger auf jedes erkennbare Ziel. Nicht nur die in vorderer Linie kämpfende Infanterie und die Batterien mußten sich eingraben, für jedes Fahrzeug und Pferd auch rückwärts der Kampfzone mußten Deckungslöcher gegraben werden, um den feindlichen Fliegern zu entgehen. Es kam soweit, daß Flakbatterien nicht mehr zu feuern wagten, um nicht sofort durch Luftangriffe ausgeschaltet zu werden. Erst als der

Armee *Mölders* mit seinem Jagdgeschwader zugeführt wurde, gelang es diesem, in den letzten Angriffstagen den Himmel wenigstens tagsüber rein zu fegen. Bei Nacht konnte auch er die feindlichen Luftangriffe nicht verhindern.

Unter solchen Kampfbedingungen gegen einen jeden Fuß Boden zäh verteidigenden Gegner mußten die Anforderungen an die Angriffstruppen außerordentlich, die Verluste beträchtlich sein. Ich war in jenen Tagen ununterbrochen unterwegs, um mich an Ort und Stelle vom Stand



Der Durchbruch durch die Enge von Ischun
Die Eroberung der Krim (Herbst 1941)

der Dinge zu überzeugen und zu sehen, ob und wie man der schwer ringenden Truppe helfen könne.

Mit Besorgnis sah ich das Absinken der Kampfkraft. Hatten die Divisionen, die diesen schweren Angriff führen mußten, doch schon vorher bei Perekop bzw. in der Schlacht am Asowschen Meer erhebliche Opfer bringen müssen. Es kam der Zeitpunkt, an dem die Frage zu stellen war, ob dieser Kampf um die Engen zum Erfolg geführt werden könne, bzw. ob, wenn die Öffnung derselben gelungen war, die Kräfte noch ausreichen würden, gegenüber dem sich verstärkenden Feind den Siegespreis, die Krim, zu pflücken.

Am 25. Oktober schien die Angriffskraft der Truppe tatsächlich erschöpft zu sein. Der Kommandeur einer besonders guten Division hatte bereits zweimal gemeldet, daß seine Regimenter am Ende ihrer Kraft seien. Es war die Stunde, die in jedem derartigen Ringen wohl einmal kommt, in dem das Schicksal einer Schlacht auf des Messers Schneide steht. Die Stunde, in der sich zeigen muß, ob der Wille des Angreifers, alles herzugeben, oder der Widerstandswille des Verteidigers der stärkere bleibt.

Der Kampf um den Entschluß, das Letzte zu fordern auf die Gefahr hin, so viele Opfer schließlich doch umsonst verlangt zu haben, kann nur in der Seele des Führers ausgefochten werden. Aber er bliebe vergeblich, wenn er nicht von dem Vertrauen der Truppe und deren Willen, nicht nachzugeben, getragen würde.

Die Führung der 11. Armee war nicht bereit, nach alldem, was sie von der Truppe hatte fordern müssen, den Sieg vielleicht in der letzten Minute durch Schwachheit zu verschenken. Der trotz allem ungebrochene Angriffsgeist der Soldaten überwand auch den verbissenen Widerstandswillen des Gegners. Nach einem weiteren schweren Kampftag brachte der 27. Oktober den endgültigen Erfolg. Am 28. Oktober brach nach zehn Tagen erbittertster Kämpfe die sowjetische Verteidigung zusammen. Die 11. Armee konnte zur Verfolgung übergehen.

Die Verfolgung

Der Geschlagene pflegt im allgemeinen schneller zu sein als der Sieger. Die Aussicht, irgendwo weiter rückwärts Sicherheit zu finden, beflügelt den Rückzug. Beim Sieger tritt dagegen in der Stunde des Erfolges die Reaktion auf das von ihm geforderte Übermaß der Leistung ein. Zudem hat der Weichende immer die Möglichkeit, den Verfolgenden durch Nachhuten aufzuhalten und so für seine Hauptkräfte den rettenden Vorsprung zu gewinnen. Aus diesem Grunde kennt die Kriegsgeschichte nur wenig Beispiele von Verfolgungen, die als Ergebnis die Vernichtung der Hauptkräfte des Geschlagenen gehabt haben. Wann immer aber dieses Resultat erreicht worden ist, dann nur, wenn es gelang, den weichenden Gegner seitlich zu überholen und ihm den Weg abzuschneiden. Dies mußte in jenen Tagen auch das Ziel der 11. Armee sein.

Anscheinend wich der *Feind* nach dem Zusammenbruch seiner Verteidigung südlich der Engen mit der von Odessa gekommenen „Küsten-

armee" (5 Schützen-, 2 Kav.-Divisionen) nach Süden auf die Hauptstadt Simferopol zurück. Die Stadt bildete den Schlüsselpunkt für die einzigen festen Straßen, die längs des Nordrandes des Jaila-Gebirges nach Sewastopol bzw. nach der Halbinsel Kertsch und über das Gebirge an die Südküste mit ihren Häfen führte. Eine andere Gruppe (9. AK mit 4 Schützen- und 2 Kav.-Divisionen) schien nach Südosten, also in Richtung auf die Halbinsel Kertsch zurückgehen zu wollen. Drei Divisionen befanden sich anscheinend als Reserven bereits um Simferopol – Sewastopol.

Dem geschlagenen, aber zahlenmäßig durchaus noch beachtlichen Gegner, welchem zudem über See neue Kräfte zufließen konnten, standen immerhin noch folgende Möglichkeiten offen.

Er konnte anstreben, sich den Südteil der Krim als Basis für Flotte und Luftwaffe sowie als Ausgangsstellung für eine spätere Operation zu erhalten. Hierzu konnte er versuchen, am Nordrand des Jaila-Gebirges wieder Front zu machen, um – gestützt auf das schwer zugängliche Gebirge – die Verteidigung der Südkrim aufzunehmen. Zugleich würde er alsdann anstreben, den Zugang nach Sewastopol an der Alma, zur Halbinsel Kertsch in der Enge von Parpatsch zu sperren.

Fühlte sich der Gegner hierzu zu schwach, so konnte er versuchen, mit der Masse seiner Kräfte das Festungsgebiet von Sewastopol zu gewinnen, mit Teilkräften auf die Halbinsel Kertsch zurückzugehen, um sich wenigstens in diesen beiden Eckpfeilern der Krimstellung zu behaupten.

Für die 11. Armee mußte es darauf ankommen, diesen verschiedenen möglichen Absichten des Feindes zuvorzukommen. Hierzu kam es vor allem darauf an, so schnell wie möglich die Kontrolle über die wenigen festen Straßen zu gewinnen, die in der Südkrim von Simferopol zu den vorgenannten Eckpfeilern der Krimstellung führten.

Aus diesen Gedankengängen heraus wurde das neu eingetroffene Generalkommando 42 mit drei Divisionen (73., 46. und 170.) zur Verfolgung der in Richtung Feodosia – Halbinsel Kertsch zurückgehenden Feindgruppe angesetzt. Es sollte dem Gegner möglichst in der Enge von Parpatsch zuvorkommen und seine Einschiffung in den Häfen von Feodosia oder Kertsch verhindern.

Die Masse der Armee mußte anstreben, jeden Versuch der Russen, am Nordrand des Gebirges wieder Front zu machen, durch schärfste Verfolgung hinfällig zu machen. Vor allem aber kam es darauf an, zu verhindern, daß die zunächst auf Simferopol zurückgehende Hauptgruppe des Feindes sich in den Festungsbereich von Sewastopol retten könnte.

Hierzu wurde das 30. AK mit der 72. und 22. Division auf Simferopol

angesetzt, um ein Festsetzen des Gegners am Gebirgsrand zu verhindern. Durch schnelles Durchstoßen durch das Jaila-Gebirge längs der Straße Simferopol – Aluschta sollte es baldigst die Kontrolle auch über die Küstenstraße Aluschta – Sewastopol erlangen.

Das 54. AK (50. und die frisch eingetroffene 132. Infanterie-Division sowie eine behelfsmäßig zusammengestellte [mot.] Brigade) erhielt die Verfolgungsrichtung auf Bachtschisseraj – Sewastopol. Hier kam es darauf an, dem Gegner so schnell wie möglich die Straße Simferopol – Sewastopol zu verlegen. Darüber hinaus hoffte die Armee vielleicht Sewastopol im Überraschungsangriff nehmen zu können.

Allerdings fehlte ihr hierzu der schnelle oder Panzer-Verband, den sie zur Überrumpelung der Festung hätte vorauswerfen können. Viel Blut, ein Winter schwerer Kämpfe und der spätere Angriff auf die Festung wären dadurch erspart, der Ostfront eine Armee für weitere Operationen frühzeitig gewonnen worden. Alle Bemühungen des AOK, anstelle der ihm fortgenommenen Leibstandarte die 60. (mot.) Division zu erhalten, die aus Mangel an Betriebsstoff bei der 1. Panzer-Armee ohnehin festlag, scheiterten am Starrsinn Hitlers, der zu dieser Zeit nur nach Rostow blickte. Ein behelfsmäßig vom AOK aus einem rumänischen (mot.) Regiment, deutschen Aufklärungs-, Panzerjäger- und (mot.) Artillerie-Abteilungen zusammengestellter Verband (Brigade Ziegler) konnte diesen Ausfall nicht ersetzen.

Bei dieser Verfolgung trat noch einmal die Kühnheit und Initiative der Führer aller Grade und die Hingabe der Truppe in ein glänzendes Licht. Wenn man die durch schwere Verluste geschwächten, durch die unerhörten Anforderungen des Feldzuges nahezu erschöpften Regimenter sah, wie sie dem Ziel, der lockenden Küste im Süden der Krim, zustürmten, dann mochte man an die Soldaten jener Armee denken, die im Jahre 1796 die ihnen von Napoleon verhießenen Gefilde Italiens im Sturmlauf eroberten.

Am 16. November war die stürmische Verfolgung beendet, die Krim bis auf das Festungsgebiet von Sewastopol in unserer Hand.

Das 42. AK hatte in schnellem Zufassen den Versuch des Gegners vereitelt, in der Enge von Parpatsch der Verfolgung Halt zu gebieten. Es hatte den wichtigen Hafen von Feodosia genommen, ehe der Feind dort nennenswerte Kräfte hatte einschiffen können. Am 15. November hatte es Kertsch erobert. Nur unbedeutende Teile des Gegners waren über die Meerenge nach der Taman-Halbinsel entkommen.

Dem 30. AK war es gelungen, durch schnellen Vorstoß über Simferopol, das schon am 1. November von einer Vorausabteilung der 72. Infanterie-Division genommen wurde, und kühnes Durchstoßen auf der Gebirgs-

straße bis an die Südküste bei Aluschta die Hauptkräfte des Gegners in zwei Teile zu spalten. Dem Feind war damit nicht nur der Aufbau einer Verteidigungsfront am Nordrand des Gebirges unmöglich geworden, sondern alle seine Kräfte, die in das Gebirge östlich der Straße Simferopol — Aluschta abgedrängt waren, gingen hier ihrer Vernichtung entgegen. Der rettende Hafen von Feodosia war ihnen bereits durch das 42. AK verschlossen. Das 30. AK brachte bald auch die Küstenstraße Aluschta — Jalta — Sewastopol in seine Hand. Sein Vorstoß endete mit der kühnen Wegnahme des Forts Balaklawa durch das Infanterie-Regiment 105 unter seinem tapferen Kommandeur Oberst Müller (der später von den Griechen erschossen wurde). Damit war der kleine Hafen, der im Krimkriege die Basis der Armeen der Westmächte gebildet hatte, unter unserer Kontrolle.

Auf dem rechten Flügel der Armee war die (mot.) Brigade Ziegler vorausgeworfen worden, um dem Gegner so schnell wie möglich die Rückzugstraße nach Sewastopol zu verlegen. Es gelang ihr auch frühzeitig an dieser Straße die Übergänge über die Alma und die Katscha in ihre Hand zu bringen. Mit der Aufklärungs-Abteilung der 22. Infanterie-Division unter Oberstleutnant v. Boddien stieß sie über das Gebirge bis an die Südküste bei Jalta vor. Damit waren dem Gegner alle festen Rückzugsstraßen nach Sewastopol gesperrt. Es blieben seinen ostwärts der Straße Simferopol — Aluschta ins Gebirge gedrängten Teilen nur die schwierigen Gebirgswege nach der Festung offen. Auf den verlockenden Gedanken, mit der Brigade Ziegler einen Handstreich auf Sewastopol selbst zu versuchen, mußte jedoch verzichtet werden. Ihre Kräfte hätten auch dann dazu nicht ausgereicht, wenn der Gegner nicht bereits eine starke Sicherheitsbesatzung im Vorfeld der Festung gehabt hätte.

Dem der Brigade schnell nachfolgenden 54. AK war die Aufgabe gestellt, durch Vorstoß über den Belbek und die Tschornaja den noch im Gebirge befindlichen Feindteilen endgültig den Weg nach Sewastopol abzuschneiden. Das Korps stieß jedoch nach zügig durchgeführter Verfolgung im Vorfeld der Festung zwischen Katscha und Belbek sowie beim Vorgehen durch das Gebirge gegen die Tschornaja auf zähen Widerstand. Der Gegner hatte in der Festung noch vier intakte Marine-Brigaden, die den Kern der sich bildenden Verteidigungsarmee darstellten. Die Festungs-Artillerie trat in Tätigkeit. Von den ins Gebirge abgedrängten Kräften der Küstenarmee waren nicht unerhebliche Teile auf Gebirgswegen, wenn auch ohne Geschütze und Fahrzeuge, nach Sewastopol entkommen. Sie wurden durch Nachschub über See sogleich wieder aufgefüllt. Zahlreiche Arbeiter-Bataillone, aus der Arbeiterschaft der großen Marinebasis zusammengestellt und aus den Beständen der

Festung bewaffnet, verstärkten weiterhin die Reihen der Verteidiger. Unter der tatkräftigen Führung des sowjetischen Oberbefehlshabers in Sewastopol konnte der Gegner das Vorgehen des 54. AK im Vorfeld der Festung zum Stehen bringen. Dank des Nachschubs über See fühlte er sich sogar stark genug, unterstützt durch das Feuer von Flotteneinheiten, von der Küste nördlich Sewastopol her gegen die rechte Flanke des 54. Korps zum Angriff vorzugehen. Es wurde notwendig, vom 30. AK die 22. Division zur Unterstützung heranzuholen.

Unter diesen Umständen mußte der Plan des AOK, aus der Verfolgung heraus Sewastopol von Osten und Südosten her überraschend zu nehmen, fallen gelassen werden. Dies auch deshalb, weil zur Versorgung eines Angriffs von Osten her jede Straße fehlte. Eine auf den erbeuteten Karten eingezeichnete feste Straße war in Wirklichkeit noch nicht vorhanden. Ihr Anfang endete vielmehr in einem schwer zu überwindenden Fels- und Waldgelände.

Konnte so die Verfolgung nicht durch die Wegnahme der Festung Sewastopol gekrönt werden, so hatte sie doch nahezu zur Vernichtung des Gegners im freien Felde geführt. Die sechs Divisionen der 11. Armee hatten zwei feindliche Armeen mit insgesamt 12 Schützen- und 4 Kav.-Divisionen größtenteils aufgerieben. Von einer Kampfstärke von etwa 200 000 Mann hatte der Gegner im Kampf um die Engen und im Zuge unserer Verfolgung über 100 000 Mann an Gefangenen, dazu rund 700 Geschütze und 160 Panzer sowie mindestens 25 000 Mann an Toten verloren. Was sich über die Meerengen von Kertsch und nach Sewastopol hatte retten können, waren Trümmer ohne schwere Waffen. Wenn diese in der Festung alsbald wieder zu vollwertigen Truppen gemacht werden konnten, so verdankte der Feind dies der Seeherrschaft, die ihm die rechtzeitige Zuführung von Ersatz und Material ermöglichte.

Mit der Eroberung der Krim bis auf den Festungsbereich von Sewastopol hatte die 11. Armee sozusagen ihren eigenen Kriegsschauplatz gewonnen. Mochten ihr auch noch schwere Zeiten bevorstehen, mochte es notwendig werden, die Truppen bis an die äußerste Grenze ihrer Leistungsfähigkeit zu beanspruchen, so bot doch die Schönheit der Landschaft und ein milderes Klima einen gewissen Ausgleich. Zwar der Nordteil der Krim war eine öde Salzsteppe. Bemerkenswert waren hier nur die großen Anlagen zur Salzgewinnung. In weiträumigen Becken wurde das Wasser des Siwasch der Verdunstung ausgesetzt und dadurch das Salz, ein im übrigen Rußland seltenes Mineral, gewonnen. Die Siedlungen in diesem Raum waren arm, meist nur aus erbärmlichen Lehmhütten bestehend. Bemerkenswerterweise gab es hier einige rein jüdische Dörfer,

in denen von den Bolschewiken Juden zwangsweise angesiedelt worden waren.

Der Mittelteil der Krim war eine ebene, fast baumlose, aber fruchtbare Landschaft, über die allerdings im Winter die eisigen Winde aus den weiten Steppengebieten der Ostukraine hinwegbrausten. Hier gab es große, gut bewirtschaftete Kolchosen, deren Inventar die Sowjets natürlich zerstört oder fortgeschleppt hatten. Wir gingen alsbald daran, soweit es die Aufrechterhaltung der Produktion irgend zuließ, den enteigneten Bauern ihr Land als Eigentum wiederzugeben. So standen sie zumeist auf unserer Seite, waren damit aber auch dem Terror der im Jailagebirge kämpfenden Partisanen ausgesetzt.

Das Jailagebirge bildet den Südteil der Krim. Es erhebt sich unvermittelt aus der flachen Ebene der Mittelkrim bis zu Höhen von 2000 m und fällt dann schroff nach Süden in das Schwarze Meer ab. Weitgehend von Buschwald bedeckt, waren seine Höhen schwer zugänglich und boten daher den Partisanen günstige Unterschlupfe. Die aus dem Gebirge nach Norden streichenden Täler, in denen malerische tatarische Dörfer lagen, bargen reiche Obstplantagen. Sie boten zur Zeit der Obstblüte ein zauberhaftes Bild wie sich auch im Frühling in den Waldungen Blumen in einer Fülle und in leuchtenden Farben entfalteten, wie ich es anderswo nie erlebt habe. Die ehemalige Hauptstadt der Tataren-Khane, Bachtschisseray, malerisch an einem aus dem Gebirge kommenden Flüßchen gelegen, trug noch ganz orientalischen Charakter. Das Fürstenschloß war ein Juwel tatarischer Baukunst. Die Südküste — oft mit der Riviera verglichen — übertrifft diese fast noch an Schönheit. Bizarre Bergformen, schroff in das Meer abfallende Felsenberge machen sie zu einer wohl der schönsten Landschaften Europas. Um Jalta, in dessen Nähe das ehemalige Zarenschloß Livadia liegt, trug das Gebirge den herrlichsten Wald, den man sich denken kann. Wo die Berge etwas Raum ließen, bedeckten Wein- und Obstkulturen die fruchtbare Erde. Tropische Gewächse gediehen überall, besonders in dem wunderbaren Park, der das Zarenschloß Livadia umgab. Man glaubte sich in einem Garten Eden zu befinden. Wer von uns konnte ahnen, daß dieser Garten Eden wenige Jahre später der Schauplatz jenes Abkommens sein würde, durch das halb Europa den Sowjets preisgegeben werden sollte. Wer hätte ahnen können, daß sich hier die Lenker der beiden großen angelsächsischen Nationen von einem sich jovial gebenden, brutalen Gewaltherrscher so völlig einwickeln lassen würden. Uns entzückte das Paradies, das sich vor unseren Augen entfaltete. Wir sahen die Schlange nicht, die in ihm verborgen lag.

Neben der Schönheit der Landschaft war es aber auch die Vergangenheit, die uns auf Schritt und Tritt fesselte. Die Hafenstädte Eupatoria, Sewastopol, Feodosia gingen auf althellenische Gründungen zurück. Nach der Eroberung von Sewastopol fanden wir noch die Trümmer griechischer Tempel auf der Halbinsel Chersones. Dann hatten Goten ein Reich in dem Felsengebirge ostwärts Sewastopol gegründet. Von ihm zeugten noch die Spuren einer gewaltigen Felsenburg. Sie hatten sich hier noch jahrhundertelang gehalten, während zeitweise die Genuesen in den Häfen Fuß faßten und später die Krim ein Tatarenreich wurde, das sich bis in die neuere Zeit gegen die Russen behaupten konnte. Die Tataren stellten sich sogleich auf unsere Seite. Sie sahen in uns die Befreier vom bolschewistischen Joch, zumal wir ihre religiösen Gebräuche streng achteten. Eine Abordnung von ihnen erschien bei mir, um mir Obst und handgewebte schöne Stoffe für ihren Befreier „Adolf Effendi" zu übergeben.

Der Ostausläufer der Krim, die langgestreckte Halbinsel Kertsch, zeigte wiederum ein völlig anderes Gesicht. Sie ist ein nur teilweise gewelltes Flachland, das nur an der Ostküste, an dem engen Meeresarm, der die Krim vom Kubangebiet trennt, zu größeren, kahlen Höhen ansteigt. Die Halbinsel birgt Kohlen- und Erz-, sowie auch geringere Ölvorkommen. Um die an der Meerenge gelegene Hafenstadt Kertsch waren große Industrieanlagen entstanden. In den umgebenden Bergen gab es weitgedehnte Felshöhlen, die den Partisanen und später den Resten der vernichteten Invasionsarmeen Unterschlupf boten.

Während unsere Oberquartiermeister-Abteilung in der Hauptstadt Simferopol, die, schön am Nordrande des Jailagebirges gelegen, weitgehend russifiziert war, Unterkunft bezog, ging der Führungsstab nach Sarabus, einem großen Dorfe nördlich Simferopol. Wir fanden dort in einer neugebauten Schule, die die Sowjets wie fast in allen größeren Dörfern geschaffen hatten, eine praktische Unterkunft für unsere Büros. Ich selbst wohnte mit dem Chef und einigen Offizieren in dem kleinen Gutshaus der Obstkolchose, in dem jeder von uns ein bescheidenes Zimmer innehatte. Das Meublement des meinen bestand aus einem Bett, einem Tisch, einem Stuhl, einem Schemel, auf dem die Waschschüssel stand, und ein paar Kleiderhaken. Gewiß hätten wir aus Simferopol Möbel herbeischaffen können, aber es lag nicht im Geist unseres Stabes, Bequemlichkeiten zu schaffen, die der Landser entbehrte.

Wir sind, von zwei kürzeren Aufenthalten, die wir auf einem Gefechtsstand an der Kertschfront verbrachten und bis auf den Monat Juni 1942, in dem der Führungsstab vor Sewastopol lag, in dieser bescheidenen Unterkunft bis zum August 1942 geblieben. Nach dem bisherigen Zigeunerdasein ein für uns alle neuer und nicht unbedingt begrüßter

Zustand. Ist es doch unvermeidlich, daß das Stationärwerden eines Stabes nicht nur einen geregelten Tageslauf mit sich bringt, sondern auch den Papierkrieg aufleben läßt. Ich überstand ihn im Winter in meinem Schulzimmer zwischen zwei von uns nach russischem Muster gebauten kleinen Öfen aus Ziegelsteinen, da die Heizung von den Sowjets natürlich zerstört war.

Ich möchte an dieser Stelle ein Problem streifen, das – wenn auch hinter den schweren Sorgen, die der Winter 1941/42 in operativer Hinsicht bringen sollte, zurücktretend – mich immer besonders bewegt hat. Als Oberbefehlshaber einer Armee ist man auch deren oberster Gerichtsherr. Das schwerste, was an diesen herantritt, ist die Bestätigung von Todesurteilen. Einerseits ist es seine unausweichliche Pflicht, die Manneszucht aufrechtzuerhalten und im Interesse der Truppe Versagen im Kampf streng zu ahnden. Anderseits ist der Gedanke, durch die eigene Unterschrift ein Leben auszulöschen, schwer! Gewiß, der Tod fordert täglich im Kriege hunderte oder tausende als Opfer und jeder Soldat ist darauf gefaßt, sein Leben geben zu müssen. Aber es ist doch etwas anderes, im Kampf ehrenvoll zu fallen, von der tödlichen Kugel unverhofft, wenn auch nicht unerwartet, ereilt zu werden, als vor den Mündungen der Gewehre der Kameraden zu stehen und schimpflich aus der Reihe der Lebenden ausgelöscht zu werden.

Natürlich, wenn ein Soldat die Ehre der Armee durch eine niedrige Handlungsweise beschmutzt, wenn sein Verhalten Kameraden den Tod gebracht hatte, dann konnte und durfte es kein Mitleid geben. Aber es gab doch immer Fälle, denen menschlich erklärliches Versagen, nicht Niedrigkeit der Gesinnung zu Grunde lag. Trotzdem mußte das Kriegsgericht nach Recht und Gesetz die Todesstrafe aussprechen.

Ich habe in keinem Fall, in dem es sich um ein Todesurteil handelte, mich mit dem Vortrag meiner übrigens vortrefflichen Armeerichter begnügt, sondern stets die Akten selbst genau studiert. Wenn gleich zu Beginn des Krieges zwei Soldaten meines Korps zum Tode verurteilt wurden, weil sie eine alte Frau vergewaltigt und dann getötet hatten, so war dies nur recht und billig. Anders z. B. ein Mann, der im Polenfeldzug mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet, als Genesener zu einer ihm fremden Truppe gekommen war. Am ersten Tage fielen sein Gewehrführer und die anderen Kameraden der MG-Bedienung, worauf er im Kampf die Nerven verloren hatte und geflohen war. Er hatte zwar nach dem Gesetz sein Leben verwirkt. Aber dies war doch wohl ein Fall, in dem – trotz des Deliktes der Feigheit mit der Folge der Gefährdung der Truppe – ein anderer Maßstab anzulegen war. Ich

konnte das Urteil des Kriegsgerichts der Truppe nicht ohne weiteres aufheben. So half ich mir in diesem und ähnlichen Fällen nach Rücksprache mit dem Regimentskommandeur dadurch, daß ich die Bestätigung des Todesurteils für vier Wochen aussetzte. Bewährte sich der Mann in dieser Zeit im Kampf, dann hob ich das Urteil auf. Versagte er nochmals, so trat es in Kraft. Von denen, welchen auf diese Weise eine Bewährungsfrist gewährt wurde, ist in der Folge nur einer zum Feinde übergelaufen. Alle anderen haben sich entweder bewährt oder sind als pflichttreue Soldaten in den schweren Kämpfen gefallen.

Der erste Angriff auf Sewastopol

Die 11. Armee stand nunmehr vor der Aufgabe, das letzte Bollwerk des Gegners auf der Krim, Sewastopol, durch Angriff zu nehmen. Je eher dieser erfolgen würde, je weniger Zeit man dem Feinde ließ, seine Abwehr zu organisieren, desto mehr Aussicht bestand für ein Gelingen. Um so weniger auch war ein Eingreifen des Gegners über See her zu befürchten.

Zunächst galt es allerdings, die Festung wirklich abzuschließen. Ein weiteres Vorarbeiten des linken Flügels des 54. AK und vor allem die Schließung der Lücke zwischen ihm und dem im Gebirge südostwärts Sewastopol stehenden 30. AK war nötig. Dies erforderte eine Reihe schwieriger Gebirgskämpfe, zu denen das Armee-Oberkommando noch die inzwischen zur Verfügung gestellte 1. rumänische Gebirgs-Brigade einsetzen konnte.

Für den Angriff war zunächst die Kräftefrage zu lösen. Daß die zur Zeit um die Festung stehenden vier Divisionen nicht ausreichen würden, den Angriff durchzuführen, war sicher. Sie genügten nicht einmal zu einer lückenlosen Einschließung der Festung. Zudem ergab sich, daß der Gegner mit Hilfe der bereits erwähnten Maßnahmen seine Verteidigungskräfte in verhältnismäßig kurzer Zeit wieder auf eine Stärke von 9 Divisionen bringen konnte. Diese Tatsache unterstrich, wie notwendig es war, ihm vor allem die Zufuhr über See abzuschneiden.

Um zum Angriffserfolg zu kommen, mußte die 11. Armee also alle irgendwie verfügbar zu machenden Kräfte heranziehen. Anderseits aber war klar, daß der Feind – im Besitz der uneingeschränkten Seeherrschaft – jederzeit an jeder ihm günstig erscheinenden Stelle der Küste landen konnte, solange diese nicht ausreichend gesichert blieb. Die Führung der Armee stand damit vor der Frage, ob sie ein hohes Risiko durch Entblößung der übrigen Krim, insbesondere der Halbinsel Kertsch,

eingehen oder ob sie den Erfolg des beabsichtigten Angriffs von vornherein durch unzureichenden Kräfteeinsatz in Frage stellen wollte. Die Entscheidung fiel zu Gunsten des Angriffs.

Für seinen Ansatz waren folgende Überlegungen maßgebend. Der Feind mußte möglichst von mehreren Seiten angepackt werden, um zu verhindern, daß er seine Kräfte nur auf einer angegriffenen Festungsfront zusammenfassen könnte.

Wollte man die Festung zu Fall bringen, so war die Voraussetzung, den Hafen, also die Ssewernaja-Bucht, so bald wie möglich unter Kontrolle zu bekommen. Solange der Festung die Zufuhr über See offen blieb, konnte der Feind, so wie die Dinge lagen, materialmäßig, aber wahrscheinlich auch der Truppenstärke nach, immer überlegen bleiben. Der Hauptstoß mußte also — völlig anders als es im Krimkriege geschehen war, in dem die Alliierten die Seeherrschaft besaßen — von Norden bzw. Nordosten in Richtung auf die Ssewernaja-Bucht geführt werden. Nicht auf die Stadt, sondern auf den Hafen kam es an. Im Norden allein konnte auch die Armee ihre starke Angriffsartillerie zum Tragen bringen. Deren Munitionierung über das Gebirge hinweg zum Südabschnitt war angesichts der gegebenen Transportmöglichkeiten nicht zu leisten. Um so weniger, als die Küstenstraße jederzeit von See her vom Feind unter Feuer gehalten werden konnte. Wenn auch die feindlichen Befestigungen anscheinend im Nordabschnitt stärker und zahlreicher waren als im Südabschnitt, so bot in letzterem das Gelände, schroffes Felsengebirge, um so größere Schwierigkeiten. Zudem war das Wegenetz im Südabschnitt völlig unzureichend. Es mußte erst in langwieriger Arbeit ausgebaut werden.

Aus diesen Erwägungen heraus entschloß sich das Armee-Oberkommando, den Angriff mit Schwerpunkt von Norden bzw. Nordosten zu führen. Im Süden sollte ein Nebenangriff, vorwiegend zur Fesselung und Ablenkung des Gegners, angesetzt werden.

Im Norden hatte das Generalkommando 54 anzugreifen, dem hierzu vier Divisionen (22., 132., 50. und die neuzugeführte 24. Infanterie-Division) sowie die Masse der schweren Artillerie unterstellt wurden.

Der Fesselungsangriff im Süden fiel dem 30. AK zu, dem hierzu, außer der 72. Division, noch die von Kertsch herangeholte 170. Division und die rumänische Gebirgs-Brigade zur Verfügung stand.

Von Kertsch wurde ebenfalls die 73. Division herangezogen, um als Reserve für den Nordangriff bereitzustehen. So konnte auf der Halbinsel Kertsch nur das Generalkommando 42 mit der 46. Division belassen werden.

Im Jaila-Gebirge mußte das Generalkommando des rumänischen

Gebirgs-Korps mit der 4. Gebirgs-Brigade eingesetzt werden, da sich hier von Anfang an eine starke, wohlvorbereitete Partisanenbewegung bemerkbar machte. Sie erhielt aus den vielen im Gebirge Versprengten der Küstenarmee reichen Zuwachs und gefährdete den Nachschub sowohl auf den Straßen nach Feodosia, wie südlich des Gebirges an die Sewastopol-Front dauernd.

Für die eigentliche Küstensicherung verblieben demnach — außer der 8. rumänischen Kavallerie-Brigade an der Ostküste — neben wenigen neu errichteten Küstenbatterien nur rückwärtige Einheiten der Kampfdivisionen.

Sicherlich war es angesichts der Beherrschung der See durch die Rote Flotte ein hohes Risiko, das die Führung der Armee damit einging. Aber es schien tragbar, wenn der Angriff auf Sewastopol bald erfolgte, ehe der Gegner im Kuban- bzw. Kaukasus-Gebiet neue Kräfte für Unternehmungen über See aufstellen konnte.

Der *Zeitpunkt* des Angriffs war demnach von großer Bedeutung. Nach unseren Berechnungen konnten die erforderlichen Truppenverschiebungen und die Munitionierung der Angriffsartillerie bis zum 27. oder 28. November durchgeführt sein. Auf diesen Termin wurde also der Angriffsbeginn festgesetzt.

Da fiel auch uns der russische Winter in den Arm, und zwar in doppelter und darum um so wirkungsvollerer Form. Auf der Krim setzten unablässige Regenfälle ein, die binnen kürzerster Frist alle nicht festen Straßen unbenutzbar machten. Das feste Straßennetz auf der Krim beginnt jedoch erst in Simferopol. Vom Festland bis dorthin führt lediglich einer der landesüblichen „Gräter-Wege", Straßen, bei denen nur die Oberfläche geglättet ist und die an beiden Seiten Gräben aufweisen. Bei trockenem Wetter sind sie auf dem harten Lehmboden Südrußlands sehr gut benutzbar. In der Schlammperiode aber mußten sie alsbald gesperrt werden, wenn man sie nicht auf die Dauer und völlig ruinieren wollte. Mit Einsetzen der Regenperiode hörte also für die Armee der Kolonnen-Nachschub praktisch auf, soweit es die Strecke vom Festland bis Simferopol betraf. Am 17. November waren bereits 50 Prozent des Kolonnenraums durch technische Schäden ausgefallen. Anderseits aber herrschte auf dem Festland im Norden bereits strenger Frost, dem von den überhaupt zur Zeit südlich des Dnjepr verfügbaren fünf Lokomotiven alsbald vier zum Opfer fielen. So sank der Nachschub für die Armee oft auf ein bis zwei Züge täglich herab. Der Dnjepr führte Eis, das aber noch nicht hielt, während es eisfreie Brücken noch nicht gab. So zogen sich die Vorbereitungen für den Angriff in die Länge. Statt am 27. November konnten wir erst am 17. Dezember mit der Artillerievorbereitung beginnen.

Daß dieser Zeitverlust dem Gegner zugute kam, der in seinem Festungsgebiet keine derartige Schwierigkeiten hatte, war klar. Aber auch die Gefahr eines Eingreifens neuer Feindkräfte über See mußte von Tag zu Tag wachsen.

Mit einer Verspätung von drei Wochen, wie sich zeigen sollte einem entscheidenden Zeitverlust, konnte also im Nordabschnitt das 54. AK, im Süden das 30. AK zum Angriff antreten. Zuvor aber wurde die Armeeführung noch vor eine schwere Entscheidung gestellt. Am 17. Oktober hatte das Ob.Kdo.d.H.Gr. auf Grund der bei Rostow kritisch gewordenen Lage die sofortige Abgabe der 73. und 170. Infanterie-Division angeordnet. Alle Vorstellungen des Armee-Oberkommandos 11, daß damit der Angriff auf Sewastopol unmöglich würde, hatten nur erreicht, daß die längs der Südküste zum 30. AK im Anmarsch befindliche 170. Division der Armee belassen wurde. Sie wäre ohnehin bei Rostow zu spät gekommen. Das änderte aber nichts an der Tatsache, daß mit Fortnahme der 73. Division die für den Nordangriff erforderliche Reserve wegfiel. Das Armee-Oberkommando stand vor der Entscheidung, ob es unter diesen Umständen den Angriff überhaupt wagen konnte. Es entschied sich, das Wagnis zu unternehmen.

Es ist nicht möglich, den Verlauf des Angriffs hier im einzelnen zu schildern. Es galt zunächst, den Gegner durch einen überraschenden Stoß von Osten her aus dem Vorfeld zwischen der Katscha und dem Belbek zu vertreiben. Zugleich waren seine Stützpunkte im Belbek-Tal und dessen südlichen Höhenrand zu nehmen. Dann war der Angriff durch das eigentliche Festungsglacis südlich des Belbek bis an die Ssewernaja-Bucht vorzutreiben. Hauptlast und Erfolg dieses Kampfes lag bei der tapferen niedersächsischen 22. Infanterie-Division unter ihrem ausgezeichneten Kommandeur Generalleutnant Wolff. Sie säuberte das Vorfeld zwischen Katscha und Belbek vom Feinde, stürmte zusammen mit der südlich angreifenden 132. Infanterie-Division die Höhen am Südrand des Belbektals und stieß in die eigentliche Befestigungszone südlich davon vor. Aber der Angriffskeil wurde immer schmäler, da die von Osten in Richtung auf die Ssewernaja-Bucht angesetzte 50. und 24. Infanterie-Division in dem außerordentlich schwierigen, teilweise mit fast undurchdringlichem Busch bewachsenen Berggelände nicht nennenswert vorwärts kamen. Die schweren Kämpfe um die vom Feind zäh verteidigten Bunker zehrten am Bestand der Truppe. Nunmehr einfallende strenge Kälte beanspruchte ihre Kräfte aufs äußerste. Immerhin, die Spitze des Angriffskeils näherte sich in den letzten Dezembertagen — auch in den Weihnachtstagen hatte der Kampf angedauert — dem Fort Stalin, nach dessen Wegnahme zum mindesten der beherrschende Einblick in die Ssewernaja-Bucht für di

Artillerie gewonnen gewesen wäre. Eine frische Truppe — und der Stoß bis zur Ssewernaja-Bucht mußte gelingen. Diese aber fehlte infolge der Abgabe der 73. Infanterie-Division und war auch nicht durch schärfste Zusammenfassung der Angriffsdivisionen nach der Angriffsspitze hin zu ersetzen.

In dieser Lage trafen die Armee die sowjetischen Landungen zuerst bei Kertsch, dann bei Feodosia. Eine tödliche Gefahr in dem Augenblick, als alle Kräfte der Armee bis auf eine deutsche Division und zwei rumänische Brigaden im Kampf um Sewastopol standen!

Es war völlig klar, daß es notwendig sein würde, schnellstens Kräfte von Sewastopol an die bedrohten Punkte zu werfen. Jedes Zögern konnte verhängnisvoll werden. Aber sollte man den Angriff auf Sewastopol aufgeben, gerade in dem Augenblick, in dem es anscheinend nur noch einer letzten Anstrengung bedurfte, um wenigstens das Ziel der Kontrolle über die Ssewernaja-Bucht zu erreichen?

Zudem erschien es sicher, daß es nach einem Erfolg auf der Nordfront leichter sein würde, Kräfte bei Sewastopol freizumachen, als wenn man den Gegner vorzeitig losließ.

So entschloß sich die Armeeführung, selbst nach der Landung der Russen bei Feodosia, noch das Risiko auf sich zu nehmen, das in jeder Stunde lag, um die das Freimachen von Truppen bei Sewastopol verzögert wurde. Zunächst wurde also nur die Einstellung des Angriffs beim 30. AK befohlen und die 170. Division nach der bedrohten Halbinsel Kertsch in Marsch gesetzt. Dagegen sollte — im Einvernehmen mit dem Kommandierenden General des 54. AK und seinen Divisions-Kommandeuren — auf der Nordfront noch ein letzter Versuch gemacht werden, das Angriffsziel, die Ssewernaja-Bucht, zu erreichen. Wie immer gab die Truppe das Letzte. Die Angriffsspitze der 22. Infanterie-Division, das Infanterie-Regiment 16 unter Oberst v. Choltitz, drang auch noch in das Hindernis des Fort Stalin ein. Dann aber war es mit der Kraft zu Ende. Am 30. Dezember meldeten die Kommandeure der Angriffsdivisionen, daß weitere Versuche, den Angriff fortzuführen, keinen Erfolg mehr versprächen. Das Armee-Oberkommando gab — nachdem eine sehr ernste fernmündliche Vorstellung über die Heeresgruppe auch Hitler von der Notwendigkeit überzeugt hatte — den Befehl zur endgültigen Einstellung des Angriffs. Es mußte — schweren Herzens — darüber hinaus den Befehl zur Zurücknahme der Nordfront auf die Höhen nördlich des Belbektals geben. Ohne diese Maßnahme waren nicht genügend Kräfte freizumachen. Die Lage in dem spitzen Angriffskeil wäre auf die Dauer ohnehin nicht haltbar gewesen. Daß Hitler diesen Entschluß mißbilligte

(wiewohl er ihn nicht ändern konnte), da es seinem soeben erlassenen strikten Verbot, irgend etwas freiwillig aufzugeben, widersprach, wog leicht im Vergleich zur Verantwortung gegenüber der Truppe, die soviel Opfer gebracht hatte. Gerade in Gedanken an sie und ihre Erhaltung aber mußte dieser Entschluß gefaßt werden.

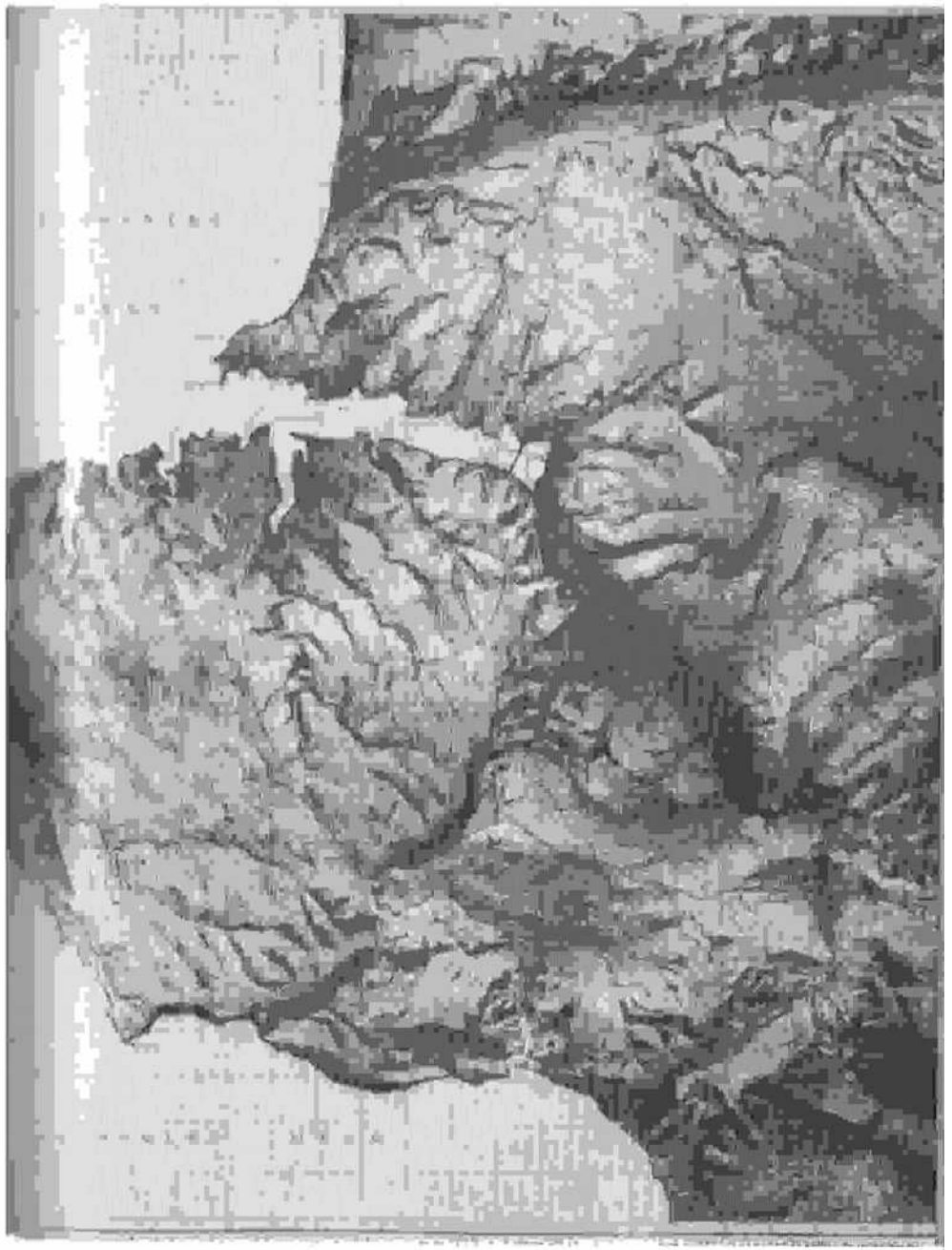
So war der erste Versuch, die Festung Sewastopol in gewaltsamem Angriff zu nehmen, gescheitert. Der verbleibende Vorteil war die erreichte engere Einschließung der Festung, die weniger Kräfte benötigen würde, und die Gewinnung einer brauchbaren Ausgangsbasis für einen späteren Angriff. Auch das 30. AK hatte im Süden für eine spätere Fortführung des Angriffs wichtige Geländepunkte gewonnen. Ein schwacher Trost allerdings angesichts der gebrachten Opfer.

Stalin-Offensive zur Wiedereroberung der Krim

Die Landung sowjetischer Truppen auf der Halbinsel Kertsch, die die 11. Armee gerade in dem Zeitpunkt traf, in dem der Kampf auf der Nordfront von Sewastopol vor der Entscheidung stand, stellte sich alsbald als mehr denn ein bloßes Ablenkungsmanöver des Gegners heraus. Sowjetische Sender kündigten an, daß es sich um eine entscheidungsuchende Offensive zur Wiedereroberung der Krim handele, die auf Befehl und nach den Plänen Stalins durchgeführt werden würde. Der Kampf – so wurde angekündigt – werde erst mit der Vernichtung der 11. Armee auf der Krim sein Ende finden. Daß diese Drohung keine leeren Worte waren, bewies alsbald der starke Kräfteeinsatz des Gegners, hinter dem, zugleich in rücksichtslosestem Kräfteverbrauch, der brutale Wille Stalins fühlbar wurde.

Am 26. Dezember war der Feind, die Meerenge von Kertsch überschreitend, zunächst mit zwei Divisionen beiderseits der Stadt Kertsch gelandet. Kleinere Landungen an der Nordküste der Halbinsel schlossen sich an.

Das Generalkommando des 42. AK (General Graf Sponeck) befand sich, allein auf die 46. Infanterie-Division zur Verteidigung der Halbinsel angewiesen, sicherlich in keiner beneidenswerten Lage. Graf Sponeck erbat denn auch beim Armee-Oberkommando die Genehmigung zur Räumung der Halbinsel Kertsch in der Hoffnung, diese in der Enge von Parpatsch abriegeln zu können. Das Armee-Oberkommando teilte seine Auffassung nicht. Gelang es dem Gegner, bei Kertsch erst festen Fuß zu fassen, dann entstand auf der Halbinsel eine zweite Front und



Reliefkarte des Festungsgebietes von Sewastopol

Panzerbatterie Maxim Gorki I

An der Südküste der Krim

damit eine für die Armee außerordentlich bedrohliche Lage, solange sie Sewastopol noch nicht genommen hatte.

Das Armee-Oberkommando befahl daher, daß das 42. AK, den noch bestehenden Schwächemoment des gelandeten Gegners ausnützend, diesen ins Meer zu werfen habe. Zugleich setzte es, um alle Kräfte der 46. Infanterie-Division für diese Aufgabe freizumachen, die um Simferopol stehende 4. rumänische Gebirgs-Brigade und die die Ostküste der Krim sichernde 8. rumänische Kavallerie-Brigade auf Feodosia in Marsch, um etwaige Landungsversuche des Gegners an dieser kritischen Stelle abwehren zu können. Desgleichen wurde die gerade noch auf der Krim greifbare letzte Regimentsgruppe der abmarschierenden 73. Infanterie-Division (verst. Infanterie-Regiment 213) von Genitschek auf Feodosia heranbefohlen.

Tatsächlich gelang es der 46. Infanterie-Division bis zum 28. Dezember die feindlichen Landeköpfe nördlich und südlich Kertsch bis auf einen kleinen Rest am Nordufer zu beseitigen. Trotzdem erbat Graf Sponeck nochmals die Genehmigung, die Halbinsel Kertsch zu räumen. Das Armee-Oberkommando verbot jedoch eine Räumung ausdrücklich, da wir nach wie vor der Ansicht waren, daß nach Preisgabe der Halbinsel Kertsch eine Lage entstehen könne, die mit den Kräften der Armee nicht mehr zu meistern sein würde.

Inzwischen war das 54. AK am 28. Dezember zum letzten Angriff bei Sewastopol angetreten.

Jetzt holte jedoch der Feind zu einem neuen Schlag aus. Am 29. Dezember früh erhielten wir aus Feodosia die Meldung, daß der Gegner dort in der Nacht unter dem Schutz starker Seestreitkräfte gelandet sei. Die schwachen bei Feodosia stehenden Kräfte (1 Pionierbataillon, Panzerjäger und einige Küstenbatterien, die Rumänen trafen erst im Laufe des Vormittags vor Feodosia ein) hatten die Landung nicht verhindern können. Die Fernsprechverbindung zum Generalkommando 42, das sich etwa in der Mitte der Halbinsel befand, war unterbrochen. Um 10.00 Uhr ging jedoch ein Funkspruch von ihm ein, daß Graf Sponeck auf Grund der feindlichen Landung bei Feodosia die sofortige Räumung der Halbinsel Kertsch befohlen habe. Ein Gegenbefehl des Armee-Oberkommandos wurde von der Funkstelle des Generalkommandos nicht mehr aufgenommen. So verständlich die Sorge des Generalkommandos auch war, mit der 46. Infanterie-Division auf der Halbinsel Kertsch durch die bei Feodosia gelandeten Kräfte abgeschnitten zu werden, so glaubten wir doch nicht, daß ein überstürzter Rückzug die Lage irgendwie bessern könnte. Ließ man in diesem Augenblick die Reste des Gegners bei Kertsch los, so würde er ungesäumt der 46. Infanterie-

Division folgen. Diese würde alsdann in der Enge von Parpatsch zwischen zwei Feuer geraten. Zugleich mit dem Verbot der Räumung bei Kertsch (das wie gesagt vom Generalkommando 42 nicht mehr aufgenommen wurde) befahl das Armee-Oberkommando dem Generalkommando des rumänischen Gebirgs-Korps, den bei Feodosia gelandeten Gegner mit den beiden früher erwähnten Brigaden und einem im Anrollen befindlichen rumänischen mot. Regiment unverzüglich wieder ins Meer zu werfen. Zwar gaben wir uns keinen Illusionen über die Angriffskraft der rumänischen Verbände hin. Aber noch konnte der Feind bei Feodosia nur schwache Kräfte an Land zur Verfügung haben. Entschlossenes Zupacken mußte ihn in seinem Schwächemoment treffen. Zum mindesten aber glaubten wir annehmen zu dürfen, daß es den rumänischen Kräften gelingen werde, den Feind in einem engen Landekopf um Feodosia festzuhalten, bis deutsche Truppen heran sein könnten.

Die Entwicklung der Lage auf der Halbinsel Kertsch

Auch diese Hoffnung sollte allerdings alsbald zerrinnen. Der Angriff des rumänischen Gebirgs-Korps auf Feodosia schlug nicht nur nicht durch, die Rumänen wichen vielmehr vor wenigen sowjetischen Panzern sofort bis ostwärts Stary Krim zurück.

Die 46. Infanterie-Division erreichte zwar in Gewaltmärschen die Enge von Parpatsch. Sie hatte dabei jedoch auf den vereisten Straßen die meisten ihrer Geschütze liegen lassen müssen. Ihre Truppen waren zudem von den Anstrengungen dieses Rückzuges völlig erschöpft. Hinter ihr konnte der Gegner aus den ihm noch verbliebenen kleinen Landeköpfen sofort zur Verfolgung antreten. Das Zufrieren der Meerenge von Kertsch erlaubte ihm, schnell weitere Kräfte nachzuführen.

Wenn der Gegner die Gunst der Lage genutzt hätte und von Kertsch der 46. Infanterie-Division schnell nachgedrängt, sowie zugleich von Feodosia den weichenden Rumänen rücksichtslos nachgestoßen wäre, dann wäre nicht nur die Lage an dieser neuentstandenen Ostfront der Armee hoffnungslos geworden. Vielmehr würde es um das Schicksal der ganzen 11. Armee gegangen sein. Ein entschlossener Gegner hätte durch schnellen Vorstoß auch nur schwacher Kräfte nach Dshankoj den gesamten Nachschub der Armee unterbinden können. Die von Sewastopol heranbefohlenen Kräfte — die 170. Infanterie-Division und nach Einstellung auch des Nordangriffs die 132. Infanterie-Division — konnten frühestens in 14 Tagen im Gebiet westlich bzw. nordwestlich Feodosia eintreffen.

Der Gegner hat es jedoch nicht verstanden, die Gunst der Stunde zu nutzen. Mochte es nun sein, daß die feindliche Führung ihre Chance nicht erkannt hatte oder daß sie es nicht wagte, sie schnell zu ergreifen. Aus Beutekarten ging hervor, daß die bei Feodosia gelandete 44. Armee zunächst nur die Absicht gehabt hat, bis zum 4. Januar bis in die Gegend westlich und nordwestlich Stary Krim mit den zu dieser Zeit bereits verfügbaren sechs Divisionen vorzustoßen, um alsdann sich in der erreichten Linie zur Verteidigung einzurichten! Offenbar hat sich der Gegner also selbst mit einer dreifachen Überlegenheit nicht an eine kühn geführte weitreichende Operation herangewagt, die zum Untergang der 11. Armee hätte führen können. Anscheinend wollte er erst *noch* stärker werden.

Aber nicht einmal die oben erwähnte Linie westlich Stary Krim wurde vom Feind tatsächlich erreicht.

Die über Kertsch angesetzte 51. Armee folgte der 46. Infanterie-Division nur zögernd. Die bei Feodosia gelandete 44. Armee aber fühlte in der entscheidenden Richtung nach Westen und Nordwesten zunächst nur vorsichtig vor. Statt dessen stieß sie zu unserem Erstaunen mit stärkeren Kräften nach Osten der 51. Armee entgegen. Der Gegner sah offenbar nur das taktische Ziel der Vernichtung unserer Kräfte auf der Halbinsel Kertsch und verlor darüber das operative Ziel, die Abschnürung der Lebensader der 11. Armee, aus den Augen.

So gelang es, mit der erschöpften 46. Infanterie-Division, dem inzwischen von Genitschek eingetroffenen verst. Infanterie-Regiment 213 und den Rumänen eine allerdings hauchdünne Sicherungsfront zwischen dem Nordhang des Jaila-Gebirges bei Stary Krim und dem Siwasch westlich Ak Monay aufzubauen. Zur Festigung der rumänischen Truppen wurden alle entbehrlichen Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften, selbst des AOK, den rumänischen Truppenteilen als Halt für ihre schweren Waffen zur Verfügung gestellt.

Der tragische Fall des Generals Graf Sponeck

Die Räumung der Halbinsel Kertsch hat zu Maßnahmen der obersten Führung geführt, die nicht gerechtfertigt waren, und die im Interesse unserer tapferen Soldaten hier erörtert werden müssen.

Der nunmehrige Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Süd, Feldmarschall v. Reichenau, sperrte zunächst alle Auszeichnungen für die 46. Inf.-Division. Diese Maßnahme erfolgte offenbar als Folge des kategorischen Befehls Hitlers, der bei Übernahme des Oberbefehls über das Heer im Dezember 1941 jeder Truppe unter allen Umständen jeden Schritt rück-

wärts verboten hatte. Trotzdem war diese Maßnahme gegen die Truppe nicht gerechtfertigt. Diese hatte von ihrem vorgesetzten Gen.Kdo. den Befehl zum Rückmarsch erhalten und hatte ihn auszuführen. Es ist mir – leider erst nach dem bald darauf erfolgten Tod des Feldmarschalls v. Reichenau – gelungen, bei seinem Nachfolger, Feldmarschall v. Bock, die Aufhebung dieser über eine tapfere Truppe zu Unrecht verhängten Maßnahme zu erreichen. Der Kommandeur der Division, Generalleutnant Himer, ist leider bald darauf in der Abwehrschlacht in der Enge von Parpatsch gefallen.

Der Fall des Grafen Sponeck zeigt die Tragik auf, die der Konflikt zwischen der Pflicht zum Gehorsam und der eigenen Auffassung über operative Notwendigkeiten so oft für einen höheren militärischen Führer bedeuten kann. Er weiß, daß er im Fall des Ungehorsams seinen Kopf riskiert, kann aber trotzdem vor der Notwendigkeit stehen, einem Befehl entgegen zu handeln. Ein Konflikt, der in dieser Schärfe nur an Soldaten herantritt.

Ich hatte nach Erhalt der Meldung über die vom Gen.Kdo., entgegen den ausdrücklichen Befehlen des AOK, angeordnete Räumung der Halbinsel Kertsch den Grafen Sponeck seines Kommandos enthoben. Dies erfolgte nicht etwa, weil er eigenmächtig gehandelt hatte. Ich habe selbst oft genug operativen Weisungen selbst Hitlers entgegen handeln müssen, um nicht auch den mir nachgeordneten Führern das Recht zuzugestehen, notfalls nach eigenem Ermessen zu handeln. Die Enthebung Sponecks vom Kommando erfolgte vielmehr, weil ich nicht die Gewißheit hatte, daß er zur Zeit noch der Mann war, eine so kritische Situation wie die auf der Halbinsel Kertsch durchzustehen. In den schweren Kämpfen um den Dnjepr-Übergang war er außerordentlichen Belastungen ausgesetzt gewesen. Ich hatte an seine Stelle den besonders bewährten Kommandeur der 72. Infanterie-Division, General Mattenklott, berufen.

Graf Sponeck hatte selbstverständlich den Wunsch, in einem kriegsgerichtlichen Verfahren seine Handlungsweise zu rechtfertigen. Ein solches Verfahren hatte auch Hitler angeordnet und Graf Sponeck ins Führerhauptquartier bestellt. Das Verfahren ist dann in den Tagen höchster Spannung auf der Krim im Führerhauptquartier unter Vorsitz von Göring durchgeführt worden. Es endete nach kurzer Verhandlung mit einem Todesurteil, das allerdings durch Hitler in Festungshaft umgewandelt wurde. Dem AOK war weder der Termin des Verfahrens mitgeteilt worden, noch hatte ich die Möglichkeit gehabt, zu dem Verhalten des Grafen Sponeck Stellung zu nehmen.

Zur sachlichen Beurteilung dieses Falles ist folgendes zu sagen:

Dem Grafen Sponeck war unbedingt zuzugestehen, daß er sich einer

außerordentlich schwierigen Lage gegenüber sah. Gegenüber dem Verbot des AOK, die Halbinsel Kertsch zu räumen, war zweifellos durch die sowjetische Landung bei Feodosia eine neue Lage entstanden. Der Gedanke, daß es nunmehr vor allem darauf ankomme, die Kampfkraft der 46. Infanterie-Division durch deren schleunige Rückführung durch die Enge von Parpatsch zu erhalten, war nicht von der Hand zu weisen. Aus ihm heraus hat Graf Sponeck fraglos gehandelt.

Was allerdings zu beanstanden blieb, war, daß das Gen.Kdo. 42 das AOK durch seine Funkmeldung über die bereits befohlene Räumung vor eine vollendete Tatsache gestellt und jedes Eingreifen desselben im Sinne einer anderen Lösung durch Abbau seiner Funkstelle unmöglich gemacht hatte. Des weiteren ist zu sagen, daß eine derart überstürzte Rückführung der 46. Infanterie-Division nicht das Mittel sein konnte, die Erhaltung ihrer Kampfkraft zu sichern. Wenn man schon die Halbinsel Kertsch räumte, so kam alles darauf an, daß die Division die Enge von Parpatsch *kampfkräftig* erreichte. Hätte der Gegner bei Feodosia richtig gehandelt, so wäre die Division in dem Zustande, in dem sie bei Parpatsch ankam, wohl nicht in der Lage gewesen, sich nach Westen durchzuschlagen.

Immerhin, ein Kriegsgericht aus erfahrenen Frontbefehlshabern würde nicht zu einem Urteil gekommen sein wie das unter der Leitung Görings stehende. Es wäre dem Grafen Sponeck in jedem Fall zuzubilligen gewesen, daß er – unter dem Druck einer außerordentlich schwierigen Lage stehend – nach bestem Gewissen glaubte, nicht anders handeln zu können. Dazu hätte seine Bewährung als Kommandeur der 22. Infanterie-Division bei Rotterdam und beim Dnjepr-Übergang bei Berisslawl ein Urteil, wie das gefällte, ausschließen müssen.

Ich habe sofort, nachdem ich das Urteil erfahren hatte, in einer Meldung an den Oberbefehlshaber der Heeresgruppe, mich vor den Grafen Sponeck gestellt und gefordert, daß ich zunächst noch einmal gehört werden müsse. Feldmarschall v. Bock hat sich dieser Stellungnahme voll angeschlossen. Das Ergebnis war eine Antwort Keitels, in der dieser unsere Auffassung in völlig unbegründet schroffer Form zurückwies. Immerhin erfolgte die vorher erwähnte Änderung des Urteils durch Hitler. General Graf Sponeck hat dann die nächsten Jahre auf der Festung Germersheim verbringen müssen. Mehrfache Versuche von mir, seine völlige Rehabilitierung zu erreichen, blieben erfolglos. Er ist dann schamloserweise auf Befehl Himmlers nach dem 20. Juli 1944 erschossen worden, eine Tatsache, die erst nach Kriegsende bekannt wurde. Sein Andenken, als das eines Soldaten von Ehre und eines Führers von Verantwortungsbewußtsein, wird von all denen, die ihn gekannt haben, in Ehren gehalten werden.

Doch kehren wir zur Lage der 11. Armee zurück.

In den ersten Januartagen des Jahres 1942 stand den bei Feodosia gelandeten und den von Kertsch herankommenden Feindkräften, wie bereits erwähnt, der Weg zur Lebensader der Armee, der Bahn Dshankoj–Simferopol praktisch offen. Die dünne Sicherungslinie, die hatte aufgerichtet werden können, konnte einem Angriff starker Kräfte nicht standhalten. Am 4. Januar war sicher, daß der Feind bereits 6 Divisionen um Feodosia hatte. Bis die von Sewastopol heranzuführenden Divisionen eintreffen konnten, hing das Schicksal der 11. Armee tatsächlich an einem seidenen Faden! Das Herausziehen von Kräften aus der Sewastopol-Front aber suchte der Gegner dadurch zu verhindern, daß er dort nunmehr seinerseits zum Angriff auf die neuen noch nicht gefestigten Stellungen überging.

In diesen Tagen bildete eine besondere seelische Belastung die Tatsache, daß in den Lazaretten von Simferopol 10 000 Verwundete lagen, die wir nicht abtransportieren konnten. In Feodosia hatten die Bolschewisten unsere Verwundeten in den dortigen Lazaretten erschlagen, z. T. sie in ihren Streckverbänden an das Meeresufer geschleppt, mit Wasser übergossen und bei der schneidenden Kälte einfrieren lassen. Was würde geschehen, wenn der Gegner die dünne Sicherungslinie westlich Feodosia durchstieß und nach Simferopol gelangte?

Im übrigen schien sich alles gegen uns verschworen zu haben. Starker Frost auf den Flugplätzen um Simferopol und Eupatoria, von denen die Stukas und Bomber starten mußten, ließ oft am frühen Morgen den Start zum Angriff auf die feindlichen Ausladungen in Feodosia nicht zu. Daß der Gegner die Straße von Kertsch auf dem Eise überqueren konnte, wurde schon früher erwähnt. Andererseits aber konnten wiederum auch die noch um Cherson und Nikolajew liegenden Bomberverbände wegen der dortigen Wetterlage nicht starten.

Infolge der schwierigen Nachschublage in den zurückliegenden Wochen war es nicht möglich gewesen, neben Hafer auch das Rauhfutter für die Pferde nachzuführen. Dieser Mangel hatte bei den Pferden der Truppen, die an der Südküste vor Sewastopol standen, wo es kein Rauhfutter gab, zu völliger Erschöpfung und hohen Ausfällen geführt. So konnte die ganze bespannte Artillerie der 170. Division das Gebirge zwischen Aluschta und Simferopol nur ohne Geschütze überwinden. Diese mußten mit Lastkraftwagen befördert werden.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch eine Bemerkung anderer Art einschalten. Trotz aller oben geschilderten Nachschub-Schwierigkeiten hat die Armee alles daran gesetzt – z. T. unter Kürzung der eigenen Verpflegung – um die zahlreichen Gefangenen, die mangels Transportraum

noch nicht hatten abbefördert werden können, wenigstens einigermaßen zu ernähren. Der Erfolg ist gewesen, daß die Sterblichkeit im Jahresdurchschnitt nicht einmal 2 Prozent erreicht hat, eine Ziffer, die außerordentlich gering erscheint, wenn man bedenkt, daß ein erheblicher Teil der Gefangenen schwer verwundet oder total erschöpft in unsere Hand fiel. Einen Beweis dafür, daß wir unsere Gefangenen gut behandelten, lieferten diese selbst anläßlich der sowjetischen Landung bei Feodosia. Dort befand sich ein Lager mit 8000 Gefangenen, deren Bewachung geflohen war. Diese 8000 Mann fielen jedoch keineswegs ihren „Befreiern" in die Arme, sondern marschierten – ohne Bewachung – in Richtung Simferopol, also zu uns ab.

Darüber hinaus aber hat die Armee alles in ihrer Möglichkeit liegende getan, um der Zivilbevölkerung zu helfen. Diese litt bittere Not, da die Sowjets vor Räumung der Krim durch eigens zu diesem Zweck aufgestellte „Vernichtungs-Bataillone", die einen Teil der wohlvorbereiteten Partisanen-Organisationen bildeten, nicht nur fast alle Fabriken, Mühlen usw. zerstört, sondern auch die vorhandenen Lebensmittellager weitgehend vernichtet hatten. Dabei war die Krim von jeher ernährungsmäßig ohnedies ein Zuschußgebiet. Der Ober-Quartiermeister der Armee, Oberst Hauck, und der vortreffliche Armee-Intendant, Rabus, haben sich trotz aller ihrer Nachschubsorgen auch dieser Frage vorbildlich angenommen.

Der Erfolg dieser Hilfe, wie auch die Achtung, die wir ihrer religiösen Einstellung entgegenbrachten, hat dazu geführt, daß die in der Masse tatarische Bevölkerung der Krim uns durchaus freundlich gegenüberstand. Wir konnten sogar aus den Tataren bewaffnete Selbstschutz-Kompanien aufstellen, deren Aufgabe es war, ihre Dörfer gegen die Überfälle der im Jaila-Gebirge eingenisteten Partisanen zu schützen.

Daß es auf der Krim von Anbeginn eine starke Partisanen-Bewegung gab, die uns viel zu schaffen machte, lag daran, daß die Bevölkerung der Krim neben den Tataren und anderen Volkssplittern auch eine große Zahl von Russen enthielt. Sie waren z. T. erst unter dem bolschewistischen Regime auf die Krim gebracht worden. Aus diesen und den zahlreichen bei den ersten Kämpfen im Gebirge Versprengten rekrutierten sich die Partisanen vorwiegend.

Die Partisanen-Bewegung war auf der Krim von langer Hand vorbereitet. In dem unzugänglichen Jaila-Gebirge fanden die Partisanen Unterschlupf und hatten vorbereitete Lebensmittel- und Munitionslager, an die nur schwer heranzukommen war. Von ihnen aus versuchten sie die wenigen Straßen zu blockieren. Gerade in der geschilderten gespannten Lage, in der auch alle rumänischen Gebirgs-Truppen in der Front

eingesetzt werden mußten, bildeten die Partisanen eine erhebliche Gefahr. Zeitweise konnte der Verkehr auf den Straßen nur in der Form von Geleitzügen aufrechterhalten werden. Im übrigen kämpften die Partisanen, wie überall im Osten, mit äußerster Hinterlist und Grausamkeit. Sie beachteten keine Regel des Völkerrechts. Zum Schutze der Truppe, wie auch der friedlichen Bevölkerung blieb nichts anderes übrig, als nach dem Kriegsgesetz mit jedem gefangenen Partisanen zu verfahren. Welche Gefahr sie darstellten, wie vorzüglich ihre Organisation vorbereitet gewesen sein mußte, sollte sich gerade in der kritischen Lage der ersten Januartage erweisen.

Während noch niemand übersehen konnte, ob es überhaupt gelingen würde, der durch die Landungen bei Kertsch und Feodosia entstandenen tödlichen Gefahr für die 11. Armee Herr zu werden, führte der Russe einen neuen Schlag.

Am 5. Januar erfolgte eine weitere Landung russischer Kräfte unter dem Schutz von Flotteneinheiten im Hafen von Eupatoria. Gleichzeitig brach in der Stadt ein Aufstand los, an dem Teile der Bevölkerung und anscheinend von außen eingesickerte Partisanen teilnahmen. Die schwachen, zur Verteidigung der Stadt und des Hafens vorhandenen Sicherungskräfte konnten die Landung nicht verhindern und des Aufstandes nicht Herr werden. Ein zur Küstenverteidigung eingesetztes rumänisches Artillerie-Regiment verließ seine Stellungen. Gelang es nicht umgehend, diesen neuen Brandherd auszutreten, konnte der Russe von dem nahen Sewastopol weitere Kräfte hier an Land bringen, dann waren die Folgen nicht abzusehen.

So ernst die Lage an der Front von Feodosia auch war, so mußte das AOK sich doch entschließen, das erste von der Südfront von Sewastopol gerade auf Kraftwagen anrollende Regiment, das Infanterie-Regiment 105, auf Eupatoria abzudrehen mit dem Befehl, hier so schnell wie möglich die gelandeten Feindkräfte und ihre zivilistischen Mitkämpfer zu vernichten. Die zur Hand befindliche Aufklärungs-Abteilung der 22. Division, einige Batterien und das Pionier-Bataillon 70 waren schon vorher auf Eupatoria in Marsch gesetzt worden.

In schweren Straßenkämpfen gelang es den nach Eupatoria entsandten Truppen, die zunächst unter Führung des Oberst Ritter v. Heigl, dann unter der des Oberst Müller vom Infanterie-Regiment 105 standen, der Lage in Eupatoria Herr zu werden. Namentlich die Aufständischen und Partisanen leisteten, in einem großen Gebäude verschanzt, erbitterten Widerstand. Es blieb nichts anderes übrig, als dieses Gebäude schließlich durch Pionierstoßtrupps zu sprengen. In den Kämpfen in Eupatoria fand neben vielen braven Soldaten auch der Kommandeur der Aufklärungs-Abteilung 22, Oberstleutnant v. Boddien, einer unserer tapfersten Offiziere und von seinen Soldaten heiß geliebter Kommandeur, den Heldentod. Er wurde hinterrücks von versteckten Partisanen erschossen.

Am 7. Januar war der Kampf in Eupatoria beendet. Die gelandeten russischen Truppen waren teils gefallen, teils gefangen. Rund 1200 bewaffnete Partisanen waren getötet worden.

Inzwischen hatte wie durch ein Wunder die hauchdünne Front vor Feodosia gehalten. Aber noch blieb eine Woche, ehe die von Sewastopol herankommenden beiden Divisionen eingreifen konnten. Das AOK hatte außerdem das auf der Südfront von Sewastopol z. Z. zur Not entbehrliche Gen.Kdo. 30 für den beabsichtigten Gegenangriff auf Feodosia herangezogen. Seine Führung hatte, anstelle des an Gelbsucht schwer erkrankten Generals v. Salmuth, General Fretter-Pico übernommen.

Der Gegner hatte jedoch inzwischen weiterhin Truppen in Feodosia ausgeschifft und führte auch über Kertsch weitere Kräfte heran. Zugleich wurde die Lage auf der Sewastopol-Front, wo jetzt nur noch vier deutsche Divisionen und eine rumänische Gebirgs-Brigade die Einschließungsfront hielten, infolge feindlicher Angriffe aus der Festung recht gespannt.

Am 15. Januar war es endlich soweit, daß an der Feodosia-Front die Gen.Kdos. 30 und 42 zum Gegenangriff antreten konnten. Der Entschluß, diesen Angriff noch zu wagen, war schwer. Denn er mußte mit dreieinhalb geschwächten deutschen Divisionen und einer rumänischen Gebirgs-Brigade gegen einen Gegner geführt werden, dessen Stärke nunmehr auf acht Divisionen und zwei Brigaden angewachsen war. Während dieser zudem über eine, wenn auch begrenzte Zahl von Panzern verfügte, hatten wir deren noch keinen. Die Unterstützung durch die Luftwaffe war mehr als fraglich, weil dieselbe in den letzten Tagen aus Wettergründen nicht gegen Feodosia hatte starten können. Trotzdem mußte der Angriff gewagt werden.

Dank der Tapferkeit der Truppen, von denen sich neben dem Infanterie-Regiment 105 besonders das Infanterie-Regiment 213 unter seinem bewährten Kommandeur, Oberst Hitzfeld, auszeichnete, gelang der Angriff. Das Regiment hatte sich bereits s. Z. bei der Erstürmung des Tatarengrabens und bei der Eroberung von Kertsch hervorgetan. Bis zum 18. Januar war Feodosia in unserer Hand. Der Gegner hatte neben 6700 Toten 10 000 Gefangene, 177 Geschütze und 85 Panzer verloren. Die Luftwaffe hatte, wie wir nun feststellen konnten, im Hafen von Feodosia allen Witterungsschwierigkeiten zum Trotz doch gute Arbeit geleistet und mehrere Transporter versenkt.

Eine westlich Feodosia bei Sudak in diesen Tagen erfolgte neue feindliche Landung kleineren Maßstabes wurde ebenfalls beseitigt.

Mit dem Erfolg bei Feodosia erhob sich naturgemäß die Frage, ob seine sofortige Ausnutzung mit dem Ziel einer völligen Säuberung der Halbinsel Kertsch von den sowjetischen Armeen möglich sein würde. So erwünscht dies auch gewesen wäre, so mußte das AOK bei reiflicher Erwägung doch zu dem Schluß kommen, daß das genannte Ziel mit den derzeitigen Kräften nicht mehr erreicht werden könne. Dies um so mehr, als eine der Armee zugesagte Panzer-Abteilung, ebenso wie zwei Kampfgeschwader der Heeresgruppe Süd zugeführt werden mußten, Kräfte, die gerade für die gedachte Aufgabe besonders nötig gewesen wären.

So sah sich das AOK gezwungen, auf die weitgehendere Ausnutzung des Erfolges von Feodosia zu verzichten und sich damit zu begnügen, den Gegner bis in die Enge von Parpatsch zu werfen. In ihr konnte die Armee die Halbinsel Kertsch an der engsten Stelle zwischen dem Schwarzen und dem Asowschen Meer abriegeln. Es war sicherlich nicht Kleinmut, der uns zu dieser Beschränkung unserer Ziele veranlaßte, sondern die Erkenntnis, daß, namentlich im Hinblick auf das, was wir der Truppe bereits hatten zumuten müssen, ein Überspannen der Forderungen zu schwersten Rückschlägen führen könne.

Die „Stalin-Offensive" geht weiter

War durch die Wiedereinnahme von Feodosia und die Abriegelung der Halbinsel Kertsch in der Enge von Parpatsch zunächst einmal auch eine tödliche, über der 11. Armee schwebende Gefahr gebannt, so gaben wir uns doch nicht der Illusion hin, daß der Feind nunmehr Ruhe geben würde. Auf der ganzen Ostfront versuchte er zu jener Zeit seine Niederlagen des Sommers wieder gutzumachen und die Initiative in der Hand zu behalten. Wie sollte er gerade auf der Krim darauf verzichten? Bot ihm hier doch die Beherrschung der See besondere Chancen. Konnte doch ein Erfolg an dieser Stelle politisch im Hinblick auf die Haltung der Türkei, kriegswirtschaftlich durch Wiedergewinnung der Luftbasis Krim für Angriffe auf das rumänische Ölgebiet von ausschlaggebender Bedeutung für die Gesamtlage im Osten werden! Schließlich hatte er die Offensive gegen die Krim in seiner Propaganda so eng mit dem Namen Stalins verknüpft, daß ein Aufgeben derselben wenig wahrscheinlich war.

So stellten wir denn auch fest, daß der Gegner weitere Kräfte auf die Halbinsel Kertsch nachführte. Da er über seine „Eisstraße von Kertsch" verfügte, konnte er den Verlust des Hafens Feodosia verschmerzen. Die Luftaufklärung stellte andauernd starke Belegung der feindlichen Schwarzmeer-Häfen fest, ebenso wie die Flughäfen im Gebiet nördlich

des Kaukasus. Schon am 29. Januar zeigte das Feindbild, daß der Gegner an der Parpatsch-Front noch oder schon wieder über 9 Divisionen, 2 Schützen-Brigaden und 2 Panzer-Brigaden verfügte.

Auch auf der Front von Sewastopol war seine Tätigkeit, insbesondere artilleristisch, wieder stärker geworden.

Wir waren demgegenüber darauf angewiesen, abzuwarten und auf beiden Fronten alles vorzubereiten, um dem Feinde, wenn er zum Angriff antrat, einen möglichst heißen Empfang zu bereiten.

Obwohl auch das OKH das Prekäre unserer Lage nunmehr erkannt hatte, konnte es — angesichts der Beanspruchung aller Kräfte an der übrigen Ostfront — doch vorerst nicht helfen. Dagegen führte uns Marschall Antonescu zwei weitere rumänische Infanterie-Divisionen zu. Von ihnen wurde die 10. zur Sicherung der Westküste der Krim, insbesondere des Hafens von Eupatoria, eingesetzt. Die 18. rum. Division schoben wir auf dem Nordflügel der Parpatsch-Front ein. Wir hofften, daß die Division unter Anlehnung an das Asowsche Meer ihre Stellung würde halten können, zumal Sumpfgelände hier den Ansatz starker Feindkräfte wenig wahrscheinlich machte.

Nach äußerlich zwar im wesentlichen ruhigen, tatsächlich aber doch spannungsgeladenen Wochen trat der Gegner am 27. Februar endlich zu den erwarteten Großangriffen an.

An der Sewastopol-Front versuchte er den dünnen Einschließungsring im Abschnitt des 54. AK nach Norden und Osten zu durchbrechen. Gegenüber vier deutschen Divisionen und einer rumänischen Gebirgs-Brigade verfügte er im Festungsbereich immerhin schon über 7 Schützen-Divisionen, 3 Brigaden und 1 Kav.-Division (ohne Pferde). Zu der Artillerie dieser Divisionen kam die z. T. unter Panzer stehende Festungsartillerie. Die feindlichen Angriffe, die sich besonders gegen die Abschnitte der niedersächsischen 22. Division und der sächsischen 24. Division richteten, wurden jedoch dank der vorzüglichen Haltung der Truppe und der guten Wirkung unserer Artillerie, wenn auch in schweren Kämpfen, abgewiesen.

An der Parpatsch-Front trat der Gegner gegen die dort eingesetzten Gen.Kdos. 30 (mit 170. und 132. Infanterie-Division) und 42 (mit 46. Infanterie-Division und 19. rumänischen Division) mit 7 Schützen-Divisionen, 2 Brigaden und einer Anzahl Panzer-Bataillonen zum Angriff an. 6 bis 7 weitere Schützen-Divisionen, 2 Panzer-Brigaden und 1 Kav.-Division standen in zweiter Linie zum Eingreifen und zur Ausnutzung eines gelungenen Durchbruchs bereit.

Während die deutschen Divisionen den feindlichen Angriff abwehren konnten, brach die Verteidigung der 19. rumänischen Division zusam-

men. Dabei gingen auch zwei deutsche, in diesem Abschnitt eingesetzte Artillerie-Abteilungen verloren. Es blieb nichts anderes übrig, als die Reserve, das Infanterie-Regiment 213, in den Kampf zu werfen und aus dem südlichen Teil dieser Front den Stab der 170. Division und das Regiment 105 herauszuziehen, um den feindlichen Durchbruch im Norden aufzufangen. Im tiefen Schlamm kamen diese Truppen mit ihren schweren Waffen aber nur so langsam vorwärts, daß der Gegner nach Westen bis Kiet durchstoßen konnte, womit er sich praktisch die Parpatsch-Enge im Norden geöffnet hatte. Die rumänische Division schied aus der Schlacht aus.

Die schweren Kämpfe dauerten in unverminderter Heftigkeit hier wie auch vor Sewastopol bis zum 3. März an. Dann trat auf beiden Seiten eine Erschöpfungspause ein. An der Parpatsch-Front war es schließlich doch gelungen, den feindlichen Durchbruch im Nordteil der Front unter Ausnutzung des dortigen Sumpfgeländes abzuriegeln. Er wurde so weit eingeengt, daß wieder eine geschlossene Front, wenn auch im Norden in einem weit nach Westen zurückspringenden Bogen, hergestellt war.

Am 13. März trat der Gegner erneut zu einem Großangriff an. Diesmal führte er 8 Schützen-Divisionen und 2 Panzer-Brigaden in vorderer Linie ins Gefecht. Von letzteren konnten in den drei ersten Tagen des Angriffs 136 Panzer abgeschossen werden. Immerhin kam es an mehreren Stellen zu schweren Krisen. Für die Härte der Kämpfe zeugt, daß die Regimenter der 46. Division, gegen die sich diesmal der Hauptstoß richtete, in den ersten drei Tagen zwischen 10 und 22 Angriffe abzuwehren hatten.

Am 18. März mußte das Gen.Kdo. 42 melden, daß das Korps einem weiteren Großangriff nicht mehr gewachsen sein würde.

Inzwischen war hinter dieser Front die vom OKH zugeführte, neu aufgestellte 22. Panzer-Division eingetroffen.

Angesichts der aufs äußerste gespannten Lage entschloß sich das AOK, diese Division zum Gegenangriff einzusetzen. Ziel dieses Angriffs sollte es sein, die in der eigentlichen Enge von Parpatsch verlaufende frühere HKL wiederzugewinnen und dabei die auf dem Nordflügel in unserem zurückgebogenen Frontbogen stehenden 2 bis 3 feindlichen Divisionen abzuschneiden.

Ich war mit einem engsten Führungsstab wiederum auf einen Gefechtsstand dicht hinter die gefährdete Parpatsch-Front gegangen, um die Vorbereitungen des Gegenangriffs, der vom Gen.Kdo. 42 geleitet werden sollte, selbst übersehen zu können.

Der Angriff, der am 20. März stattfand und dem sich auf den Flügeln die 46. und 170. Infanterie-Division anschließen sollten, mißlang. Die Panzer-Division stieß im Frühnebel auf eine sowjetische Angriffs-Bereitstellung. Es zeigte sich, daß es ein Fehler des AOK gewesen war, diese neu aufgestellte Division ohne vorherige Erprobung und Übungen im Verbande in einen Großkampf zu werfen. Während hier ihr Angriff, obwohl er auf ein verhältnismäßig enges Ziel begrenzt war, scheiterte, hat die Division wenige Wochen später, nachdem sie ihre Verbandsausbildung bei Übungen unter kriegsmäßigen Bedingungen vervollkommnet hatte, die auf sie gesetzten Erwartungen voll erfüllt. Aber was blieb uns in der aufs äußerste gespannten Lage anderes übrig, als diesen Einsatz der Panzer-Division zu wagen? Immerhin hatte er dem Gegner einen Schock versetzt und im kritischsten Augenblick seine Bereitstellung zu einem neuen Großangriff gehemmt. Dieser erfolgte jedenfalls nunmehr erst am 26. März und konnte vom 42. AK abgeschlagen werden. Der Feind hatte diesmal nur vier Divisionen eingesetzt, sei es, daß er die Angriffskraft seiner übrigen Verbände in den bisherigen Kämpfen wenigstens vorübergehend erschöpft hatte, sei es, daß er es vorzog, sich infolge des erstmaligen Auftretens von Panzern auf unserer Seite mit einem nur eng gesteckten Ziel zu begnügen.

Inzwischen traf, während die 22. Panzer-Division zur Auffrischung hinter die Front genommen war, auch die 28. leichte Division*) mit den ersten Teilen hinter derselben ein. Wir konnten einem neuen feindlichen Angriff nun beruhigt entgegensehen.

Er erfolgte — als letzte feindliche Anstrengung, die Krim wiederzugewinnen — am 9. April mit 6 bis 8 Schützen-Divisionen und unter Einsatz von 160 Panzern. Bis zum 11. April war er unter schweren Verlusten für den Gegner abgeschlagen.

Die feindliche Angriffskraft war damit an dieser Stelle endgültig erschöpft.

Die tapferen Divisionen, die diese Abwehrschlacht trotz ungeheurer Beanspruchung durchgestanden hatten, konnten sich erholen, wenn auch keine Möglichkeit bestand, sie aus der Front zu ziehen.

Das AOK aber ging nach einem schweren, unerhört krisenreichen Winter an seine nächste Aufgabe, die Vorbereitung der eigenen Offensive zur endgültigen Vertreibung der Sowjets von der Krim.

*) Die neuen „leichten" Divisionen waren nicht wie die früheren ein Mittelding zwischen Pz. und mot. Div., sondern entsprachen in ihrer Gliederung und Ausrüstung mehr der der Geb.-Div. Sie wurden später in Jäger-Div. umbenannt.

„Trappen-Jagd"
Die Rückeroberung der Halbinsel Kertsch

Bereits während der Pause zwischen der vorletzten und letzten Abwehrschlacht auf der Halbinsel Kertsch war der rumänische Staatsführer Marschall Antonescu auf der Krim erschienen und hatte mit mir die rumänischen Divisionen sowie die Sewastopolfront besucht. Er machte in seiner soldatischen Art einen ausgezeichneten Eindruck. Die höheren rumänischen Offiziere schienen vor ihm in der Furcht des Herrn zu sein. Besonders wertvoll war mir, daß er zwei weitere rumänische Divisionen zusagte, zumal das OKH außer der bereits eingetroffenen 22. Panzer- und 28. leichten Division keine weiteren Kräfte für die geplanten Offensiven zur Verfügung stellen konnte.

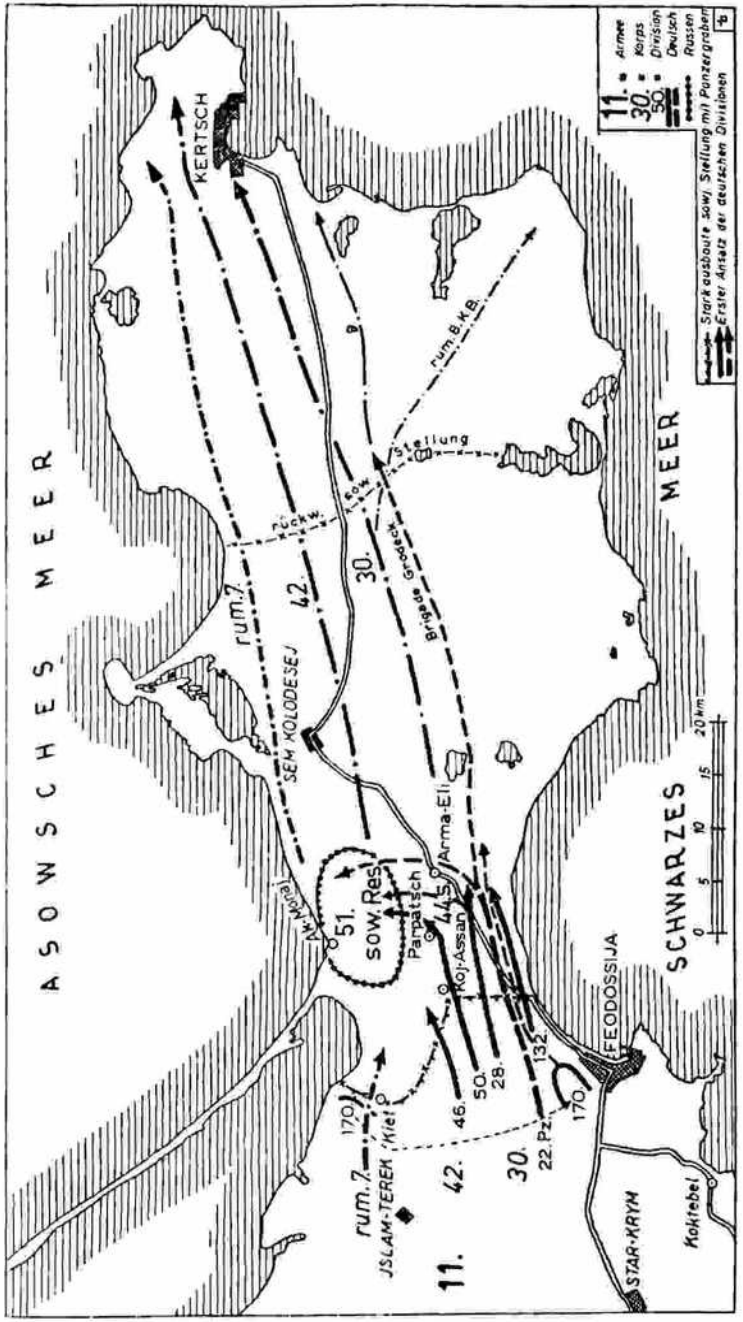
Nach den Weisungen des OKH sollte die endgültige Vertreibung der Sowjets von der Krim einschließlich Sewastopol den Auftakt der von der obersten Führung geplanten Groß-Offensive im Südabschnitt der Ostfront bilden.

Es war selbstverständlich, daß für die 11. Armee als erstes die Vernichtung der Feindkräfte auf der Halbinsel Kertsch in Frage kam. Einmal, weil man den Zeitbedarf für einen Angriff zur Wegnahme der Festung Sewastopol nicht im voraus festlegen konnte. Vor allem aber, weil die Kertsch-Front, an die der Gegner am schnellsten neue Kräfte heranführen konnte, für die 11. Armee weiterhin den Hauptgefahrenpunkt bildete. Hier durfte dem Feind keine Zeit gelassen werden, sich von den Verlusten seiner gescheiterten Angriffe zu erholen. Sewastopol mußte bis zur Vernichtung des Gegners auf der Halbinsel Kertsch zurückgestellt werden.

Das *Kräfteverhältnis* auf der Krim schien allerdings nicht unbedingt geeignet, hinsichtlich der Durchführung der beiden großen Aufgaben einen besonderen Optimismus zu rechtfertigen.

Unter einem anscheinend neu gebildeten Oberkommando der *Krim-Front*, vermutlich in Kertsch, standen auf der Krim drei feindliche Armeen.

Die Festung Sewastopol verteidigte nach wie vor die *Küstenarmee*, deren Stärke im Februar mit 7 Schützen-Divisionen, 1 Schützen-Brigade, 2 Marine-Brigaden und 1 (abgesessenen) Kavallerie-Division festgestellt war. Diesen Kräften gegenüber konnten wir während der geplanten Offensive auf der Halbinsel Kertsch auf der Nord- und Ostfront der Festung nur das 54. AK zugleich mit der neu herangeführten 19. rumänischen Division belassen. Sie sollte die deutsche 50. Infanterie-Division



Die Rückeroberung der Halbinsel Kertsch (Mai 1942)

für Kertsch freimachen. An der Südfront von Sewastopol blieb lediglich die 72. Infanterie-Division.

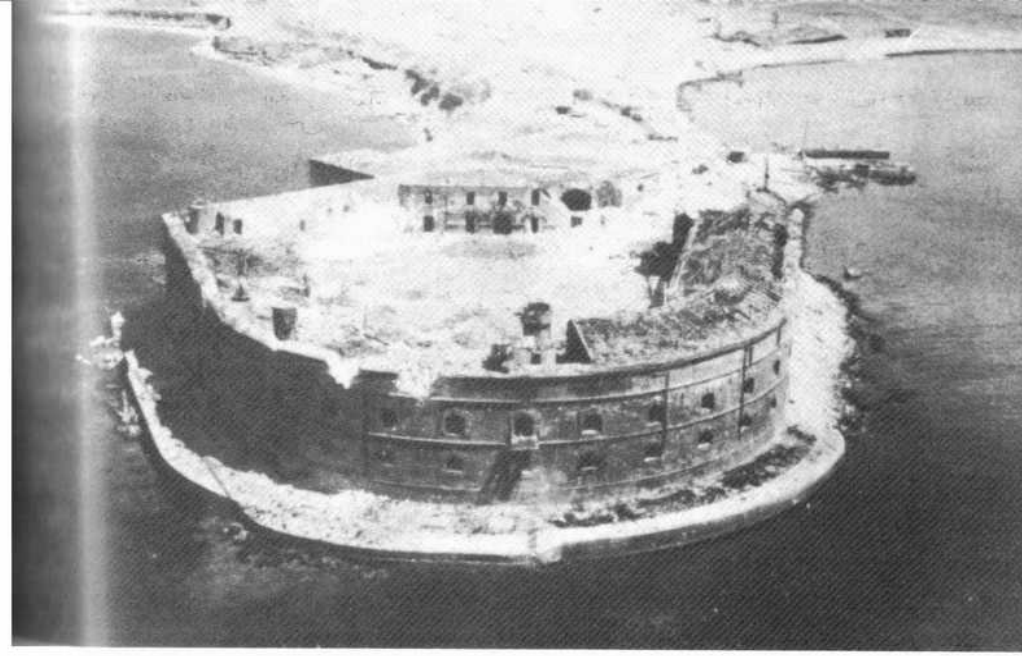
Das rumänische Gebirgs-Korps mit der 4. Gebirgs-Brigade hatte die gesamte Südküste der Krim gegen etwaige Überraschungen des Gegners über See zu sichern. Um die geplante Offensive bei Kertsch mit möglichst starken Kräften führen zu können, mußte das AOK also wiederum die anderen Fronten aufs äußerste schwächen.

In der Kertsch-Front standen beim Feinde weiterhin die sowjetische *44.* und *51. Armee.* Sie zählten zusammen Ende April 1942 17 Schützen-Divisionen, 3 Schützen-Brigaden, 2 Kavallerie-Divisionen und 4 Panzer-Brigaden, insgesamt also 26 große Verbände.

Gegen diese Massen konnte das AOK einschließlich der von Sewastopol zu entnehmenden 50. Division nicht mehr als 5 deutsche Infanterie-Divisionen und die 22. Panzer-Division einsetzen. Dazu kam noch unter dem neu herangeführten rumänischen Generalkommando 7 die 19. rumänische Division, die 8. rumänische Kavallerie-Brigade und die von der Westküste herangezogene 10. rumänische Division. Da die rumänischen Kräfte zu Angriffsaufgaben nur bedingt verwendbar waren, verschlechterte sich das Zahlenverhältnis für die geplante Offensive, die unter dem Decknamen „Trappen-Jagd" vorbereitet wurde, noch mehr.

Hinzu kam, daß der Angriff durch die Enge von Parpatsch zunächst rein frontal geführt werden mußte. Die beiden Meere schlossen jede Umfassungsmöglichkeit aus. Zudem hatte der Gegner sich ein tiefgestaffeltes Stellungssystem geschaffen. Wie sollte unter diesen Umständen und angesichts eines Kräfteverhältnisses von mindesten zwei zu eins für den Gegner das Ziel der Vernichtung seiner beiden Armeen erreicht werden?

Eines war klar, ein frontales Zurückwerfen der feindlichen Armeen, selbst ein bloßer Durchbruch konnte nicht zum Ziele führen. Gelang es dem Feinde, nach Verlust seiner Parpatsch-Stellung überhaupt wieder irgendwo Front zu machen, dann mußte unsere Operation zum Stillstand kommen. Je mehr sich nach Osten die Halbinsel Kertsch verbreiterte, desto mehr würde der Gegner die Überlegenheit der Zahl zur Geltung bringen können. Unsere insgesamt sechs deutschen Divisionen mochten für einen Angriff durch die nur 18 Kilometer breite Enge von Parpatsch ausreichen, in der der Feind die Gesamtzahl seiner Kräfte nicht gleichzeitig einsetzen konnte. Wie aber sollte sich der Fortgang der Operation gestalten, wenn wir weiter ostwärts auf einer Frontbreite von 40 Kilometer zu fechten haben würden, auf welcher der Gegner seine zahlenmäßige Überlegenheit voll zur Wirkung bringen könnte? Es mußte also darauf ankommen, nicht nur die feindliche Parpatsch-Front zu durch-



Batteriezunge am Ausgang der Ssewernaja-Bucht

Das brennende Sewastopol

Mit Generaloberst Freiherr v. Richthofen vor Kertsch, Mai 1942

Übergang über die Ssewernaja-Bucht

brechen, um dann in die Tiefe weiterzustoßen, sondern bereits im Zuge des ersten Durchbruchs die Masse oder wenigstens einen großen Teil der feindlichen Verbände zu vernichten.

In dieser Hinsicht bot uns der Gegner selbst eine Chance. Im Südteil seiner Front — zwischen dem Schwarzen Meer und Koj Assan — stand er infolge Scheiterns aller seiner Angriffe im wesentlichen noch in der stark ausgebauten ursprünglichen Parpatsch-Stellung. Dagegen sprang im Nordabschnitt seine Front in einem weiten Bogen nach Westen bis Kiet über die genannte Stellung vor. Es war dies die Front, die sich bildete, als der Gegner seinerzeit die 18. rumänische Division über den Haufen gerannt hatte.

Daß die sowjetische Führung damit rechnete, wir würden gegebenenfalls versuchen, diesen Bogen abzuschneiden, ergab sich aus der Art, wie sie ihre Truppen verteilte. Nach den Ergebnissen unserer Aufklärung hatte der Feind zwei Drittel seiner Kräfte — sowohl was die in der Front stehenden wie die in Reserve gehaltenen Verbände anbetraf — im bzw. hinter dem Nordabschnitt massiert. Im Südabschnitt standen dagegen in der Front nur drei Divisionen, in Reserve zwei bis drei weitere. Man wird in der Annahme nicht fehlgehen, daß der seinerzeit gescheiterte Angriff der 22. Panzer-Division, der das Abschneiden des feindlichen Frontbogens in der Gegend westlich Koj Assan zum Ziel hatte, zu dieser Kräfteverteilung beim Gegner geführt hat.

Auf dieser Lage baute das AOK seinen Angriffsplan für „Trappen-Jagd" auf. Es beabsichtigte den entscheidenden Stoß nicht unmittelbar gegen den vorspringenden feindlichen Frontbogen, sondern im Südabschnitt längs der Küste des Schwarzen Meeres zu führen. Also da, wo der Gegner ihn offenbar am wenigsten erwartete.

Diese Aufgabe sollte dem 30. AK mit der 28. leichten, der 132. und der 50. Infanterie-Division sowie der 22. Panzer-Division zufallen. Auch die 170. Infanterie-Division, die zunächst noch im Mittelabschnitt zur Täuschung des Gegners stehen bleiben mußte, sollte später im Südabschnitt folgen.

Das Korps sollte mit drei Infanterie-Divisionen im vorderen Treffen die Parpatsch-Stellung durchbrechen und über den tiefen Panzergraben zunächst nach Osten Gelände gewinnen, um das Vorziehen der Panzer-Division über den Graben zu ermöglichen. Alsdann sollte es, einschließlich der 22. Panzer-Division, nach Nordosten, später nach Norden einschwenken, um die in und hinter dem Nordabschnitt stehende Masse des Gegners in Flanke und Rücken zu fassen und ihn im Zusammenwirken mit dem 42. AK und dem rumänischen 7. AK an der Nordküste der Halbinsel einzukreisen.

Die Abdeckung der bei dieser Bewegung entstehenden freien Ostflanke des Korps gegen ein Eingreifen feindlicher Kräfte von Kertsch her sollte einem beweglichen Verband – Brigade Groddek – zufallen, der aus motorisierten deutschen und rumänischen Einheiten zusammengestellt wurde. Die Brigade hatte diese Aufgabe *offensiv* durch schnelles Vorgehen in Richtung Kertsch zu lösen, um damit zugleich etwa ausweichenden Feindteilen in den verschiedenen rückwärtigen Stellungen zuvorzukommen.

Um den schwierigen ersten Durchbruch durch die Parpatsch-Stellung zu erleichtern, sah das AOK – wohl erstmalig – eine Sturmboot-Unternehmung über See vor. Ein Bataillon sollte in der Morgendämmerung mit Sturmbooten von Feodosia her über See im Rücken der Parpatsch-Stellung abgesetzt werden.

Der entscheidende Angriff des Korps sollte, außer durch starke Artillerie, durch das gesamte 8. Flieger-Korps unterstützt werden.

Das 8. Flieger-Korps, zu dem auch starke Flakverbände gehörten, war seiner Zusammensetzung nach der stärkste und schlagkräftigste zur Unterstützung der Heeresoperationen verfügbare Verband der Luftwaffe. Sein Kommandierender General, Frhr. v. Richthofen, ist sicherlich der bedeutendste Führer der Luftwaffe gewesen, den wir im Zweiten Weltkriege gehabt haben. Er forderte von den ihm unterstellten Verbänden ungeheuer viel, überwachte aber auch persönlich jeden wichtigen Angriff derselben in der Luft. Immer traf man ihn auch bei den vordersten Verbänden des Heeres an der Front, wo er sich selbst ein Bild über die Möglichkeiten der Unterstützung der Heeresoperationen verschaffte. Unsere Zusammenarbeit sowohl bei der 11. Armee, wie später bei der Heeresgruppe Don und Süd ist immer ausgezeichnet gewesen. Ich gedenke seiner Leistungen und der seines Flieger-Korps mit vollster Bewunderung und Dankbarkeit. Auch mit seinem Chef, Oberst Christ, war es eine Freude zusammenzuarbeiten.

Auf der übrigen Front hatten das 42. AK und das rumänische 7. AK dem Gegner zunächst einen Angriff vorzutäuschen, um ihn dadurch zu fesseln. Sobald im Süden die Parpatsch-Stellung durchstoßen war, sollten auch diese Korps zum Angriff antreten.

Der Erfolg der Operation hing von zwei Voraussetzungen ab: Erstens davon, daß es gelang, den Gegner solange in dem Glauben zu erhalten, daß unser entscheidender Angriff im Norden erfolgen würde, bis es für ihn zu spät war, sich aus der Schlinge zu ziehen bzw. seine Reserven in den Südabschnitt zu werfen. Zweitens von der Schnelligkeit, mit der der Stoß des 30. AK, besonders der der 22. Panzer-Division, nach Norden durchgeführt wurde.

Die erste Voraussetzung wurde durch weitgehende Täuschungsmaßnahmen geschaffen. Sie sahen außer der Funktäuschung vor allem eine auf das Ziel der Irreführung des Gegners abgestellte Artillerie-Vorbereitung im Mittel- und Nordabschnitt sowie Truppenbewegungen in diesem Bereich vor. Offenbar haben diese Maßnahmen vollen Erfolg gehabt, denn die Masse der Reserven des Gegners verblieb hinter seinem Nordflügel, bis es zu spät war.

Was die Schnelligkeit der Durchführung der Operation des 30. AK betraf, so schien es zeitweise, als wollte der Wettergott wiederum einmal auf die Seite des Gegners treten.

Unmittelbar vor Beginn der Offensive verloren wir unseren hochbewährten Chef, General Wöhler, der mir in den schweren Tagen des Winters eine so wertvolle Stütze gewesen und der an der Vorbereitung von „Trappen-Jagd" maßgeblich beteiligt war. Der Abschied wurde uns beiden gerade in dem Augenblick, als wir endlich wieder die Initiative an uns reißen konnten, besonders schwer. Aber Wöhler war zum Generalstabschef der Heeresgruppe Mitte ernannt und ich konnte seinem Aufstieg selbstverständlich nichts in den Weg legen.

Nachfolger Wöhlers wurde General Schulz. Auch er ist mir ein treuer Freund und bewährter Berater geworden. In den schwierigsten Lagen des Winterfeldzuges 1943, in den Tagen des Untergangs der 6. Armee war er mir eine besonders wertvolle Hilfe. Eiserne Nerven und ein besonderes Gefühl für die Nöte und Bedürfnisse der Truppe waren neben immer gleichbleibender Liebenswürdigkeit Eigenschaften dieses tapferen Mannes. Er hatte sich bereits als Korps-Gen.-Stabs-Chef in schwierigster Lage das Ritterkreuz erworben. Später als Kommandierender General im Bereich der H.Gr. Süd sollte er ein Fels in der Brandung werden.

Am 8. Mai trat die Armee zum Angriff „Trappen-Jagd" an.

Es gelang dem 30. AK, den Panzergraben zu überschreiten und die vorderste Stellung des Gegners zu durchstoßen. Das Sturmbootunternehmen über See hatte unserem längs der Küste vorgehenden Flügel durch Überraschung des Gegners gut vorwärts geholfen. Immerhin war der Kampf nicht leicht. Der Geländegewinn jenseits des Panzergrabens reichte noch nicht aus, um das Vorziehen der Panzer-Division zu ermöglichen. Auch der später einsetzende Angriff des 42. AK kam zunächst nur schwer vorwärts. Immerhin hatten wir in der Front zehn feindliche Divisionen bereits zum Kampf gestellt und den feindlichen Südflügel zerschlagen. Die Reserven des Gegners schienen tatsächlich weiterhin hinter seinem Nordflügel zu stehen.

Erst am 9. Mai war es so weit, daß die 22. Panzer-Division vorgezogen

und zum Angriff bereitgestellt werden konnte. Als sie nach Norden einschwenken wollte, hatte sie zunächst einen starken feindlichen Panzerangriff abzuschlagen. Dann aber setzte ein Regen ein, der auch die ganze nächste Nacht andauerte und sowohl den Einsatz der Nahkampfverbände der Luftwaffe, wie das Vorwärtskommen der Panzer am 10. früh nahezu unmöglich machte. Erst am Nachmittag des 10. Mai klarte es wieder auf und die Bewegungen kamen erneut in Gang. Immerhin, da die ganze Operation auf Schnelligkeit abgestellt war, konnte der Verlust von 24 Stunden durch den Regen verhängnisvoll werden. Tröstlich war, daß die Brigade Groddek noch vor Einsetzen des Regens schnell nach Osten vorwärts kam, so daß sie in der Folge jedem Versuch des Gegners, in rückwärtigen Stellungen Front zu machen, zuvorkommen konnte. Offenbar hatte der Feind mit einem derartig kühnen Vorstoß in die Tiefe seines rückwärtigen Gebietes nicht gerechnet. Leider wurde der tapfere Führer der Brigade, Oberst v. Groddek, im Verlauf der Operation schwer verwundet und erlag bald darauf seinen Verletzungen.

Vom 11. Mai an verliefen die Operationen dann ohne wesentliche Verzögerung. Die 22. Panzer-Division erreichte im Stoß nach Norden die Nordküste. Etwa 8 feindliche Divisionen befanden sich in dem von ihr geschlossenen Kessel. Die Armee konnte den Befehl zur Verfolgung geben. Sie wurde von allen Truppen, die rumänischen eingeschlossen, unter Aufbietung der letzten Kräfte durchgeführt. Am 16. Mai wurde die Stadt Kertsch von der 170. Division und dem Regiment 213 genommen. Doch waren noch schwere Kämpfe nötig, um die Reste des Gegners, die an die Ostküste gelangt waren, in örtlichen Kämpfen zu vernichten.

Ich hatte vor dem Angriff wiederum einen Gefechtsstand dicht hinter der Front bezogen und war die ganzen Tage unterwegs bei den Divisionsstäben und den Truppen vorderer Linie. Für einen Soldaten war diese stürmische Verfolgung ein unvergeßlicher Eindruck. Alle Straßen waren bedeckt mit stehengebliebenen Fahrzeugen, Panzern und Geschützen des Feindes. Immer wieder begegnete man langen Gefangenenzügen. Überwältigend war der Anblick von einer Höhe bei Kertsch, auf der ich mit General v. Richthofen zusammentraf. Vor uns lag das Meer, die Straße von Kertsch und das gegenüberliegende Ufer im leuchtenden Sonnenschein. Das Ziel, von dem wir solange geträumt hatten, war erreicht. Vor uns der Strand, auf dem unzählbare Mengen von Fahrzeugen aller Art standen. Immer wieder versuchten sowjetische Schnellboote wenigstens Mannschaften am Ufer aufzunehmen, wurden aber durch unser Feuer vertrieben. Um die Waffenstreckung der letzten an der Küste noch verzweifelt kämpfenden Feindteile zu erreichen und dabei auch unserer Infanterie weitere Opfer zu ersparen, wurde das

Feuer der gesamten Artillerie auf diese letzten Stützpunkte zusammengefaßt.

Am 18. Mai war die „Schlacht auf der Halbinsel Kertsch" zu Ende. Nur kleine Trupps des Gegners behaupteten sich unter dem Zwang einiger fanatischer Kommissare noch wochenlang in unterirdischen Felshöhlen um Kertsch. Nach vorliegenden Meldungen waren rund 170 000 Gefangene, 1133 Geschütze und 258 Panzer in unsere Hand gefallen.

5 deutsche Infanterie-Divisionen und 1 Panzer-Division sowie 2 rumänische Infanterie-Divisionen und 1 Kavallerie-Brigade hatten 2 Armeen von insgesamt 26 großen Verbänden vernichtet. Nur verschwindende Teile des Gegners waren über die Straße von Kertsch nach der Tamanhalbinsel entkommen. Wiederum hatten unsere Truppen Ungeheures geleistet. An ihrem Erfolg gebührte dem 8. Flieger-Korps ein ausschlaggebender Anteil. Eine wirkliche Vernichtungsschlacht war siegreich geschlagen worden!

„Störfang"
Die Eroberung der Festung Sewastopol

Noch stand der 11. Armee die schwerste Aufgabe bevor: die Eroberung der Festung Sewastopol.

Unsere Absichten hinsichtlich der Führung des Festungsangriffes hatte ich, zusammen mit denen für die Kertsch-Offensive, bereits Mitte April Hitler im Führerhauptquartier dargelegt. Es war das erste Mal, daß ich als höherer Befehlshaber mit ihm zusammenkam, seit ich ihm im Februar 1940 meine Gedanken über die Führung der Westoffensive vorgetragen hatte. Auch bei dieser zweiten Begegnung hatte ich den Eindruck, daß er nicht nur sehr genau über alle Einzelheiten der rückliegenden Kämpfe unterrichtet war, sondern daß er auch durchaus Verständnis für die ihm vorgetragenen operativen Gedankengänge zeigte. Er hörte meine Ausführungen aufmerksam an und stimmte den Absichten des Armee-Oberkommandos sowohl hinsichtlich der Führung der Kertsch-Offensive wie der des Festungsangriffs voll zu. Er machte in keiner Weise den Versuch, in unsere Absichten hineinzureden oder, wie es später bei ihm häufig der Fall war, in endlose Aufzählungen von Produktionszahlen usw. abzuschweifen.

Eine grundsätzliche Frage ist damals allerdings nicht erörtert worden: Ob es — im Hinblick auf die geplante Offensive in der Ukraine — noch richtig sei, die ganze 11. Armee für eine nicht mit Sicherheit vorauszuberechnende Zeit im Angriff auf die starke Festung Sewastopol fest-

zulegen? In Sonderheit nachdem durch den Sieg auf der Halbinsel Kertsch die Gefahr für die Krim gebannt war. Diese Frage zu entscheiden, war zweifellos Sache der obersten Führung, nicht der Armee. Ich selbst war damals und bin auch heute noch der Ansicht, daß der der 11. Armee gegebene Auftrag, zunächst Sewastopol zu nehmen, richtig gewesen ist. Hätte man sich weiterhin darauf beschränkt, die Festung nur einzuschließen, so wären doch außer den rumänischen Kräften noch mindestens 3–4 deutsche Divisionen, also die Hälfte der 11. Armee, auf der Krim gebunden geblieben. Ein Fehler ist es dagegen ganz zweifellos gewesen, daß die oberste Führung, nachdem Sewastopol rechtzeitig gefallen war, die 11. Armee vom Südflügel der Ostfront fortzog, um sie bei Leningrad und zum Flicken von Frontlücken zu verwenden. Die 11. Armee hätte nach dem Fall von Sewastopol – wie ursprünglich geplant – über die Meerengen von Kertsch nach dem Kuban vorgeführt werden müssen, um die vor der Heeresgruppe A vom unteren Don nach dem Kaukasus zurückweichenden Feindkräfte abzufangen. Oder, wenn es dazu zeitlich zu spät war, hätte man sie in jedem Fall als Reserve hinter dem Südflügel nachführen sollen. Die Tragödie von Stalingrad wäre dann wohl vermieden worden.

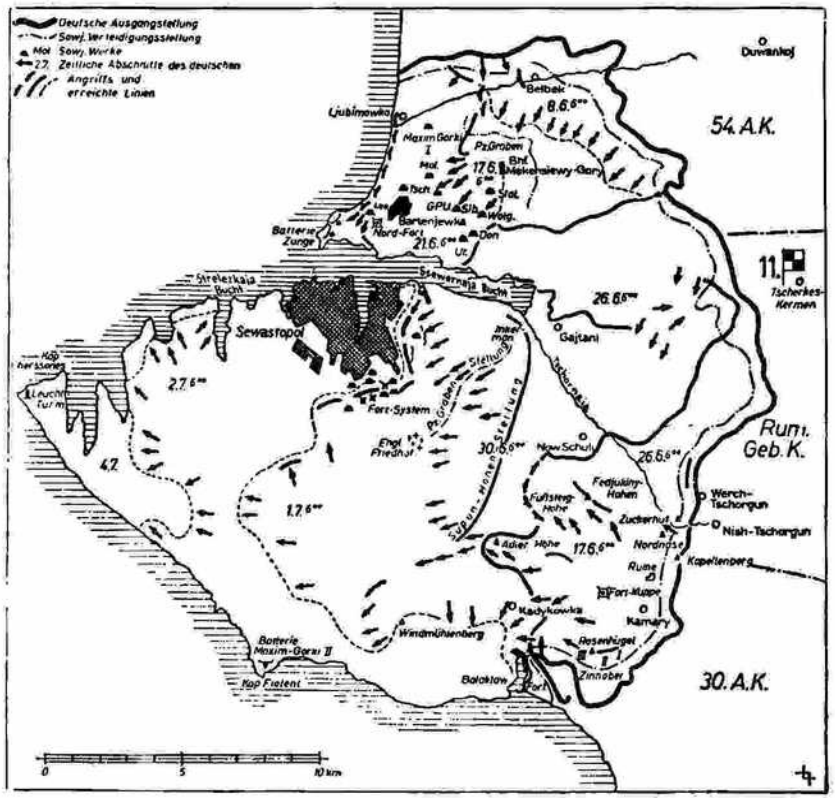
Unmittelbar nach Abschluß der Kämpfe bei Kertsch leitete das Armee-Oberkommando die Umgruppierung der Kräfte für den Angriff auf Sewastopol ein.

Dem Generalkommando 42 wurde die Sicherung der Halbinsel Kertsch sowie der Südküste der Krim übertragen. Ihm verblieben hierzu an deutschen Kräften nur die 46. Infanterie-Division, ferner das rumänische Generalkommando 7 mit der rumänischen 10. und 19. Infanterie-Division, der 4. Gebirgs-Division und der 8. Kavallerie-Brigade. Alle andern Kräfte wurden sofort nach Sewastopol in Marsch gesetzt*)

Daß der Angriff auf die Festung noch schwieriger sein würde als im Dezember des vergangenen Jahres, lag auf der Hand. Hatte der Gegner doch inzwischen ein halbes Jahr Zeit gehabt, seine Befestigungen zu verstärken, seine Verbände aufzufüllen und Materialreserven über See in die Festung zu bringen.

Die Stärke der Festung Sewastopol lag nicht so sehr in modernen Festungswerken, obwohl auch von diesen einige vorhanden waren. Sie lag vielmehr in der außerordentlichen Schwierigkeit des Geländes und in seinem Ausbau mit einer Unzahl von kleineren Anlagen. Diese bedeckten wie ein dichtes Netz das gesamte Gebiet vom Belbek-Tal bis zur Küste des Schwarzen Meeres.

*) Die 22. Panzer-Division mußte an H.Gr. Süd abgegeben werden.



Die Eroberung von Sewastopol
(Juni/Juli 1942)

Insbesondere das ganze Gelände zwischen dem Belbek-Tal und der Ssewernaja-Bucht stellte ein stark ausgebautes Festungskampffeld dar.

Die *Nordfront* verlief südlich des Belbek. Allerdings behauptete der Gegner auch nördlich desselben an der Küste noch einen weiträumigen Stützpunkt um und nördlich des Ortes Ljubimowka. Das Tal selbst wie die nach Süden ansteigenden Randhänge wurden der Länge nach durch eine modernst ausgebaute 30,5 cm Panzer-Batterie (von uns Maxim Gorki I genannt) bestrichen. Die Randhöhen selbst bedeckte ein 2 Kilometer tiefes, dichtes Netz von z. T. betonierten Feldbefestigungen. Dahinter folgte eine Reihe stark ausgebauter, meist betonierter Stützpunkte, von unseren Truppen Stalin, Wolga, Sibirien, Molotow, GPU, Tscheka

benannt. Sie waren unter sich durch eine Kette von Feldstellungen verbunden. Eine dritte Abwehrzone aus den Stützpunkten Donez, Wolga, Lenin, dem zur Verteidigung ausgebauten Ort Bartenjewka, dem alten Nord-Fort und den Küstenbatterien auf der „Batteriezunge" bestehend, verwehrte als letzte Verteidigungslinie den Zugang zum nördlichen Steilufer der Ssewernaja-Bucht. In dessen Fels waren bis 30 Meter unter der Erde liegende Unterbringungsräume für Munition und Reserven vorgetrieben.

Die *Ostfront* bog etwa 2 Kilometer ostwärts des Dorfes Belbek von der Nordfront nach Süden ab. Der Knickpunkt der beiden Fronten war durch die tief eingeschnittene Kamyschly-Schlucht gedeckt. Im übrigen verlief der nördliche Teil der Ostfront durch ein Gebiet dichten Buschwaldes, der hier die Steilhöhen, welche die Ausläufer des Jaila-Gebirges bildeten, bedeckte. In diesem Buschwald lagen zahllose kleinere feindliche Widerstandsnester — zum Teil in den Felsboden eingesprengt — die vom Angreifer mit Artillerie kaum zu fassen waren. Dieser bewaldete Nordabschnitt der Ostfront endete in den Steilhöhen südlich und südostwärts des Ortes Gajtany.

Weiter südlich hörte zwar der Wald auf, dafür wurde das Gelände weiter nach Süden immer schwieriger, bis es im Bereich der Küste den Charakter eines Felsgebirges annahm.

Zunächst sperrten südlich der Tschornaja eine Reihe steiler Bergkuppen, die von den Sowjets zu starken Stützpunkten ausgebaut worden waren, den Zugang zum südlichen Festungsgebiet beiderseits der großen Straße, die von der Südküste her nach Sewastopol führte. Sie sind den Krimkämpfern als „Zuckerhut", „Nordnase", „Kapellenberg" und „Ruinenhügel" bekannt. Es folgte das stark ausgebaute Dorf Kamary und schließlich das Felsmassiv nordostwärts der Bucht von Balaklawa. In diesen hatte der Gegner sich behaupten können, als im Herbst 1941 das Infanterie-Regiment 105 in kühnem Zugriff das Fort Balaklawa nahm. Die durch diese Kette von befestigten Kuppen und Felsen gebildete Sperre war um so schwieriger zu durchbrechen, als immer ein Berg den anderen flankierte.

Hinter dieser vordersten Verteidigungszone im Süden erhob sich nördlich der Straße von Sewastopol das Massiv der Fedjukiny-Höhen, nach Süden bis zum Küstengebirge verlängert durch Stützpunkte wie die „Adlerhöhe", und das befestigte Dorf Kadykowka. Sie alle bildeten sozusagen das Vorfeld der stärksten feindlichen Stellung auf den Sapun-Höhen. Diese sind ein steil nach Osten abfallender Höhenzug, der, mit den Felsen von Inkerman beginnend, zunächst das Tal der Tschornaja bis südlich Gajtany beherrscht. Er biegt dann nach Südwesten um, sperrt

die Straße nach Sewastopol und gewinnt in der „Windmühlenhöhe", dem Westausläufer des Küstengebirges, den Anschluß an die Küste. Diese Stellung ist infanteristisch, dank ihrer Steilhänge und gegenseitigen Flankierungsmöglichkeiten, schwer angreifbar. Sie beherrscht mit ihren Artillerie-Beobachtungen das ganze vor ihr liegende Festungsgebiet weithin. Die Sapunhöhen-Stellung war im übrigen die Linie gewesen, die die Westmächte im Krim-Kriege als Rückendeckung ihres gegen Sewastopol vorgetragenen Angriffs gegen die untätige russische Entsatzarmee gehalten hatten.

Doch selbst wenn der Angreifer diese beherrschende Höhenstellung genommen haben würde, sollte er noch nicht freie Bahn haben. An der Küste lag eine Reihe von Küstenbatterien, darunter die moderne Panzer-Batterie Maxim Gorki II. Des weiteren schloß sich im weiten Halbkreis bei Inkerman an der Ssewernaja-Bucht ansetzend und diese westlich der Stadt an der Strelezkaja-Bucht wieder erreichend, eine durchlaufende Stellung an. Sie bestand aus einem Panzergraben, Drahthindernis und zahlreichen Bunkern. In ihr war der aus dem Krim-Krieg stammende englische Friedhof südostwärts der Stadt zu einem starken Batterienest ausgebaut.

Schließlich zog sich eine letzte Befestigungslinie dicht am Stadtrand entlang, während auch die Halbinsel Chersones durch mehrere Querriegel gegen Osten abgeschirmt wurde. Sind die Russen von jeher für geschickte Anlage und Tarnung von Feldbefestigungen bekannt gewesen, so kam bei Sewastopol noch hinzu, daß die Geländegestaltung ausgezeichnete Flankierungsmöglichkeiten bot. Ferner erlaubte der Felsboden, die Deckungen für Granatwerfer und sonstige schwere Waffen, wie für Geschütze so eng zu halten, daß sie praktisch nur durch Volltreffer vernichtet werden konnten. Daß ausgedehnte Minenfelder nicht nur vor den verschiedenen Abwehrzonen, sondern auch innerhalb derselben angelegt waren, verstand sich bei den Sowjets von selbst.

Bei den Erwägungen, wie gegen dieses Festungsgebiet der Angriff zu führen sei, kam das AOK im wesentlichen zu den gleichen Ergebnissen wie im vergangenen Winter. Das Mittelstück der Gesamtfront der Festung schied für einen entscheidungsuchenden Angriff aus. Der Kampf in dem Waldgelände würde allzu hohe Opfer gefordert haben, weil hier die Unterstützung durch Artillerie und Luftwaffe, unsere beiden Haupttrümpfe, niemals zur vollen Wirkung gelangen konnte. Es blieb also nur übrig, den Angriff wiederum von Norden und Nordosten her und im Süden des Ostabschnittes zu führen. Dabei sollte der Schwerpunkt ebenfalls wieder — wenigstens zunächst — auf dem Nordangriff liegen. Wenn auch im Nordgebiet der Festung, nördlich der

Ssewernaja=Bucht, die feindlichen Befestigungen zweifellos stärker und zahlreicher waren als im Südteil, so bot doch dort das Gelände weit weniger Schwierigkeiten. Vor allem aber war die Einwirkung der Artillerie und Luftwaffe im Nordabschnitt in weit größerem Ausmaße möglich als in dem Gebirgsgelände des Südens. Daß auf einen Angriff auch im Süden nicht verzichtet werden konnte, war allerdings klar. Einmal, weil es darauf ankam, die Abwehr des Gegners durch Angriffe von mehreren Seiten her zu zersplittern. Zum anderen, weil damit gerechnet werden mußte, daß der Feind, selbst wenn er das Festungsgebiet nördlich der Ssewernaja=Bucht verloren hätte, versuchen würde, sich noch in der Stadt selbst und auf der Halbinsel Chersones zu halten. Man durfte nicht vergessen, daß es sich bei der Frage von Sewastopol nicht nur um die Einnahme einer Festung handelte, sondern um den Kampf gegen eine Armee, deren Stärke zahlenmäßig der des Angreifers sicherlich gleichkam, wenn sie auch materialmäßig unterlegen sein mochte.*) Der Gesichtspunkt, der im Winter vor allem die Angriffsführung bestimmt hatte, nämlich die Notwendigkeit, möglichst bald die Kontrolle über den Hafen zu gewinnen, spielte allerdings nunmehr nicht mehr die gleiche Rolle. Solange die 11. Armee über das 8. Flieger=Korps verfügte, würde dem Feind ein ungehinderter Nachschub über See nicht mehr offenstehen.

Aus vorstehenden Erwägungen heraus entstand der nachstehende Angriffsplan für „Störfang", welchen Decknamen das Unternehmen erhielt.

Die Armee beabsichtigte, den Angriff gegen die Nordfront und gegen den Südteil der Ostfront zu führen unter Fesselung des Gegners im Mittelabschnitt Mekensia – Werch=Tschorgun. Die ersten Angriffsziele waren im Norden das Nordufer der Ssewernaja=Bucht und die Höhen bei Gajtany, für den Süden die Inbesitznahme der beherrschenden Höhen der Sapun=Stellung beiderseits der Straßen, die von der Südküste her und von Balaklawa nach Sewastopol führen.

Den *Nordangriff* hatte das Gen.Kdo. des 54. *AK* mit der 22., 24., 50 und 132. Inf.=Division**) und dem verstärkten Inf.=Regiment 213 zu führen. Es war angewiesen, seine Kräfte scharf in der Hauptstoßrichtung auf den Höhen nördlich des Ostteils der Ssewernaja=Bucht zusammenzufassen. Die zunächst seitlich liegen bleibenden Teile des Festungskampffeldes sollten vorerst niedergehalten werden, um ihre Anlagen später möglichst von rückwärts zu nehmen. Der linke Flügel des Korps hatte die Höhen von Gajtany und südostwärts zu gewinnen, um das spätere Antreten des rumänischen Gebirgs=Korps weiter südlich zu ermöglichen.

*) Nach den beim AOK vorliegenden Unterlagen befanden sich zu jener Zeit in der Festung: Das Oberkommando der Küstenarmee (Gen. Petrow), die 2., 25., 95., 172., 345., 386., 388. Schützen=Division, die 40. Kavallerie=Division (ohne Pferde), die 7., 8., 79. Marine=Brigade. (Die seinerzeit in die Festung entkommenen, zerschlagenen Divisionen der Küstenarmee waren wieder als voll aufgefüllt anzusehen.)

**) Div.Kdre.: Die Generale Wolff, Frhr. v. Tettau, Schmidt und Lindemann.

Die Führung des *Südangriffs* hatte das *Gen.Kdo. des 30. AK* mit der 72. und 170. Infanterie=Division und der 28. leichten Division*) zu übernehmen. Es hatte sich zunächst die Ausgangsstellungen und Artillerie=Beobachtungen für den späteren Angriff in Richtung auf die Sapun=Höhen zu erkämpfen. Die Wegnahme der ersten feindlichen Sperrzone Nordnase – Kapellenberg – Ruinenhügel – Kamary – Felshöhen südlich Kamary und die Ausschaltung der Flankierung von Süden von den Höhen der Felsenberge ostwärts Balaklawa war hierzu nötig. Zur Lösung dieser Aufgabe wurde die 72. Infanterie=Division beiderseits der großen Straße nach Sewastopol, die 28. leichte Division, ihrer Eigenart entsprechend, zur Wegnahme der nördlichsten Höhenkette des Felsengebirges ostwärts der Bucht von Balaklawa angesetzt. Die 170. Division blieb zunächst als Reserve zurückgehalten. Die Eigenart dieses zerrissenen Geländeabschnittes bedingte es, daß die genannten Aufgaben nur in sorgfältig vorbereiteten Teilangriffen gelöst werden konnten.

Zwischen den vorgenannten beiden deutschen Stoßgruppen hatte das *rumänische Gebirgs=Korps* den Gegner vor seiner Front zunächst zu fesseln. Insbesondere hatte die 18. rumänische Division den Angriff des linken Flügels des 54. AK gegen eine flankierende Einwirkung von Süden her durch Teilangriffe und artilleristisches Niederhalten des Gegners zu decken. Weiter südlich sollte die rumänische 1. Gebirgs=Division durch Wegnahme des „Zuckerhuts" den Nordflügel des 30. AK unterstützen.

Für die *artilleristische Vorbereitung* des Angriffs verzichtete das Armee=Oberkommando auf das bei unseren Gegnern so beliebte Trommelfeuer. Weder hätte ein solches angesichts der Eigenart des Geländes und der Unzahl der feindlichen Anlagen einen durchschlagenden Erfolg versprochen, noch würde die Munition dafür ausgereicht haben. Statt dessen sollte die Artillerie=Vorbereitung fünf Tage vor dem Beginn des Infanterie=Angriffs mit einem Luftangriff und Feuerüberfall der Artillerie unter höchstem Munitionseinsatz gegen die erkannten Unterkünfte der feindlichen Reserven und die Versorgungswege einsetzen. Alsdann sollte die Angriffs=Artillerie in ruhigem *beobachtetem* Feuer innerhalb von fünf Tagen die feindliche Artillerie niederkämpfen und die Verteidigungsanlagen des Gegners in den vorderen Verteidigungszonen sturmreif schießen. Währenddessen führte das 8. Flieger=Korps laufend Angriffe auf Stadt, Hafen, Versorgungs=Einrichtungen und Flugplätze durch.

*) Div.Kdre.: Die Generale Müller=Gebhard, Sander und Sinnhuber.

Ein Wort noch zur Stärke unserer Angriffs-Artillerie.

Das Armee-Oberkommando hatte selbstverständlich jedes erreichbare Rohr für den Angriff herangezogen, das OKH die schwersten vorhandenen Angriffsmittel bereitgestellt.

Insgesamt verfügte das 54. AK unter seinem Artillerie-Kommandeur, General Zuckertort, einschließlich seiner Divisionen über 56 schwere und schwerste, 41 leichte und 18 Werfer-Batterien sowie über 2 Sturmgeschütz-Abteilungen. Den insgesamt 121 Batterien standen 2 Beobachtungs-Abteilungen zur Verfügung.

Unter der schwersten Artillerie befanden sich Kanonen-Batterien bis 19 cm Kaliber sowie einzelne Haubitz- und Mörser-Batterien der Kaliber 30,5, 35 und 42 cm. Ferner gab es 2 Sondergeschütze von 60 cm und das berühmte Dora-Geschütz von 80 cm Kaliber. Das letztere war ursprünglich zur Bekämpfung der stärksten Werke der Maginot-Linie entworfen worden, jedoch nicht mehr gegen diese zum Einsatz gekommen. Es war ein Wunderwerk der Artillerietechnik. Das Rohr mochte etwa 30 Meter lang sein, die Lafette erreichte die Höhe eines zweistöckigen Hauses. Es hatte einiger 60 Eisenbahnzüge bedurft, um dieses Monstrum auf eigens angelegten Gleisen in Stellung zu bringen. Zwei Flak-Abteilungen mußten ständig zu seinem Schutz bereitstehen. Im ganzen gesehen hat dieser Aufwand zweifellos nicht im richtigen Verhältnis zu dem Nutzeffekt gestanden. Allerdings hat das Geschütz mit einem Schuß ein großes feindliches Munitionslager am Nordrand der Ssewernaja-Bucht vernichtet, das 30 Meter tief im gewachsenen Fels lag.

Die Artillerie des *30. AK* wurde von dem früheren österreichischen General Martinek geführt, der ein besonders hervorragender Artillerist war. Er ist leider später im Osten als Kommandierender General gefallen.

Das Korps verfügte über 25 schwere und schwerste, 25 leichte und 6 Werfer-Batterien, sowie über 1 Sturmgeschütz- und 1 Beobachtungs-Abteilung. Ferner war dem Korps die Panzer-Abteilung 300 zugeteilt, die ferngesteuerte Panzer, welche eine Sprengladung trugen, führte.

Das *rumänische Gebirgs-Korps* hatte für seine Fesselungsaufgabe 12 schwere und 22 leichte Batterien.

Einen erfreulichen Zuschuß erhielt die Angriffs-Artillerie dadurch, daß der Kommandierende General des 8. Flieger-Korps, General v. Richthofen, mehrere Flakregimenter auch für den Erdkampf einsetzte.

Im ganzen gesehen ist im Zweiten Weltkriege deutscherseits wohl niemals eine so starke Artilleriemassierung erreicht worden, vor allem an schwersten Kalibern, wie bei dem Angriff auf Sewastopol. Und doch, wie geringfügig erscheint sie gegenüber den Artilleriemassen, die später die Sowjets als unerläßlich für die Führung ihrer Durchbruchs-Angriffe im

freien Felde hielten! Bei Sewastopol standen dem Angreifer (die Flakbatterien nicht mitgerechnet) 208 Batterien auf einer Front von 35 Kilometer zur Verfügung, also je Kilometer knapp 6 Batterien. Eine Zahl, die naturgemäß in den eigentlichen Angriffsabschnitten ein Mehrfaches betrug. Die Sowjets haben ihren Angriffsplänen im Jahre 1945 250 Rohre je Kilometer Angriffsbreite zugrunde gelegt!

Ich hatte mich während der letzten Tage der Angriffs-Vorbereitungen für kurze Zeit an die Südküste begeben, um mich auch beim 30. AK genauer unterrichten zu können. Unser Gefechtsstand dort war ein kleines ehemals großfürstliches Schlößchen im maurischen Stil, zauberhaft auf einem schroffen Felsen über dem Ufer des Schwarzen Meeres gelegen. Am letzten Tage meines Aufenthaltes dort machte ich mit dem italienischen Schnellboot, das wir als einzige Flotteneinheit besaßen, eine Erkundungsfahrt längs der Südküste bis in Höhe von Balaklawa. Es ging mir darum, festzustellen, inwieweit die Küstenstraße, auf der der gesamte Nachschub dieses AK laufen mußte, von See her einzusehen und gegebenenfalls im beobachteten Feuer zu beschießen sei. Tatsächlich hat sich die sowjetische Schwarzmeer-Flotte — wohl aus Respekt vor unseren Fliegern — nicht an diese Aufgabe herangewagt.

Auf der Rückfahrt ereignete sich dicht vor dem Hafen Jalta ein Unglück. Plötzlich prasselten, peitschten und krachten rings um uns Einschläge von Geschossen aus Fliegerbordwaffen. Zwei Jäger hatten sich auf unser Boot gestürzt. Da sie aus der Richtung der blendenden Sonne anflogen, hatten wir sie nicht sehen können und das Geräusch der starken Motoren des Schnellboots hatten auch ihre Motorengeräusche übertönt. Binnen weniger Sekunden waren von den 16 Personen, die sich an Bord befanden, sieben tot oder verwundet. Das Boot brannte, was angesichts der Torpedos, die es längsseits führte, eine besondere Gefahr bedeutete. Der Kommandant, ein junger italienischer Leutnant z. S., verhielt sich tadellos. Geistesgegenwärtig traf er Maßnahmen, um das Boot und uns zu retten. Mein Ordonnanzoffizier, „Pepo", sprang ins Wasser, schwamm ungeachtet der Verminung der Küste ans nahe Ufer, hielt dort — splitternackt — einen Lkw an und raste nach Jalta, um ein dort liegendes kroatisches Motorboot zu Hilfe zu holen, das uns dann in den Hafen schleppte. Es war eine traurige Fahrt. Ein italienischer Maat war tot, drei Matrosen verwundet. Tot aber war auch der Hafenkommandant von Jalta, der uns begleitet hatte, Kapitän z. S. v. Wedel. In seiner Stellung als Hafenkommandant an Land gebannt, war er so glücklich gewesen, als alter Seemann noch einmal die Planken eines wenn auch noch so kleinen Kriegsschiffes unter sich zu fühlen. Nun hatte ihn der Seemannstod ereilt! Zu meinen Füßen aber lag mein treuester Kriegskamerad,

mein Fahrer Fritz Nagel, mit einem schweren Oberschenkelschuß. Der italienische Leutnant riß sich sein Hemd vom Leibe, um einen Notverband anzulegen, aber die Blutung aus der Schlagader war kaum zu stillen.

Fritz Nagel war aus Karlsruhe und seit dem Jahre 1938 mein Fahrer. Gemeinsam hatten wir so vieles erlebt. An meiner Seite war er beim 56. Panzer-Korps schon einmal verwundet worden. In all den Jahren war er mir ein treuer Kamerad gewesen und ein Freund geworden. Mittelgroß, dunkelhaarig, mit schönen, freimütigen, braunen Augen, ohne jede Servilität, sportlich, grundanständig und ein begeisterter Soldat, war er, immer fröhlich, ein Mensch, der die Herzen der Kameraden wie der Vorgesetzten gewonnen hatte. Nach der Landung brachte ich ihn selbst in das Lazarett. Er wurde noch operiert, aber der Blutverlust war doch zu stark gewesen. In der Nacht verlöschte dies junge Leben. Wir haben ihn auf dem Friedhof von Jalta, zusammen mit den anderen gefallenen deutschen und italienischen Kameraden, hoch über dem Meer an einem wohl der schönsten Plätzchen dieser herrlichen Küste begraben.

Zu seinem Gedächtnis mögen hier die Worte stehen, die ich an seinem Grabe gesprochen habe und die nur dadurch erhalten geblieben sind, daß ich sie seinen Eltern schickte.

„Wir nehmen Abschied von unserem lieben Kameraden, Oberfeldwebel Friedrich Nagel. Du warst im Leben ein begeisterter Soldat. Der Soldatenberuf war Dir innere Berufung. Vom Vater ererbtes Soldatentum bestimmte Dein Denken und Wesen. Darum warst Du, tapfer und treu, tatkräftig und pflichtbewußt, ein vorbildlicher Soldat, dem ein weiterer Aufstieg vergönnt gewesen wäre, hätte es das Schicksal nicht anders bestimmt.

Du warst ein guter Kamerad, immer fröhlich und hilfsbereit, und Du hattest Dir darum unser aller Herzen gewonnen. Als ein Glücklicher bist Du durchs Leben gegangen.

In Deinem Elternhaus, an dem Du mit großer Liebe hingst, vorbildlich erzogen, hast Du wohl früh die Arbeit kennengelernt. Aber da Du jede Aufgabe, die Dir gestellt wurde, Arbeit und Dienst, fröhlich, mit frischem Mut anfingst, gelang Dir auch alles, was Du anpacktest.

Mit offenem Auge hast Du die Schönheiten unserer Erde gesehen, mit offenem Herzen all das Große unserer Zeit erlebt. Mit frohen Sinnen hast Du die Freuden des Daseins genossen, ohne daß sie Dich jemals auch nur um Haaresbreite vom Wege der Pflicht abgezogen hätten. Fröhlich und hilfsbereit gewannst Du Dir die Herzen aller, die Dir begegneten.

So hat die Sonne des Glücks, des Erfolgs, der Freude und Liebe über Deinem Lebensweg geschienen, das Dunkel der Sorge und des Kummers

ihn noch nicht beschattet. Auf Dein Leben und Sterben kann das Wort der alten Griechen zutreffen, die hier an dieser Küste, die Dein Schicksal wurde, einst wohnten: ‚Ihre Lieblinge nehmen die Götter früh zu sich'.

Mehr als fünf Jahre hast Du als mein Fahrer und treuer Gefährte am Steuer unseres Wagens neben mir gesessen. Dein sicheres Auge, Deine ruhige Hand haben uns durch viele Länder über viele Tausende von Kilometern geführt. Nie hat es einen Mißton zwischen uns gegeben. Gemeinsam haben wir in diesen Jahren viel Schönes gesehen, gemeinsam in den Feldzügen das Große des Geschehens und der Siege erlebt. An meiner Seite bist Du im vergangenen Jahr verwundet worden, hat Dich jetzt die tödliche Kugel erreicht. In den gemeinsamen Jahren täglichen Lebens und großen Erlebens sind wir Freunde geworden. Das Band der Freundschaft, das uns verband, kann auch die tückische Kugel, die Dich traf, nicht zerschneiden.

Meine Dankbarkeit und meine Treue, unser aller Gedenken, folgen Dir über das Grab hinaus in die Ewigkeit.

Nun ruhe in Frieden, mein bester Kamerad!"

Doch der Krieg erlaubt kein Verweilen, auch nicht der Gedanken. Nach wenigen Tagen bezog der engste Führungsstab des Armee-Oberkommandos einen Gefechtsstand an der Sewastopol-Front in dem tatarischen Dorfe Juchary Karales. Es lag in einem engen Felsental malerisch eingebettet. Trotzdem mußten die Sowjets wohl erkannt haben, daß dort ein Stab mit einer Funkstelle eingezogen war. Allabendlich erschien ihr „Flieger vom Dienst" mit seiner alten „Nähmaschine" um — zum Glück vergeblich — einige Bomben zu werfen. Auf einem Felsgipfel oberhalb des Dorfes, innerhalb des Felsengebirges von Tscherkess-Kermen, in dem ehedem die Goten ihre Burg gebaut hatten, richteten wir uns einen Beobachtungsstand ein. Wir bezogen ihn in der Abendstunde des 6. Juni, um am nächsten Morgen die Eröffnung des Infanterie-Angriffs auf der ganzen Front beobachten zu können. Es war ein kleiner Erdbunker mit anschließenden Scherenfernrohr-Beobachtungsstellen, in dem der Chef, I a, I c, „Pepo" und ich die stillen Abendstunden vor dem Sturm verbrachten. Wieder einmal war es Pepo, der eine heitere Note in unsere nachdenkliche Stimmung brachte.

Man hatte mir vorgeschlagen, noch einen „Tagesbefehl" an die Truppen herauszugeben, in dem auf die Bedeutung des bevorstehenden Kampfes hingewiesen werden sollte. Ich bin an sich nicht für derartige Aufrufe. Sie bleiben zumeist auf den Schreibstuben hängen und unsere Landser wußten ohnehin, um was es ging, und bedurften keiner Anfeuerung. Da aber derartige Tagesbefehle in solchen Augenblicken üblich

waren, verfaßte ich ihn in wenigen schlichten Worten und gab ihn Pepo, damit er ihn an die Gen.Kdos. durchgäbe. Nach kurzer Zeit kam er zurück und meldete: „Herr Generaloberst, ich habe ‚den Brassel' durchgegeben". Es war frech, aber im Grunde sprach er das aus, was man über solche Aufrufe als Soldat zu denken pflegt. Wir lachten herzlich.

Am nächsten Morgen, dem 7. Juni, als das erste Morgenrot den Himmel zu vergolden begann und in den Tälern die Schatten der Dämmerung wichen, hieb die Pranke unserer Artillerie mit voller Wucht zur Einleitung des Sturmes der Infanterie auf den Gegner ein, stürzten sich die Geschwader der Luftwaffe auf die ihnen zugewiesenen Ziele. Ein überwältigender Anblick bot sich uns dar. Es war ein einzigartiger Fall im modernen Krieg, daß der Führer einer Armee das ganze Schlachtfeld übersehen konnte. Nach Nordwesten schweifte der Blick über das Waldgelände, das die schweren Kämpfe des linken Flügels des 54. AK dem Einblick entzog, bis zu den Höhen südlich des Belbek-Tals, um die so hart gerungen werden sollte. Nach Westen zu blickte man auf die Höhen von Gajtany, hinter denen ganz in der Ferne der Ausgang der Ssewernaja-Bucht ins Schwarze Meer aufleuchtete. Auch die Ausläufer der Halbinsel Chersones, auf der wir noch die Reste hellenischer Kultur vorfinden würden, waren bei klarem Wetter zu sehen. Im Südwesten drohten die Sapunhöhen und erhoben sich die Felsen des Küstengebirges. Im weiten Rund der Festungsfront aber sah man bei Nacht das Aufblitzen der Geschütze, am Tage die Wolken von Felsbrocken und Staub, die von den Einschlägen der schweren Granaten und der Bomben unserer Flieger emporgeschleudert wurden. Fürwahr ein phantastischer Rahmen für ein gigantisches Schauspiel!

Stärker aber als die Natur jener „Erde aus Eisen", wie man diesen heiß umkämpfte Stück Erde zu Recht genannt hat, und größer als alle Mittel der Technik, die sich Angreifer wie Verteidiger dienstbar gemacht hatten, erwies sich die Kraft und Hingabe jener Soldaten, die hier um den Sieg rangen. Vor Sewastopol stand nicht allein eine angreifende Armee gegen einen zum mindesten zahlenmäßig gleich starken Verteidiger, nicht nur modernste Angriffsmittel der Artillerie und Flieger gegen durch Stahl, Beton und Fels geschützte Befestigungen. Hier rang der Geist deutschen Soldatentums, die Tapferkeit, die Initiative, die freiwillige Hingabe des deutschen Soldaten gegen den verbissenen Widerstand eines Gegners, dessen Elemente die Gunst des Geländes, die Zähigkeit und das unerschütterliche Standhalten des russischen Soldaten, verstärkt durch den eisernen Zwang des Sowjet-Systems, waren. Es ist nicht möglich, dieses Ringen, das rund einen Monat pausenlos in der Zeit der glühendsten Hitze (wir maßen früh am Morgen bis zu 50 Grad) dauern

sollte, auch nur annähernd so darzustellen, daß die Schilderung den Leistungen sowohl des Angreifers wie des Verteidigers gerecht werden könnte. Das, was unsere Truppen in diesem Ringen vollbrachten, wäre würdig eines Helden-Epos! Hier kann nur ganz kurz der Ablauf eines Kampfes geschildert werden, dessen Schwere wohl selten erreicht worden ist.

Das 54. AK hatte auf seinem rechten Flügel die 132. Division, unter Auslassung des feindlichen Brückenkopfes von Lubjimowka, zum frontalen Angriff über das Belbek-Tal gegen die beherrschenden Höhen südlich desselben angesetzt. Links davon hatte die 22. Infanterie-Division die Aufgabe, durch Stoß südlich des Belbek von Osten her über die Kamyschly-Schlucht der 132. Division den Übergang über das Belbek-Tal zu öffnen. Links von ihr sollte sich die 50. Infanterie-Division, über den Ort Kamyschly angreifend, diesem Stoß in südwestlicher Richtung anschließen. Auf dem äußersten linken Flügel des Korps im Waldgebirge hatte sich die 24. Infanterie-Division in Richtung auf die Höhen von Gajtany vorzuarbeiten, in ihrer linken Flanke gedeckt durch die 18. rumänische Division.

Am ersten Tage gelang es unter überwältigender Unterstützung durch die starke Angriffsartillerie sowie durch pausenlose Angriffe des 8. Flieger-Korps, die Kamyschly-Schlucht und das Belbek-Tal zu überschreiten und auf den beherrschenden Höhen südlich des Tals Fuß zu fassen.

Auf dem Südflügel hatte sich das 30. AK zunächst die Ausgangsstellungen für die Fortführung des Angriffs, zu dem es mit seinen Hauptkräften erst einige Tage später antreten sollte, beiderseits der großen Straße nach Sewastopol zu erkämpfen.

Der zweite Abschnitt des Angriffs, bis zum 17. Juni, zeigt auf beiden Angriffsfronten einen erbitterten Kampf um jeden Fußbreit Boden, um jeden Bunker, um jede Feldstellung. Immer wieder versucht der Russe durch heftige Gegenangriffe das Verlorene zurückzugewinnen. In seinen starken Stützpunkten, aber auch in den kleineren Bunkern hält er oft bis zum letzten Mann aus. In diesen Kämpfen, deren Hauptlast die Infanterie und die Pioniere tragen, verdient besondere Erwähnung die Arbeit der vorgeschobenen Beobachter der Artillerie. Sie waren es vornehmlich, die das Feuer zu leiten hatten, mit dessen Hilfe die einzelnen Stützpunkte oder Bunker genommen werden konnten. Sie, wie vor allem auch die Sturmgeschütze, waren die besten Helfer der Infanterie.

Am 13. Juni gelingt es dem tapferen Inf.Rgt. 16 der 22. Division unter Oberst v. Choltitz, das Fort Stalin zu nehmen, vor dem im Winter sein Angriff zum Stehen gekommen war. Der Geist unserer Infanterie wird durch das Beispiel eines Verwundeten dieses Regiments gekenn-

zeichnet. Auf seinen zersplitterten Arm und verbundenen Kopf deutend, sagt er: „Das ist nicht so schlimm – wir haben den Stalin!"

Bis zum 17. Juni ist es – wenn auch unter starken Verlusten – gelungen, in das Festungskampffeld im Norden einen breiten, tiefen Keil zu treiben. Die Werke der zweiten Verteidigungslinie Tscheka, GPU, Sibirien, Wolga, sind in unserer Hand.

Beim 30. AK gelingt es bis zum 17. Juni ebenfalls, einen Keil in die vorderen, der Sapunstellung vorgelagerten Verteidigungszonen des Gegners zu treiben. In schweren Kämpfen fallen die befestigten Stützpunkte der vordersten Verteidigungszone: Nordnase, Kapellenberg, Ruine in die Hand der 72. Division, während die 170. Division Kamary nimmt. Auch nördlich des Korps gelingt es der ersten rumänischen Gebirgs-Division nach mehrfachem vergeblichem Anstürmen, den „Zuckerhut" zu erobern. Dagegen zeigt sich, daß das Vorkämpfen der 28. leichten Division über die schroffen Felsen des Küstengebirges, über den „Rosenhügel" und die Höhen „Zinnober I und II" nur langsam vorwärts geht. Der Kampf kann in dem wild zerklüfteten Felsgelände eigentlich nur im Stoßtruppverfahren geführt werden und bringt erhebliche Verluste.

Trotz dieser schwer erkämpften Erfolge aber scheint das Schicksal des Angriffs in diesen Tagen auf des Messers Schneide zu stehen. Noch ist kein Erlahmen des Widerstandes des Gegners zu erkennen, während die Kräfte der Truppe zusehends dahinschwinden. Beim 54. AK wird es nötig, die 132. Division vorübergehend aus der Front zu ziehen, um ihre Infanterie-Regimenter, die schwer gelitten haben, gegen die der 46. Division von der Halbinsel Kertsch auszutauschen. An ihre Stelle muß die auf dem linken Flügel des Korps freizumachende 24. Division treten. Zugleich aber drängt das OKH und erwägt bereits, das 8. Flieger-Korps von der Krim für die Offensive in der Ukraine abzuziehen, wenn nicht das AOK den baldigen Fall der Festung in Aussicht stellen könne. Dieses vertritt demgegenüber die Ansicht, daß der Angriff unter allen Umständen bis zum Enderfolg durchgeführt werden müsse, wozu allerdings der Verbleib des 8. Flieger-Korps Voraussetzung sei. Es dringt mit dieser Ansicht durch. Aber wer hätte zu jenem Zeitpunkt angesichts der sich sichtbar erschöpfenden Angriffskraft unserer tapferen Regimenter die Garantie für einen baldigen Fall der Festung geben können? Da vorauszusehen war, daß die Kräfte der eigenen Infanterie möglicherweise vorzeitig erschöpft sein könnten, erbat das AOK die Zuführung von drei Infanterie-Regimentern, die auch vom OKH bewilligt wurde. Sie sollten wenigstens zur Endphase dieses Ringens noch zurecht kommen.

In der gegebenen Lage ergab sich als Aushilfe bei beiden Angriffskorps die Ausnützung des Vorteils, den der Angreifer hat, nach Belieben die Angriffsrichtung bzw. den Angriffsschwerpunkt verlegen und dadurch den Gegner überraschen zu können.

Das 54. AK wendete sich unter Einsatz des Inf.Rgt. 213 und der 24. Division nach Westen. Ersteres nahm unter Führung des Oberst Hitzfeld die Panzerbatterie Maxim Gorki I. Deren eines Geschütz war bereits durch einen Volltreffer einer schwersten Batterie außer Gefecht gesetzt worden. Das andere wurde durch unsere Pioniere, die auf die Oberfläche des Forts vorgestoßen waren, gesprengt. Allerdings, die Besatzung dieses mehrere Stockwerke unter der Erde reichenden Werkes ergab sich erst, nachdem unsere Pioniere von oben her durch die Türme mit Sprengladungen vordrangen. Bei einem Ausbruchsversuch fiel der befehligende Kommissar. Seine Leute ergaben sich, das Wort „Christus" auf den bebenden Lippen. Der 24. Division gelang es alsdann, den ganzen längs der Westküste noch stehengebliebenen Teil des Nordabschnittes bis auf die die Einfahrt zur Ssewernaja-Bucht schützenden Werke bis zum 21. Juni zu Fall zu bringen.

Auch beim 30. AK führte eine überraschende Verlegung des Angriffsschwerpunktes bis zum 17. Juni zu einem wichtigen Erfolg. Das Gen.Kdo. entschloß sich, den Angriff über die Nordkette des Küstengebirges östlich Balaklawa einzustellen und seine Kräfte an und dicht südlich der großen Straße zu einem überraschenden Vorstoß zusammenzufassen. Er war gegen die Flankierung vom Küstengebirge her nur artilleristisch abgedeckt. Tatsächlich gelang es auch der 72. Division, die Stellungen des Gegners südlich der Straße zu überrennen. Ihre Aufklärungsabteilung unter Führung von Major Baake stieß, den Anfangserfolg kühn ausnutzend, in einem Zuge durch den überraschten Gegner bis zu der der Sapunhöhe vorgelagerten „Adlerhöhe" vor. Es gelang der Abteilung am 18. Juni früh, die stark befestigte Adlerhöhe zu nehmen und sich auf ihr zu behaupten, bis weitere Kräfte der Division nachgeschoben werden konnten. Damit war die Voraussetzung gegeben, den Einbruch in das feindliche Verteidigungssystem nach Norden zu verbreitern.

Auch in dem nun folgenden dritten Abschnitt des Angriffskampfes wird der Erfolg durch überraschende Verlegungen der Angriffsschwerpunkte, insbesondere artilleristisch, erreicht. Im Norden gilt er der vollen Erreichung des ersten Angriffsziels, der Ssewernaja-Bucht, im Süden der Gewinnung der Ausgangsstellung für den Angriff auf die Sapun-Höhen.

Im Nordabschnitt wird die Gesamtwirkung der Artillerie so zusammengefaßt, daß es der 24. Division gelingt, die Werke der Halbinsel, die den Eingang zur Ssewernaja-Bucht beherrscht, zu nehmen. Darunter befindet sich vor allem das zwar veraltete, aber trotzdem als Stützpunkt für den Feind noch starke Nordfort.

Die 22. Division kann sich in ihrem ganzen Gefechtsstreifen in den Besitz der Felshänge, die zum Nordufer der Bucht herabstürzen, setzen. Besondere Kämpfe toben um den Eisenbahntunnel auf der Grenze zwischen der 22. und 50. Div., aus dem der Gegner mit starken Kräften (eine erst kurz zuvor auf einem Kreuzer neu eingetroffene Brigade) zum Gegenangriff antritt. Der Tunnel fällt schließlich unter dem direkten Beschuß seines Einganges. Nicht nur Hunderte von Soldaten, sondern noch weit mehr Zivilisten, Männer, Frauen und Kinder, kommen daraus hervor. Besonders schwierig erweist es sich, den Feind aus seinen letzten Schlupfwinkeln am Nordufer der Bucht zu vertreiben. Die Sowjets hatten in die steilen Felshänge tiefe Stollen zur Unterbringung von Munition und Reserven getrieben, die – durch Panzertore gesichert – zur Verteidigung eingerichtet waren. An eine Übergabe dachten die unter dem Druck ihrer Kommissare stehenden Insassen nicht. Es blieb nichts übrig, als den Versuch zu machen, die Tore aufzusprengen. Als unsere Pioniere gegen den Eingang der ersten dieser Höhlen vorgingen, erfolgte im Innern der Kasematte eine Explosion. Ein breites Stück des Felsufers stürzte zusammen, den Feind in der Kasematte, aber auch unseren Pioniertrupp unter sich begrabend. Der befehligende Kommissar hatte die Kasematte nebst ihren Insassen in die Luft gesprengt. Schließlich gelang es einem Leutnant einer Sturmgeschützbatterie, der ohne Rücksicht auf feindliche Feuerwirkung vom Südufer der Bucht her auf der Küstenstraße vorfuhr, durch Feuer seines Geschützes aus nächster Nähe gegen die Scharten der Eingänge die Öffnung der übrigen Kasematten zu erzwingen. Die Kommissare in ihnen hatten ihrem Leben ein Ende gemacht, völlig erledigte Soldaten und Zivilisten kamen zum Vorschein.

Zum dritten konnte die 50. Division, die in dem Buschgelände ihres Angriffsstreifens schwer zu kämpfen hatte, das Ostende der Ssewernaja-Bucht erreichen und sich in Besitz der den Ausgang des Tschornaja-Tals beherrschenden Höhen von Gajtany setzen.

Links neben ihr kämpfte sich der rechte Flügel des rum. Gebirgs-Korps durch das Waldgelände über die Höhen südostwärts Gajtany vor. Der rumänische General Lascar, der später während der sowjetischen Stalingrad-Offensive in Gefangenschaft fiel, war hier die Seele des Angriffs.

Auch beim 30. AK führte Überraschung des Gegners durch wechselnde Angriffsrichtung zum Erfolg. Unter Ausnützung der früher erwähnten Wegnahme der Adlerhöhe durch die 72. Division setzte das Generalkommando die dieser nachgezogene 170. Division von Süden her zum Angriff auf das Massiv der Fedjukiny-Höhen an. Der Feind, dessen Augen nach Osten gerichtet waren und der wohl bereits einen Angriff auf die Sapun-Höhen selbst erwartete, wurde durch den Stoß von Süden

her völlig überrascht. Die Einnahme des Fedjukiny-Massivs gelang verhältnismäßig schnell. Damit war die Ausgangsbasis für den entscheidenden Angriff auf die Sapun-Höhen gewonnen.

Auch der linke Flügel des rumänischen Gebirgs-Korps (1. Gebirgs-Division) machte in diesen Tagen Fortschritte.

So sah sich die 11. Armee am Morgen des 26. Juni im Besitz nahezu des gesamten äußeren Bereichs der Festung. Der Gegner war in das innere Festungsgebiet zurückgeworfen, dessen Nordfront die steilen Höhen am Südufer der Ssewernaja-Bucht bildeten, während die Ostfront von den Höhen von Inkerman auf den Sapun-Höhen bis zu den Felsen um Balaklawa führte.

Das AOK stand vor der Frage, wie es diesen inneren Festungsgürtel sprengen wollte. Daß der Gegner weiterhin verbissen kämpfen würde, um so mehr, als er nach allen Verlautbarungen seiner vorgesetzten Front (Krimfront) nicht darauf rechnen konnte, noch von der Halbinsel evakuiert zu werden, war sicher.

Anderseits ließ sich nicht verkennen, daß – mochten die Reserven des Feindes im wesentlichen auch verbraucht sein – zugleich auf der deutschen Seite die Angriffskraft der Regimenter nahezu erschöpft war.

Ich war in diesen Wochen täglich vor- und nachmittags unterwegs gewesen, bei den Korpsstäben, den Artilleriekommandeuren, bei Divisionen, Regimentern, Bataillonen und auf Artilleriebeobachtungsstellen. Ich wußte daher nur zu gut Bescheid, wie es um unsere Verbände stand. Die Regimenter waren auf wenige hundert Mann zusammengeschmolzen. Ich erinnere mich einer Meldung einer herausgezogenen Kompanie, die noch eine Gefechtsstärke von einem Offizier und acht Mann meldete.

Wie sollte man mit diesen zusammengeschmolzenen Verbänden den Kampf um Sewastopol zum Abschluß bringen, wo das 54. AK nunmehr die Ssewernaja-Bucht vor sich hatte, während das 30. AK vor dem schweren Angriff auf die Sapun-Höhen-Stellung stand?

Das Gegebene in dieser Lage wäre gewesen, den Gesamtschwerpunkt des Angriffs nunmehr auf den Südflügel zum 30. AK zu verlegen. Gerade dies aber war praktisch nicht möglich. Schon das Verschieben von Divisionen vom Nordabschnitt in den Südabschnitt mußte viele Tage dauern, die dem Gegner Gelegenheit gaben, sich zu erholen. Existierte doch nur eine schmale Straße, die im Frontbereich die beiden Abschnitte verband und die wir im Winter unter unsäglichen Mühen erst durch das Gebirge gebaut hatten. Die Lasten der schwersten Artillerie konnte sie jedoch nicht tragen. Die Verschiebung der Masse der Artillerie vom Nordabschnitt über Jalta in den Südabschnitt und ihre Munitionierung dort hätte Wochen gedauert. Hinzu kam, daß die oberste Führung in jedem

Falle das 8. Flieger=Korps binnen kurzer Zeit von der Krim abziehen wollte.

Ich war, unmittelbar nachdem die 22. Division das Nordufer der Ssewernaja=Bucht erreicht hatte, zu ihren Regimentern gefahren. Von einer Beobachtungsstelle am Nordrand der Bucht aus wollte ich mir einen Überblick verschaffen. Vor mir lag die 800 bis 1000 Meter breite Bucht, in der einst ganze Flotten geankert hatten, jenseits rechts die Stadt Sewastopol, geradeaus vor mir die steilen Uferhöhen, gespickt mit Befestigungen. Der Gedanke kam mir, daß man von hier aus, also von der Flanke her, die Sapunstellung aus den Angeln heben sollte. Denn gerade hier über die Ssewernaja=Bucht würde der Feind einen Angriff wohl am allerwenigsten erwarten.

Als ich allerdings diesen Plan zunächst mit dem 54. AK und einigen unterstellten Truppenführern besprach, erregte er Bedenken und Kopfschütteln. Wie sollte man mit Sturmbooten die breite Meeresbucht angesichts der stark ausgebauten und bestückten Höhen des Südufers überqueren können? Wie sollte man überhaupt die Sturmboote über die Felsabhänge ans Ufer bringen, die Truppen in ihnen verladen, wo es nur wenige steile Schluchten gab, die überhaupt einen Zugang zum Ufer darstellten? Stellen, die der Gegner selbstverständlich vom Südufer her einsehen und unter Feuer halten konnte!

Immerhin, gerade weil ein Angriff über die Ssewernaja=Bucht nahezu unmöglich erschien, würde er den Gegner überraschen und diese Überraschung konnte die Frucht des Gelingens in sich tragen. Trotz aller mir vorgetragenen Bedenken bestand ich daher auf meinem Plan, so schwer es auch ist, ein so gewagtes Unternehmen zu befehlen, wenn man auf Grund seiner Stellung nicht selbst daran teilnehmen kann.

Nachdem diese Entscheidung einmal gefallen war, gingen alle Stellen mit größtem Eifer an ihre Durchführung heran. Hier sei ein ganz besonderes Lob den Pionieren gezollt, die sich bereits bei den Bunkerkämpfen neben der Infanterie aufs höchste bewährt hatten.

Am 29. Juni frühmorgens sollte der allgemeine Angriff auf den inneren Festungsbereich, beim 54. AK über die Ssewernaja=Bucht, beim 30. AK auf die Sapun=Höhen beginnen. Schon am 28. Juni war es der 50. Division gelungen, den Unterlauf der Tschornaja zu überschreiten und Inkerman zu nehmen. Hier ereignete sich eine Tragödie, die zeigte, mit welchem Fanatismus die Bolschewisten kämpften. Hoch über Inkerman erhob sich eine langgestreckte weit nach Süden reichende steile Felswand. In diesem Felsen befanden sich riesige Hallen, die als Kellereien für die Sektfabriken auf der Krim gedient hatten. Neben großen Vorräten dieses Getränkes hatten die Bolschewiken in diesen Hallen Munition gelagert, sie aber auch zur Unterbringung Tausender von Verwundeten und geflüchteter Zivilbevölkerung benutzt. Als unsere Truppen in den Ort Inkerman eindrangen, erbebte der ganze Felsen hinter dem Ort unter einer ungeheuren Detonation. Die 30 Meter hohe Felswand stürzte in einer Länge von etwa 300 Meter zusammen, Tausende von Menschen unter sich begrabend. Das Werk einiger fanatischer Kommissare und zugleich ein Bild der Verachtung des Menschenlebens, die zu einem Prinzip dieser asiatischen Macht geworden ist!

Ungeheuere Spannung lag auf all denen, die an der Durchführung des Übergangs über die Bucht beteiligt waren, in jenen Stunden um die Mitternacht vom 28./29. Juni, in denen die Vorbereitungen zum Angriff getroffen wurden. Unaufhörliche Bombenwürfe des 8. Flieger=Korps auf die Stadt sollten alle Geräusche am Nordufer der Bucht überdecken. Die gesamte Artillerie stand bereit, die Höhen des Südufers mit mörderischem Feuer zuzudecken, sobald Feuer von dorther anzeigen würde, daß der Gegner das Unternehmen erkannt habe. Aber alles blieb ruhig drüben. Das schwierige Zuwasserbringen der Sturmboote und ihre Beladung gelang. Um 1 Uhr nachts stieß die erste Welle der 24. und 22. Division vom Nordufer ab und die Sturmboote nahmen ihren Weg zum Südufer. Der Übergang, durch den der Feind offenbar völlig überrascht wurde, gelang. Der waghalsige Sprung über die Meeresbucht war geglückt. Als die feindliche Abwehr von den südlichen Höhen in Tätigkeit trat, hatten unsere braven Grenadiere bereits auf dem Südufer Fuß gefaßt. Was sich an feindlichen Abwehrwaffen auf den Hängen der südlichen Uferhöhen nunmehr zeigte, wurde durch unser Feuer zerschlagen, das Höhenplateau von unseren Truppen erstiegen. Damit war die gefürchtete Sapun=Höhen=Stellung von der Flanke her aus den Angeln gehoben.

Mit dem ersten Büchsenlicht aber waren unsere Truppen auch zum Angriff gegen die Front dieser Stellung angetreten.

Auf dem linken Flügel des 54. AK traten die 50. Division und die neu eingesetzte 132. Division (mit den Inf.=Regimentern der 46. Division) von Gajtany und südlich zum Sturm auf die Höhen bei und südlich Inkerman an. Ein Angriff, der von der Flanke her durch die Artillerie auf dem Nordufer der Ssewernaja=Bucht unterstützt werden konnte. Diesem Angriff schloß sich auch der rechte Flügel des rum. Gebirgs=Korps an.

Ebenfalls im Morgengrauen trat das 30. AK zum entscheidenden Stoß auf die Sapun=Höhen an, unter Waffenhilfe der weittragenden Batterien des 54. AK sowie durch rollende Einsätze des 8. Flieger=Korps unterstützt. Während das Korps dem Feind artilleristisch einen Angriff auf breiter Front vortäuschte, hatte es die 170. Division als Stoßtruppe auf ganz

schmalem Raum an den Fedjukiny-Höhen bereitgestellt. Das direkte Feuer eines Flakregiments, Sturmgeschütze und die Panzerabteilung 300 begleiteten den Angriff. Die Division gelangte schnell auf die Höhen beiderseits der großen Straße von Sewastopol. Unter Ausnutzung der Überraschung des Gegners gewann sie alsbald soweit Raum nach Norden, Westen und Süden, daß das Korps die anderen Divisionen auf die Höhenstufe nachziehen konnte.

Mit dem Gelingen des Übergangs über die Bucht, dem Fall der Höhen von Inkerman und dem Durchbruch des 30. AK durch die Sapun-Stellung war das Schicksal der Festung Sewastopol besiegelt.

Was noch folgte, war der Endkampf einer Armee, der weder ihr Schicksal aufhalten, noch im Sinne der operativen Gesamtlage irgend einen Nutzen für die Sowjets bringen konnte. Selbst für die Wahrung der Waffenehre wäre er überflüssig gewesen, denn, wahrhaftig, der russische Soldat hatte tapfer genug gefochten! Aber das politische System forderte die Fortsetzung des nutzlosen Kampfes.

Die Divisionen des 54. AK, die die Ssewernaja-Bucht überquert hatten, standen nach Einnahme der südlichen Uferhöhen bereits innerhalb jenes äußeren Stellungsringes, der die Stadt in weitem Bogen umspannte. Auch sein Halten war damit für den Gegner aussichtslos geworden. So konnte sich das Korps, indem es mit Teilen die genannte Stellung nach Süden aufrollte, nach Westen wenden und gegen die Stadtrandstellung und die Stadt selbst vorgehen. Der berühmte „Malakoff", jenes Bollwerk, um das im Krimkrieg so viel Blut geflossen war, fiel in die Hand des Korps. Er lag bereits in der Stadtrandstellung.

Inzwischen hatte das 30. AK seine rückwärtigen, mit der Vortäuschung eines Breiten-Angriffs betrauten Divisionen, die 28. leichte und die 72. Division, noch am 29. Juni schnell der 170. Division nachgezogen. Nunmehr wurden die Divisionen von dem durch die letztgenannte Division auf den Sapun-Höhen gewonnenen Sprungbrett strahlenförmig zur Eroberung der Halbinsel Chersones angesetzt.

Die 28. leichte Division durchbrach die äußere Ringstellung südöstlich Sewastopol durch Einnahme des noch aus dem Krimkrieg stammenden „Englischen Friedhofs". Die Sowjets hatten diesen zu einem Hauptstützpunkt ihrer äußeren Ringstellung ausgebaut. Die Marmordenkmäler, die man seinerzeit den gefallenen britischen Soldaten errichtet hatte, waren zertrümmert. Die neuen Toten lagen neben den durch Granaten aufgedeckten Gräbern. Die Division stieß dann, südlich der Stadt vorbei, nach Westen, um sie — falls sie verteidigt werden sollte — von Westen her zu nehmen, bzw. einen Ausbruch feindlicher Kräfte in dieser Richtung zu verhindern.

Die 170. Division hatte als Ziel den Leuchtturm, der auf der äußersten Westspitze der Halbinsel Chersones steht. Es ist jene Stelle, von der vielleicht Iphigenie ausgeblickt hat, „das Land der Griechen mit der Seele suchend".

Der 72. Division fiel der Stoß längs der Südküste zu. Sie nahm, die Sapun-Stellung nach Süden aufrollend, zunächst die alles beherrschende „Windmühlenhöhe" und machte damit dem Korps die Benutzung der großen Straße nach Sewastopol frei. Ihr folgte die 4. rum. Geb.Div., die nunmehr von rückwärts her das bisher nicht gefallene feindliche Stellungssystem um Balaklawa ausräumte. Dabei allein machte sie 10 000 Gefangene.

Nach allem, was wir bisher von der sowjetischen Führung erlebt hatten, mußten wir annehmen, daß der Feind einen letzten Widerstand in der Stadtrandstellung und schließlich in der Stadt selbst leisten würde. Immer wieder war nach Sewastopol der Befehl Stalins gefunkt worden, bis zum letzten Mann zu halten. Wir wußten, daß die gesamte waffenfähige Bevölkerung, auch Frauen, zum Kampf aufgeboten worden war.

Das AOK würde gegenüber den Soldaten seiner Armee fahrlässig gehandelt haben, wenn es der vorgenannten Möglichkeit nicht Rechnung getragen hätte. Ein Kampf innerhalb der Stadt mußte vom Angreifer neue schwere Opfer fordern. Sie zu vermeiden, gab das AOK den Befehl, daß die Artillerie und das 8. Flieger-Korps noch einmal das Wort haben sollten, bevor die Divisionen erneut gegen die Stadt anträten. Sie sollten dem Gegner klar machen, daß er nicht darauf rechnen könne, in einem Häuserkampf uns noch weitere Blutopfer abzufordern.

So begann der 1. Juli mit einem massierten Feuer auf die Stadtrandbefestigung und die Stützpunkte des Gegners im Innern. Es hatte vollen Erfolg. Bereits nach kurzer Zeit meldeten die Aufklärer, daß mit ernstem Widerstand nicht mehr zu rechnen sei. Das Feuer wurde eingestellt, die Divisionen gingen vor. Wahrscheinlich hatte der Gegner die Masse seiner Kräfte bereits in der Nacht zum 1. Juli nach Westen aus der Festung herausgezogen.

Noch aber war der Kampf nicht zu Ende. Die Küstenarmee hatte zwar die Stadt aufgegeben, aber nur, um den Versuch zu machen, in den Stellungen, die die Halbinsel Chersones abriegelten, erneut Widerstand zu leisten. Sei es nun in Ausführung der Befehle Stalins, bis zum letzten Mann zu kämpfen, sei es in der Hoffnung, doch noch wenigstens Teile der Armee nächtlicherweise in den tief eingeschnittenen Buchten westlich Sewastopol von Schiffen der Roten Flotte retten zu lassen. Tatsäch-

lich sind jedoch nur wenige der höchsten Befehlshaber und Kommissare durch Schnellboote abgeholt worden, darunter der Oberbefehlshaber General Petrow. Sein Nachfolger wurde bei dem Versuch, auf gleiche Weise zu entkommen, im Schwarzen Meer von unserem italienischen Schnellboot gestellt.

So dauerten die Schlußkämpfe auf der Halbinsel Chersones noch bis zum 4. Juli an. Die 72. Division nahm das von mehreren tausend Mann verteidigte Panzerwerk Maxim Gorki II. Die anderen Divisionen drängten den Gegner immer mehr auf die äußerste Spitze der Halbinsel zurück. Immer wieder machte der Feind den Versuch, bei Nacht nach Osten durchzubrechen, wohl in der Hoffnung, Anschluß an die Partisanen im Jailagebirge zu gewinnen. In dichten Massen, die einzelnen Soldaten untergehakt, damit keiner zurückbleiben konnte, stürmten sie gegen unsere Linien vor. Zuvorderst oft Frauen und Mädchen der kommunistischen Jugend, die, selbst bewaffnet, die Kämpfer anfeuerten. Daß die Verluste bei derartiger Form der Ausbruchsversuche außerordentlich hoch sein mußten, liegt auf der Hand.

Schließlich suchten die Reste der Küstenarmee in großen Höhlen Zuflucht, die sich in den Steilufern der Halbinsel Chersones befanden, dort vergeblich auf ihren Abtransport wartend. Als sie sich am 4. Juli ergaben, kamen allein aus dem Bereich der äußersten Halbinselspitze noch 30 000 Mann zum Vorschein.

Im ganzen überstieg die Zahl der Gefangenen im Festungsbereich 90 000. Die blutigen Verluste des Gegners betrugen ein Vielfaches der unseren. Die Menge des erbeuteten Materials war vorerst unübersehbar. Eine von Natur starke, mit allen Mitteln ausgebaute und von einer Armee verteidigte Festung war gefallen. Diese Armee war vernichtet, die ganze Krim war nunmehr in deutscher Hand. Die 11. Armee war — operativ noch rechtzeitig — zur Verwendung im Rahmen der großen deutschen Offensive auf dem Südflügel der Ostfront freigeworden.

Ich hatte am 1. Juli abends mit meinen engsten Mitarbeitern des Führungsstabes auf unserem Gefechtsstand, einem kleinen tatarischen Häuschen in Juchary Karales, zusammengesessen. Der übliche sowjetische „Flieger vom Nachtdienst", der sonst immer gegen Abend einige Bomben in unser Felsental warf, war nicht mehr erschienen. Unsere Gedanken gingen zurück zu den Kämpfen der letzten Monate, zu unseren Kameraden, die nun der grüne Rasen deckte.

Da ertönte im Radio die Siegesfanfare, die die Sondermeldung vom Fall Sewastopols einleitete. Ihr folgte die Durchgabe des nachstehenden Fernschreibens:

An den Oberbefehlshaber der Krim-Armee
Generaloberst v. Manstein

In dankbarer Würdigung Ihrer besonderen Verdienste um die siegreich durchgeführten Kämpfe auf der Krim, die mit der Vernichtungsschlacht von Kertsch und der Bezwingung der durch Natur und Bauten mächtigen Festung Sewastopol ihre Krönung fanden, befördere ich Sie zum Generalfeldmarschall. Mit Ihrer Beförderung und durch die Stiftung eines Erinnerungsschildes für alle Krimkämpfer ehre ich vor dem ganzen deutschen Volke die heldenhaften Leistungen der unter Ihrem Befehl fechtenden Truppen.

Adolf Hitler

Man wird begreifen, daß uns, die wir so lange Monate für das Erreichen des Endzieles des Kampfes um die Krim gearbeitet und gekämpft, die wir aber auch besser wie jeder andere gewußt hatten, an welch dünnem Faden zeitweise das Schicksal der 11. Armee hing, in dieser Stunde ein Gefühl des Stolzes und der Freude erfüllte.

Es ist schon ein einzigartiges Erleben, das Gefühl des Sieges auf dem Schlachtfeld zu kosten!

Wenn aber auch der Marschallstab als Symbol eines siegreich geführten Feldzuges die Krönung meiner militärischen Laufbahn bedeutete, so vergaß ich doch nicht, wieviel Soldatenglück dazu gehört, ein solches Ziel zu erreichen. Wie manchem bleibt es verwehrt, nach dem Siegeslorbeer zu greifen, allein aus dem Grunde, weil er entweder zu jung oder zu alt ist.

Im übrigen, was wiegen äußere Ehren gegenüber der Last der Verantwortung, die der zu tragen hat, dem mit der Führung einer Armee, eines Heeres zugleich die Verantwortung für Hunderttausende wie — zum mindesten teilweise — für das Schicksal seines Landes auferlegt wird!

Vor allem aber, gerade in jener Stunde, waren meine Mitarbeiter und ich dessen eingedenk, daß es die Hingabe, die Tapferkeit, die Standhaftigkeit, die Verantwortungsfreudigkeit unserer Soldaten waren, denen die Überwindung aller Krisen und der Sieg in einem Feldzug zu verdanken war, den die 11. Armee, auf sich allein gestellt, nun zum glücklichen Ende geführt hatte. Und noch eins: Sie hatte getreu deutscher soldatischer Überlieferung anständig und ritterlich gekämpft!

Nachdem nunmehr unsere Aufgabe mit einem solchen Siege zu Ende geführt worden war, war es mir ein Herzensbedürfnis, meinen Mitkämpfern meinen Dank zu sagen. Ich konnte sie nicht alle sehen, um ihnen die Hand zu drücken. So lud ich wenigstens alle Kommandeure bis zu den Bataillons- usw. Führern und alle diejenigen, Offiziere,

Unteroffiziere und Mannschaften, die das Ritterkreuz oder das Deutsche Kreuz in Gold erhalten hatten, zu einer Feierstunde in den Park des ehemaligen Zarenschlosses Livadia ein. Wir gedachten zunächst der Kameraden, die ihr Leben gegeben hatten, um uns den Weg zum Sieg zu bahnen. Der Zapfenstreich ertönte. „Die Macht der Liebe" und unser stilles Gebet stiegen zum Himmel. Dem letzten verklingenden Trommelwirbel folgte das Lied vom guten Kameraden, das wohl nirgends *mehr* Wahrheit geworden, als in den Kämpfen des Ostens, als letzter Gruß an die, welche wir in die Erde der Krim betten mußten. Unsere guten Kameraden! Dann dankte ich allen Soldaten der 11. Armee und des 8. Flieger-Korps, auch denen, die nicht an dieser Feier teilnehmen konnten, für ihre Hingabe, ihre Tapferkeit, ihre Standhaftigkeit in oft fast verzweifelten Lagen, für alles, was sie geleistet hatten. Anschließend vereinte uns ein einfaches Abendbrot, das allerdings nicht ganz ungestört verlief. Einige sowjetische Flieger, aus dem Kaukasusgebiet kommend, bedachten uns – zum Glück erfolglos – mit einigen Bomben.

Natürlich erhielt ich nach dem Fall von Sewastopol eine Fülle von Glückwünschen. Drei Geschenke aber waren mir eine besondere Freude. Nachdem wir am 1. Juli nachts, nach Eingang des Führertelegramms, das meine Beförderung zum Feldmarschall und die Stiftung des Krimschildes für die Armee gebracht hatte, noch in unserem Tatarenhäuschen auf der kleinen offenen Veranda etwas gefeiert hatten, war unser Ic, Major i. G. Eismann, durch die Nacht nach Simferopol gefahren. Er hatte dort einen tatarischen Silberschmied aus dem Schlaf getrommelt, ihm seine silberne Uhr gegeben und ihn beauftragt, aus deren Silber bis zum frühen Morgen ein Paar Marschallstäbe für meine Schulterstücke zu machen. Als ich am 2. Juli zum Frühstück erschien, lagen die Stäbchen, fein ziseliert, auf meinem Platz. Es war ein rührendes Zeichen der Anhänglichkeit, das mir als solches große Freude bereitete.

Bald auch erreichte mich ein Päckchen. Der Absender war der deutsche Kronprinz. Das Päckchen enthielt ein schweres goldenes Zigarettenetui. Auf der Vorderseite war künstlerisch der Festungsplan von Sewastopol mit all seinen Werken eingraviert. Die Innenseite trug den Namenszug des hohen Spenders. Besonders aber rührten mich dessen Begleitworte. Der Kronprinz schrieb, daß es ihm versagt geblieben sei, s. Z. Verdun zu nehmen. Um so mehr freue es ihn, daß mir die Bezwingung der starken Festung Sewastopol geglückt sei. Es waren dies Worte eines liebenswürdigen Menschen, eines wirklichen Kameraden!

Von besonderer Art war eine dritte Gabe. Aus Frankreich sandte mir ein russischer Geistlicher, der vor den Bolschewisten geflohen war und nun in Vichy lebte, einen dicken Knotenstock. Er war kunstvoll aus einer verschlungenen Weinrebe gefertigt und trug an seinem Griff einen Topas sowie auf einem schmalen Metallring eine russische Inschrift. Der Geistliche schrieb dazu, daß sein Großvater im Krimkrieg als Regimentskommandeur bei der Verteidigung von Sewastopol mitgekämpft habe. Er sei am Bein schwer verwundet worden und die Soldaten seines Regiments hätten ihm daraufhin diesen Stock geschnitzt. Aus Freude darüber, daß ich Sewastopol genommen und die Krim von den Bolschewiken befreit hätte, wollte er, der Geistliche, mir diesen Stock als Zeichen der Dankbarkeit senden.

Auch zwei schön in Leder gebundene Bücher erhielt ich. Es waren die Erinnerungen eines Generals v. Manstein, der zur Zeit der Kaiserin Anna in russischen Diensten unter dem Feldmarschall Münnich an den Küsten des Schwarzen Meers gekämpft hatte. Wenn mich mit ihm auch nur der Name, nicht aber Blutsverwandtschaft verband, so war für mich die Lektüre dieser französisch geschriebenen Erinnerungen doch von hohem Reiz. Abgesehen davon, daß ich sozusagen auf den Spuren dieses Manstein gewandelt war, in den gleichen Gefilden gekämpft hatte, gaben sie das Bild eines abenteuerlichen Lebens. Nach dem Regierungsantritt der Kaiserin Elisabeth hatte Manstein aus Rußland fliehen müssen, während sein Gönner Münnich nach Sibirien wanderte. Beide zusammen hatten früher den wahren Beherrscher Rußlands, den Herzog Biron von Kurland, gestürzt. Als Münnich im Schlitten gen Sibirien fuhr, begegnete er dem von dort zurückkehrenden Herzog. Beide sollen sich als Kavaliere höflich begrüßt haben. Manstein trat dann in preußische Dienste, wurde bei Kolin schwer verwundet und auf dem Transport nach Hause von Panduren, denen er sich nicht ergeben wollte, getötet.

Urlaub in Rumänien

Während nach Abschluß der Kämpfe auf der Krim unsere Truppen einige Wochen der so wohlverdienten Ruhe in der wundervollen Landschaft der Südkrim hatten, wo bereits das Obst reifte, konnte auch ich mir eine Ausspannung gönnen.

Marschall Antonescu hatte, als er uns im Sommer nach der Schlacht auf der Halbinsel Kertsch besuchte, mich eingeladen – zusammen mit meiner Frau – einen Erholungsurlaub als sein Gast in den Karpaten zu verbringen, sobald der Kampf um Sewastopol sein Ende erreicht hätte. Freundlicherweise dehnte er diese Einladung auch auf unseren ältesten Sohn aus, der nach Einsatz in Rußland und Besuch der Kriegs-

schule im Frühjahr Leutnant geworden war und nach überstandenem Scharlach einer Erholung bedurfte.

Wir sollten in diesen Wochen die großzügigste rumänische Gastfreundschaft kennenlernen. Allerdings wurde aus dem gedachten Erholungsurlaub mehr oder weniger ein Staatsbesuch.

Als wir als gewöhnliche Reisende an der rumänischen Grenze eintrafen, erwartete uns bereits ein Salonwagen. Ein General und ein Abgesandter des Auswärtigen Ministeriums empfingen uns als Gäste des Marschalls und der Regierung. Nach einer wunderschönen Fahrt durch die Karpaten trafen wir am nächsten Mittag in Predeal ein, einem auf der Höhe des Gebirges, nahe dem bekannten Königsschloß Sinaja, gelegenen Luftkurort, in dem Marschall Antonescu ein schönes Landhaus besaß. Auf dem Bahnhof wurden wir von Frau Antonescu und dem rumänischen Kriegsminister empfangen. Eine Kompanie des Gardebataillons des Marschalls erwies die militärischen Ehren. Bezeichnenderweise hatte der Marschall – wohl gewarnt durch einen Putsch, den s. Z. die Eiserne Garde gegen ihn versucht hatte – ein eigenes Gardebataillon. Es glich dem des Königs aufs Haar, nur daß letzteres weiße, das des Marschalls aber rote Fangschnüre trug.

Durch fahnengeschmückte Straßen, in denen Schulkinder Spalier bildeten, fuhren wir zu einer reizenden kleinen Villa, die als Gästehaus der Regierung diente. In ihr sollten meine Frau, unser ein paar Tage später auf Wunsch von Antonescu nachkommender Sohn und ich unterkommen, während Specht und die beiden mir zugeteilten rumänischen Offiziere in einem Nachbarhaus wohnten. Wir wurden sehr liebenswürdig von Frau Goga, der Gemahlin eines ehemaligen, verstorbenen Ministerpräsidenten und intimen Freundin des Hauses Antonescu, empfangen. Das Haus hatte früher ihr gehört und sie führte uns in die hübsch eingerichteten Räume – ein Wohn-, ein Eß- und zwei Schlafzimmer – ein. Sie stellte uns auch das Personal vor und betonte dabei leise aber eindringlich, daß wir uns auf den Koch völlig verlassen könnten. Dadurch wurde man daran erinnert, daß man sich auf dem Balkan befand. In der Tat war Ministerpräsident Goga, der einen deutschfreundlichen Kurs eingeschlagen hatte, vergiftet worden. Als Marschall Antonescu während unserer Anwesenheit an einer leichten Magenverstimmung erkrankte, war das erste, daß er seinen Koch entließ. Überhaupt wurden wir wie Augäpfel gehütet. Stets folgten uns „unauffällig" zwei deutsche und zwei rumänische Kriminalbeamte. Schon im Salonwagen war es uns nur mit Mühe gelungen, einem rumänischen Beamten, der auf dem Boden vor meiner Kabinentür schlafen sollte, einen etwas bequemeren Platz zu verschaffen. Es war das erste und

einzige Mal, daß ich in meinem Leben mit solchen Ehren empfangen und so sorgfältig gehütet wurde, und man mußte sich erst einmal daran gewöhnen. Bequemer ist sicher das Dasein des gewöhnlichen Reisenden.

Während unseres Aufenthaltes in Predeal waren wir mehrfach Gäste im Hause des Marschalls. Er wie seine Frau sprachen ein ausgezeichnetes Französisch und waren die liebenswürdigsten Gastgeber. Antonescu war lange Militärattaché in Paris und London gewesen. Um so erfreulicher war seine deutschfreundliche Einstellung.

Auch zum König und seiner Mutter, der Königin Helena, waren wir einmal zum Frühstück geladen. Die Königin war noch immer eine schöne Frau, liebenswürdig, klug und natürlich in ihrer Unterhaltung. Sie sehnte sich nach Florenz zurück, wo sie jahrelang gewohnt hatte, während ihr Mann, König Carol, der Madame Lupescu verfallen war. Der Königin merkte man an, daß sie hohenzollernsches Blut in ihren Adern trug.

Der junge König Michael machte damals einen etwas unbeholfenen und indifferenten Eindruck. Seine Neigungen schienen sich auf Autos und Motorboote zu konzentrieren. Während die Königinmutter politisches Verständnis zeigte, schien der König seiner Aufgabe als Herrscher fremd oder uninteressiert gegenüberzustehen. Er machte für sein Alter eher einen verspielten Eindruck. War dies schon damals eine Maske? Sicher war an seinem unreifen Wesen nicht zuletzt schuld, daß er seine Jugend zwischen einem haltlosen Vater und einer meist im Ausland lebenden Mutter verbracht hatte. Es kam aber auch hinzu, daß Marschall Antonescu ihn von jeder praktischen Regierungsarbeit ausschloß. Der junge König wußte sich nicht einmal zu benehmen, wenn er – was selten genug vorkam – eine Truppe besuchen mußte.

Ein andermal unternahmen wir in rumänischer Begleitung eine Fahrt durch Siebenbürgen und besuchten die Kavallerieschule in Hermannstadt. Antonescu war s. Z. ihr Kommandeur gewesen und daher erfreute sie sich seiner besonderen Fürsorge. Sie war mustergültig eingerichtet und die reiterlichen Vorführungen hatten ein hohes Niveau.

Auch einer Einladung des rumänischen Patriarchen folgten wir und besuchten ihn auf seinem Landsitz, der im Anschluß an ein kleines Kloster inmitten herrlicher Waldungen lag. Wie alle orthodoxen Geistlichen trugen er und seine jüngeren Begleiter schöne Vollbärte, die die Würde ihres Amtes betonten. Die Unterhaltung mit dem hochgebildeten Kirchenfürsten, der in Breslau und Tübingen Theologie studiert hatte, war ein großer Genuß. Wir saßen abends auf der Terrasse des bescheidenen Landhauses und das Mahl war – entgegen dem bei weltlichen Veranstaltungen – ländlich einfach und bescheiden.

Das schönste während unseres Aufenthalts in Rumänien aber war ein

Besuch bei der deutschen Volksgruppe, die unter dem Regime Antonescus und dem Einfluß des Reichs gegenüber früheren Zeiten weitgehende Freiheit genoß. Übrigens ist die allgemein übliche Bezeichnung „Siebenbürger Sachsen" falsch. Die Siebenbürger Deutschen kamen aus Luxemburg und Lothringen. Wir machten eine Rundfahrt durch das herrliche Siebenbürgen. Der Tag begann mit einem Gottesdienst in einer der alten befestigten Kirchenburgen. Sie waren noch mit Mauern bewehrt, innerhalb deren in früheren Zeiten die Menschen im Kriege Zuflucht gefunden hatten und an die Ställe für das Vieh und „Speckkammern" für die Lebensmittel angebaut waren. Den Gottesdienst hielt der Bischof von Siebenbürgen. Die Bauern waren mit ihren Frauen und Kindern von den umliegenden Dörfern herbeigeeilt, alle in den alten, malerischen Trachten. Dann ging unsere Fahrt durch die schönen Dörfer mit ihren reichen Höfen. Überall war geflaggt und die Schuljugend begrüßte uns mit Blumen. Wir besuchten die Marienburg, die Vorläuferin der Marienburg in Preußen. Der Deutsche Ritterorden hatte, als er aus dem Heiligen Lande weichen mußte, zunächst eine Kolonisationsaufgabe in Siebenbürgen erhalten, ehe er nach Deutschland kam, um dann Preußen für das Deutschtum zu gewinnen.

Mittags wohnten wir der Taufe eines deutschen Jungen bei, dessen Pate ich wurde. Das Taufmahl inmitten der auf ihren Besitz und ihre schöne Heimat so stolzen Bauern brachte alles, was der Hof zu bieten hatte. Am Nachmittag nahmen wir in einem anderen Dorf an einem ländlichen Fest teil, bei dem die jungen Mädchen und Burschen ihre schönen alten Tänze in den heimatlichen bunten Trachten auf einer Waldwiese vorführten. Ein zauberhaftes Bild. Den Abend verbrachten wir dann im Kreise der Volksgruppe, in dem deutschen Hauptort Kronstadt, dessen Stolz der große, sogenannte schwarze Dom war. Ein Name, der von den durch einen Brand geschwärzten Mauern herrührte.

Die letzten Tage dieses Urlaubs waren wir in Bukarest. Wir sahen die Ölfelder von Ploesti, eine rumänische Waffenfabrik und ich besuchte ein Lazarett. Es war in einem prunkvollen Gebäude untergebracht, das der Hof für seine Beamten errichtet hatte. Marschall Antonescu hatte es bei Kriegsbeginn kurzerhand dem Hof weggenommen und zum Lazarett bestimmt. So richtig diese Maßnahme auch an sich war, so hatte doch ihre rigorose Anordnung dem Marschall in Hofkreisen viele Feinde gemacht. Das gleiche traf auf die Tatsache zu, daß er eines Tages kurzerhand die gesamte Umgebung der Königinmutter ihres Dienstes enthoben und durch andere Persönlichkeiten ersetzt hatte. Diesem Wechsel war auch ein Major v. Rosetti, Sohn eines Diplomaten und Schwager des Generals Paulus, zum Opfer gefallen. Er kam später zu mir als rumänischer Verbindungsoffizier und wurde ein stets vermittelnder, guter Kamerad. Zweifellos hat Marschall Antonescu durch die völlige Ausschaltung des wenn auch sicherlich noch unreifen Königs und durch solche rigorose Maßnahmen sich erheblich geschadet. Allerdings – wenn man den König damals sah – würde man niemals auf den Gedanken gekommen sein, daß er einmal den Mut und die Initiative finden würde, den Marschall zu verhaften. Daß er als Hohenzoller Deutschland verraten sollte, damit zugleich den Untergang seiner Herrschaft einleitend, lag allerdings zu jener Zeit im Schoße der Zukunft verborgen.

Wir jedenfalls können nur mit Dankbarkeit an jene Wochen zurückdenken, in denen wir die ganze Fülle rumänischer Gastfreundschaft genießen durften und in denen vor allem das deutsche Siebenbürgen einen unauslöschlichen Eindruck in uns hinterließ. Heute sind die Deutschen dort, soweit sie nicht verschleppt worden sind, wieder unterjocht. Nur die Freude hatte ich, daß mein Patenjunge mit seinen Eltern der Vernichtungswelle entrann und jetzt in Hannover lebt.

11. Kapitel

HITLER IN DER AUSÜBUNG DES MILITÄRISCHEN OBERBEFEHLS

Eindrücke aus den ersten Kriegsjahren. Hitlers Blick für operative Möglichkeiten. Interesse für Technik führt zur Überschätzung der Wirksamkeit technischer Mittel. Es fehlen ihm operative Schulung und Erfahrung sowie die Fähigkeit, Maß zu halten. Seine operativen Ziele werden weitgehend von politischen und wirtschaftlichen Erwägungen bestimmt. Sein Glaube, daß sein Wille alles vermöge. Nichtachtung des Willens des Gegners. Scheu vor operativem Risiko. Hinauszögern unbequemer Entscheidungen. Seine Abneigung, irgend etwas freiwillig aufzugeben. Sein Glaube an die starre Verteidigung. Rage du nombre. Fühlte Hitler soldatisch? Die Ordenfrage. Falsche Organisation unserer militärischen Führung. OKW-Kriegsschauplätze. Hitler greift in die Führung im einzelnen ein, gibt aber keine operativen Weisungen auf längere Sicht. Auseinandersetzungen mit Hitler. Seine Zähigkeit, seine Argumente, sein Auftreten. Versuche, ihn zur Annahme einer vernünftigen Organisation der obersten Führung zu bringen. Warum war für einen Frontbefehlshaber der Gedanke eines Staatsstreiches im Kriege abzulehnen?

Mit der Ernennung zum Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Don trat ich zum erstenmal unmittelbar unter den Befehl Hitlers als Oberbefehlshaber der Wehrmacht und des Heeres. Erst damit kam ich in die Lage, die Art, in der er versuchte, neben der Staatsführung auch die Aufgabe des Feldherrn zu erfüllen, wirklich kennenzulernen und beurteilen zu können. Bis dahin hatte ich seine Einwirkung auf die militärische Führung doch nur aus der Ferne und mittelbar verspürt. Angesichts der strengen Geheimhaltung, mit der alle operativen Fragen umgeben wurden, konnte ich kein begründetes eigenes Urteil haben.

Während des *polnischen* Feldzuges waren uns Eingriffe Hitlers in die Führung des Heeres nicht bekannt geworden. Bei seinen zweimaligen Besuchen bei der Heeres-Gruppe von Rundstedt hatte er unsere Dar-

legungen über die Lage und über die Absichten unseres Ob.Kdo. mit Verständnis angehört und ihnen zugestimmt, ohne den Versuch irgendwelchen Hereinredens zu machen.

Über den Plan für die Besetzung *Norwegens* war den Außenstehenden überhaupt nichts bekannt geworden.

Hitlers Haltung in der Frage der *Westoffensive* ist bereits eingehend geschildert worden. Sicher war ebenso bedauerlich, wie bedenklich, daß er in dieser Frage das OKH völlig überfahren hatte. Immerhin war zuzugeben, daß seine Auffassung, man müsse im Westen eine offensive Entscheidung suchen, grundsätzlich – wenn auch nicht hinsichtlich des von ihm ursprünglich gewünschten Zeitpunktes – vom *militärischen* Gesichtspunkt aus richtig war. Gewiß, er hatte für die von ihm befohlene Offensive die Grundzüge eines Operationsplans festgelegt, der – wie früher erörtert –, kaum zu einer vollen Entscheidung hätte führen können. Er hatte selbst wohl zunächst nicht an die Möglichkeit geglaubt, eine Entscheidung in dem Umfange zu erzielen, den sie dann tatsächlich gewann. Aber er hatte doch, als der ihm vorgetragene Plan des Ob.Kdo. d.H.Gr. A eine solche Möglichkeit in Aussicht stellte, diesen Operationsgedanken sofort erfaßt. Er hatte ihn sich – wenn auch mit gewissen Einschränkungen, die eine Scheu vor dem Risiko erkennen ließen – zu eigen gemacht. Sein entscheidender Fehler, die Panzerverbände vor Dünkirchen anzuhalten, war für Außenstehende seinerzeit nicht so deutlich sichtbar geworden, weil darüber fast nichts verlautete. Das Bild, welches der Strand um Dünkirchen mit den Unmengen zurückgelassenen Materials bot, täuschte uns, die wir noch nicht wußten, in welch außerordentlichem Umfange es den Briten gelungen war, ihre Soldaten über den Kanal zu retten.

Das Fehlen eines „Kriegsplans", der eine zeitgerechte Vorbereitung der *Invasion* ermöglicht hätte, hatte allerdings ein Versagen der Wehrmachtführung, also Hitlers, deutlich gemacht. Anderseits war für den Fernerstehenden nicht zu beurteilen, ob der Entschluß, sich nunmehr gegen die Sowjetunion zu wenden, aus politischen Gründen unausweichlich war. Der sowjetische Aufmarsch an unserer und an der ungarischen bzw. rumänischen Grenze erschien jedenfalls bedrohlich genug.

Über Hitlers Einwirkung auf den Operationsplan gegen die *Sowjetunion*, wie auf die Durchführung der Operationen in der ersten Phase des Feldzuges erfuhr ich als Kommandierender General, wie als Oberbefehlshaber der 11. Armee ebensowenig wie über die Pläne für die Sommeroffensive 1942. In die Führung des Feldzugs auf der Krim hatte Hitler jedenfalls nicht eingegriffen. Er hatte vielmehr gelegentlich meines Vortrags im Frühjahr 1942 unseren Absichten anstandslos zugestimmt

und zweifellos alles getan, um den Erfolg bei Sewastopol zu ermöglichen. Daß ich die Verwendung der 11. Armee nach dem Fall der Festung für fehlerhaft ansah, ist bereits gesagt worden.

Nunmehr aber – als Oberbefehlshaber einer Heeres-Gruppe Hitler unmittelbar unterstellt – sollte ich ihn in der Ausübung des militärischen Oberbefehls erst wirklich kennenlernen.

Man kann Hitler in der Rolle eines militärischen Führers gewiß nicht mit dem Schlagwort von dem „Gefreiten des Ersten Weltkrieges" abtun.

Er besaß zweifellos einen gewissen Blick für operative Möglichkeiten, der sich bereits bei seiner Entscheidung für den Plan der Heeres-Gruppe A im Westen gezeigt hatte. Einen solchen Blick kann man öfters auch bei militärischen Laien finden. Sonst wüßte die Kriegsgeschichte nicht von so manchem Fürsten oder Prinzen als erfolgreichem Heerführer zu berichten.

Darüber hinaus aber verfügte Hitler über ein erstaunliches Wissen und Gedächtnis, wie über schöpferische Phantasie in bezug auf technische Fragen und auf alle Probleme der Rüstung. Er konnte mit einer verblüffenden Kenntnis der Wirkung auch neuer feindlicher Waffen wie mit eigenen und gegnerischen Produktionszahlen aufwarten. Hiervon machte er mit Vorliebe Gebrauch, wenn er von ihm nicht genehmen Erörterungen ablenken wollte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er auf dem Gebiete der Rüstung vieles mit Verständnis und außerordentlicher Energie vorangetrieben hat. Der Glaube an seine Überlegenheit in diesen Fragen hat aber verhängnisvolle Folgen gehabt. Durch seine Eingriffe hat er die stetige und rechtzeitige Weiterentwicklung der Luftwaffe verhindert. Auch auf dem Gebiete der Entwicklung des Raketenantriebs und der Atomwaffe hat er zweifellos hemmend gewirkt.

Das Interesse für alles Technische verleitete Hitler zudem zur Überschätzung technischer Mittel. So glaubte er z. B., mit einigen Sturmgeschützabteilungen oder durch die neuen Tiger-Panzer Lagen wiederherstellen zu können, in denen nur der Einsatz großer Verbände Erfolg versprechen konnte.

Im ganzen gesehen fehlte ihm eben doch das *auf Erfahrung beruhende militärische Können*, das seine „Intuition" nun einmal nicht ersetzen konnte.

Wenn Hitler, wie gesagt, auch einen gewissen Blick für operative Chancen besaß, bzw. diese schnell erfassen konnte, wenn ein anderer sie ihm darbot, so fehlte ihm doch das Urteil über die Vorbedingungen und Möglichkeiten der Durchführung eines operativen Gedankens. Er ermangelte des Verständnisses für das Verhältnis, in dem jede opera-

tive Zielsetzung und die sich aus ihr ergebende Weiträumigkeit einer Operation zu dem Zeit- und Kräftebedarf stehen müssen. Gar nicht zu sprechen von ihrer Abhängigkeit von den Nachschubmöglichkeiten. Er begriff nicht, oder wollte nicht begreifen, daß z. B. jede weitreichende Offensivoperation über die Zahl der für den ersten Angriff erforderlichen Kräfte hinaus einer ständigen Nährung bedarf. All dies hat sich besonders eklatant bei der Anlage und Durchführung der Sommeroffensive 1942 gezeigt. Auch der phantastische Gedanke, im nächsten Jahr mit einer motorisierten Heeresgruppe über den Kaukasus nach dem Nahen Osten und darüber hinaus auf Indien vorstoßen zu wollen, den er mir im Herbst 1942 offenbarte, gehört hierher.

Wie auf politischem Gebiet — jedenfalls nach seinen Erfolgen im Jahre 1938 —, so fehlte Hitler auch auf dem militärischen Gebiet *das Maß* für das Erreichbare. Im Herbst 1939 hatte er trotz seiner Geringschätzung der Widerstandskraft Frankreichs zunächst die Möglichkeit eines durchschlagenden Erfolges einer richtig angelegten deutschen Offensive im Westen nicht erkannt. Nachdem dieser Erfolg aber eingetreten war, verlor er den Blick für das Mögliche unter Verhältnissen, die anders lagen. Es fehlte ihm in beiden Fällen die wirkliche strategische bzw. operative Schulung.

So ergriff sein lebhafter Geist wohl jedes lockende Ziel, aber in der Folge mit dem Ergebnis, daß er die deutsche Kraft auf mehrere Ziele zugleich bzw. auf den verschiedensten Kriegsschauplätzen zersplitterte. Die Regel, daß man an der *entscheidenden Stelle nicht stark genug sein kann*, daß man notfalls auf Nebenfronten verzichten oder ein entsprechendes Risiko durch ihre durchgreifende Schwächung eingehen muß, um das entscheidende Ziel zu erreichen, fand bei ihm kein wirkliches Verständnis. So brachte er es nicht über sich, bei den Offensiven der Jahre 1942 und 1943 *alles* an den Erfolg zu setzen. Noch war er fähig oder willens zu übersehen, was notwendig sein werde, um die alsdann eingetretene ungünstige Entwicklung der Lage auszugleichen.

Was nun die *operativen Ziele Hitlers* — wenigstens im Kampf mit der Sowjetunion — anging, so waren sie weitgehend durch politische und kriegswirtschaftliche Erwägungen bedingt. Dies wurde bereits in den einleitenden Bemerkungen zum Rußlandfeldzug angedeutet und wird auch bei der Schilderung der Abwehrkämpfe der Jahre 1943/44 in Erscheinung treten.

Sicherlich spielen politische und in der heutigen Zeit besonders kriegswirtschaftliche Fragen bei der strategischen Zielsetzung eine wesentliche Rolle. Was Hitler jedoch übersah, war, daß das Gewinnen, vor allem aber das Behaupten eines territorialen Zieles die Überwindung der feindlichen Wehrmacht zur Voraussetzung hat. Solange dieses militärische Ergebnis nicht erreicht ist, bleibt — wie der Kampf gegen die Sowjetunion gezeigt hat — das Gewinnen kriegswirtschaftlich wertvoller Gebiete, also das Erreichen territorialer Ziele, problematisch, ihr Halten auf die Dauer unmöglich. Die Zeiten, in denen man durch den Einsatz der Luftwaffe oder von Fernwaffen die Quellen der feindlichen Rüstung und das gegnerische Transportsystem so hätte zerstören können, daß der feindlichen Wehrmacht die Fortführung des Kampfes unmöglich würde, waren noch nicht gekommen.

So sicher die Strategie die Dienerin der politischen Führung zu sein hat, so darf doch diese das strategische Ziel jedes Krieges, die feindliche militärische Widerstandskraft zu brechen, nicht in dem Maße außer acht lassen, wie dies bei Hitlers operativer Zielsetzung der Fall gewesen ist. Erst der Sieg macht den Weg zum Erreichen politischer und wirtschaftlicher Ziele frei.

Damit komme ich zu dem wohl entscheidenden Faktor, der Hitlers Führung bestimmte: Die Überschätzung der Macht des *Willens*. *Seines* Willens, der sich nur bis zum jüngsten Grenadier in die *Gläubigkeit* umzusetzen hätte, um die Richtigkeit seiner Entscheidungen zu bestätigen, den Erfolg seiner Befehle sicherzustellen.

Ein starker Wille ist für den Feldherrn selbstverständlich eine der wesentlichen Voraussetzungen des Sieges. So manche Schlacht ist verloren gegangen, so mancher Erfolg verschenkt worden, weil bei dem Führer im entscheidenden Augenblick der Wille erlahmte.

Der Wille eines Feldherrn zum Sieg, der dessen Seele stark macht, auch schwere Krisen durchzustehen, ist aber etwas anderes, als es der Wille Hitlers war, der letzten Endes dem Glauben an seine „Sendung" entsprang. Ein solcher Glaube führt unweigerlich zur Starrheit, wie zu der Meinung, daß der eigene Wille selbst über die Grenzen, die die harte Wirklichkeit vor ihm aufrichtet, hinausgreifen könne. Mochten diese Grenzen nun in dem Vorhandensein vielfach überlegener Feindkräfte, in den Bedingungen von Raum und Zeit oder auch nur in der Tatsache liegen, daß ja schließlich auch der Gegner einen Willen besaß.

Die vermutbaren Absichten der feindlichen Führung von vornherein in sein Kalkül einzubeziehen, war Hitler im allgemeinen wenig geneigt in der Überzeugung, daß sein Wille ja schließlich dort triumphieren werde. Ebenso wenig war er bereit, selbst die zuverlässigsten Angaben über eine vielleicht vielfache Überlegenheit des Gegners anzuerkennen. Er lehnte sie ab, oder bagatellisierte sie durch Behauptungen über Mängel der gegnerischen Verbände, oder er nahm zu endlosen Aufzählungen eigener Produktionszahlen seine Zuflucht.

So schieden gegenüber seinem Willen die wesentlichen Elemente einer „Beurteilung der Lage", aus welcher der Entschluß jedes militärischen Führers hervorgehen muß, mehr oder weniger aus. Damit aber verließ Hitler den Boden der Wirklichkeit.

Das merkwürdige war nur, daß dieser Überschätzung der Macht des eigenen Willens, diesem Hinweggehen über die möglichen Absichten und Kräfte des Feindes nicht eine entsprechende Kühnheit des Entschlusses entsprach. Hitler, der nach den Erfolgen, die er auf dem Felde der Politik bis 1938 errungen hatte, politisch zum Hasardeur geworden war, scheute auf dem militärischen Gebiet vor dem Risiko zurück. Als militärisch kühner Entschluß ist Hitler eigentlich nur der zur Besetzung Norwegens anzurechnen, obwohl auch dazu die erste Anregung von Großadmiral Raeder gekommen war. Aber selbst hier war Hitler, sobald es bei Narvik zu einer Krise kam, drauf und dran, die Räumung der Stadt zu befehlen und damit das wesentliche Ziel der ganzen Operation, die Freihaltung der Erzzufuhr, preiszugeben. Auch bei der Durchführung der Westoffensive hat sich, wie bereits früher erörtert, eine gewisse Scheu Hitlers, ein militärisches Risiko einzugehen, gezeigt. Der Entschluß, die Sowjetunion anzugreifen, war letzten Endes die zwangsläufige Folge des Verzichts auf eine Invasion Englands, deren Risiko Hitler wiederum zu groß erschienen war.

Im Verlauf des Rußlandfeldzuges zeigte sich die Scheu vor dem Risiko auf zweierlei Weise. Einmal, wie später dargelegt werden wird, in der Ablehnung jeder beweglichen Operationsführung, welche — wie die Dinge nun einmal vom Jahre 1943 ab lagen — nur durch freiwillige, wenn auch vorübergehende Preisgabe eroberter Gebiete zu ermöglichen war. Zum zweiten in der Scheu, Nebenfronten oder Nebenkriegsschauplätze zu Gunsten der Stelle, an der die Entscheidung fallen mußte, auch auf nicht zu leugnende Gefahren hin zu entblößen.

Dies Ausweichen vor dem Risiko auf militärischem Gebiet mag dreierlei Gründe gehabt haben. Einmal das uneingestandene Gefühl Hitlers, daß ihm das militärische Können fehle, gegebenenfalls mit einem solchen Risiko fertigzuwerden. Was er sich in seinem Inneren aber nicht selbst zutrauen mochte, das traute er noch weniger seinen Generalen zu. Zum zweiten die Besorgnis, die jeder Diktator hegen muß, daß etwa eintretende Fehlschläge sein Prestige erschüttern könnten. Wobei im Enderfolg *durch die so unvermeidlich* entstehenden militärischen Fehler ein um so größerer Prestigeverlust herauszukommen pflegt. Drittens Hitlers in seinem Machttrieb wurzelnde Abneigung, irgend etwas, von dem er einmal Besitz ergriffen hatte, aufzugeben.

Im Zusammenhang mit dem Gesagten muß eine andere Eigenschaft

Hitlers erwähnt werden, gegen die während der Zeit, in der ich das Kommando über die Heeresgruppe führte, sowohl sein Generalstabschef, Generaloberst Zeitzler, wie auch ich, immer wieder vergeblich anzukämpfen hatten.

Hitler liebte es, jede Entscheidung, die ihm nicht genehm war, um die er aber doch nicht herumkommen konnte, solange wie möglich hinauszuzögern. Dies war jedesmal der Fall, wenn es darum ging, einen nach der Lage vorauszusehenden operativen Erfolg des Gegners durch rechtzeitigen Kräfteeinsatz zu verhindern oder der Ausweitung eines solchen einen Riegel vorzuschieben. Es bedurfte eines tagelangen Kampfes des Generalstabschefs mit Hitler, wenn es sich darum handelte, von zur Zeit weniger bedrohten Frontabschnitten Kräfte für Krisenstellen freizumachen. Meist gab er zu spät und zu wenig — mit dem Ergebnis, daß er in der Folge ein Mehrfaches an Kräften hergeben mußte, als es bedurft hätte, die Lage wieder herzustellen, wenn er das anfangs Geforderte sogleich gewährt hätte. Wochenlang aber mußte gekämpft werden, wenn es darum ging, eine praktisch unhaltbare Position (wie zum Beispiel 1943 das Donez-Gebiet oder 1944 den Dnjepr-Bogen) aufzugeben. Das gleiche war der Fall, wenn es sich darum handelte, operativ bedeutungslose, vorspringende Frontbogen an zur Zeit nicht gefährdeten Teilen der Front zu räumen, um Kräfte zu gewinnen. Immer glaubte Hitler wohl, daß die Dinge doch noch nach seinem Willen laufen würden und er um Entschlüsse herumkommen könnte, die ihm schon deshalb widerstrebten, weil sie eine Anerkenntnis der Tatsache bedeuteten, daß er dem Handeln des Gegners Rechnung tragen müßte. Zugleich scheute er davor zurück, an den zu schwächenden Frontteilen ein Risiko einzugehen.

Die Überbewertung der Macht des eigenen Willens, eine gewisse Scheu, in beweglicher Operationsführung (zum Beispiel in Gestalt eines Schlagens erst aus der Nachhand, eines „retour offensif") ein Risiko einzugehen, dessen guter Ausgang nicht im voraus zu garantieren war, und Hitlers Abneigung, überhaupt etwas freiwillig aufzugeben, haben, je länger je mehr, seine militärische Führung bestimmt.

Die starre Verteidigung jedes Fußbreits Boden wurde allmählich zum alleinigen Prinzip seiner Führung. Nachdem die deutsche Wehrmacht ihre außerordentlichen Erfolge in den ersten Kriegsjahren durch bewegliche Operationsführung errungen hatte, übernahm also Hitler, als vor Moskau die erste Krise eintrat, von Stalin das Rezept des sturen Haltens jeder Position. Ein Rezept, das die sowjetische Führung im Jahre 1941 so nahe an den Abgrund gebracht hatte, daß sie anläßlich der deutschen Offensive 1942 von ihm abging.

Nachdem aber in jenem Winter 1941 die sowjetische Gegenoffensive

schließlich an dem Widerstand unserer Truppen erlahmt war, war Hitler überzeugt, daß allein sein Verbot jedes freiwilligen Ausweichens das deutsche Heer vor dem Schicksal des napoleonischen des Jahres 1812 gerettet habe. In dieser Überzeugung wurde er allerdings durch die Zustimmung seiner Umgebung, wie auch mancher Frontbefehlshaber bestärkt. Als es dann im Herbst 1942 nach Festlaufen der deutschen Offensive vor Stalingrad und im Kaukasus zu einer neuen Krise kam, glaubte Hitler wiederum, das arcanum des Erfolges im starren Festhalten um jeden Preis gefunden zu haben. Er ist auch in der Folge von dieser Ansicht grundsätzlich nicht mehr abzubringen gewesen.

Nun ist allgemein anerkannt, daß an sich die Verteidigung die stärkere Form des Kampfes ist. Dies trifft aber doch nur zu, wenn sie so wirksam gestaltet werden kann, daß der Gegner sich vor der Abwehrfront im Angriff verblutet. Davon konnte jedoch im Osten keine Rede sein. Die Zahl der verfügbaren deutschen Divisionen reichte nie aus, um eine derartig starke Verteidigung aufzubauen. Dem vielfach überlegenen Gegner blieb es immer möglich, durch Massierung seiner Kräfte an beliebigen Punkten Durchbrüche durch die allzuweit gedehnten Fronten zu erzielen. Mit dem Erfolg, daß dann namhafte deutsche Kräfte der Einkesselung nicht mehr entgehen konnten. Nur in beweglicher Operationsführung hätte die Überlegenheit der deutschen Führung und Truppe zur Geltung gebracht werden und damit schließlich vielleicht das Erlahmen der Kräfte der Sowjetunion erreicht werden können.

Auf die Auswirkungen des von Hitler immer stärker betonten Grundsatzes des „Haltens um jeden Preis" wird bei der Schilderung des Abwehrkampfes im Osten in den Jahren 1943/44 noch näher einzugehen sein. Wenn Hitler immer stärker auf diesem Prinzip beharrte, so lag dies zutiefst in seinem Charakter begründet. Er war ein Mann, der nur noch den brutalen Kampf bis zum Äußersten kannte. Seinem Denken entsprach mehr das Wunschbild vor unseren Linien verblutender feindlicher Massen, als das Bild des eleganten Fechters, der auch einmal auszuweichen versteht, um dann um so sicherer den entscheidenden Stoß führen zu können. Dem Begriff der Kriegs*kunst* setzte er letzten Endes den der brutalen Gewalt entgegen, einer Gewalt, deren vollste Wirksamkeit durch die Macht des Willens, der hinter ihr stehe, garantiert werde.

Wenn Hitler so die Macht der Gewalt über die des Geistes stellte, wohl die Tapferkeit des Soldaten, nicht aber in gleichem Maße das Können wertete, so kann es nicht verwundern, daß er, wie der Überbewertung technischer Mittel, so auch der „rage du nombre" verfiel. Er berauschte sich an den Produktionszahlen der deutschen Rüstungsindustrie, die er zweifellos in erstaunlichem Ausmaß in die Höhe getrieben

hat (wobei er allerdings gern darüber hinwegging, daß die feindlichen Rüstungszahlen noch weit höher lagen).

Aber er übersah, was daneben an Ausbildung und Können gehört, um eine neue Waffe erst zur vollen Wirksamkeit zu bringen. Ihm genügte es, wenn die neuen Waffen an die Front kamen. Gleichviel, ob die mit ihnen ausgerüsteten Verbände ihren Gebrauch bereits beherrschten, oder ob die Waffe überhaupt schon unter kriegsmäßigen Verhältnissen erprobt war.

Im gleichen Sinne befahl Hitler die Aufstellung immer neuer Divisionen. Nun war zweifellos eine Vermehrung der Zahl unserer großen Verbände durchaus erwünscht. Jedoch ihre Aufstellung mußte auf Kosten des Ersatzes der bestehenden Divisionen gehen. Diese bluteten bis zum letzten aus. Die Neuaufstellungen aber hatten infolge ihrer unzureichenden Kampferfahrung zunächst einmal einen überhohen Blutzoll zu zahlen. Die bereits erwähnte Aufstellung von Luftwaffen-Felddivisionen, aber auch immer neuer SS- und schließlich der sogenannten Volksgrenadier-Divisionen sind die markantesten Beispiele.

Schließlich sei noch erwähnt, daß Hitler zwar stets seine soldatische Einstellung betonte und gern erwähnte, daß er seine militärischen Erfahrungen als *Frontsoldat* gewonnen habe. In Wahrheit lag seinem innersten Wesen soldatisches Denken und Fühlen fern. Ebenso wie das Gebaren seiner Partei mit preußischem Wesen, auf das sie sich so gern berief, nichts zu tun hatte.

Wohl war Hitler über die Zustände an der Front durch die Berichte der H.Gr., Armeen usw. völlig eindeutig unterrichtet. Er ließ sich auch öfters durch Frontoffiziere unmittelbar mündlich vortragen. Er kannte also nicht nur die Leistungen unserer Truppen, sondern wußte auch von dem, was sie infolge dauernder Überbeanspruchung seit Beginn des Feldzuges gegen die Sowjetunion zu erdulden hatten. Vielleicht ist dieses Wissen mit ein Grund dafür gewesen, daß es im Osten nicht gelungen ist, Hitler an die Front zu bringen. Es war schon schwierig genug, ihn zu einem Besuch bei unserem H.Gr.Kdo. zu bewegen; darüber hinaus weiter nach vorn zu fahren, ist ihm niemals in den Sinn gekommen. Vielleicht scheute er die Möglichkeit, daß solche Fahrten seinen Wunschtraum von der Unüberwindlichkeit seines Willens zerstören würden.

So sehr Hitler gelegentlich seine frühere Frontkämpfereigenschaft hervorhob, so habe ich doch nie das Gefühl gehabt, daß sein Herz der Truppe gehört hätte. Verluste waren für ihn nur Zahlen, die die Kampfkraft verminderten. Menschlich dürften sie ihn kaum ernstlich berührt haben.*)

*) Ein früherer Offizier des OKW, der dorthin nach schwerer Verwundung als Frontoffizier versetzt worden war und dessen Stellung es mit sich brachte,

In einem allerdings dachte Hitler durchaus soldatisch: In der Frage der Kriegsauszeichnungen. Durch diese wollte er in allererster Linie die eigentlichen Kämpfer, die Tapferen, ehren. So waren die von ihm zu Beginn des Feldzuges erlassenen Bestimmungen für die Verleihung des Eisernen Kreuzes mustergültig. Es sollte nur für Tapferkeitstaten und wirkliche Führungsverdienste verliehen werden, also nur — was die letzteren betraf — an Befehlshaber und deren erste Gehilfen. Leider ist diese klare und einwandfreie Regelung von Anbeginn seitens mancher Verleihungsstellen nicht eingehalten worden. Zum Teil lag dies allerdings in der verspäteten Stiftung des Kriegsverdienstkreuzes, das für diejenigen bestimmt war, welche die Bedingungen für das E.K. auf Grund ihrer dienstlichen Verwendung nicht erfüllen konnten, gleichwohl aber doch eine Auszeichnung verdient hatten. Es ist immer schwieriger gewesen, bei Hitler das Ritterkreuz für einen verdienten General zu erhalten, als für einen Offizier oder Mann aus der Front.

Wenn nachträglich über die vielerlei Abzeichen gespottet worden ist, die Hitler im Verlaufe des Krieges geschaffen hat, sollte man sich nur

daß er Hitler fast täglich, namentlich anläßlich der Lagevorträge, aber auch in kleinerem Kreise, erlebte, schreibt mir zu Vorstehendem:

„Ich erkenne die Berechtigung dieses subjektiven Gefühls (daß Hitler kein Herz für die Truppe gehabt, daß ihre Verluste für ihn nur Zahlen gewesen wären) durchaus an. Er erschien so im größeren Kreis, in Wirklichkeit aber war es fast gegenteilig. Er war vom Soldatischen her gesehen vielleicht sogar zu weich, in jedem Fall zu gefühlsabhängig. Es war symptomatisch, daß er die Begegnung mit dem Grauen des Krieges nicht ertrug. Er fürchtete sich vor seiner eigenen Weichheit und Empfindsamkeit, die ihn daran gehindert hätten, Entschlüsse zu fassen, die sein politischer Wille von ihm forderte. Verluste, mit denen er sich auseinandersetzen mußte, oder die plastisch geschildert wurden, waren ihm furchtbar, er litt förmlich darunter, ebenso wie unter dem Tod von Menschen, die er kannte.

Ich glaube nach jahrelanger Beobachtung nicht, daß dies Theaterspiel war, sondern *eine* Seite seines Wesens. So gab er sich nach außen eine betonte Gleichgültigkeit, um sich durch seinen vorgenannten Wesenszug, vor dem er selbst Angst hatte, nicht ablenken zu lassen. Hier liegt auch der tiefere Grund dafür, daß er nicht an die Front ging und nicht in die Bombenstädte. Es war ganz sicher kein Mangel an persönlichem Mut, sondern Angst vor dem Grauen des Erlebens.

In inoffiziellem Kreis gab es oft Gelegenheiten, wo man bei Unterhaltungen über Leistung und Anstrengung der Truppe — ohne Unterschied der Dienstgrade — sichtbar merkte, daß er für die kämpfende Truppe viel Verständnis und Herz hatte."

Das Urteil dieses Offiziers, der nicht zu den Anhängern oder Bewunderern Hitlers gehört hat, zeigt zum mindesten, wie gegensätzlich der Eindruck sein konnte, den verschiedene Menschen von Hitlers Wesen und Denken gewannen, wie schwer also dieses wirklich zu erkennen oder zu durchschauen war. War Hitler — wie vorstehend gesagt wird — wirklich „weich", wie kann man dann die grausame Brutalität erklären, die, immer zunehmend, sein Regime kennzeichnete?

vergegenwärtigen, welche Leistungen unsere Soldaten während der langen Dauer des Krieges vollbracht haben. Ein Abzeichen, wie zum Beispiel die Nahkampfspange oder wie das der 11. Armee verliehene Krimschild, wurden jedenfalls mit Stolz getragen. Im übrigen zeigen die mit vielen Ordensbändern geschmückten Soldaten der andern Seite, daß die Frage der Kriegsauszeichnungen nicht mit dem törichten Schlagwort „Lametta" abzutun ist.

Die vorstehend geschilderten Mängel mußten Hitlers Eignung, die selbstgewählte Rolle des obersten militärischen Führers mit Erfolg zu spielen, erheblich vermindern.

Immerhin wären sie wohl auszugleichen gewesen, wenn er sich bereitgefunden hätte, sich des Rates eines erfahrenen und mitverantwortlichen Generalstabschefs zu bedienen, bzw. wenn er es über sich gebracht hätte, einem solchen wirkliches Vertrauen zu schenken. Brachte Hitler doch für die Rolle eines Feldherrn immerhin auch einige wesentliche Eigenschaften mit: einen starken Willen, Nerven, die selbst in schwersten Krisen standhielten, einen unleugbar scharfen Verstand und, wie gesagt, neben einer gewissen Begabung auf operativem Gebiet, die Fähigkeit, die in der Technik liegenden Möglichkeiten zu erkennen. Hätte er es verstanden, die ihm fehlende Schulung und Erfahrung auf dem militärischen, insbesondere auf dem strategischen bzw. operativen Gebiet, durch das Können seines Generalstabschefs zu ergänzen, so hätte trotz aller erwähnten Mängel doch eine brauchbare militärische Führung zustande kommen können. Aber gerade dazu war Hitler nicht bereit.

Wie er die Macht seines Willens als den ausschlaggebenden Faktor in jeder Hinsicht ansah, so hatten ihn seine politischen Erfolge, aber auch die militärischen Siege der ersten Kriegsjahre, die er sich selbst zuschrieb, das Maß für die Einschätzung der eigenen Fähigkeiten immer mehr verlieren lassen. Die Annahme von Ratschlägen eines mitverantwortlichen Generalstabschefs hätte für ihn nicht mehr eine Ergänzung des eigenen, sondern das Beugen seines Willens vor dem eines anderen bedeutet. Es kam hinzu, daß ihn als Folge seiner Herkunft und seines Werdeganges ein unüberwindbares Mißtrauen gegenüber den militärischen Führern beseelte. Zu deren aus einer anderen Sphäre stammendem Wesen und Denken eröffnete sich ihm kein Zugang. So war er nicht bereit, einen wirklich verantwortlichen militärischen Ratgeber neben sich zu sehen. Er wollte es einem Napoleon gleichtun, der nur Gehilfen und ausführende Organe seines Willens unter sich geduldet hatte; aber er besaß weder dessen militärische Vorbildung noch gar sein militärisches Genie.

Es ist bereits bei der Schilderung des Invasionsplanes gegen Großbritannien dargelegt worden, daß Hitler die oberste militärische Führung so organisiert hatte, daß es keine Stelle gab, die ihn hinsichtlich der Gesamtkriegführung verantwortlich hätte beraten können, die in der Lage gewesen wäre, einen Kriegsplan zu entwerfen. Der Wehrmacht-Führungsstab des OKW, der theoretisch zu einer solchen Aufgabe berufen gewesen wäre, hat in der Praxis nur die Rolle eines militärischen Sekretariats gespielt. Er war dazu da, die Gedanken und Anordnungen Hitlers in die militärische Befehlssprache zu übersetzen.

Es sollte aber noch schlimmer kommen. Mit der Bestimmung Norwegens als OKW-Kriegsschauplatz, auf dem das OKH nichts zu sagen hatte, hatte Hitler die Aufsplitterung auch der Landkriegführung nur eingeleitet. In der Folge wurden nach und nach alle anderen Kriegsschauplätze der geschäftsmäßigen Bearbeitung durch das OKW zugewiesen. Allein für den Ostkriegsschauplatz blieb schließlich das OKH verantwortlich, an dessen Spitze Hitler selbst stand. Der Generalstabschef des Heeres war somit von jeder Einwirkung auf die anderen Kriegsschauplätze ebenso ausgeschaltet, wie die Oberbefehlshaber der beiden andern Wehrmachtteile in den Fragen der Gesamtkriegführung. Ersterer hatte nicht den mindesten Einfluß auf die Verteilung der Gesamtkräfte des Heeres auf die verschiedenen Kriegsschauplätze, oft nicht einmal ausreichende Kenntnis, was an Truppen und Material diesen zugeführt wurde. Ein Gegeneinander von Wehrmacht-Führungsstab und Generalstab des Heeres war unter diesen Umständen unausbleiblich. Es gehörte aber wohl zu den Prinzipien Hitlers, ein solches Gegeneinander zu schaffen, damit er allein in allen und jeden Fragen der Ausschlaggebende blieb. Eine solche Fehlorganisation der obersten militärischen Führung mußte naturgemäß entscheidend zu deren Versagen beitragen.

Die Überschätzung der Macht seines Willens wie seines Könnens hat ferner zur Folge gehabt, daß Hitler immer häufiger versuchte, durch Einzelanordnungen in die Führung der nachgeordneten Kommandobehörden einzugreifen.

Es ist von jeher die besondere Stärke der deutschen militärischen Führung gewesen, daß sie sich auf die Verantwortungsfreudigkeit, die Selbständigkeit, die Initiative der Führer aller Grade stützt und diese Eigenschaften nach Möglichkeit fördert. Daher enthielten die „Weisungen" im Bereich der oberen, die Befehle in dem der mittleren und unteren Führung grundsätzlich für die nachgeordneten Verbände „Aufträge". Die Ausführung dieser Aufträge im einzelnen aber war Sache der Unterführer. Dieser Art der Befehlsführung sind zum wesentlichen Teile die Erfolge des deutschen Heeres zu danken gewesen, die es über seine

Gegner davongetragen hat, bei denen Befehle meist das Handeln der Unterführer bis ins einzelne regelten. Nur wenn es im Interesse der Sache gar nicht anders ging, griff man bei uns in die Befehlsgewalt einer nachgeordneten Kommandobehörde durch eine ins einzelne gehende Anordnung ein.

Hitler dagegen glaubte von seinem Schreibtisch aus alles weit besser übersehen zu können als die Führer an der Front. Obwohl es doch selbstverständlich war, daß auf seiner Lagenkarte, die — leider — bis ins Detail ging, vieles bereits überholt sein mußte. Ganz abgesehen davon, daß er aus der Ferne gar nicht beurteilen konnte, was an Ort und Stelle zu tun richtig und notwendig war.

Immer mehr hatte er es sich angewöhnt, durch Einzelanordnungen, die gar nicht seine Aufgabe waren, in die Führung der Heeresgruppen, Armeen usw. einzugreifen. Wenn ich selbst bis dahin solche Eingriffe in unsere Führung noch nicht erlebt hatte, so gab mir einen Vorgeschmack davon doch, was Feldmarschall von Kluge mir erzählte, als ich ihn — auf der Fahrt von Witebsk nach Rostow — auf einem Bahnhof traf. Er sagte, daß er im Bereich der Heeresgruppe Mitte vor jedem Unternehmen von Bataillonsstärke an vorher bei Hitler anfragen müsse. Wenn ich auch später derartig unmögliche Eingriffe Hitlers in die Führung unserer Heeresgruppe nicht erlebt habe, so sollte es doch Gelegenheiten genug geben, bei denen wir infolge von Eingriffen Hitlers in Konflikte mit der obersten Führung gerieten.

Im Gegensatz zu Hitlers Drang zu Einzelanordnungen, die die Führung in der Regel nur behindern und Schaden stiften konnten, stand seine Zurückhaltung, wenn es sich um operative Weisungen auf längere Sicht handelte. Je mehr er das Prinzip des „Haltens um jeden Preis" als das A und O seiner Führungskunst ansah, desto weniger war er bereit, Weisungen auf längere Sicht zu geben, die einer in der Regel voraussehbaren Entwicklung der operativen Lage Rechnung getragen hätten. Daß er bei solcher Führungsmethode schließlich in die Nachhand gegenüber dem Gegner geraten müsse, wollte er nicht einsehen. Sein Mißtrauen verhinderte ihn, durch Weisungen auf längere Sicht seinen Unterführern die Freiheit des Handelns zu geben, die sie vielleicht anders gebrauchen könnten, als ihm vorschwebte. Damit aber entzog er wirklicher Führungskunst mehr oder weniger den Boden. Schließlich konnte selbst ein H.Gr.Kdo. nicht ohne Weisungen der obersten Führung auskommen, wenigstens nicht, wenn es im Rahmen einer Heeresfront stand und damit an seine Nachbarn gebunden war. Wir haben oft sehnsuchtsvoll der Zeit gedacht, in der wir auf der Krim sozusagen auf einem eigenen Kriegsschauplatz kämpfen konnten.

Es bleibt noch zu schildern, wie sich die bei Hitlers Einstellung zu Fragen der militärischen Führung unvermeidlichen Auseinandersetzungen zwischen ihm und den hohen militärischen Führern abspielten, soweit ich aus eigenem Erleben darüber berichten kann. In manchen Schilderungen sehen wir bei solchen Auseinandersetzungen einen tobenden Hitler, dessen Wutanfälle Schaum auf seinen Lippen erscheinen lassen und der gelegentlich auch in einen Teppich beißt. Daß es bei ihm Wutausbrüche gegeben hat, in denen er jede Selbstbeherrschung verlor, ist sicherlich wahr. Ich selbst habe jedoch nur einmal, als Zuhörer, den früher erwähnten Zwischenfall zwischen Hitler und Generaloberst Halder erlebt, bei dem Hitler laut und taktlos wurde. Auch entsprach der Ton, in dem er mit Keitel umging, nicht dessen Stellung.

Offenbar aber hat Hitler genau gefühlt, wie weit er dem einen oder dem anderen seiner Gesprächspartner gegenüber gehen und wo er sich durch einen — vielleicht oft bewußt gespielten — Wutausbruch einen Einschüchterungserfolg versprechen konnte.

Was meine persönliche Erfahrung im Umgang mit Hitler betrifft, so muß ich sagen, daß er — auch wenn unsere Ansichten einander widersprachen bzw. aufeinanderplatzten — die Form gewahrt und auf sachlicher Ebene geblieben ist. Als er ein einziges Mal mit einer Bemerkung mir gegenüber unsachlich und persönlich wurde, hat er meine recht scharfe Replik schweigend hingenommen.

Hitler verstand es meisterhaft, sich psychologisch auf die Eigenart des jeweiligen Gesprächspartners, den er überzeugen wollte, einzustellen. Zudem wußte er natürlich immer, aus welchem Anlaß bzw. mit welcher Absicht jemand zum Vortrag zu ihm kam. Er konnte daher alle seine Gegenargumente bereithalten.

Seine Fähigkeit, die eigene — echte oder gespielte — Zuversicht auf andere zu übertragen, war außerordentlich. Namentlich, wenn Offiziere aus der Front, die Hitler noch nicht näher kannten, zu ihm kamen. Dann konnte es geschehen, daß der Mann, der ausgegangen war, „um Hitler die Wahrheit über die kritische Lage der Front zu sagen", als ein zur Zuversicht Bekehrter zurückkam.

Bei mancherlei Auseinandersetzungen, die ich als Oberbefehlshaber der Heeresgruppe mit ihm über operative Fragen hatte, war das Eindrucksvollste die geradezu unwahrscheinliche Zähigkeit, mit der er seinen Standpunkt verfocht. Es bedurfte fast stets eines stundenlangen Ringens, bis man von ihm das erreichte, was man wollte, oder auch ohne positives Ergebnis, bzw. mit Versprechungen vertröstet, abziehen mußte. Ich habe keinen Menschen kennengelernt, der in einer ähnlichen Diskussion eine auch nur annähernd gleiche Ausdauer und Zähigkeit

entwickeln konnte. Handelte es sich bei solchen Auseinandersetzungen zwischen Hitler und einem Frontbefehlshaber immerhin höchstenfalls um mehrere Stunden, so mußte der Generalstabschef, General Zeitzler, oft viele Tage bei jeder „Abendlage" kämpfen, um etwas Notwendiges bei Hitler durchzusetzen. Wir fragten ihn dann immer, bei welcher Runde er in diesem Kampfe angelangt sei.

Dabei waren Hitlers Argumente, auch die rein militärischen, mit denen er seine Auffassung verteidigte, in der Regel nicht einfach von der Hand zu weisen. Zum mindesten waren sie derart, daß man sie nicht ohne weiteres beweiskräftig widerlegen konnte. Handelt es sich doch bei der Erörterung operativer Absichten fast immer um eine Angelegenheit, deren Ausgang niemand mit voller Sicherheit voraussagen kann. Im Kriege ist schließlich nichts sicher.

Wenn Hitler merkte, daß er mit seinen operativen Ansichten keinen Eindruck machte, dann fand er alsbald solche aus dem politischen oder wirtschaftlichen Bereich. Da ihm hier eine Kenntnis der politischen Lage und der wirtschaftlichen Gegebenheiten zu Gebote stand, über die ein Frontbefehlshaber nicht verfügen konnte, waren seine Argumente auf diesem Gebiet meist nicht zu widerlegen. Man konnte letzten Endes nur darauf beharren, daß, wenn Hitler den ihm vorgetragenen Absichten oder Forderungen nicht zustimme, die Dinge militärisch schiefgehen würden, was auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet um so schlimmere Folgen zeitigen müsse.

Andererseits zeigte Hitler bei manchen Anlässen durchaus auch die Fähigkeit, zuzuhören, selbst wenn ihm das Vorgetragene nicht paßte, und er konnte dann auch sachlich diskutieren.

Irgend ein inneres Verhältnis zwischen dem Diktator, dem Fanatiker, der nur an seine politischen Ziele dachte und in dem Glauben an eine „Sendung" lebte, und den militärischen Führern konnte sich naturgemäß nicht einstellen. Persönliches interessierte Hitler offenbar überhaupt nicht. Er sah in den Menschen lediglich Werkzeuge, die seinen politischen Zielen zu dienen hätten. Kein Band der Treue führte von Hitlers Seite zu den deutschen Soldaten.

Die je länger je mehr zu Tage tretenden Fehler der deutschen militärischen Führung, die teils in der Persönlichkeit Hitlers begründet lagen, teils die Folge der früher skizzierten völlig unmöglichen Spitzenorganisation der obersten Führung waren, legten naturgemäß die Frage nahe, ob und wie diese Verhältnisse zu ändern seien. Ich möchte dabei — wie überhaupt in diesem Buche — das Politische außer Betracht lassen.

Ich habe nicht weniger als dreimal versucht, Hitler im Interesse einer vernünftigen Führung des Krieges zu einer Änderung in der Frage des

militärischen Oberbefehls zu bewegen. Ich glaube nicht, daß von anderer Seite ihm gegenüber durch einen solchen Vorstoß die Tatsache zum Ausdruck gebracht worden ist, daß seine militärische Führung nicht genüge.

Dabei war es mir klar, daß Hitler niemals bereit sein würde, offiziell den Oberbefehl niederzulegen. Als Diktator hätte er dies auch gar nicht tun können, ohne einen für ihn untragbaren Prestigeverlust zu erleiden. Meines Erachtens kam es daher darauf an, zu erreichen, daß Hitler, bei nomineller Beibehaltung des Oberbefehls, sich bereit fand, *einem* verantwortlichen Generalstabschef praktisch die Führung der militärischen Operationen auf allen Kriegsschauplätzen zu überlassen und für den Ostkriegsschauplatz einen besonderen Oberbefehlshaber zu ernennen. Auf diese Versuche, die leider ergebnislos geblieben sind, wird bei der Schilderung der Ereignisse der Kriegsjahre 1943/44 noch zurückzukommen sein. Sie waren für mich besonders prekär, denn Hitler wußte sehr wohl, daß im Heer viele gerade mich an der Stelle eines wirklich führenden Generalstabschefs oder eines Oberbefehlshabers Ost zu sehen wünschten.

Ich beabsichtigte nicht, hier auf die Frage einer *gewaltsamen* Änderung in der Führung des Reiches und auf den hierzu am 20. Juli 1944 unternommenen Versuch einzugehen. Dies mag später einmal erfolgen. Im Rahmen dieser Schilderung meines Kriegserlebnisses genügt es, zu sagen, daß ich als verantwortlicher Oberbefehlshaber an der Front den Gedanken an einen Staatsstreich im Kriege nicht in Erwägung ziehen zu dürfen geglaubt habe, weil er meines Erachtens zum alsbaldigen Zusammenbruch der Front und wahrscheinlich zum Chaos in Deutschland geführt haben würde. Von der Frage des Eides, wie von der Zulässigkeit des Mordes aus politischen Gründen einmal ganz abgesehen.

Wie ich in meinem Prozeß gesagt habe: „Man kann nicht als hoher militärischer Führer Jahre hindurch von seinen Soldaten die Hingabe des Lebens für den Sieg fordern, um dann mit eigener Hand die Niederlage herbeizuführen."

Im übrigen war schon damals klar, daß auch ein Staatsstreich an der Forderung der Alliierten auf Deutschlands bedingungslose Kapitulation nichts geändert haben würde. So weit, daß eine solche Lösung als die einzig mögliche anerkannt werden mußte, waren wir meines Erachtens zu der Zeit, als ich ein Kommando führte, noch nicht.

12. Kapitel

DIE TRAGÖDIE VON STALINGRAD

Der Weg nach Stalingrad. Grundlegende Fehler Hitlers. Die Entwicklung der Lage um Stalingrad bis zur Befehlsübernahme über die H.Gr. Don. Die Lage am 24. November. Die erste Chance ist verpaßt. Soll die 6. Armee verspätet den Ausbruch wagen oder das Eingreifen der Entsatzkräfte abwarten? Versorgung auf dem Luftwege in jedem Fall Voraussetzung. Erste Eindrücke. Ein Brief Marschall Antonescus. Die doppelte Aufgabe der H.Gr. Don. Die Lage bei der Befehlsübernahme. General Paulus bittet um Handlungsfreiheit „für den äußersten Fall". Wäre ausreichende Versorgung auf dem Luftwege möglich gewesen? Die Schuld Görings. Der Plan für den Entsatz der 6. Armee. Befehl „Wintergewitter". Der Gegner greift an. Vorstoß des Feindes gegen die 4. Pz.Armee. Zuspitzung der Lage am Tschir. Hitler verzögert notwendige Entscheidungen. Ein Wettlauf auf Tod und Leben. Der Kampf des 57. Panzer-Korps. Die Mission des Majors Eismann. Die H.Gr. befiehlt den Ausbruch der Armee: „Donnerschlag". Die Chance wird nicht genutzt. Die Betriebsstofflage bietet Hitler die Begründung für seine Weigerung, Stalingrad aufzugeben. Der Entsatzvorstoß muß abgebrochen werden. Der Endkampf der 6. Armee. Wäre ein erneuter Versuch, sie zu entsetzen, noch möglich gewesen? General Hube berichtet. Aufforderung zur Kapitulation. Der Sinn des Kampfes der 6. Armee. Das Ende.

„Wanderer, kommst Du nach Sparta, verkündige dorten,
Du habest uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl."

Niemals werden diese Verse, durch die uns die Kunde von dem Heldentum der Verteidiger der Termopylen überliefert worden ist und die seither als das Hohelied der Tapferkeit, der Treue und des Gehorsams gegolten haben, in Stein gemeißelt werden zu Stalingrad, in der Stadt an der Wolga, zum Gedenken an den Opfergang der dort untergegangenen deutschen 6. Armee.

Über den verwehten Spuren der dort gefallenen, verhungerten, er-

frorenen deutschen Soldaten wird sich wohl nie ein Kreuz, ein Gedenkstein erheben.

Die Erinnerung aber an ihr unsagbares Leiden und Sterben, an ihre beispiellose Tapferkeit, Treue und Pflichterfüllung wird die Zeiten überdauern, wenn längst das Triumphgeschrei der Sieger verhallt, wenn die Klagen des Leides, der Zorn der Enttäuschten und Verbitterten verstummt sein werden.

Mag diese Tapferkeit vergeblich gewesen, mag diese Treue einem Mann gehalten worden sein, der sie weder verstand noch erwiderte und darum auch nicht verdiente, hat diese Pflichterfüllung auch in den Tod oder in die Gefangenschaft geführt, so bleibt doch diese Tapferkeit, diese Treue, diese Pflichterfüllung ein Hoheslied deutschen Soldatentums! Eines Soldatentums, das heute zwar untergegangen ist und das in einem Zeitalter überlebt erscheint, in dem man aus sicherer Entfernung alles Leben auslöschende Atombomben zu versenden vermag. Dessen Heldentum aber trotzdem der Überlieferung ebenso wert erscheint wie das, dem jene Verse einst gewidmet worden sind. Ein Opfer mag vergeblich erscheinen, wenn es einer verlorenen Sache gebracht, eine Treue sinnlos, wenn sie einem Regime geschenkt wurde, das sie nicht zu achten verstand. Gehorsam mag sich als verfehlt herausstellen, wenn die Bedingungen, auf denen er beruhte, sich als trügerisch erwiesen haben. Der ethische Wert der Gesinnung, die die Soldaten der 6. Armee ihren Opfergang bis zum Ende gehen ließ, bleibt dennoch bestehen.

Das Heldentum der deutschen 6. Armee zu beschreiben, wird vielleicht einmal die Feder eines echten Dichters fähig sein. Das Leiden und Sterben der deutschen Soldaten sollte aber zu heilig sein, um daraus eine Sensation des Grauens, eine Quelle fragwürdiger Enthüllungen oder eine Gelegenheit zu politischer Kontroverse zu machen. Wer zur Geschichte dieser Tragödie etwas beitragen will, dem sollte die Ehrfurcht, nicht der Haß die Feder führen! Wer, wie ich, den Kampf um Stalingrad in verantwortlicher Stellung — wenn auch nur von außen her und ohne auf ihn selbst noch Einfluß nehmen zu können — als Mithandelnder erlebt hat, in wessen Brust das Herz eines Soldaten schlägt, der wird den Todesgang der Männer von Stalingrad nicht durch billige Worte entweihen. Der Tragik dieses Geschehens entspricht weder die tönende Phrase noch der Mißton des Hasses. Er wird sich bescheiden, das sachlich aufzuzeichnen, was er von seinem Standpunkt aus sagen kann, was er glaubt objektiv beurteilen zu können. Das endgültige Urteil wird er der Geschichte überlassen, gewiß, daß diese wenigstens denen gerecht werden wird, die im Glauben an ihre Pflicht jenen bitteren Weg gegangen sind. Gewiß auch, daß die Geschichte wohl Irrtümer, Fehler oder Versäumnisse verurteilen, daß sie aber nur da verdammen wird, wo das Gebot der Treue, die allerdings auch von dem, der sie fordert, gehalten werden muß, verletzt worden ist.

Ich maße mir nicht an, die Kämpfe und Leiden der Soldaten der 6. Armee zu schildern, an denen teilzunehmen mich die Pflicht meiner Stellung hinderte. Die *menschliche* Seite der Tragödie, das Leiden, die Verzweiflung oder Erbitterung, das Sterben dieser Männer, die Angst und Sorge ihrer Lieben daheim in jenen Tagen, ihre Trauer sollen hier nicht berührt werden. Nicht etwa, weil all dies in seiner Furchtbarkeit mir, meinen Mitarbeitern, wie allen denen, die damals um die Rettung der 6. Armee gekämpft haben, nicht täglich und stündlich bewußt geblieben wäre. Nächst denen, die damals bei Stalingrad diesen Opfergang gingen, und ihren Lieben in der Heimat hat sicherlich niemand die menschliche Seite dieser Tragödie tiefer miterlebt und miterlitten als wir, die wir bis zur letzten Möglichkeit verzweifelt versucht haben, unseren Kameraden Hilfe zu bringen. Aber die menschliche Seite dieser Tragödie umfaßt in einem solchen Ausmaß tiefstes, fast unvorstellbares Leiden, wie auch höchstes, wenn auch vergebliches Heldentum, daß wir, die wir all dieses miterlebt haben, Gefahr laufen, bei ihrer Schilderung das Maß zu verlieren. Wir würden nicht den Schmerz derer lindern, die so sehr gelitten haben, sondern nur alte Wunden wieder aufreißen. Wir würden weniger der Erkenntnis dienen, als neuen Haß erzeugen.

Ich will darum versuchen, den Ablauf dieser Tragödie leidenschaftslos und sachlich zu schildern. Vor der Größe des Heldentums wie des Leidens dieser deutschen Soldaten glaube ich schweigen zu sollen. Ich will versuchen, das Schicksal der 6. Armee, wie es meine Stellung verlangte, im Rahmen des größeren Geschehens zu sehen, von dem selbst Stalingrad doch nur ein Teil, wenn auch der tragischste, gewesen ist. Der Leser möge also verstehen, wenn er nicht in den Lärm der Schlacht, nicht auf die Schneefelder der Steppen um Stalingrad oder in das Gewirr der Kämpfe um Schluchten und Häuserblocks geführt wird, sondern in den Bereich der höheren Führung. Nicht die Hitze des Kampfes oder die Todeskälte der Steppe wird ihn umgeben, sondern die Atmosphäre der Erwägungen und Verantwortungen. Daß auch in ihr heiße Herzen schlugen, die bei denen waren, die um Stalingrad kämpften, litten und starben, dessen kann er gewiß sein.

Die Schlacht um Stalingrad wird von den Sowjets verständlicherweise als die entscheidende Wende des Krieges bezeichnet. Die Engländer messen dem Ausgang der „battle of Britain", d. h. der Abwehr der deutschen Luftoffensive gegen die britische Insel im Jahre 1940, ähnliche Bedeutung

bei. Die Amerikaner sind geneigt, ihrer Beteiligung am Kriege den endgültigen Erfolg der Alliierten zuzuschreiben.

Auch in Deutschland ist man vielfach der Ansicht, Stalingrad die Bedeutung *der* „Entscheidungsschlacht" zusprechen zu müssen.

Demgegenüber ist festzustellen, daß man wohl keinem dieser oder anderer Einzel-Ereignisse das Prädikat der Entscheidung zubilligen sollte. Diese hat sich vielmehr aus einer Fülle von Faktoren ergeben, deren wichtigster die Tatsache sein dürfte, daß sich Deutschland schließlich dank der Politik und Strategie Hitlers in hoffnungsloser Unterlegenheit gegenüber seinen Gegnern befand.

Gewiß ist Stalingrad insofern ein Wendepunkt in der Geschichte des Zweiten Weltkrieges, als sich damals an der Wolga die deutsche Angriffswelle brach, um in der Folge wie der Brecher einer Brandung zurückzufluten. Aber so schwerwiegend der Verlust der 6. Armee auch immer gewesen ist, der Krieg im Osten — und damit der Krieg überhaupt — brauchte deshalb doch noch nicht verloren zu sein. Immer noch blieb das Erzwingen einer Remislösung denkbar, wenn sich die deutsche Politik und Wehrmachtführung darauf eingestellt hätte.

Der Weg nach Stalingrad

Der Grund für den Untergang der 6. Armee ist selbstverständlich darin zu suchen, daß Hitler — zweifellos wesentlich aus Prestigerücksichten — sich geweigert hat, Stalingrad freiwillig aufzugeben.

Daß jedoch die 6. Armee überhaupt in eine solche Lage geraten konnte, liegt in den operativen Fehlern begründet, die die deutsche oberste Führung *vorher* bei der Anlage und Durchführung der deutschen Offensive 1942, vor allem aber bei ihrem Ausklingen gemacht hat.

Über die operative Lage, in welche diese Fehler den Südflügel der deutschen Ostfront im Spätherbst 1942 gebracht haben, wird bei der Darstellung des Winterfeldzuges 1942/43 zu sprechen sein. Hier möchte ich lediglich die Punkte hervorheben, die für das Schicksal der 6. Armee entscheidend gewesen sind.

Die deutsche Offensive 1942 war, infolge der vorwiegend nach kriegswirtschaftlichen Gesichtspunkten bestimmten Zielsetzung Hitlers, in zwei divergierende Richtungen — den Kaukasus und Stalingrad — zerflattert. Infolgedessen war bei Erlahmen des deutschen Angriffs eine Front entstanden, für deren Halten die deutscherseits zur Verfügung stehenden Kräfte nicht ausreichen konnten. Über eine operative Reserve für diesen Flügel der Gesamtfront aber verfügte die deutsche Führung

nicht, nachdem sie die auf der Krim freigewordene 11. Armee in die verschiedensten Richtungen verzettelt hatte.

So stand die *Heeresgruppe A* — Front nach Süden — im Nordteil des Kaukasus zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meer. Die *Heeresgruppe B* aber hielt eine nach Osten bzw. Nordosten gerichtete Front, die an der Wolga südlich Stalingrad ansetzte, nördlich der Stadt zum mittleren Don hin abbog und dann längs dieses Stromes bis nördlich Woronesch verlief. Beide Heeresgruppen hatten Fronten von einer Ausdehnung zu halten, für die ihre Kräfte zu schwach waren. Ganz besonders unter Berücksichtigung der Tatsache, daß der feindliche Südflügel nicht wirklich geschlagen worden war, sondern sich — wenn auch unter erheblichen Einbußen — durch Ausweichen der Vernichtung hatte entziehen können. Zudem verfügte der Gegner noch über sehr starke operative Reserven in den übrigen Frontabschnitten, wie im Hinterlande. Schließlich klaffte zwischen den beiden deutschen Heeresgruppen in der Kalmücken-Steppe eine 300 Kilometer breite Lücke, in der nur eine Division (16. mot.) bei Elista als unzureichende Sicherung stand.

Der Versuch, diese weitüberdehnte Front *auf die Dauer* zu halten, stellte — von den Fehlern bei Ansatz und Durchführung der Sommeroffensive ganz abgesehen — den *ersten* Fehler dar, durch den die 6. Armee Ende November 1942 in ihre verzweifelte Lage kommen sollte.

Der *zweite, noch schwerwiegendere* Fehler war, daß Hitler die Heeresgruppe B dazu zwang, ihre wesentliche Stoßkraft, die *6. Armee* und die *4. Panzer-Armee*, in dem Kampf in und um Stalingrad festzulegen. Die Sicherung der tiefen Nordflanke dieser Gruppe am Don aber blieb der 3. rumänischen, einer italienischen und einer ungarischen sowie, im Abschnitt Woronesch, der schwachen deutschen 2. Armee überlassen. Hitler mußte wissen, daß die verbündeten Armeen einem starken sowjetischen Angriff auch hinter dem Don nicht gewachsen sein würden Das gleiche galt von der 4. rumänischen Armee, der er die Deckung der rechten offenen Flanke der 4. Panzer-Armee anvertraut hatte.

Der Versuch, Stalingrad, nachdem seine Inbesitznahme im ersten Anlauf nur zum Teil geglückt war, im planmäßigen Angriff zu nehmen, um die Herrschaft über die Wolga zu gewinnen, mochte für eine kurz bemessene Frist allenfalls zulässig sein. Das wochenlange Belassen der Hauptkraft der Heeresgruppe B bei Stalingrad mit unzureichend gesicherten Flanken aber war ein entscheidender Fehler. Man schob damit dem Gegner geradezu die Initiative zu, deren man sich durch das Festbeißen bei Stalingrad für den ganzen Südflügel begeben hatte. Man lud ihn förmlich dazu ein, die ihm dargebotene Chance zu ergreifen und die 6. Armee einzukesseln.

Ein dritter Fehler kam hinzu, die geradezu *groteske Befehlsgliederung* auf dem deutschen Südflügel.

Die *Heeresgruppe A* hatte überhaupt keinen eigenen Oberbefehlshaber. Sie wurde von Hitler so nebenbei geführt.

Die *Heeresgruppe B* befehligte nicht weniger als sieben Armeen, darunter vier verbündete. Ein Ob.Kdo. kann bestenfalls drei bis fünf Armeen einigermaßen vernünftig führen. Handelt es sich jedoch zum überwiegenden Teil um verbündete Armeen, so muß die Aufgabe die Kräfte eines Ob.Kdos. überschreiten. Das Ob.Kdo.d.H.Gr. B hatte richtigerweise seinen Standort hinter der Abwehrfront am Don gewählt (Starobjelsk), um die verbündeten Armeen besser im Auge behalten zu können. Die Wahl dieses Standortes aber mußte zwangsläufig dazu führen, daß das Ob.Kdo. von dem rechten Flügel seines Frontabschnittes allzu weit entfernt war. Dazu kam, daß Hitler durch seine Eingriffe in die Führung das Ob.Kdo. der Heeresgruppe weitgehend in bezug auf die Befehlsführung über die 6. Armee ausgeschaltet hat.

Man hatte im OKH wohl diese Schwierigkeiten in der Befehlsführung erkannt und die Bildung einer neuen Heeresgruppe Don unter Marschall Antonescu vorbereitet. Aber man hatte dieses Ob.Kdo. nicht eingesetzt, weil Hitler erst den Fall von Stalingrad abwarten wollte. Dieses Nichteinsetzen des rumänischen Marschalls ist ein schwerer Fehler gewesen. Gewiß waren seine operativen Fähigkeiten noch nicht erprobt. Jedenfalls aber war er ein guter Soldat. Vor allem hätte seine Person dazu beigetragen, den Widerstandswillen der höheren rumänischen Führer zu stärken, die vor ihm ebensoviel Respekt hatten wie vor den Russen. Die Anwesenheit Antonescus hätte auch den Forderungen auf Zuführung weiterer Kräfte zur Sicherung der Flanken der Stalingrad-Front ein höheres Gewicht verliehen. Immerhin war er Staatschef und Verbündeter, dem Hitler in stärkerem Maße hätte Gehör schenken müssen als den Oberbefehlshabern der 6. Armee oder der Heeresgruppe B.

Der Marschall hat, wie aus einem leidenschaftlichen Brief hervorging, den er an mich nach meiner Kommandoübernahme richtete, mehrfach auf die bedrohliche Lage, namentlich der 3. rumänischen Armee, hingewiesen. Solange er jedoch nicht verantwortlich an der Front führte, mußten diese Hinweise des Gewichts entbehren, den sie gehabt haben würden, wenn sie von dem Staatschef ausgegangen wären, der zugleich als Oberbefehlshaber die Verantwortung für die gefährdete Front trug. Auch die Ob.Kdos. der Heeresgruppe B wie der 6. Armee haben es offenbar an Warnungen hinsichtlich eines sich vorbereitenden feindlichen Großangriffs gegen die Deckungsfronten beiderseits Stalingrad nicht fehlen lassen.

Schließlich sei noch auf eine Tatsache hingewiesen, die sich für die Lage der 6. Armee wie für die des ganzen Südflügels schwerwiegend ausgewirkt hat. Die ganze Heeresgruppe A sowie die 4. Panzer-, die 6., die rumänische 3. und 4. und die italienische Armee basierten auf einem einzigen Dnjepr-Übergang, auf der Eisenbahnbrücke von Dnjepropetrowsk. Die Wiederherstellung der Bahnbrücke bei Saporoshje, wie der Verbindung durch die Ukraine über Nikolajew, Cherson nach der Krim und von dort über die Meerenge bei Kertsch, war unterblieben bzw. noch nicht fertiggestellt. Die Nord-Süd-Verbindungen hinter der deutschen Front waren ebenfalls unzureichend. So befand sich die deutsche oberste Führung hinsichtlich der Schnelligkeit von Truppenzuführungen oder Verschiebungen von Kräften hinter der Front stets gegenüber dem Gegner im Nachteil, der über in jeder Richtung leistungsfähigere Verbindungen verfügte.

Jeder Feldherr wird gezwungen sein, wenn er zum Erfolg kommen will, Risiken auf sich zu nehmen. Das Risiko, das die deutsche oberste Führung im Spätherbst 1942 einzugehen hatte, durfte aber nicht darin bestehen, für lange Zeit die schlagkräftigen Verbände der H.Gr. B bei Stalingrad festzulegen und sich an der Don-Front allzu lange mit der Aufrechterhaltung eines so leicht zerreißbaren Schleiers zu begnügen. Man mag ihr zugute halten, daß sie ein so völliges Versagen der verbündeten Armeen, wie es später eintrat, nicht erwartet hat. Immerhin, die rumänischen Verbände, die noch immer die besten unserer Verbündeten waren, haben sich genau *so* geschlagen, wie es nach den Erfahrungen im Krim-Feldzug vorauszusehen war. Hinsichtlich der Kampfkraft der Italiener aber war jede Illusion verfehlt.

Das Risiko, welches die deutsche Führung damals hätte auf sich nehmen müssen, nachdem die Sommeroffensive zwar zum Gewinn weiter Gebiete, nicht aber zur entscheidenden Niederlage des feindlichen Südflügels geführt hatte, war ein anderes als das vorgenannte. Es hätte darin bestehen müssen, daß sie zwischen dem Kaukasus und dem mittleren Don unter Ausnutzung der operativen Möglichkeiten des großen Don-Bogens wieder zu einer *beweglichen Führung der Operationen übergegangen* wäre, um *dem Gegner nicht die Initiative zu überlassen.* Ein solcher Tausch der Risiken aber lag nicht in Hitlers Mentalität. Er zog nicht die Konsequenzen aus der Tatsache, daß seine Offensive ohne endgültige Entscheidung versandet war, und bereitete damit die Tragödie von Stalingrad vor!

Die Entwicklung der Lage um Stalingrad
bis zur Befehlsübernahme über die Heeresgruppe Don

Der am 21. November beim AOK 11 im Gebiet von Witebsk eingegangene Befehl des OKH besagte, daß zwecks schärferer Zusammenfassung der an den schweren Abwehrkämpfen westlich und südlich Stalingrad beteiligten Armeen das AOK als *„Heeresgruppen-Kommando Don"* den Befehl über die 4. Panzer-Armee, die 6. Armee und die 3. rumänische Armee zu übernehmen habe. Als die uns fehlende Oberquartiermeister-Abteilung sollte die für den Stab des Marschalls Antonescu bereits gebildete Oberquartiermeister-Abteilung zu uns treten. Ihr Leiter war der Oberst i. Gen.Stab Finkh, ein ebenso wertvoller Charakter wie hervorragender Organisator des Nachschubwesens. Er hat in der Folge alle sich immer wieder ergebenden Nachschubschwierigkeiten der Heeresgruppe überwunden. Die Versorgung der 6. Armee auf dem Luftwege lag allerdings außerhalb seiner Macht und Möglichkeit. Nach meiner Abberufung im April 1944 wurde Oberst Finkh als Oberquartiermeister zum Oberbefehlshaber West versetzt und hat dort, wie mir berichtet worden ist, die Nachschub-Organisation in kurzer Zeit so weit vervollkommnet, wie es die völlige Beherrschung des Luftraums durch den Gegner nur zuließ. In die Verschwörung gegen Hitler verwickelt, ist er nach dem 20. Juli 1944 hingerichtet worden.

Als *Aufgabe der Heeresgruppe Don* bezeichnete der Befehl des OKH „die feindlichen Angriffe zum Stehen zu bringen und die vor dem Beginn des Angriffs innegehabten Stellungen wieder zu gewinnen".

An Verstärkungen wurden vorerst nur ein Gen.Kdo. und eine Division, die nach Millerowo, also hinter den künftigen rechten Flügel der Heeresgruppe B zugeführt werden sollten, in Aussicht gestellt.

Aus der Formulierung unseres Auftrages wie aus der Geringfügigkeit der in Aussicht genommenen Kräftezuführungen ist zu schließen, daß das OKH sich bei Ausgabe des Befehls noch keineswegs über die Gefahr der Lage um Stalingrad klar gewesen ist, obwohl sich an jenem Tage bereits der Ring um die 6. Armee geschlossen hatte.

Weitere Nachrichten erhielten wir noch in Witebsk bzw. bei einem Aufenthalt unseres Zuges, gelegentlich dessen ich mit Feldmarschall v. Kluge und seinem Chef, General Wöhler, sprechen konnte. Sie ergaben, daß der Gegner mit sehr starken Kräften (1–2 Panzer-Armeen, viel Kavallerie, insgesamt etwa mit 30 Verbänden) die Front der *3. rumänischen Armee* am Don nordwestlich Stalingrad durchbrochen habe. Dasselbe war auch südlich Stalingrad bei der *4. rumänischen Armee*, die der 4. Panzer-Armee unterstellt war, geschehen.

Noch von Witebsk aus richtete ich daher ein Fernschreiben an den Chef des Generalstabes, in dem ich klarstellte, daß es sich bei Stalingrad für uns angesichts des feindlichen Kräfteeinsatzes nicht nur um die Rückgewinnung einer Stellungsfront handeln könne.

Zur Wiederherstellung der Lage bedürfe es starker Kräfte in der Größenordnung einer Armee, die möglichst erst nach beendetem Aufmarsch zur Gegenoffensive anzutreten habe.

General Zeitzler stimmte mir (wie in der Folge fast immer) zu und stellte vorerst an weiteren Kräften eine Panzer- und 2–3 Infanterie-Divisionen in Aussicht.

Desgleichen sandte ich an die Heeresgruppe B ein Fernschreiben, in welchem ich bat, die 6. Armee anzuweisen, rücksichtslos aus ihren Abwehrfronten Kräfte herauszuziehen, um sich den Rücken am Don-Übergang bei Kalatsch frei zu halten. Ob diese Anweisung an die 6. Armee gegeben worden ist, habe ich nicht mehr feststellen können.

Erst bei unserem Eintreffen im Hauptquartier der Heeresgruppe B in Starobjelsk am 24. November erhielten wir durch den Oberbefehlshaber, Generaloberst Frhr. v. Weichs, und seinen Chef, General v. Sodenstern, ein klares Bild der Ereignisse der letzten Tage und der gegenwärtigen Lage.

Der Feind war am 19. November früh nach überwältigend starker Artillerie-Vorbereitung aus seinem Don-Brückenkopf von Kremenskaja und weiter westlich über den Don gegen den linken Flügel der 6. Armee (11. AK) sowie gegen die 3. rumänische Armee (4. und 5. rum. AK) zum Angriff angetreten. Gleichzeitig war er mit starken Kräften südlich Stalingrad gegen die dort mit der 4. rumänischen Armee untermischt stehende 4. Panzer-Armee (Generaloberst Hoth) vorgebrochen. Während der linke Flügel der 6. Armee gehalten hatte, hatte der Feind die Rumänen an beiden Fronten völlig überrennen können. Starke sowjetische Panzerverbände waren in beiden Einbruchsstellen sofort (so wie sie es von uns gelernt hatten) in die Tiefe durchgestoßen. Sie hatten sich bereits am 21. November früh am Don bei Kalatsch, wo ihnen die für die Versorgung der 6. Armee lebenswichtige Brücke unzerstört in die Hand fiel, die Hände gereicht. Seit dem 21. November vormittags war also der Ring um die 6. Armee und die aus dem Gebiet südlich Stalingrad in den Kessel abgedrängten deutschen und rumänischen Teile der 4. Panzer-Armee geschlossen. 5 deutsche Korps mit insgesamt 20 Divisionen, dazu 2 rum., die Masse der deutschen Heeresartillerie (soweit sie sich nicht an der Leningrader Front befand) und sehr starke Heeres-Pionierkräfte befanden sich in dem Kessel. Es ist der Heeresgruppe auch später nicht möglich gewesen, genaue Unterlagen über die Gesamtzahl der im Kessel ein-

geschlossenen deutschen Soldaten zu erhalten. Die von der 6. Armee gemachten Angaben schwankten zwischen 200 000 bis 270 000 Mann, wobei zu berücksichtigen ist, daß angegebene „Verpflegungsstärken" neben den rumänischen Truppen noch viele Tausende von „Hiwis" und Gefangenen einschlossen. Die meist behauptete Zahl von über 300 000 ist zweifellos übertrieben. Ein Teil der rückwärtigen Dienste der Armee befand sich außerhalb des Kessels, ebenso wie ein Teil der Trosse, Verwundeten und die Urlauber. Diese Reste haben später die Stämme für die Neuaufstellung der meisten Divisionen der 6. Armee gebildet. Sie betrugen immerhin je Division zwischen 1500 und 3000 Mann. Berücksichtigt man, daß die Divisionen der 6. Armee im November bereits stärkemäßig abgesunken waren, so ist die Zahl von 200 000 bis 220 000 Mann im Kessel trotz der starken Zuteilungen an Heeres-Artillerie und -Pionieren wohl ziemlich zutreffend.

Die Lage am 24. November war etwa folgende:

Die *4. Panzer-Armee* verfügte an intakten Verbänden auf ihrem Südflügel noch über die 16. mot. Division, die weit auseinandergezogen in der Steppe beiderseits Elista stand, auf ihrem Nordflügel über die 18. rumänische Division. Alle anderen Rumänen waren teils nach Stalingrad hineingeworfen, teils überrannt worden, teils verschwunden. Die Armee versuchte mit zusammengerafften Resten rumänischer Verbände, deutschen rückwärtigen Diensten usw. eine Sicherungslinie vorwärts Kotelnikowo zu halten. Sie wurde vorerst nicht mehr angegriffen. Was von der *4. rumänischen Armee* noch übrig war (einschließlich des AOK), war dem Generaloberst Hoth unterstellt. Das deutsche 4. AK seiner Armee, das in der Front südlich Stalingrad gestanden hatte, war nach dem Zusammenbruch bei den Rumänen in eine nach Süden gerichtete Front südlich und südwestlich von Stalingrad zurückgeschwenkt und unter den Befehl der 6. Armee getreten.

Die *6. Armee* war in der bereits geschilderten Stärke mit dem 4., 8., 11. und 51. AK sowie dem 14. Panzer-Korps um Stalingrad eingeschlossen. Sie hatte das 11. AK und Teile des ostwärts anschließenden 8. Korps aus der nach Norden gerichteten Front beiderseits des Don in die neugebildete Westfront des Kessels zurückgenommen, deren vorspringende Spitze ostwärts der Brücke Kalatsch stand. Aus Reserven und den auf Stalingrad geworfenen Teilen der 4. Panzer- bzw. 4. rumänischen Armee war eine neue Südfront gebildet worden. Der Ost-West-Durchmesser des Kessels betrug etwa 50, der Nord-Süd-Durchmesser etwa 40 Kilometer.

Die *3. rumänische Armee* war auf ihren beiden Flügeln durchbrochen

worden. In der Mitte hatte eine Gruppe von etwa drei Divisionen unter dem General Lascar, der sich schon bei Sewastopol ausgezeichnet hatte, tapferen Widerstand geleistet. Sie war eingeschlossen worden. Man nahm an, daß sie inzwischen gefangengenommen worden sei.

Die Lage im Bereich des deutschen Südflügels Ende November 1942
Der Kampf um die Befreiung der 6. Armee

Das hinter der Sehnenstellung des Don-Brückenkopfes als Reserve bereitgestellte 48. Panzer-Korps war – anscheinend verspätet – zum Gegenangriff angetreten, der jedoch erfolglos blieb. Seine beiden Divisionen waren eingeschlossen und hatten Befehl, nach Westen durch-

zubrechen. Der Kom. General (Heim) war auf Hitlers Befehl bereits abgelöst und ins Führerhauptquartier geholt worden. Dort ließ ihn jener durch ein Kriegsgericht unter dem hierzu stets bereiten Göring zum Tode verurteilen, weil er dem General die Schuld am Versagen des Korps zuschob. Heim ist jedoch später rehabilitiert worden. Tatsächlich waren seine Kräfte für die ihm gestellte Aufgabe zu schwach gewesen. Das Korps bestand aus der erst neu gebildeten rumänischen Panzer-Division, die keinerlei Kampferfahrung hatte, und der deutschen 22. Panzer-Division, die offenbar technisch nicht auf der Höhe gewesen ist.

Von der 3. rumänischen Armee existierten praktisch nur noch etwa drei Divisionen, die nicht mit in den Angriff hineingezogen worden waren und am Don im Anschluß an die Italiener standen (1. und 2. rumänisches AK).

Nach Ansicht der Heeresgruppe B verfügte die 6. Armee höchstens noch über Munition für zwei Kampftage, über Verpflegung für sechs Tage! (Angaben, die sich später als zu niedrig herausgestellt haben.) Die Versorgung auf dem Luftwege hatte bisher, soweit sie der Wetterlage nach überhaupt möglich war, nur ein Zehntel des Bedarfs der Armee an Munition oder Betriebsstoff geleistet. 100 Ju's waren in Aussicht gestellt (= 200 Tonnen Nutzlast abzüglich der unvermeidlichen Ausfälle). Weitere sollten folgen.

Die Feindlage ergab das Bild, daß der Gegner mit etwa 24 Verbänden (Divisionen, Panzer- bzw. mech. Brigaden) durch die in die Front südlich Stalingrad geschlagene Lücke durchgestoßen war und nach Norden gegen die Südflanke der 6. Armee eingedreht hatte, die er heftig angriff.

Aus der Durchbruchsstelle bei der 3. rumänischen Armee war der Feind mit etwa 24 Verbänden in den Rücken der 6. Armee auf Kalatsch durchgestoßen, während 23 weitere Verbände (Divisionen pp.) weiter westlich im Vorgehen nach Süden bzw. Südwesten gegen den Tschir gemeldet waren. Außerdem waren noch die Kräfte in Stalingrad, die sich dort bis zuletzt gegen die Angriffe der 6. Armee behauptet hatten und die über die Wolga verstärkt wurden. Ferner standen nach wie vor noch überlegene Kräfte vor der Nordfront der 6. Armee zwischen Wolga und Don. Schließlich bestand kein Zweifel darüber, daß der Feind laufend Verstärkungen mit der Bahn heranführte. Tatsächlich sind dann auch bereits am 28. November im ganzen 143 große Feindverbände (Divisionen, Panzer-Brigaden pp.) im Kampfraum der neuen Heeresgruppe Don festgestellt worden.

Das, was die *Heeresgruppe Don* unter meinem Befehl bilden sollte, war die um Stalingrad von etwa dreifacher Überlegenheit eingeschlossene 6. Armee mit 20 bereits stark abgekämpften deutschen und 2 rumänischen Divisionen, ohne ausreichende Munitions-, Betriebsstoff- und Verpflegungsvorräte, ohne laufende Versorgung. Im übrigen, auch abgesehen von der Tatsache der Einschließung, ohne jede Operationsfreiheit, da sie von Hitler den strikten Befehl hatte, die „Festung Stalingrad" zu halten. Ferner die Trümmer der 4. Panzer-Armee und der beiden rumänischen Armeen. Z. Z. bestenfalls eine bisher unangetastete deutsche Division (16. mot.), die aber aus ihrer Sicherungsaufstellung in der Steppe, wo sie die einzige Rückendeckung der Heeresgruppe A bildete, nicht weggezogen werden durfte, und vier noch intakte rumänische Divisionen, über deren dem Gegner unterlegenen Kampfwert kein Zweifel bestehen konnte.

Die Unterstellung der 6. Armee unter die Heeresgruppe Don war allerdings mehr oder weniger eine Fiktion. Die Armee hatte bislang dem OKH praktisch unmittelbar unterstanden. Hitler hatte sie bei Stalingrad festgenagelt, als noch eine Chance bestand, daß sie sich aus eigener Kraft vielleicht hätte freimachen können. Jetzt war sie operativ gesehen bewegungslos. Die Heeresgruppe konnte sie nicht mehr „führen", sondern ihr nur Hilfe bringen. Im übrigen hielt Hitler weiterhin seine unmittelbare Befehlsgewalt über die Armee durch einen Verbindungs-Generalstabsoffizier mit eigener Funkstelle beim AOK 6 aufrecht. Auch die Versorgung der Armee lag insofern maßgeblich in der Hand Hitlers, als er allein über die Mittel verfügte, sie auf dem Luftwege zu versorgen. Formal wäre es also sicherlich richtig gewesen, wenn ich unter diesen Umständen die Zuweisung der 6. Armee zur Heeresgruppe Don abgelehnt, die auch formelle Beibehaltung ihrer unmittelbaren Unterstellung unter das OKH gefordert hätte. Ich habe dies damals nicht getan, weil ich hoffte, mit dem Herannahen der Entsatzkräfte das unmittelbare Zusammenwirken dieser mit der eingeschlossenen 6. Armee besser als das OKH gewährleisten zu können. Warum es dann in den entscheidenden Tagen zu einem solchen Zusammenwirken nicht gekommen ist, wird später geschildert werden.

Abgesehen von der eingeschlossenen und damit in operativem Sinne nicht verwendungsbereiten 6. Armee war alles, was die Heeresgruppe Don zunächst vorfand, Trümmer.

An neuen Kräften sollten der Heeresgruppe zugeführt werden:

Zur *4. Panzer-Armee* (für einen Vorstoß zum Entsatz von Stalingrad von Süden her) von der Heeresgruppe A das Gen.Kdo. des 57. Panzer-Korps mit der 23. Panzer-Division und starker Heeresartillerie, sowie aus dem Westen kommend die neuaufgefüllte 6. Panzer-Division.

Nach dem linken Flügel der *3. rumänischen Armee* ein Gen.Kdo. und 4–5 Divisionen, die als *Armee-Abteilung Hollidt* vom oberen Tschir her

in ostwärtiger Richtung zum Entsatz Stalingrads vorzugehen haben würden.

Bei der Heeresgruppe B wurde mir ein Funkspruch vorgelegt, den der Oberbefehlshaber der 6. Armee, General Paulus (soweit ich mich erinnere am 22. oder 23. November), an Hitler gerichtet hatte. Er hatte darin gemeldet, daß nach seiner Auffassung, wie der aller seiner Kommandierenden Generale, der Ausbruch der Armee nach Südwesten unumgänglich nötig sei. Um die hierzu nötigen Kräfte zu gewinnen, waren allerdings Kräfteverschiebungen innerhalb der Armee und die Zurücknahme der Nordfront in eine kürzere Linie zwecks Kräfteersparnis nötig. Nach Ansicht der Heeresgruppe B hätte, auch bei sofort erteilter Genehmigung durch Hitler, zum Ausbruch nicht vor dem 28. November angetreten werden können.

Hitler hatte die Genehmigung jedoch verweigert und jede Zurücknahme der Nordfront verboten. Um letzteres zu unterstreichen, hatte er General v. Seydlitz (51. Korps) den Gesamtbefehl über die Nordfront übertragen.

Wir haben beim Stabe der H.Gr. Don weder die Zeit noch die Möglichkeit gehabt, den rückliegenden Ereignissen bei der 6. Armee nachzugehen. Offenbar hat General Paulus im Rahmen des Befehls Hitlers, der ihn an Stalingrad fesselte, das Mögliche getan, um aus den zunächst weniger bedrohten Fronten seiner Armee Kräfte herauszuziehen. Es ist ihm gelungen, unter Einbeziehung des 4. AK der 4. Panzer-Armee in seiner offenen Südflanke eine neue Front aufzubauen. Er hat ferner versucht, sich den Rücken freizuhalten, indem er das 14. Panzer-Korps vom Ostufer des Don auf dessen Westufer warf. Das Korps ist jedoch westlich des Don auf überlegene Feindkräfte gestoßen, während der Gegner zugleich in den Rücken des seine Stellung westlich des Don – Front nach Norden – noch haltenden 11. AK vorging. Diese Lage hat dazu geführt, daß das AOK in der Folge beide Korps zunächst in eine Brückenkopfstellung westlich des Don und dann über den Strom nach Osten zurücknahm, um wenigstens eine Rundum-Front zwischen Wolga und Don bilden zu können.

Diese Maßnahmen haben verhindert, daß die Armee sogleich in den Strudel der Niederlage der angrenzenden Armeen hineingerissen wurde. Ihre Einschließung aber war die unausbleibliche Folge.

Es ist jedoch klar auszusprechen, daß es Sache der obersten Führung gewesen wäre, rechtzeitig der 6. Armee einen Befehl zu geben, durch den diese operative Bewegungsfreiheit gewann, um der ihr drohenden Einschließung vorbeugen zu können. Einer vorausschauenden obersten Führung mußte es von vornherein klar sein, daß die Zusammenballung aller deutschen Angriffskräfte in und um Stalingrad bei ungenügend

geschützten Flanken die tödliche Gefahr ihrer Einschließung in sich barg, sobald der Feind die Anschlußfronten durchbrach. Als die Sowjets am 19. November zum Großangriff über den Don und südlich Stalingrad antraten, mußte die deutsche Führung wissen, was die Stunde geschlagen hatte. Zu warten, bis die Tatsache vorlag, daß der Gegner die Rumänen überrannt hatte, war von diesem Augenblick an nicht mehr zulässig. Selbst wenn die rumänischen Armeen nicht so schnell durchbrochen worden wären, würde es notwendig gewesen sein, die 6. Armee als operativ bewegliche Kraft zu verwenden, wenn man die Lage auf dem Südflügel der H.Gr. B noch meistern wollte. Spätestens am 19. November abends also hätte das OKH der 6. Armee einen neuen Auftrag geben müssen, durch den diese Operationsfreiheit erhielt.

Ohne ins einzelne hinsichtlich des Verlaufs der ersten Tage der sowjetischen Offensive zu gehen, wird man sagen dürfen, daß die Einschließung der 6. Armee nur hätte verhindert werden können, wenn sie bereits in den allerersten Tagen der feindlichen Offensive zum Durchbruch, sei es über den Don nach Westen oder ostwärts des Stroms nach Südwesten angetreten wäre. Den Befehl hierzu zu geben war Sache der obersten Führung. Gewiß hätte auch General Paulus von sich aus den Entschluß fassen sollen, sich von Stalingrad zu lösen. Nur vermochte er ihn wohl kaum so frühzeitig zu fassen, wie dies dem OKH möglich gewesen wäre, da er nicht, so wie dieses, über die Lage bei den Nachbararmeen unterrichtet sein konnte. Als er am 22. oder 23. November den Antrag stellte, mit der Armee nach Südwesten ausbrechen zu dürfen, war vielleicht bereits die entscheidende Stunde verpaßt. Daß diese Anfrage bei Hitler ein psychologischer Fehler gewesen ist, steht auf einem anderen Blatt. General Paulus kannte Hitler und dessen Auffassungen von Kriegführung im Osten aus dem Winter 1941. Paulus war damals Oberquartiermeister I im OKH gewesen. Er wußte, daß Hitler sich das Verdienst zuschrieb, in jenem Winter das deutsche Heer durch den Befehl zum Halten um jeden Preis vor der Katastrophe eines napoleonischen Rückzugs gerettet zu haben. Er mußte sich sagen, daß Hitler nach seiner Sportpalastrede über Stalingrad niemals die Räumung der Stadt zugestehen würde. Der Name dieser Stadt war für den Diktator mit seinem militärischen Prestige verbunden. Die einzige Möglichkeit wäre also gewesen, Hitler vor die vollendete Tatsache der Loslösung der Armee von Stalingrad zu stellen, zumal wenn sich die oberste Führung 36 Stunden in Schweigen hüllte, wie dies offenbar geschehen war. Daß eine solche Handlungsweise dem General Paulus u. U. den Kopf gekostet haben würde, ist allerdings möglich. Man darf jedoch annehmen, daß es nicht die Besorgnis vor einem solchen Ausgang gewesen ist, die

Paulus gehindert hat, eigenmächtig das zu tun, was er für richtig ansah. Es war wohl eher eine Loyalität gegenüber Hitler, die ihn veranlaßte, um die Genehmigung zum Ausbruch der Armee zu bitten, zumal er Funkverbindung zum OKH hatte. Auch konnte er, wie gesagt, die Gesamtlage wohl kaum genügend klar übersehen. Die Schwere des Entschlusses, eigenmächtig zu handeln, mag ferner noch dadurch erhöht worden sein, daß ein Ausbrechen der Armee für diese *im Augenblick* ein größeres Risiko bedeutet hätte als das Einigeln um Stalingrad.

Auffassung des Ob.Kdos.d.H.Gr. Don auf Grund der Lage vom 24. November:

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. Don hatte vorerst noch nicht die Möglichkeit, durch Befehle in den Gang der Ereignisse einzugreifen. Es konnte den Befehl und damit die Verantwortung erst übernehmen, wenn der Oberbefehlshaber mit einem wenigstens einigermaßen arbeitsfähigen Führungsstab in seinem Abschnitt, d. h. in dem als Hauptquartier vorgesehenen Nowotscherkask, eingetroffen war und hier über die zur Führung notwendigen Nachrichtenverbindungen verfügte. Beides konnte erst in einigen Tagen der Fall sein. (Unser Flugzeug lag infolge Schneesturms immer noch im Mittelabschnitt fest, so daß wir weiter die Eisenbahn benutzten.)

Immerhin mußte ich mir als der in Zukunft verantwortliche Oberbefehlshaber darüber schlüssig werden, ob

die 6. Armee — so wie die Lage am 24. November sich uns darstellte doch noch — wenn auch verspätet — sofort ausbrechen könne und solle, oder ob es, nachdem die erste Chance für einen vielleicht erfolgreichen Ausbruchsversuch zweifellos schon verpaßt war, richtiger sei, nunmehr abzuwarten, bis ihr Entsatzkräfte entgegenstoßen könnten.

Nach eingehender Überlegung kam ich, in voller Übereinstimmung mit meinem Chef, General Schulz, und dem Ia, Oberst Busse, zu folgendem Ergebnis:

Der Feind würde zunächst alles daran setzen, die eingeschlossene 6. Armee zu vernichten. Daneben mußte aber die Möglichkeit im Auge behalten werden, daß er versuchen würde, die Niederlage der 3. rum. Armee ausnutzend, mit schnellen Kräften im großen Don-Bogen in Richtung auf Rostow durchzustoßen. Dort bot sich ihm die Aussicht, die rückwärtigen Verbindungen nicht nur der 6. und der 4. Panzer-Armee, sondern auch der H.Gr. A abzuschneiden. Die dem Gegner zur Verfügung stehenden Kräfte, die er durch den Antransport weiterer zweifellos noch verstärken konnte, würden es ihm erlauben, die beiden vorstehend genannten Ziele gleichzeitig zu verfolgen.

Für das Ob.Kdo.d.H.Gr. müsse in jedem Fall die Befreiung der 6. Armee die erste Aufgabe sein. Einmal, weil es sich um das Schicksal von 200 000 deutschen Soldaten handelte. Zum anderen, weil ohne die Erhaltung und Befreiung der Armee kaum daran zu denken sein würde, die Lage auf dem Südflügel der Ostfront wieder herzustellen. Daß die Armee in keinem Fall — auch wenn es gelingen würde, durch einen Entsatzvorstoß die Verbindung zu ihr wiederherzustellen — bei Stalingrad belassen werden dürfe, sei klar. Stalingrad als Prestigefrage spielte für uns nicht die geringste Rolle. Im Gegenteil, wenn es gelingen sollte, die Armee freizukämpfen, dann würde sie dringend benötigt werden, um — wo immer dies möglich sei — die Lage des deutschen Südflügels soweit zu stabilisieren, daß wir den Winter durchstehen könnten.

Die z. Z. entscheidende Frage aber sei, ob im Augenblick — nachdem man die eigentliche Chance bereits verpaßt habe — der Versuch eines Ausbruchs der 6. Armee gemacht werden solle. Er könnte, da seit dem Antrag des Generals Paulus bereits zwei Tage verstrichen waren, nach der Angabe der H.Gr. B kaum vor dem 29. oder 30. November beginnen. Der Gegner habe dann also bereits über eine Woche Zeit gehabt, seine Einschließungsfront zu festigen.

Der Armee würden nur zwei Richtungen für einen Ausbruch zur Verfügung stehen. Auf beide Möglichkeiten würde der Feind sich einrichten.

Sie konnte versuchen, in Richtung auf den Don-Übergang bei Kalatsch durchzubrechen. Selbst wenn es der 6. Armee gelang, in dieser Richtung den feindlichen Einschließungsring zu durchstoßen, würde sie dann vor der Barriere des Don stehen. Ihre Munition würde sie im wesentlichen für den ersten Durchbruch verbraucht haben. Den Übergang über den Don aber würde sie erzwingen müssen gegen die sehr starken Feindkräfte, die westlich des Don z. Z. im Vorgehen gegen den unteren Tschir waren und denen z. Z. so gut wie keine deutschen Kräfte gegenüberstanden. Die Aussicht, daß die 6. Armee den Don-Übergang angesichts jener Feindkräfte noch werde erzwingen können — ohne ausreichende Munition und den von Norden, Osten und Süden nachdrängenden Gegner im Rücken — erschien mehr als fraglich.

Etwas besser konnten die Verhältnisse liegen, wenn die 6. Armee versuchte, ostwärts des Don nach Südwesten zu den Resten der 4. Panzer-Armee durchzubrechen. Allerdings würde auch der Gegner gerade auf diese Möglichkeit gewappnet sein. Es blieb aber zu bedenken, daß die 6. Armee vorerst auf keinerlei Aufnahme durch deutsche Kräfte rechnen konnte, selbst wenn es ihr gelungen sein würde, den feindlichen Einschließungsring in südwestlicher Richtung zu durchbrechen. Sie würde die feindlichen Armeen, die z. Z. vor ihrer Ost-, Nord- und West-

front um Stalingrad standen, auf den Fersen haben. Westlich des Don würde der Gegner zur überholenden Verfolgung nach Süden antreten können, um der Armee jeden Übergang über den Don nach Westen zu verwehren. Das wahrscheinliche war, daß die Armee – von keinerlei Kräften aufgenommen – früher oder später in der Steppe erneut vom Gegner gestellt werden würde, ohne ausreichende Munition, Betriebsstoff und Verpflegung! Vielleicht mochte es dann Teilen, insbesondere Panzerverbänden, gelingen, sich zu retten. Der alsbaldige Untergang der 6. Armee aber würde besiegelt sein! Die bisher durch sie gebundenen Kräfte des Gegners würden in Kürze frei werden. Dies aber würde voraussichtlich zur Vernichtung des ganzen Südflügels der Ostfront (einschließlich der noch im Kaukasus stehenden H.Gr. A) führen.

Sowohl im Hinblick auf die 6. Armee, wie auf die Gesamtlage des ganzen Südflügels, mußte es das Ziel sein, die 6. Armee als kampffähigen Verband aus der Einschließung zu retten. Dies wäre vielleicht möglich gewesen, wenn die deutsche oberste Führung der Armee Operationsfreiheit zugestanden hätte, sobald sich die Gefahr ihrer Einschließung abzeichnete. Jetzt aber schien der Zeitpunkt verpaßt, zu dem die Armee aus eigener Kraft, ohne die Entlastung durch Entsatzkräfte abzuwarten, die Freiheit gewinnen und zugleich kampffähig bleiben könne.

Dagegen konnte man wohl annehmen, daß mit Antreten der beiden vorgesehenen Entsatzgruppen die Lage der 6. Armee zwar nicht für den ersten Durchbruchskampf, wohl aber operativ wesentlich erleichtert werden würde. War der westlich des Don vorgehende Feind erst einmal durch andere Kräfte gebunden, so würde der Armee wenigstens der Kampf gegen diesen Gegner nicht mehr bevorstehen. Stieß gleichzeitig mit dem Antreten der 6. Armee die andere Entsatzgruppe ostwärts den Don in den Rücken der feindlichen Einschließungsfront vor, so mußte der Feind diese schwächen und damit der 6. Armee schon den ersten Durchbruch erleichtern.*)

Daß jedes Warten trotzdem ein Risiko in sich schloß, weil der Gegner Zeit gewann, seine Einschließungsfront weiter zu festigen, war allerdings nicht zu verkennen. Dies Risiko konnte nur eingegangen werden, wenn die oberste Führung die Versorgung der 6. Armee auf dem Luftwege solange sicherstellte, bis sie wieder freigekämpft sein würde.

Dies war die Voraussetzung dafür, daß man jetzt nicht zu der Verzweiflungslösung des isolierten Ausbruchs der 6. Armee griff, sondern

*) Tatsächlich hat die vorgesehene Entsatzgruppe Hollidt, obwohl sie gar nicht zum Antreten gekommen ist, die Masse der westlich des Don operierenden sowjetischen Kräfte gebunden. Das Vorgehen der 4. Panzer-Armee aber hat den Gegner gezwungen, seine Einschließungsfront um Stalingrad wesentlich zu schwächen.

– nachdem die Chance für sein Gelingen wahrscheinlich bereits verpaßt war – nunmehr eine neue Chance abwartete. Sie würde sich ergeben, wenn die Entsatzgruppen eingreifen könnten.

Auf Grund vorstehender Erwägungen gab ich in einem Ferngespräch dem Chef des Gen.Stabs d.H. folgende Auffassung des Ob.Kdos.d.H.Gr.:

Ein Ausbruch der 6. Armee nach Südwesten sei wohl auch jetzt noch möglich. Ihr weiteres Belassen bei Stalingrad bedeute im Hinblick auf die Munitions- und Betriebsstofflage ein *äußerstes Risiko*.

Trotzdem sei z. Z. (da nach unserer Auffassung die günstige Chance für einen Ausbruch der Armee bereits verpaßt war) vom operativen Standpunkt ein Abwarten, bis die vorgesehenen Entsatzgruppen eingreifen könnten, vorzuziehen. Jedoch nur, wenn auf eine ausreichende Versorgung der 6. Armee (auf dem Luftwege) gerechnet werden könne. *Diese Frage* sei für den Entschluß *die entscheidende*.

Die Operation zur Wiederherstellung der Lage sei mit den bis Anfang Dezember heranzuführenden Kräften anzutreten. Zum durchschlagenden Erfolg sei jedoch eine laufende weitere Kräftezuführung notwendig, da auch der Gegner starke Kräfte nachschieben werde.

Ein isolierter Durchbruch der 6. Armee könne notwendig werden, wenn infolge starken Feinddrucks der Aufmarsch der neuen Kräfte nicht gelänge.

Als unabdingbare Vorbedingung dafür, daß das Risiko des Verzichts auf sofortigen Ausbruch der 6. Armee eingegangen werden könne, wurde die tägliche Zuführung von 400 t Nachschub auf dem Luftwege gefordert*).

Ich ließ in diesem Gespräch keinen Zweifel darüber, daß, wenn nicht die Sicherheit dieser Nachschubzuführung gegeben sei, ein vorläufiges Stehenlassen der 6. Armee nicht riskiert werden dürfe.

Wenn man die spätere Tragödie von Stalingrad miterlebt hat, den Starrsinn Hitlers, an der Stadt festzuhalten, den Verzicht des AOK, die allerletzte Chance zu nutzen (über den später zu berichten sein wird), die Verzögerungen, die bei der Versammlung der Entsatzgruppe der 4. Panzer-Armee eintreten sollten, wie den Durchbruch der Sowjets im Bereich der italienischen Armee, der jedes Eingreifen der Armee-Abteilung Hollidt zum Entsatz von Stalingrad unmöglich machte, dann wird man zu dem Schluß kommen, daß es richtiger gewesen wäre, auf einem sofortigen Ausbruchsversuch der 6. Armee zu bestehen.

Man wird annehmen dürfen, daß wenigstens Teile der Armee sich zu den Resten der 4. Panzer-Armee hätten durchschlagen können, zum

*) 400 t täglich war der Mindestbedarf der Armee an Betriebsstoff, panzerbrechender und Infanterie-Munition. Mit Aufbrauchen der Verpflegungsvorräte usw. stieg der Mindestbedarf auf 550 t täglich.

mindesten die Panzerverbände, aber wohl auch wenigstens ein Teil der Kämpfer der Infanterie-Divisionen.

Andererseits ist nicht anzunehmen, daß die Armee als operationsfähiger Verband erhalten geblieben wäre. Dazu hatte sich die Lage bis zu dem frühesten Zeitpunkt, zu dem ein Ausbruchsversuch noch hätte unternommen werden können, doch schon zu bedrohlich entwickelt.

Zur gleichen Zeit, zu der die geretteten Teile der 6. Armee vielleicht bei der 4. Panzer-Armee eingetroffen wären, aber würden die gesamten feindlichen Einschließungskräfte frei geworden sein. Damit aber wäre aller Voraussicht nach das Schicksal des gesamten Südflügels einschließlich der Heeresgruppe A besiegelt gewesen.

Ich möchte jedoch ausdrücklich betonen, daß die letztere Erwägung für uns bei der am 24. November gefundenen Auffassung keine Rolle gespielt hat. Wir dachten nicht im entferntesten daran, etwa die 6. Armee im Interesse der Erhaltung des ganzen Südflügels opfern zu wollen. Unsere Hoffnung war vielmehr, daß die Armee im Zusammenwirken mit den beiden für ihren Entsatz vorgesehenen Kräftegruppen eine bessere Chance haben würde als bei einem – nun bereits verspäteten – isolierten Ausbruchsversuch.

Die Hoffnung, nicht nur Trümmer, sondern eine noch operationsfähige Armee zu retten, war es, die meine Mitarbeiter und mich bewegte. Daß der Name Stalingrad, die Frage des Prestiges keine Rolle spielte, war für uns selbstverständlich.

So haben wir an jenem Tage davon Abstand genommen, von Hitler ultimativ den sofortigen Ausbruch der 6. Armee nochmals zu fordern, oder ihn auf eigene Faust zu befehlen. Wobei anzufügen ist, daß General Paulus im Zwiespalt zwischen der Frage, ob er Hitler oder dem Ob.Kdo. d.H.Gr. gehorchen solle, sich wohl kaum für das letztere hätte entscheiden können.

Im übrigen war es uns völlig klar, daß selbst wenn die Entsatzgruppen bis zur 6. Armee durchstoßen könnten, das Belassen der Armee um Stalingrad unmöglich sein würde. Es kam darauf an, daß die Armee bis zu diesem Zeitpunkt ihre Kampfkraft soweit als möglich bewahrte. Dies konnte sie – ausreichende Versorgung auf dem Luftwege vorausgesetzt – im Gebiet um Stalingrad, in dem sie wenigstens auf einigen Fronten leidliche Lebensbedingungen hatte, eher als wenn sie bei einem Durchbruchsversuch in der Steppe liegen blieb.

Das Kriterium, ob auf diese Weise noch die Befreiung der 6. Armee zu erreichen wäre, bestand allerdings in zweierlei:

Erstens ob die Luftwaffe in der Lage sein würde, die 6. Armee am Leben zu erhalten, und zweitens ob die oberste Führung weitere Entsatzkräfte stellen konnte und wollte. Beide Fragen waren in der Meldung an das OKH klar gestellt. Nur Hitler als Oberbefehlshaber der Wehrmacht, der über alle Kräfte des Heeres und der Luftwaffe auf allen Kriegsschauplätzen verfügte, konnte die Möglichkeiten beurteilen und darüber entscheiden. Fielen Urteil und Entscheidung positiv aus, so konnte es verantwortet werden, die Verzweiflungslösung eines isolierten Ausbruchsversuchs zurückzustellen und die 6. Armee noch bei Stalingrad zu belassen.

War Hitler jedoch nicht willens, den letzten Mann *rechtzeitig* an den Entsatz der 6. Armee zu setzen oder gab er sich wider besseres Wissen Illusionen über die Leistungsfähigkeit der Luftwaffe hin, so handelte er verantwortungslos. Das gleiche gilt für diejenigen, die – wie sich gezeigt hat – in ihm solche Illusionen weckten und bestärkt haben, oder die nicht verstehen wollten, daß das Schicksal der 6. Armee den Forderungen aller anderen Kriegsschauplätze vorzugehen habe.

Daß Göring in größter Leichtfertigkeit die Sicherstellung ausreichender Versorgung der 6. Armee auf dem Luftwege zusagte und dann nicht einmal alles tat, um wenigstens das Mögliche zu erreichen, konnte ein Soldat nicht voraussehen.

Ebensowenig haben wir allerdings vorausgesehen, in welchem Ausmaß Hitler in der Folge sich allen sachlichen Erwägungen zugunsten seiner Theorie des Haltens um jeden Preis verschließen würde. Wer konnte annehmen, daß er den Verlust einer Armee um des Namens Stalingrad willen in Kauf nehmen würde.

Erste Eindrücke und Entscheidungen

Am 24. November nachm. setzten wir die Reise von Starobjelsk nach Nowotscherskask fort. Zehn Jahre zuvor war ich die gleiche Strecke nach Rostow gefahren, um als Gast an Manövern der Roten Armee im Kaukasus teilzunehmen. Damals hatten viele interessante Eindrücke vor mir gelegen. Heute war es eine Aufgabe, über deren Schwere meine Gehilfen und ich uns keiner Täuschung hingaben. Immer wieder suchten unsere Gedanken unsere bei Stalingrad eingeschlossenen Kameraden. Mein Ord.Offz., Oblt. Stahlberg, bemühte sich, uns durch kleine Freuden, gute Musik von Schallplatten oder Gespräche über andere Probleme, ein wenig abzulenken. Er war nach dem Tode „Pepos" zu unserem Stabe gekommen. Mein ehemaliger Mitarbeiter Tresckow, dessen Neffe St. war, hatte ihn zu mir gebracht. Stahlberg ist dann bis zum Ende des Krieges mein ständiger Begleiter geblieben. Er ist mir

in diesen Jahren bis zum Waffenstillstand ein treuer Helfer in allen persönlichen Dingen gewesen.

Am 26. November vorm. sprach ich auf der Durchfahrt in Rostow den General Hauffe, Chef der deutschen Militärmission in Rumänien und ursprünglich als deutscher Generalstabschef der Heeresgruppe Antonescu vorgesehen. Er gab uns ein recht unerfreuliches Bild von dem Zustand der beiden an der Stalingrad-Front stehenden rumänischen Armeen. In seiner jeden Zweifel ausschließenden Ausdrucksweise bezeichnete er von den ursprünglich vorhandenen 22 rumänischen Divisionen 9 als völlig zerschlagen, 9 als weggelaufen und z. Z. nicht einsatzfähig, 4 als noch kampffähig. Immerhin hoffte er, mit der Zeit aus den Trümmern noch einige Verbände zusammenstellen zu können.

Das Gegenstück zu Hauffes Bericht bildete ein Brief, den mir Marschall Antonescu sandte. In ihm beschwerte er sich bitter über die deutsche Führung. Er warf ihr vor, daß sie seinen mehrfachen Warnungen betr. der sich im Don-Brückenkopf von Krementskaja vor der Front der 3. rumänischen Armee zusammenballenden Gefahr nicht die genügende Beachtung geschenkt, daß sie die Übernahme des Befehls durch ihn immer wieder hinausgezögert habe.

Mit vollem Recht wies der Marschall zugleich darauf hin, daß Rumänien und er selbst von allen Verbündeten Deutschlands bisher am meisten für die gemeinsame Sache geleistet hätten. Er habe aus freien Stücken für den Feldzug 1942 22 Divisionen zur Verfügung gestellt und sie ohne Vorbehalte — im Gegensatz zu Italien und Ungarn — der deutschen Führung unterstellt, obwohl er an das Reich durch keinerlei vertragliche Verpflichtung gebunden sei.

Aus dem Schreiben sprach die berechtigte Enttäuschung des Soldaten, der seine Truppen durch die Fehler anderer verloren sieht.

Ich konnte innerlich die Berechtigung der Kritik des Marschalls an der obersten deutschen Führung nicht bestreiten. Ich antwortete ihm, daß ich seinen Brief an Hitler weitergegeben habe, da ich — an den Vorgängen noch nicht beteiligt — zu der geäußerten Kritik, die ja auf Hitler zielte, nicht Stellung nehmen könne. Jedenfalls konnte es Hitler nichts schaden, wenn er diese ungeschminkte Kritik seines loyalsten Verbündeten lesen mußte. Der Brief berührte zudem noch eine politische Frage, nämlich die des Vertrauensverhältnisses zwischen den beiden Verbündeten. Marschall Antonescu erwähnte in seinem Schreiben, daß sein Todfeind, der Führer der rumänischen Eisernen Garde, durch Himmler seinem Zugriff entzogen und in Deutschland sozusagen „für alle Fälle aufgehoben" werde. Die „Eiserne Garde", eine radikale politische Organisation, hatte seinerzeit einen Putsch gegen das Regime Antonescu unternommen. Es war ihr

zunächst gelungen, den Marschall in seinem Amtsgebäude einzuschließen. Er hatte schließlich den Putsch niederschlagen können. Der Führer der Eisernen Garde war jedoch ins Ausland entkommen. Es war verständlich, daß Antonescu es als illoyal empfand, wenn jetzt Himmler seine schützende Hand über diesen Mann hielt. Sicherlich war ein solch hinterhältiges Verfahren wenig geeignet, unsere Bundesgenossenschaft zu stärken.

Der eigentliche Anlaß für das Schreiben Antonescus an mich war übrigens eine Beschwerde darüber gewesen, daß deutsche Dienststellen und einzelne Offiziere und Soldaten sich ehrverletzende Äußerungen und Übergriffe gegen die Rumänen hätten zuschulden kommen lassen. Obwohl solche Vorkommnisse durch die letzten Ereignisse und durch das Versagen vieler rumänischer Truppen erklärlich waren, habe ich selbstverständlich sofort eingegriffen. Derartige Vorgänge konnten der gemeinsamen Sache nur abträglich sein, so sehr man auch die Wut deutscher Soldaten, die sich durch ihre Nachbarn im Stich gelassen sahen, verstehen mochte.

Ich habe bereits früher geschildert, was man nach Lage der Dinge von rumänischen Truppen erwarten konnte und was nicht. Immerhin waren sie noch unsere besten Verbündeten und haben — im Rahmen des ihnen Möglichen — an vielen Stellen tapfer gekämpft.

Am 26. November trafen wir in unserem neuen Hauptquartier, Nowotschenkask, ein. Als einzige Wachtruppe stand eine freiwillige Kosakenabteilung zur Verfügung, die den Wachdienst vor unserem Dienstgebäude offensichtlich als eine besondere Ehre betrachtete. Da in der nächsten Nacht auch die wichtigsten Nachrichten-Verbindungen fertig wurden, konnten wir am 27. November vormittags den Befehl über die Heeresgruppe Don übernehmen.

Die vor uns liegende Aufgabe zeigte ein Doppelgesicht. Das eine, worauf es ankam, war der Entsatz und die Rettung der 6. Armee. Dies war nicht nur menschlich gesehen die vordringlichste Aufgabe. Auch vom rein operativen Standpunkt aus war sie zunächst das wesentlichste, weil kaum anzunehmen war, daß ohne die Erhaltung der Kräfte der 6. Armee die Lage auf dem Südflügel der Ostfront und damit im Osten überhaupt würde wiederhergestellt werden können.

Das andere, was daneben nicht aus den Augen verloren werden durfte, war die *Gefahr*, die schon jetzt bestand, *daß der gesamte Südflügel der Ostfront vernichtet würde*. Ein Ergebnis, das aller Voraussicht nach den Kampf im Osten entscheiden und damit den Kriegsverlust herbeiführen mußte. Gelang es den Russen, die hauchdünnen, vorerst im wesentlichen

aus Resten rumänischer Verbände, deutschen Trossen und Alarm-Einheiten*) bestehenden Schleier zu zerreißen, die (abgesehen von der sogenannten „Festung" Stalingrad) die einzige Sicherung des ganzen Operationsgebiets zwischen dem Rücken der Heeresgruppe A und der noch bestehenden Don-Front bildeten, so war nicht nur für die 6. Armee nichts mehr zu hoffen. Auch die Lage der Heeresgruppe A mußte dann mehr als kritisch werden.

Es war das Verdienst des Oberbefehlshabers der 4. Panzer-Armee, Generaloberst Hoth, und des zum Chef d. G. der 3. rumänischen Armee ernannten Oberst i. G. Wenck, daß es überhaupt gelungen ist, in den kritischen Tagen Ende November, jene Schleier vor die zwischen der 6. Armee, der Heeresgruppe A und der Don-Front liegenden riesigen Lücken zu ziehen, die eine sofortige Ausnutzung der Lage durch die russische Führung verhindert haben. Hätte der Gegner damals eine schnelle Armee bis an den unteren Don nach Rostow vorstoßen lassen, wozu er zweifellos die Kräfte besaß, so wäre neben dem Verlust der 6. Armee auch der der Heeresgruppe A in den Bereich der Möglichkeit getreten.

Wenn auch für die Heeresgruppe diese Gefahr der Vernichtung des gesamten Südflügels immer gegenwärtig blieb, so hat sie sich doch dadurch nicht veranlassen lassen, auch nur einen Mann oder einen Schuß Munition, die für das Freikämpfen der 6. Armee in Frage kamen, dieser Aufgabe zu entziehen. Sie hat — solange auch nur noch die geringste Aussicht auf Erfolg bestand — *alles* an den Entsatzversuch gesetzt, was in ihrer Möglichkeit und unter ihrer Befehlsgewalt stand. Sie hat dazu die größten Risiken auf sich nehmen müssen.

Wenn die Heeresgruppe trotzdem diese Aufgabe, die 6. Armee zu retten, nicht hat lösen können, so lag dies in erster Linie an der außerordentlichen Überlegenheit der feindlichen Kräfte und an der unzureichenden Stärke der eigenen. Weitere Hemmnisse ergaben sich aus der Witterungslage, die den Einsatz der Luftwaffe, vor allem zur Versorgung der 6. Armee, weitgehend hinderte, und an der Transportlage, die es nicht erlaubte, die Entsatzkräfte schnell genug heranzuführen.

Daneben erfuhren wir nun erstmalig die Hemmungen, die von der

*) „Alarmeinheiten" wurden ad hoc aus nicht zu den kämpfenden Truppen gehörenden Einheiten, aus Stäben, Luftwaffentruppen, Urlaubern, Genesenen usw. gebildet. Ihnen mangelte es an festem Gefüge, kampferprobten Führern, Waffen (besonders schweren Waffen, Panzerabwehrmitteln, Artillerie), Versorgungseinrichtungen und zum großen Teil an Kampferfahrung und Gefechtsausbildung. Ihr Kampfwert war daher gering. Trotzdem haben sie, einige Zeit im Kampf zusammengeschweißt, oft Hervorragendes geleistet.

obersten deutschen Führung ausgingen und die in der Person Hitlers, in seinen Auffassungen und in seinem Charakter begründet waren. Sie sind in dem Kapitel über Hitlers militärische Führung bereits geschildert worden. In jenem Kampf um die Rettung der 6. Armee haben sie dazu geführt, daß seitens der obersten Führung nicht, auf die Gefahr von Rückschlägen an anderen Fronten hin, das letzte an den Entsatz der 6. Armee gesetzt worden ist. Sie haben immer wieder dringend notwendige Entscheidungen verzögert, obwohl die Entwicklung der Lage sehr wohl vorauszusehen war und vom Ob.Kdo.d.H.Gr. Hitler auch immer wieder vorausgesagt worden ist.

Wenn ich von den zweierlei Aufgaben, denen sich die Heeresgruppe gegenübersah, als sie das Kommando übernahm, gesprochen habe, so erreichte die erste, die Befreiung der 6. Armee, für die Heeresgruppe praktisch ihr Ende bereits um Weihnachten 1942. Zu diesem Zeitpunkt war klar, daß der Entsatzversuch der 4. Panzer-Armee sein Ziel nicht mehr erreichen konnte, eine Verbindung zu der eingeschlossenen Armee herzustellen. Während gleichzeitig Hitler noch immer an Stalingrad festhielt, versagte sich das AOK 6 in der entscheidenden Stunde — entgegen den ihm von der Heeresgruppe gegebenen Weisungen — selbst der letzten, vielleicht noch vorhandenen Chance. Damit war praktisch das Schicksal der Armee endgültig entschieden. Der Gedanke Hitlers, mit einem im Laufe des Januar auf Charkow heranzuführenden SS-Panzer-Korps die Armee später doch noch entsetzen zu können, war von vornherein eine Illusion.

So war das, was nach dem Steckenbleiben der Entsatzangriffe der 4. Panzer-Armee im Kessel von Stalingrad noch folgte, tatsächlich der Todeskampf der 6. Armee. Den Versuch zu machen, ihn zur Verminderung der Verluste und Leiden der Armee durch den Vorschlag einer Kapitulation abzukürzen, konnte die Heeresgruppe im Hinblick auf die andere Seite ihrer Aufgabe — die Verhinderung einer Vernichtung des gesamten Südflügels der Ostfront — jedoch erst im letzten Stadium dieses Kampfes verantworten.

Die Kämpfe, die der Befreiung der 6. Armee galten, haben naturgemäß im engen Zusammenhang mit der Entwicklung der Lage des gesamten deutschen Südflügels gestanden. Wenn die letzteren in einem späteren Kapitel gesondert betrachtet wird, so deshalb, um die operativen Gedankengänge klarer hervortreten zu lassen.

Bei der Kommando-Übernahme fand die Heeresgruppe eine gegenüber dem 24. November im großen noch unveränderte Lage vor.

Der Feind hatte offenbar zunächst seine Hauptkräfte in dem die 6. Armee einschließenden Ring eingesetzt. Von den etwa 143 großen Verbänden, die insgesamt im Operationsgebiet der Heeresgruppe gemeldet waren, waren mindestens einige 60 von vornherein zur Einschließung der Armee verwendet worden. Die Südfront der Armee wurde am 28. November stark angegriffen, jedoch gelang es, diesen Angriff abzuwehren. Auf den übrigen Fronten der Armee kam es Ende November nur zu Teilkämpfen, in denen sich ihre Abwehrfront festigte. Jedenfalls aber war klar, daß ein Ausbruchsversuch, in diesen Tagen unternommen, auf eine starke feindliche Abwehr gestoßen wäre. Der Verbrauch der im Kessel verfügbaren Munitions- und Betriebsstoff-Vorräte wäre dabei unvermeidlich gewesen. Die Armee würde, selbst wenn ein Durchbruch gelungen wäre, ohne Munitions- und Betriebsstoffe am Don angekommen sein, ohne daß ihr zu dieser Zeit durch eine Entsatzgruppe Hilfe hätte gebracht werden können.

Im übrigen fühlte der Gegner gegen die dünnen Schleier vor, die sich in den Lücken südlich und westlich Stalingrad bildeten und hinter denen sich die Bereitstellung der Entsatzkräfte vollziehen sollte.

Als erstes kam es für die Heeresgruppe darauf an, ein möglichst klares Bild von dem *Zustand und den Absichten der 6. Armee* zu erhalten. Denn was sie vom OKH und der Hunderte von Kilometern entfernten Heeresgruppe B hatte erfahren können, genügte selbstverständlich nicht.

Bereits am 26. November war mir durch einen aus dem Kessel ausgeflogenen Offizier ein Brief des Generals Paulus (s. Anlage 9) überbracht worden. General Paulus betonte darin die Notwendigkeit der „Handlungsfreiheit für den äußersten Fall". Eine Situation, die einen sofortigen Ausbruch nach Südwesten nötig mache, könne täglich und stündlich eintreten. Die in dem Brief fehlenden Angaben über die Versorgungslage der Armee wurden durch einen Bericht des aus dem Kessel gekommenen Generals der Flieger Pickert, den der Chef der Luftflotte 4, Generaloberst Frhr. v. Richthofen, mit der Organisation der Versorgung durch die Luftwaffe beauftragt hatte, ergänzt. Danach hatte die Armee noch Verpflegung (allerdings bereits gekürzt) für 12 Tage. An Munition seien 10–20 Prozent einer Ausstattung vorhanden. Das entsprach dem Bedarf eines wirklichen Kampftages! Betriebsstoff reiche nur noch für kleinere Verschiebungen, nicht mehr für die Zusammenziehung der Panzer zu einem Ausbruch. Wenn diese Angaben zutrafen, dann war

allerdings unerfindlich, wie die Armee ihre vier Tage vorher gemeldete Absicht, auszubrechen, hätte durchführen wollen.

Auf Grund dieser Nachrichten entschloß ich mich, selbst in den Kessel zu fliegen, um mit Paulus Rücksprache zu nehmen. Auf dringliche Vorstellungen meines Chefs und I a nahm ich jedoch schließlich davon Abstand. Bei der Wetterlage war es durchaus zweifelhaft, ob ich nicht im Kessel für zwei oder mehr Tage festgehalten werden würde. Eine so lange Abwesenheit war aber weder mit Rücksicht auf die gespannte Lage bei den anderen Armeen noch auf die Notwendigkeit zu vertreten, dem OKH gegenüber die Ansichten der Heeresgruppe fortlaufend zur Geltung zu bringen. Ich entsandte daher meinen Chef, den General Schulz, und später nochmals meinen I a, Oberst Busse.

Aufgabe von Schulz war es in erster Linie, neben der Gewinnung eines eigenen Eindrucks von der Lage und dem Zustand der 6. Armee und ihrer Führung, den Oberbefehlshaber über das zu unterrichten, was für den Entsatz der Armee vorgesehen sei. Dadurch sollte dieser die Möglichkeit erhalten, selbst die Aussichten dieser Operation und den Zeitpunkt ihres voraussichtlichen Wirksamwerdens zu beurteilen. Es kam darauf an, die Ansichten von Paulus über die Erfordernisse der Lage mit den unsrigen abzustimmen, denn es war klar, daß mangels einer Fernsprech- oder sicheren schriftlichen Verbindung die Einwirkung der Heeresgruppe auf die Entschlüsse des AOK nur sehr bedingt sein konnte. Um so mehr, als die Armee durch den Verbindungsoffizier des OKH nebenbei dauernd unter der Einwirkung der Gedanken und Befehle Hitlers stand.

Der Brief von Paulus hatte die tiefe und nur allzu erklärliche Depression erkennen lassen, die die Folge einer Lage war, für deren Entstehen nicht der Armeeführer, sondern die oberste Führung verantwortlich war. Der in ihm zum Ausdruck kommende, weiterhin bestehende Wunsch nach „Handlungsfreiheit im äußersten Fall" aber schien mir zu bedeuten, daß General Paulus an einen Ausbruch dachte, für den Fall, daß die Lage im Kessel *unhaltbar* geworden sein würde. Sei es, daß der Gegner eine oder mehrere Fronten der Armee bereits eingedrückt oder gar durchbrochen haben würde – so daß die taktische Lage unhaltbar geworden wäre – sei es, daß die Kräfte der Truppe zu Ende gingen. In beiden Fällen aber konnte m. E. ein Ausbruchsversuch nur in einer Katastrophe enden. So wie die Lage nun einmal war, kam es auf zweierlei an: zunächst auf eine zähe Verteidigung, um die Armee vorerst zu erhalten, dann auf einen Durchbruch, nicht aus einer bereits verzweifelt gewordenen Lage heraus, sondern gewollt zu dem Zeitpunkt, zu dem die Armee noch die Kräfte für ein solches Unternehmen haben, und zu

dem ein Zusammenwirken mit den von außen angesetzten Entsatzoperationen möglich sein würde.

Diese Auffassung sollte General Schulz dem General Paulus übermitteln.

Der Gesamteindruck, den General Schulz aus dem Kessel mitbrachte und den später auch Oberst Busse bestätigte, war der, daß die 6. Armee – ausreichende Versorgung auf dem Luftwege vorausgesetzt – ihre Lage und Widerstandsmöglichkeit im Kessel nicht ungünstig beurteilte. (Daß eine solche Einstellung auch zu einer Gefahr werden konnte, sollte sich später zeigen.)

Damit komme ich zu der Frage, ob überhaupt daran zu denken war, daß man die *6. Armee auf dem Luftwege versorgen könne.*

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. hatte in seiner Meldung an das OKH vom 24. November von Starobjelsk aus diese Frage ausdrücklich als die entscheidende bezeichnet. Nur wenn diese Versorgungsmöglichkeit gesichert sei, könne man mit einem Ausbruch der Armee warten, bis das Eingreifen der Entsatzgruppen ihr eine günstigere Chance zum Ausbrechen geben werde.

Hitler hatte die Frage jener Möglichkeit bereits praktisch mit einem „Ja" beantwortet, als er tags zuvor den Antrag des Generals Paulus, ausbrechen zu dürfen, abgelehnt hatte. Er hatte sich dabei auf eine entsprechende Zusage Görings gestützt, die 6. Armee versorgen zu können.

Tatsächlich war das Ob.Kdo. d. Luftwaffe diejenige Stelle, die allein ein begründetes Urteil darüber abgeben konnte, ob die Kräfte und Mittel der Luftwaffe die Versorgung der Armee bei Stalingrad ermöglichen würden.

Generaloberst Freiherr von Richthofen, der Chef der Luftflotte 4, die mit der Heeresgruppe zusammenzuarbeiten hatte, und der auch die Versorgung der 6. Armee übertragen worden war, sagte mir anläßlich der Kommandoübernahme über die Heeresgruppe Don folgendes. Seiner Ansicht nach könne bei der derzeitigen Wetterlage eine ausreichende Versorgung nicht geflogen werden. Er glaube auch, daß nach Wetterbesserung eine solche auf die Dauer nicht aufrecht zu erhalten sein werde und habe dies Göring gemeldet. Allerdings könne er nicht beurteilen, welche Kräfte und Mittel Göring noch einzusetzen in der Lage sei.

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. hat diesen Standpunkt des Chefs der Luftflotte 4 dem OKH sofort gemeldet. Dieser Meldung, wie den täglichen Berichten, daß die geflogene Versorgung nicht annähernd das Soll erreicht habe, wurde stets mit dem Hinweis auf neu herankommende Transportstaffeln begegnet. Sie sind auch tatsächlich herangekommen. Die Besatzungen der Flugzeuge haben sich aufopfernd für ihre Aufgabe eingesetzt. Die Luftwaffe hat vor Stalingrad 488 Flugzeuge mit etwa 1000 Mann Besatzung verloren! Trotzdem ist es nicht gelungen, der 6. Armee auch nur annähernd das Notwendigste zuzufliegen.

Es steht also fest, daß die am 23. November (oder schon vorher) von Göring Hitler gegebene Zusage falsch gewesen ist. Ob sie auf einer Fehleinschätzung der gegebenen Möglichkeiten beruhte, oder ob sie aus Geltungsbedürfnis bzw. in dem Wunsch, Hitler nach dem Munde zu reden, leichtfertig gegeben worden ist, vermag ich nicht zu beurteilen. Jedenfalls trägt Göring dafür die Verantwortung. Allerdings hätte auch Hitler die Zuverlässigkeit dieser Erklärung nachprüfen müssen. Er kannte einerseits Göring und wußte anderseits sehr wohl über die Stärke usw. der Luftwaffe Bescheid.

Weder das Ob.Kdo.d.H.Gr. noch der Chef der Luftwaffe 4 waren dagegen zu einer solchen Nachprüfung in der Lage. Eine *zeitweise* Versorgung der 6. Armee auf dem Luftwege von vornherein als völlig utopisch anzusehen, lag kein Grund vor. Schließlich hatte die Luftwaffe im Winter 1941/42 im Kessel von Demjansk hunderttausend Mann monatelang mit allem Notwendigen versorgt.

Jetzt war allerdings die doppelte Anzahl von Menschen eingeschlossen. Dagegen konnte es sich – wenigstens nach unserer Auffassung – nur um eine Versorgung für die Dauer weniger Wochen handeln. Sobald die Entsatzgruppen sich dem Kessel von Stalingrad näherten, mußte nach unserer Ansicht die 6. Armee in jedem Falle ausbrechen. Sie auf die Dauer um Stalingrad zu belassen, konnte gar nicht in Frage kommen.

Im Grunde handelte es sich für den Ob.d.L. um eine nüchterne Berechnung.

Der Mindestbedarf der 6. Armee an Versorgungsgütern aller Art betrug täglich 550 t (bis zum Verzehr der im Kessel vorhandenen Verpflegungsvorräte mindestens 400 t).

Die Beförderung von 550 t erforderte – bei einmaligem Flug am Tage – 225 Ju 52 (entsprechend mehr He 111, die bestenfalls nur 1,5 t laden konnten).

Die Entfernung der Flugbasen, von denen aus die Versorgung zu fliegen war, betrug von Morosowskji 180, von Tazinskaja 220 Kilometer, davon jedoch nur 50 Kilometer über Feindgebiet. (Beide Flugplätze sind erst verloren gegangen, als das Schicksal der 6. Armee um Weihnachten 1942 bereits entschieden war.) Bei günstigem Wetter konnte man mit zweimaligem Einsatz der Maschinen innerhalb 24 Stunden rechnen. Die Zahl der erforderlichen Flugzeuge würde sich damit an den betreffenden Tagen um die Hälfte verringern.

Die vorstehenden Zahlen bildeten die erste Grundlage für das vom

Ob.d.L. abzugebende Urteil über die Möglichkeit der Versorgung der 6. Armee. Er hatte jedoch noch folgende Faktoren in Rechnung zu stellen:

Erstens, daß im Winter das Wetter des öfteren den Einsatz der Transportstaffeln unmöglich machen würde. Der Ausfall mußte durch eine Mehrleistung an Tagen mit Flugwetter ausgeglichen, die Zahl der Flugzeuge also entsprechend erhöht werden. In welchem Ausmaße die Wetterlage die Versorgung verhindern würde, war allerdings schwierig vorherzusagen. Immerhin mußten die Meteorologen der Luftwaffe aus dem vergangenen Winter dafür gewisse Grundlagen haben.

Zweitens war einzukalkulieren, daß jeweils ein Teil der Maschinen nicht startklar ist. Hierfür gab es Erfahrungssätze. Weitgehend hing dieser Ausfall von Flugzeugen auch davon ab, welche Instandsetzungskräfte und Mittel in den Flugbasen vorhanden waren oder ihnen noch zugeführt werden konnten. Hierauf wird noch zurückzukommen sein.

Schließlich war zu berücksichtigen, daß ein gewisser Prozentsatz der Transportmaschinen abgeschossen oder zu Bruch gehen werde. Die Höhe der Verluste durch Feindeinwirkung war wiederum weitgehend davon abhängig, wieviel Jagd- und Kampfkräfte die Luftwaffe zum Schutz der Versorgungsflüge einsetzen konnte.

Zwei Fragen hatte also der Ob.d.L. eingehend zu prüfen, ehe er eine Zusage hinsichtlich der Versorgung der 6. Armee gab:

Konnte er überhaupt den erforderlichen Transportraum für 550 Tonnen sofort bereitstellen unter Berücksichtigung des Mehrbedarfs für zeitweise technische Ausfälle und dessen, den die Wetterlage im Winter bedingen würde?

Würde er diese Zahl durch laufenden Ersatz, vor allem aber durch Einsatz entsprechender Jagd- und Kampfkräfte gegenüber der zu erwartenden feindlichen Abwehr, bis zu dem Zeitpunkt aufrechterhalten können, zu dem eine Befreiung der 6. Armee in Betracht kam?

Nur Göring war in der Lage, diese Fragen einwandfrei zu beurteilen. Nur er konnte übersehen, ob der erforderliche Einsatz zu leisten war und ob er ihn im Hinblick auf die sonstigen Aufgaben der Luftwaffe verantworten konnte. War beides nicht der Fall, so war es seine Pflicht, dies Hitler eindeutig zu sagen, als die Entscheidung über die 6. Armee fiel, nämlich am 22./23. November.

Des weiteren war es in jedem Fall Görings Pflicht, nachdem Hitler das Verbleiben der Armee um Stalingrad befohlen hatte, sofort auch die letzten Reserven der Luftwaffe an Transportmaschinen und Jagdkräften sowie auch an Instandsetzungsmitteln einzusetzen.

Es ist zweifelhaft, ob Göring auf diesem Gebiet alles getan hat, was möglich gewesen wäre. Auf die dauernden Meldungen der H.Gr. über

unzureichende Versorgung der 6. Armee befahl Hitler Anfang Januar, daß der Feldmarschall Milch die Leitung der Luftversorgung zu übernehmen habe. Da diesem alle in der Heimat befindlichen Kräfte und Mittel der Luftwaffe zur Verfügung standen, war er tatsächlich in der Lage, die Vorbedingungen der Versorgung auf dem Luftwege zu verbessern. Nur war es operativ gesehen eben bereits zu spät; lufttransportmäßig gesehen auch deshalb, weil inzwischen die vorher genannten Flugbasen verlorengegangen waren und die Versorgung über sehr viel weitere Strecken geflogen werden mußte.

Ist also schon die von Göring gegebene Zusage vom 22./23. November leichtfertig gewesen, so hat er gerade in den ersten Wochen der Einschließung, auf die alles ankam, die vorhandenen Möglichkeiten nicht ausgeschöpft. Zu einer Zeit, als ein Erfolg in bezug auf die Rettung der 6. Armee noch möglich gewesen wäre.

Je umstrittener und fragwürdiger die Frage der Versorgung der 6. Armee wurde, desto wesentlicher mußte ihr baldiger Entsatz sein. Nach der H.Gr. inzwischen übermittelten Angaben des OKH sollten von diesem folgende Kräfte zu diesem Zweck verfügbar gemacht werden:

a) im Rahmen der *4. Panzer-Armee* das 57. Panzer-Korps, General Kirchner (von Heeresgruppe A anzubefördern), mit der 6. und 23. Panzer-Division sowie der 15. Luftwaffen-Feld-Division. Diese Kräfte sollten bis 3. Dezember um Kotelnikowo eingetroffen sein;
b) die neuzubildende *Armee-Abt. Hollidt* (im Streifen der 3. rumänischen Armee aufmarschierend) mit der 62., 294., 336. Infanterie-Division, dem Generalkommando des 48. Panzer-Korps (General v. Knobelsdorff) mit der 11. und 22. Panzer-Division, der 3. Gebirgs-Division und der 7. und 8. Luftwaffen-Feld-Division. Diese Gruppe sollte etwa am 5. Dezember am oberen Tschir operationsbereit sein.

Insgesamt glaubte die Heeresgruppe bei beiden Gruppen mit 4 Panzer-Divisionen, 4 Infanterie- bzw. Gebirgs-Divisionen und 3 Luftwaffen-Feld-Divisionen als Entsatzkräfte rechnen zu können. Dabei war jedoch von vornherein klar, daß die Luftwaffen-Feld-Divisionen bestenfalls zu Abwehraufgaben, also etwa zum Abschirmen der Flanken der Stoßgruppen zu verwenden sein würden.

Die in Aussicht gestellten Kräfte mochten – falls sie wirklich in dieser Stärke und zu den angegebenen Zeitpunkten verfügbar sein würden – allenfalls ausreichen, um vorübergehend die Verbindung zur 6. Armee wiederherzustellen und dieser damit ihre Bewegungsfreiheit wiederzugeben. In keinem Falle aber konnten sie genügen, die feindlichen Gesamtkräfte so zu schlagen, daß an eine Wiederherstellung der Lage

im Sinne des von Hitler im Stellungskriegsjargon gegebenen Auftrags zu denken war, „die vor Beginn des Angriffs innegehabten Stellungen wiederzugewinnen".

Am 27. November traf bei der Heeresgruppe ein Fernschreiben des OKH ein, das die Antwort auf die Meldung Heeresgruppe über ihre Auffassung der Lage vom 24. November darstellte. Es ließ erkennen, daß Hitler noch immer in den vorgenannten Gedanken befangen zu sein schien. Er begründete seinen Entschluß zum Festhalten an Stalingrad damit, daß die Preisgabe bedeuten würde, daß man im kommenden Jahr alles, was man 1942 unter großen Opfern erobert hatte, unter noch größerem Einsatz zum zweitenmal zu gewinnen versuchen müsse.

Diese Frage stand — ganz abgesehen davon, ob eine Wiederholung der Offensive von 1942 überhaupt zweckmäßig und kräftemäßig möglich sein würde — z. Z. gar nicht zur Diskussion. Die Frage war vielmehr die, ob man die Lage auf dem Südflügel der Ostfront überhaupt — gleichviel wo — noch einmal würde wieder herstellen können. Ohne das Freikämpfen der 6. Armee schien dies nahezu aussichtslos.

Ich sandte daher am 28. November Hitler eine eingehende Beurteilung der Lage. Diese enthielt eine eindeutige Aufstellung über die Stärke der feindlicherseits gegen uns operierenden Kräfte (143 große Verbände). Desgleichen gab sie ein klares Bild von der Lage und dem Zustand der 6. Armee, wobei ich besonders darauf hinwies, daß bei dieser in absehbarer Zeit die Wirkung der Artillerie mangels Munition und infolge Verlust der Beweglichkeit ausfallen würde.

Unter diesen Umständen sei es fraglich, ob man das Eintreffen aller Entsatzkräfte, insbesondere der Gruppe Hollidt würde abwarten dürfen. Voraussichtlich würde man schon vorher mit der Entsatzgruppe der 4. Panzer-Armee antreten müssen. Eine Entscheidung sei damit selbstverständlich nicht zu erreichen. Diese hinge, wie bereits am 24. November gemeldet, auf jeden Fall von der Zuführung weiterer Kräfte ab. Was man bestenfalls erreichen könne, sei das Schlagen eines Korridors zur 6. Armee, durch den die Auffüllung ihrer Betriebsstoff- und Munitionsvorräte und damit die Wiederherstellung ihrer Beweglichkeit erfolgen könne. Die Armee *müsse* alsdann jedoch aus dem Kessel herausgenommen werden. Sie könne dort in der offenen Steppe den Winter über nicht erhalten werden. Vor allem aber sei es operativ gesehen unmöglich, unsere Kräfte weiterhin auf engstem Raum gebunden zu halten, während der Gegner auf Hunderte von Kilometern Front freie Hand habe. Wir müßten unter allen Umständen wieder operationsfähig werden. Eine Lösung wie die des Demjansker Kessels im Vorjahre sei ausgeschlossen. Der Verlauf der Ereignisse hat diese Auffassung voll bestätigt.

Es dauerte bis zum 3. Dezember, bis wir eine Antwort auf diese doch grundlegende Frage der Führung der Operationen erhielten. Ein Beispiel, wie Hitler ihm unbequeme Antworten hinauszuzögern liebte.

Immerhin enthielt jene Antwort die Mitteilung, daß Hitler mit unserer Auffassung einverstanden sei. Nur in zwei Punkten hatte er Vorbehalte gemacht. Er wünschte nicht, daß die Nordfront von Stalingrad zwecks Kräftegewinnes verkürzt, d. h. zurückgenommen würde. Er bestritt fernerhin zwar nicht die von der Heeresgruppe angegebene Zahl feindlicher Verbände. Er behauptete aber, daß die Stärken der sowjetischen Divisionen heruntergesetzt worden seien und daß die feindliche Führung auf Grund ihrer überraschenden Erfolge sowohl vor Nachschub- wie vor Führungsschwierigkeiten stehen werde.

Die Herabsetzung der Stärken der feindlichen Divisionen mochte stimmen. Sie wurde aber mehr als ausgeglichen durch die erfolgte Schwächung der eigenen Kräfte in monatelangen schweren Kämpfen, über die die Heeresgruppe sehr klar berichtet hatte. Daß die Sowjets bereits jetzt Versorgungsschwierigkeiten haben würden, war nicht anzunehmen. Die bei ihnen vorausgesetzten Führungsschwierigkeiten waren eine Hypothese, nicht mehr.

Immerhin — und das war das Wesentliche —, konnte man nach der allgemeinen Zustimmung Hitlers annehmen, daß er die Ansichten der Heeresgruppe in den wichtigsten Punkten angenommen habe, nämlich:

daß die 6. Armee auch im Falle, daß es gelänge die Verbindung zu ihr freizukämpfen, nicht auf die Dauer bei Stalingrad belassen werden könne,

daß die Armee im Tagesdurchschnitt die erforderlichen Nachschubmengen auf dem Luftwege erhalten müsse und

daß — wie die Heeresgruppe bereits seit dem 21. November immer wieder hervorgehoben hatte — die laufende weitere Zuführung von Kräften nötig sei.

In der Folge wird sich zeigen, daß Hitler tatsächlich nicht im entferntesten daran gedacht hat, die 6. Armee von Stalingrad zu lösen. Auch die beiden anderen Voraussetzungen einer erfolgreichen Operationsführung sollten sich nicht erfüllen.

Als erstes stellte sich vielmehr heraus, daß die Frage der *Stärke* der vom OKH für den Entsatz der 6. Armee zur Verfügung zu stellenden Kräfte, wie auch die des Zeitpunkts ihrer Operationsbereitschaft sich wesentlich ungünstiger entwickelte als nach den Zusagen in Starobjelsk anzunehmen gewesen war.

Zunächst verzögerten sich die Antransporte erheblich. Bei der Armee-Abteilung Hollidt infolge unzureichender Bahnleistungen, bei der Ent-

satzgruppe der 4. Panzer-Armee dadurch, daß – während in den Steppen um Stalingrad eisiger Frost herrschte – im Kaukasusgebiet Tauwetter eintrat. Infolgedessen wurde der vorgesehene Landmarsch der Räderteile der 23. Panzer-Division unmöglich. Sie mußten ebenfalls mit der Bahn anbefördert werden, was bei der geringen Streckenleistung den Zeitpunkt der Verwendungsfähigkeit des 57. Panzer-Korps um eine Reihe von Tagen hinausschob, in einer Lage, in der es auf jeden Tag ankam.

Als noch ungünstiger erwies sich die Frage der *Stärke* der Entsatzgruppen. Die für das 57. Panzer-Korps vorgesehene 15. Luftwaffen-Feld-Division mußte überhaupt erst aufgestellt werden, was Wochen in Anspruch genommen hat. Als sie endlich fertig und in der Not der Lage eingesetzt wurde (zu einem Zeitpunkt, zu dem die Entsatzfrage längst negativ entschieden war), zerplatzte sie in den ersten Gefechtstagen. Die von der Heeresgruppe A abzugebende Heeresartillerie kam bis auf ein Nebelwerfer-Regiment überhaupt nicht. Von den insgesamt sieben für die Entsatzgruppe *Hollidt* vorgesehenen Divisionen stellte sich heraus, daß zwei (die 62. und 294. Infanterie-Division) bereits in der Front der 3. rum. Armee hatten eingesetzt werden müssen, um dieser wenigstens einen gewissen Halt zu geben. Ihre Herausnahme hätte zum sofortigen Zusammenbruch der Kampffronten des 1. und 2. rumänischen AK geführt. Beide Divisionen fielen also von vornherein für die Entsatzaufgaben aus. Die weiterhin zugesagte 3. Gebirgs-Division kam nicht. Ihre erste, bereits auf der Bahn befindliche Hälfte wurde vom OKH der Heeresgruppe A zugeführt, um dort eine örtliche Krisis zu beheben. Die zweite Hälfte behielt die Heeresgruppe Mitte aus einem ähnlichen Grunde zurück. Die 22. Panzer-Division, die bei Beginn der sowjetischen Offensive in den Kampf der 3. rumänischen Armee geworfen worden war, stellte sich als Trümmerhaufen heraus. Nach den in den Novemberkämpfen erlittenen Verlusten war ihr eine Angriffskraft nicht mehr zuzusprechen. Angesichts der bereits erwähnten Unmöglichkeit, die Luftwaffen-Feld-Divisionen dieser Gruppe mit Angriffsaufgaben zu betrauen, blieben praktisch als Stoßkräfte für die Entsatzoperation bei der 4. Panzer-Armee nur das 57. Panzer-Korps mit 2 Panzer-Divisionen, bei der Armee-Abteilung Hollidt das Gen.Kdo. des 48. Panzer-Korps mit der anrollenden 11. Panzer-Division und der 336. Infanterie-Division übrig. Die vom OKH als Ersatz für die ausgefallenen Divisionen in der Folge antransportierte 17. Panzer- und 306. Infanterie-Division konnten den Ausfall weder kräftemäßig voll ausgleichen, noch konnten sie so frühzeitig verwendungsbereit sein, als es im Interesse der Entsatzoperation nötig gewesen wäre.

Unter diesen Umständen wurde alsbald klar, daß der ursprüngliche

Gedanke, aus zwei Richtungen – mit der 4. Panzer-Armee aus dem Gebiet von Kotelnikowo ostwärts des Don, mit der Armee-Abteilung Hollidt vom mittleren Tschir her auf Kalatsch – zum Entsatz der 6. Armee anzutreten mangels Kräften nicht durchführbar sein werde. Man konnte allenfalls hoffen, an einer Stelle stark genug zu sein. Nach der Lage der Dinge kam dann für den Entsatzangriff nur die 4. Panzer-Armee in Frage. Sie hatte den kürzeren Weg bis Stalingrad zurückzulegen. Sie hatte auf diesem Weg nicht das Hindernis des Don zu überwinden. Auch konnte man hoffen, daß der Gegner eine Entsatzoffensive auf dem ostwärtigen Don-Ufer am wenigsten erwarten würde, weil nach der ganzen Lage die Versammlung stärkerer Kräfte dort naturgemäß für die deutsche Seite ein erhebliches Risiko in sich schloß. Er hatte daher zunächst auch in die Richtung von Kotelnikowo verhältnismäßig schwache Kräfte zur Deckung seiner Einschließungsfront vorgeschoben. Es standen hier gegenüber der 4. Panzer-Armee vorerst nur 5 feindliche Divisionen, während der Gegner am Tschir bereits 15 Divisionen in Front hatte.

Der am 1. Dezember von der Heeresgruppe gegebene Befehl für die Operation „Wintergewitter" sah daher folgendes vor:

Die *4. Panzer-Armee* sollte mit der Masse ihrer Kräfte an einem noch zu bestimmenden Tage (frühestens am 8. Dezember) ostwärts des Don aus dem Gebiet von Kotelnikowo antreten. Nach Durchstoßen der feindlichen Deckungskräfte war es ihre Aufgabe, die südliche bzw. westliche Einschließungsfront um Stalingrad vom Rücken bzw. von der Flanke her anzugreifen und aufzurollen.

Teilkräfte, das 48. Panzer-Korps von der Armee-Abteilung Hollidt, sollten aus dem Don-Tschir-Brückenkopf von Nishne Tschirskaja in den Rücken der feindlichen Deckungskräfte stoßen. Sollte sich noch vor Angriffsbeginn der Gegner gegenüber der 4. Panzer-Armee nördlich Kotelnikowo erheblich verstärken oder die Lage bei der 4. rumänischen Armee, deren Aufgabe die Deckung der tiefen Ostflanke der 4. Panzer-Armee war, sich erneut kritisch gestalten, so war folgende Aushilfe in Aussicht genommen: Die Panzer-Divisionen der 4. Panzer-Armee sollten überraschend auf dem westlichen Don-Ufer nach Norden in den Don-Tschir-Brückenkopf von Nishne-Tschirskaja gezogen werden und den Hauptstoß aus diesem führen. Ferner war vorgesehen, daß eine schwächere Stoßgruppe aus dem Don-Tschir-Brückenkopf westlich des Don auf Kalatsch vorstoßen solle, um die Verbindung des Gegners hier zu unterbrechen, und die Don-Brücke für die 6. Armee zu öffnen.

Für die *6. Armee* ordnete der Befehl der H.Gr. an, daß sie an einem noch von der H.Gr. zu befehlenden, auf das Antreten der 4. Panzer-Armee folgenden Tage aus ihrer Südwestfront zunächst in Richtung auf

die Donskaje Zaritza durchzubrechen habe, um die Verbindung mit der 4. Panzer-Armee herzustellen und sich am Aufrollen der südlichen bzw. westlichen Einschließungsfront und dem Gewinn des Don-Übergangs von Kalatsch zu beteiligen.

Nach dem ausdrücklichen Befehl Hitlers sollte die Armee weiterhin die bisherigen Stellungen im Kessel halten. Daß dies praktisch nicht möglich sein würde, wenn die Armee, der 4. Panzer-Armee entgegen, nach Südwesten ausbrach, war klar. Sie würde, wenn die Sowjets auf der Nord- oder Ostfront angriffen, schrittweise Raum geben müssen. Es wäre Hitler wohl nichts anderes übrig geblieben, als sich mit dieser Tatsache abzufinden, wie er es auch in späteren Fällen getan hat. (Diese Auffassung ausdrücklich in dem Befehl niederzulegen war allerdings nicht möglich, da Hitler durch seinen bei der 6. Armee befindlichen Generalstabsoffizier davon erfahren und sofort einen Gegenbefehl gegeben haben würde.)

In den ersten Tagen nach der Kommandoübernahme blieb es an der Front der H.Gr. verhältnismäßig ruhig. Offenbar bereitete der Feind den konzentrischen Angriff auf die 6. Armee vor. Einen sofortigen Stoß mit starken Panzerkräften auf Rostow oder wenigstens auf die für die H.Gr. lebenswichtigen Donez-Übergänge bzw. den Eisenbahnknotenpunkt Lichacha schien der Gegner dagegen nicht zu wagen. Wahrscheinlich glaubte er, sich das mit einem solchen Raid verbundene Risiko sparen zu können im Hinblick auf die Überlegenheit seiner Kräfte im großen Donbogen, die ihm den Erfolg auf jeden Fall zu sichern versprach. Zweifellos hat er jedoch damit eine große Chance aus der Hand gegeben, denn Kräfte, die einen solchen Stoß hätten auffangen können, waren um die Wende des November/Dezember auf deutscher Seite nicht vorhanden.

Feindliche Angriffe auf die 6. Armee

Am 2. Dezember begann der *feindliche Angriff auf die 6. Armee*. Er wurde ebenso wie seine Wiederholung am 4. und 8. Dezember von den tapferen Truppen der Armee blutig abgeschlagen. Die Versorgungslage der eingeschlossenen Armee hatte sich zum Glück als günstiger herausgestellt als man ursprünglich zu hoffen gewagt hatte. Am 2. Dezember meldete sie, daß sie (vom 30. November ab gerechnet) mit ihrer Verpflegung (wenn auch gekürzt und unter Verzehr eines erheblichen Teils der Pferde) 12–16 Tage auskommen werde. Zugleich ließ die Wetterlage auf eine künftige Verbesserung der Versorgung auf dem Luftwege hoffen, nachdem am 5. Dezember erstmalig 300 to hatten eingeflogen wer-

den können. Leider sollte dies aber eine Einzelerscheinung bleiben. In jedem Fall war klar, daß die Zeit drängte, eine Verbindung auf der Erde zur 6. Armee zu erkämpfen und sie aus dem Kessel herauszuholen.

In dieser Hinsicht war jedoch der einzige günstige Umstand bisher der, daß der Gegner, wie oben erwähnt, sich nicht getraut hatte, die Chance auszunutzen, die ihm ein Abschneiden der rückwärtigen Verbindungen der H.Gr. an den Donez-Übergängen bzw. bei Rostow (dort auch der H.Gr. A) geboten hätte. Sonst aber verschärfte sich die Lage in den Frontabschnitten, aus denen die Entsatzangriffe zur Befreiung der 6. Armee vorgetragen werden sollten, wesentlich.

Bei der *4. Panzer-Armee* verzögerte sich der Antransport des 57. Panzer-Korps aus dem Kaukasus aus den bereits erwähnten Gründen. Aus dem ursprünglichen Bereitstellungstermin von 3. Dezember wurde zunächst der 8. und schließlich der 12. Dezember. Daß demgegenüber der Feind eine so lange Zeitspanne hindurch nicht untätig bleiben würde, war sicher. Am 3. Dezember stieß er mit stärkeren Kräften – offenbar zur Klärung der Lage – auf Kotelnikowo, den Hauptausladepunkt des 57. Panzer-Korps vor. Er wurde am 4. Dezember durch einen Angriff der inzwischen verwendungsbereiten 6. Panzer-Division geworfen. Ab 8. Dezember zeichnete sich die Versammlung stärkerer Feindkräfte vor der Nordfront der 4. Panzer-Armee (nordostwärts Kotelnikowo) ab. Eine neue Armee (51.) wurde hier festgestellt. Vor der im wesentlichen aus rumänischen Truppen bestehenden Ostfront der 4. Panzer-Armee, an der unter dieser das rumänische AOK 4 das Kommando führte, blieb es jedoch ruhig, ebenso wie vor der um Elista stehenden 16. mot. Division. Diese unternahm, um Befürchtungen des rumänischen AOK zu entkräften, mit schwachen mot. Teilen auf Befehl der H.Gr. einen kühnen Vorstoß hinter der Front des vor den rumänischen Truppen stehenden Gegners entlang nach Norden, durch den einwandfrei geklärt wurde, daß der Feind hier westlich der Wolga vorläufig noch keine stärkeren Kräfte hatte.

Zuspitzung der Lage an der Tschirfront

Wesentlich bedenklicher entwickelte sich die Lage in dem Operationsabschnitt der *3. rumänischen Armee* bzw. der *Armee-Abteilung Hollidt*. Hier standen am *unteren Tschir* von der Mündung des Tschir in den Don bis 70 km Tschir aufwärts überhaupt nur, außer einigen Flak-Gruppen, Alarmeinheiten, die aus Trossen und zurückgekommenen Urlaubern der 6. Armee zusammengestellt worden waren. Dazu kamen

später die beiden für die Armee-Abteilung Hollidt vorgesehenen Luftwaffen-Feld-Divisionen, die sich aber mangels jeglicher Kampferfahrung und geschulten Führerpersonals als nur bedingt brauchbar erwiesen.

Die im November durch den Durchbruch des Gegners im Streifen der 3. rumänischen Armee zwischen dem Tschir-Knie bei Bolschoi Ternowkij und der noch gehaltenen Don-Front gerissene Lücke war notdürftig durch ein Zurückbiegen des rechten Flügels der am Don stehenden Teile der 3. rumänischen Armee (1. und 2. rumänisches AK), durch die stark mitgenommene 22. Panzer-Division und Reste der überrannten rumänischen Divisionen geschlossen worden. Jedoch hatten auch die für die Armee-Abtlg. Hollidt bestimmten Infanterie-Divisionen (62. und 294.) hier eingesetzt werden müssen, um dieser über 120 km langen Front wenigstens einen gewissen Halt zu geben. Anfang Dezember ballten sich drohende Wolken eines bevorstehenden feindlichen Großangriffs vor der Tschir-Front zusammen. Am 3. Dezember wurde die Anwesenheit starker feindlicher Artillerie im Abschnitt des unteren Tschir festgestellt. Am 4. Dezember begannen hier die russischen Angriffe, die mit wechselnden Schwerpunkten ununterbrochen sich folgten. Immer erneut versuchte der Gegner, diese Front auch unter Einsatz starker Panzerverbände zu durchbrechen. Die Lage am unteren Tschir wurde kritisch. Sein Halten war unbedingt erforderlich, da unser Brückenkopf im Winkel zwischen Tschir und Don sowie ostwärts des Don mit der bei Nishne Tschirskaja gelegenen Donbrücke für den Entsatz der 6. Armee von wesentlicher Bedeutung war. Außerdem wäre im Fall eines feindlichen Durchbruchs über den Tschir der Weg zu den Flugbasen von Morosowskij und Tazinskaja, die nur 40 bzw. 80 km vom Feind entfernt lagen, und darüber hinaus der kürzeste Weg zu den Donez-Übergängen, wie nach Rostow, für den Feind frei geworden. Es war also unvermeidlich, daß das Ob.Kdo. d.H.Gr. seine Einwilligung dazu gab, daß das 48. Panzer-Korps mit der inzwischen eingetroffenen 11. Panzer- und 336. Infanterie-Division zur vorübergehenden Stützung der Front am unteren Tschir eingesetzt würde. Das Korps spielte hier im wahrsten Sinne des Wortes die Rolle einer Feuerwehr, die immer da eingriff, wo der dünne Schleier der Alarmeinheiten vor dem feindlichen Angriff zu zerreißen drohte. Natürlich fielen damit die einzigen Divisionen der Armee-Abteilung Hollidt, die überhaupt noch für eine offensive Verwendung bei einer Entsatzoperation aus dieser Richtung in Frage gekommen wären, für diese Aufgabe vorerst aus. Es war jedoch weiterhin beabsichtigt, das Korps, sobald es die Lage irgend gestatten würde, unter Ausnutzung der vorerwähnten Don-Brücke zum Zusammenwirken mit der Entsatzgruppe der 4. Panzer-Armee zu bringen.

Am 9. Dezember ließen die Angriffe gegen die 6. Armee, bei denen der Feind sich blutige Köpfe geholt hatte, nach. Wahrscheinlich begann er aber auch bereits, Kräfte zur Abwehr eines etwaigen Entsatzversuches freizumachen.

Auf der Tschir-Front dauerte dagegen der feindliche Druck unvermindert an, während der Gegner sich vor der Nordfront der 4. Panzer-Armee nach seinem Mißerfolg bei Kotelnikowo einigermaßen zurückhielt.

Vergeblicher Kampf um notwendige Entscheidungen

Es war selbstverständlich, daß ich in dieser so zugespitzten Lage in ständiger fernmündlicher Verbindung mit dem Chef d. Gen.Stabs d. H. stand. General Zeitzler stimmte mir in dem, was ich ihm über die vorauszusehende Entwicklung der operativen Lage und die aus solcher Erkenntnis zu ziehenden Folgerungen sagte, durchaus zu. Etwas anderes aber war es, ob er das Notwendige bei Hitler durchsetzen, und zwar rechtzeitig durchsetzen, konnte.

Um zwei Fragen ging es (neben der ständigen Forderung nach Verstärkung der Transportverbände der Luftwaffe zur Versorgung der 6. Armee):

Erstens darum, daß man die *6. Armee* – auch wenn ein Entsatz gelingen sollte – *keinesfalls* weiterhin im Gebiet von *Stalingrad belassen* könne. Hitlers Wunsch war es immer noch, so wie er es im vergangenen Winter bezüglich des Kessels von Demjansk durchgesetzt hatte, die Stadt zu behaupten und die Armee zum Aushalten dort durch einen zu ihr geschlagenen Korridor zu versorgen.

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. vertrat dagegen nach wie vor den Standpunkt, daß eine solche Lösung gar nicht in Frage komme, daß man vielmehr operativ wieder beweglich werden müsse, wenn es nicht zu einer Katastrophe kommen solle. Dieser Kampf hat angedauert, bis schließlich die letzte Chance zur Rettung der 6. Armee vertan war.

Die zweite Frage, um die es ging, war die der *Verstärkung der Entsatzkräfte*. Seit es klar geworden war, daß von den uns ursprünglich für einen Entsatzvorstoß der Armee-Abteilung Hollidt in Aussicht gestellten sieben Divisionen – wenn überhaupt – allenfalls das 48. Panzer-Korps mit zwei Divisionen für diesen Zweck verfügbar werden würde, wurde eine Verstärkung der 4. Panzer-Armee unerläßlich. Daß diese mit nur zwei Divisionen (6. und 23. Panzer-Division) nicht bis Stalingrad kommen würde, bedurfte eigentlich keiner langen Erörterungen.

Verstärkungsmöglichkeiten boten sich auf zwei Wegen.

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. hat immer wieder beantragt, daß ihm von der H.Gr. A das 3. Panzer-Korps mit seinen beiden Panzer-Divisionen, die im Gebirge ohnehin am falschen Platze waren, zugeführt werde. Dieser Antrag verfiel immer wieder der Ablehnung, weil — wie die H.Gr. A erklärte — das Freimachen dieses Korps nur möglich sei, wenn sie einen weit in den Kaukasus vorspringenden Stellungsvorsprung räumen dürfe, eine Maßnahme, die wiederum Hitler nicht zuließ. Ebenso wenig war zu erreichen, daß die 16. mot. Division, die bei Elista die tiefe Flanke der 1. Panzer-Armee deckte, durch ein Regiment der H.Gr. A freigemacht würde. Dies geschah erst, als es für Stalingrad zu spät war.

Die zweite Möglichkeit einer rechtzeitigen Verstärkung der 4. Panzer-Armee für ihren Vorstoß auf Stalingrad bestand in der Heranführung neuer Kräfte durch das OKH. Die 17. Panzer-Division und hinter ihr die neuaufgestellte 306. Infanterie-Division waren im Anrollen zur H.Gr. Don. Erstere hätte, infolge der Verzögerung, die die Bereitstellung des 57. Panzer-Korps bei Kotelnikowo erlitt, zum Antreten desselben auf Stalingrad gerade noch zurecht kommen können. Das OKH ließ jedoch die Division als seine Reserve hinter dem linken Flügel der H.Gr. ausladen, weil es — nicht zu Unrecht — eine Krise im Fall eines dort anscheinend bevorstehenden feindlichen Großangriffs befürchtete. Man konnte aber nicht beides zugleich haben: einen Erfolg der 4. Panzer-Armee *und* Sicherheit vor einer Krise auf dem linken Flügel der H.Gr., der — wenn sie eintrat — auch die 17. Panzer-Division nicht würde Herr werden können. Wir zogen den Erfolg der 4. Panzer-Armee, Hitler die trügerische Sicherheit vor, die er durch Festhalten der 17. Panzer-Division zu erreichen hoffte. Der Erfolg war der, daß die Division, als Hitler sie mit Eintreffen der ihr folgenden 306. Division endlich freigab, bei der 4. Panzer-Armee für den ersten Teil des Entsatzvorstoßes zu spät kam. Vielleicht ist dadurch die entscheidende Chance dort verschenkt worden!

Zur Verstärkung meiner fernmündlichen Einwirkungen auf Zeitzler sah ich mich gezwungen — in oft kurzen Abständen — ihm, oder auch Hitler unmittelbar, eine Beurteilung der Lage durch Fernschreiber zu übermitteln, um Zeitzler in seinem täglichen Kampf zu unterstützen.

Eine dieser „Beurteilungen der Lage" — die vom 9. Dezember 1942 — ist als Anlage 10 beigefügt, als Beispiel, wie eingehend Hitler und das OKH jederzeit durch die H.Gr. unterrichtet worden sind. Sie zeigt ferner eindringlich, welcher zahlenmäßigen Überlegenheit die Heeresgruppe gegenüberstand und mit welcher Art von eigenen Kräften sie — abgesehen von den wenigen neu herangeführten Divisionen — den Kampf außerhalb des Stalingrader Kessels zu führen hatte. Schließlich ist aus

ihr ersichtlich, in welcher Weise die H.Gr. der obersten Führung den Kernpunkt der operativen Fragen klar zu machen versucht hat.

Für den kritischen Leser seien zwei Bemerkungen zu dieser Beurteilung der Lage eingefügt.

Es mag beanstandet werden, daß in ihr überhaupt die Frage erörtert worden ist, wie der Kampf weiter zu führen sein werde, falls nach Schlagen eines Korridors zur 6. Armee diese um Stalingrad belassen würde. Hierzu ist zu sagen, daß das Argument, ein Belassen der Armee bei Stalingrad sei unmöglich, auch wenn sie durch einen freigeschlagenen Korridor versorgt werden könne, einem Hitler gegenüber keinen Erfolg versprochen hätte. Nur wenn man ihm vor Augen führte, welche Forderungen bezüglich weiterer Kräfte an ihn herantreten würden, wenn er versuchen sollte, Stalingrad weiterhin zu halten, konnte man hoffen, daß er die Notwendigkeit, die 6. Armee in jedem Falle von Stalingrad zu lösen, einsehen werde. Leider hat auch dieser Appell an den gesunden Menschenverstand gegenüber seiner Hartnäckigkeit in Prestigefragen nicht durchgeschlagen. Damals hegten wir aber noch die Hoffnung, daß Hitler sich, wenn es erst soweit wäre, dem Zwang der Lage beugen werde.

Zweitens mag es erstaunlich erscheinen, daß das Ob.Kdo.d.H.Gr. angesichts der Zahl feindlicher Verbände, die der H.Gr. gegenüberstanden, überhaupt noch an die Möglichkeit, die 6. Armee zu entsetzen, geglaubt hat. Man könnte uns Unterschätzung des Gegners vorwerfen.

Für uns aber stand es fest, daß das höchste Risiko eingegangen werden müsse, um unseren Kameraden der 6. Armee eine Chance der Rettung zu erkämpfen. Die Ereignisse haben erwiesen, daß wir nahe genug daran gewesen sind, der Armee den Weg in die Freiheit zu öffnen. Wenn am Ende doch der Mißerfolg gestanden hat, dann haben hierzu Gründe mitgewirkt, auf die später noch einzugehen sein wird.

Ein Wettlauf auf Tod und Leben

Allerdings war es ein Wettlauf auf Tod und Leben, zu dem wir und der Gegner damals angetreten sind.

Für uns war das Ziel das Leben der 6. Armee! Der Einsatz aber war die Gefährdung der Existenz nicht nur der H.Gr. Don, sondern auch der H.Gr. A.

Der Wettlauf ging darum, ob es der Entsatzgruppe, der 4. Panzer-Armee, gelingen werde, der 6. Armee ostwärts des Don die Hand zu reichen, ehe der Feind den Abbruch der Entsatzoperation erzwingen würde. Sei es, daß es ihm gelang, unsere schwache Front am Tschir oder

den linken Flügel der H.Gr. (Armee-Abteilung Hollidt) bzw. zugleich den rechten Flügel der H.Gr. B zu überrennen und sich damit den Weg zum Abschneiden aller rückwärtigen Verbindungen der H.Gr. Don und A bei Rostow zu öffnen.

Eine Angriffsoperation ostwärts des Don in Richtung Stalingrad anzusetzen und durchzuhalten, während sich von Tag zu Tag die vorstehend skizzierte Gefahr immer stärker abzeichnete, dürfte das Eingehen eines Risikos bedeutet haben, wie es nur selten gewagt worden ist. Ich glaube nicht, daß Hitler die wahre Bedeutung dieses Risikos damals erkannt hat. Er würde sonst doch wohl durchgreifendere Maßnahmen, wenigstens zur Verstärkung der 4. Panzer-Armee zwecks Erzielung eines schnellen Entsatzes der 6. Armee, getroffen haben. Stattdessen hat er, wie General Zeitzler selbst sagte, „uns immer nur Knüppel zwischen die Beine geschmissen". Z. B. indem er, wie bereits erwähnt, die 17. Panzer-Division entscheidende Tage hindurch am falschen Platz festhielt oder die 16. mot. Division zu spät freigab. Hitler hat immer wieder behauptet, die Generale bzw. der Generalstab könnten nur „rechnen" aber nicht wagen. Es gibt wohl kaum einen schlagenderen Gegenbeweis, als das Wagnis, welches das Ob.Kdo.d.H.Gr. Don eingegangen ist, als es den Vorstoß der 4. Panzer-Armee auf Stalingrad befahl und bis zum letztmöglichsten Augenblick durchhielt in einer Lage, die die Gefahr der Vernichtung des ganzen deutschen Südflügels in sich trug.

Dieser Wettlauf um Leben oder Tod, der mit dem Antreten der 4. Panzer-Armee zum Entsatz der 6. Armee am 12. Dezember begann, kann hier nur in großen Strichen gezeichnet werden. Es ist nicht möglich, die blitzartig wechselnden Lagen in den Kämpfen des 57. Panzer-Korps gegen einen immer neue Kräfte, vor allem auch Panzer, in den Kampf werfenden Gegner zu schildern. Die Wendigkeit unserer Panzerführung, die Überlegenheit unserer Panzer-Besatzungen haben sich in jenen Tagen aufs glänzendste bewährt, ebenso wie die Tapferkeit der Panzer-Grenadiere und die Geschicklichkeit unserer Panzerabwehr. Zugleich aber erwies sich, was eine bewährte alte Panzer-Division, wie die 6. unter ihrem vortrefflichen Kommandeur General Rauss, und dem Panzerführer Oberst v. Hünersdorff (der später leider an der Spitze dieser Division gefallen ist), leisten konnte, wenn sie, an Panzern und Sturmgeschützen voll aufgefüllt, in den Kampf trat. Wie schwer hatte es demgegenüber die 23. Panzer-Division unter ihrem, bereits im Ersten Weltkriege fünfmal verwundeten Kommandeur, General v. Vormann — einem meiner früheren Mitarbeiter in der Operations-Abteilung des OKH —, die nur noch über einige zwanzig Panzer verfügte!

Versuchen wir nun, wenigstens die für den Ablauf wesentlichen Züge

in diesem Kampf, diesem Wettlauf zwischen Leben und Tod, zu verfolgen.

Während noch das für den Entsatzversuch bestimmte 57. Panzer-Korps *ostwärts des Don* seine Versammlung um Kotelnikowo beendet, greift der Gegner *westlich des Don* unsere Front am unteren Tschir seit dem 10. Dezember erneut mit starken Kräften an. Es wird klar, daß an ein Freiwerden des 48. Panzer-Korps an dieser Front, um aus dem Tschir—Don-Brückenkopf heraus zum Zusammenwirken mit dem 57. Panzer-Korps zu kommen, nicht mehr gedacht werden kann.

Um so dringender ist das Antreten des 57. Panzer-Korps geworden. Nachdem es seine Ausladungen und seine Versammlung um Kotelnikowo in schweren Kämpfen gegen starke Feindkräfte, die seine Bereitstellung über den Haufen zu rennen versuchten, sichergestellt und diesen Gegner weitgehend zerschlagen hat, kann das Korps am 12. Dezember zum Angriff in Richtung Stalingrad antreten. Seine Flanken decken nach Osten gegen die Wolga das 7., nach Westen bis zum Don das 6. rumänische AK. Der Angriff überrascht den Feind offenbar, wenigstens scheint er ihn nicht so früh erwartet zu haben. Das Korps kommt zunächst gut vorwärts. Doch der Feind führt eiligst neue Kräfte aus dem Gebiet von Stalingrad heran. Er beschränkt sich keineswegs auf die Abwehr, sondern versucht immer erneut durch Gegenangriffe unseren beiden Panzer-Divisionen gewonnenes Gelände wieder zu entreißen oder Teile von ihnen mit seinen an Zahl überlegenen Panzern einzukesseln. Wohl gelingt es dem 57. Panzer-Korps immer wieder starke Gruppen des Gegners zu zerschlagen. Allein eine Entscheidung in diesen wechselvollen Kämpfen wird bis zum 17. Dezember noch nicht erreicht, dem Tage, an dem endlich die 17. Panzer-Division ostwärts des Don eingreifen kann. Das OKH hat sie auf das ständige Drängen des Ob.Kdo.d.H.Gr. schließlich aus ihrem Ausladeraum hinter dem linken Flügel der H.Gr. freigegeben. Die Division hatte nun aber zunächst einen weiten Marsch bis zur und über die Don-Brücke bei Potemkinskaja durchführen müssen, ehe sie zum Eingreifen ostwärts des Don kommen konnte.

Während das 57. Panzer-Korps um die Entscheidung auf dem Ostufer des Stromes ringt, hat der Gegner seine Anstrengungen auf dem Westufer verdoppelt, um die deutsche Front am Tschir zum Einsturz zu bringen. Vor allem hat er offenbar die Bedeutung des von uns noch gehaltenen Brückenkopfes um den Winkel zwischen Tschir und Don mit der darin liegenden Don-Brücke erkannt. Seit dem 12. Dezember zielen seine massierten Angriffe auf diesen Brückenkopf und die Don-Brücke. Am 14. Dezember geht letztere verloren, nachdem sie gesprengt worden ist. Am 15. Dezember läßt sich übersehen, daß der Kampf an der Front

am unteren Tschir wohl nur noch wenige Tage durchzustehen sein wird.

Zugleich aber zieht eine neue Gefahr im Gebiet des großen Don-Bogens herauf. Am 15. Dezember sind einwandfrei Angriffsvorbereitungen des Gegners vor dem linken Flügel der H.Gr. Don wie vor dem rechten Flügel der H.Gr. B zu erkennen. Am 16. Dezember erfolgen hier Teilangriffe des Feindes. Noch ist nicht zu sagen, ob er durch sie – wie häufig – die Front vor dem entscheidenden Durchbruchsangriff abtasten will, oder ob diese Angriffe nur dazu dienen sollen, uns am Wegziehen von Kräften von diesem Flügel nach dem Schlachtfeld ostwärts des Don zu hindern. Jedoch wird im feindlichen Funkverkehr eine neue Armee (3. Garde) festgestellt, was auf die Absicht eines Durchbruchs mit weitgestecktem Ziel (Rostow?) schließen läßt.

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. kann sich, während ostwärts des Don noch um die Befreiung der 6. Armee gerungen werden muß, keinen entscheidenden Kampf auf dem linken Flügel der H.Gr. leisten. Es muß versuchen, sich hier zu versagen. Damit die dort befehligende *Armee-Abteilung Hollidt* sich für eine hinhaltend zu führende Abwehr die notwendigen Reserven schaffen kann, verlangt das Ob. Kdo. ein Ausweichen in eine weiter rückwärts liegende, verkürzte Front unter Wahrung des Zusammenhanges mit dem rechten Flügel der H.Gr. B

Der 18. Dezember wird ein Krisentag erster Ordnung.

Östlich des Don ist beim 57. Panzer-Korps trotz Eingreifens der 17. Panzer-Division noch immer keine Entscheidung erkämpft, die Aussicht dafür böte, daß das Korps schnell bis in die Nähe des Kessels von Stalingrad vorstoßen und damit die Vorbedingung für einen Ausbruch der 6. Armee schaffen kann. Im Gegenteil, es sieht so aus als würde das Korps in die Abwehr gedrängt werden, da der Feind weiterhin Kräfte aus seiner Einschließungsfront um Stalingrad gegen das 57. Panzer-Korps in den Kampf wirft.

Am unteren Tschir dauern die schweren Kämpfe an, wenn es auch dem Gegner noch nicht gelingt, unsere Front zu durchbrechen.

Dagegen bahnt sich auf dem *linken Flügel der H.Gr.* eine Krise schwerster Art an. Der Feind hat hier zum Großangriff gegen die Armee-Abteilung Hollidt und die den rechten Flügel der H.Gr. B bildende italienische Armee angesetzt.

Bei der *Armee-Abteilung Hollidt* zeigen sich die rumänischen Korps dem Ansturm nicht gewachsen. Es wird fraglich, ob wenigstens die deutschen Divisionen einigermaßen intakt in die befohlene Ausweichstellung zurückkommen werden, nachdem sie auf dem Schlachtfeld von den Verbündeten weitgehend allein gelassen worden sind.

Schlimmer noch ist, daß der Gegner die *italienische Armee* im ersten Ansturm überrennen kann. Die Flanke der H.Gr. Don ist damit aufgerissen.

An diesem Tage fordert das Ob.Kdo.d.H.Gr. vom OKH die sofortige Einleitung des Ausbruchs der 6. Armee, der 4. Panzer-Armee entgegen. Noch besteht die Aussicht, daß das 57. Panzer-Korps, wenn erst das Eingreifen der 17. Panzer-Division zur vollen Auswirkung gekommen sein wird, Raum in Richtung auf den Kessel gewinnen kann. Noch kann man also auf eine günstige Entscheidung des Kampfes ostwärts des Don hoffen. Wieviel eher aber hätte sie erreicht werden können, wenn die 17. Panzer-Division von vornherein für den Entsatzstoß der 4. Panzer-Armee verfügbar gewesen wäre, ebenso wie die noch immer bei Elista festgehaltene 16. mot. Division.

Trotz Darlegung der Dringlichkeit einer Entscheidung, die der 6. Armee die Genehmigung zum Ausbrechen gibt, lehnt Hitler dieselbe ab. Dies obwohl gleichzeitig sein Generalstabschef uns mitteilen muß, daß alle noch im Anrollen befindlichen Kräfte auf Grund der Lage der italienischen Armee der H.Gr. B zugeführt werden. Die im Zusammenhang damit an uns gestellte Frage, ob trotzdem Stalingrad werde gehalten werden können, zeigt, wie wenig die oberste Führung den Ernst der Lage erkannt hat oder anzuerkennen bereit ist.

Die Weigerung Hitlers, die 6. Armee nunmehr von Stalingrad zu lösen, konnte das Ob.Kdo.d.H.Gr. nicht hindern, das sicherlich in Kürze notwendig Werdende wenigstens vorzubereiten. Ich entsandte am 18. Dezember den Ic des Ob.Kdos., Major im Generalstab Eismann, zum AOK 6. Er hatte der Armeeführung die Gedanken des Ob.Kdos.d.H.Gr. hinsichtlich der Führung der fraglos in allernächster Zeit notwendig werdenden Ausbruchsoperation der 6. Armee zu übermitteln.

Diese Gedankengänge gipfelten in folgendem:

Die kritische Lage an der Tschir-Front, wie vor allem auf dem linken Flügel der H.Gr., würde es nur noch begrenzte Zeit erlauben, ostwärts des Don den Kampf um die Befreiung der 6. Armee durch die 4. Panzer-Armee fortzuführen. Es sei zudem fraglich, ob letztere ihren Entsatzvorstoß bis in die unmittelbare Nähe der Einschließungsfront um Stalingrad werde herantragen können, da der Feind ihr aus dieser Front immer neue Kräfte entgegenwerfe. Dadurch sei andererseits z. Z. die Möglichkeit für die 6. Armee, den Einschließungsring zu durchbrechen, größer als je zuvor. Die Herstellung der Verbindung zwischen der 6. Armee und der 4. Panzer-Armee werde zur Voraussetzung haben, daß erstere nunmehr aktiv in den Kampf eingreife. Sobald die 6. Armee aus dem Kessel heraus zum Durchbruch nach Südwesten anträte, würde der Feind seine

Einschließungsfront nicht weiter schwächen können. Damit würde wiederum für die 4. Panzer-Armee die Aussicht auf weiteres Vorwärtskommen in Richtung auf den Kessel von Stalingrad gegeben sein.

Der Auftrag, den die 6. Armee bereits am 1. Dezember in dem Befehl für „Wintergewitter" erhalten habe, nämlich sich für einen Vorstoß nach Südwesten bis zur Donskaja Zaritza zur Herstellung einer Verbindung mit der 4. Panzer-Armee bereitzuhalten, werde voraussichtlich erweitert werden müssen. Es könne erforderlich werden, daß sie über das ihr für „Wintergewitter" gesetzte, begrenzte Ziel hinaus, den Durchbruch nach Südwesten soweit fortzuführen habe, bis die Vereinigung mit der 4. Panzer-Armee erreicht sein werde. Während im Fall „Wintergewitter" das Gebiet um Stalingrad, dem Befehl Hitlers entsprechend, noch gehalten werden mußte, würde bei der nun in Aussicht genommenen Alternative seine abschnittsweise Räumung entsprechend dem Fortschreiten des Durchbruchs nach Südwesten zu erfolgen haben.

Major Eismann hatte ferner darauf hinzuweisen, daß nach Ansicht des Ob.Kdos.d.H.Gr. eine Verbesserung der Versorgung der 6. Armee auf dem Luftwege, die ein längeres Ausharren der Armee im Gebiet von Stalingrad erlauben könnte, trotz aller Anstrengungen nicht zu erreichen sein würde.

Das Ergebnis der Mission des Majors Eismann, durch die eine Übereinstimmung der Ansichten des Ob.Kdos.d.H.Gr. und der der Führung der 6. Armee hergestellt werden sollte, war nicht ermutigend.

Auf General Paulus waren seine Ausführungen nicht ohne Eindruck geblieben, wenn auch der Oberbefehlshaber der 6. Armee die Schwierigkeiten und die Größe des Wagnisses betonte, mit denen der vom Ob.Kdo.d.H.Gr. in Aussicht gestellte Auftrag für die Armee verbunden war. In Gesprächen, die Major Eismann ferner mit dem I a und dem O.Q. des AOK 6 geführt hat, haben auch diese beiden zwar ebenfalls jene Schwierigkeiten hervorgehoben, aber doch erklärt, daß unter den gegebenen Umständen der Ausbruch der Armee aus dem Kessel baldmöglichst versucht werden müsse und *könne!*

Entscheidend für die Haltung des AOK wurde jedoch die Meinung des Generalstabschefs der 6. Armee, des Generalmajor Arthur Schmidt. Dieser erklärte, daß ein Ausbruch der 6. Armee z. Z. unmöglich sei, daß er eine „Katastrophenlösung" darstelle. Er sagte dagegen wörtlich: „Die 6. Armee wird auch noch Ostern ihre Stellung halten. Ihr müßt sie nur besser versorgen." Schmidt ging offenbar von der Auffassung aus, daß es Sache der obersten Führung, bzw. der H.Gr. sei, die Armee aus einer Lage, in die dieselbe ohne ihr Verschulden geraten sei, zu befreien und sie bis

dahin ausreichend auf dem Luftwege zu versorgen. Dieser Standpunkt war verständlich und theoretisch sogar berechtigt. Nur hatten sich die Verhältnisse als stärker erwiesen. Alle Vorstellungen Eismanns, daß das Ob.Kdo.d.H.Gr. wohl das Menschenmögliche tue, um die Versorgung der Armee aufrecht zu erhalten, daß es aber weder die Wetterlage, die weitgehend die Versorgungsflüge unmöglich machte, ändern, noch Transportflugzeuge herbeizaubern könne, prallten an Schmidt ab. Auch die von Eismann vorgetragenen operativen Gründe, die einen Ausbruch der Armee erforderlich machten, konnten den Armeechef nicht von seinem Standpunkt abbringen.

Es zeigte sich, daß der Armee-Oberbefehlshaber wohl der operativ besser geschulte und klarer denkende Kopf sein mochte, daß aber sein Chef die stärkere Persönlichkeit war.*)

So endeten die Besprechungen Eismanns damit, daß General Paulus schließlich ebenfalls den Ausbruch der Armee als unmöglich erklärte. Zudem sei die Aufgabe von Stalingrad durch „Führerbefehl" verboten!

Die Mission des Majors Eismann hatte wohl das AOK 6 nachdrücklich über die Lage und über die Absichten des Ob.Kdo.d.H.Gr. aufgeklärt, jedoch nicht erreicht, eine Übereinstimmung der Ansichten über den in Aussicht genommenen Auftrag für die 6. Armee zuwege zu bringen. Konnte das Ob.Kdo.d.H.Gr. hoffen, daß eine Armeeführung eine Operation, die ganz zweifellos außerordentlich schwierig sein würde, erfolgreich durchführen könne, wenn der betreffende Oberbefehlshaber und sein Chef an ihrer Durchführbarkeit zweifelten?

Unter anderen Verhältnissen hätte man bei solcher Divergenz der Anschauungen einen Wechsel in der Armeeführung beantragt. In der kritischen Lage, in der sich die 6. Armee befand, war ein solcher jedoch nicht zu verantworten. Jeder Nachfolger des Oberbefehlshabers oder des Chefs hätte Zeit zur Einarbeitung benötigt, die — da es um Tage ging — nicht vorhanden war. Im übrigen wäre es völlig hoffnungslos gewesen, einen solchen Wechsel bei Hitler durchzusetzen. Würde es sich doch um die Ablösung grade der Männer gehandelt haben, die vorschlugen, um Stalingrad auszuhalten.

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. war trotz allem nicht gewillt, die einzige und letzte Chance zur Rettung der 6. Armee, seien mit ihrer Ausnutzung auch noch soviel Schwierigkeiten und Gefahren verbunden, fahren zu lassen.

*) Dies hat sich, so verhängnisvoll sich die Hartnäckigkeit des Generals Schmidt in jener Frage ausgewirkt hat, zu seiner Ehre auch später in der Gefangenschaft gezeigt. Nach allem, was man gehört hat, hat Schmidt in der Gefangenschaft eine bewundernswerte soldatische und kameradschaftliche Haltung bewiesen, die ihm eine Verurteilung zu 25 Jahren Zwangsarbeit eintrug. Die Gerechtigkeit gebietet, diese Haltung zu würdigen.

Dazu mußte es durch *Befehl* der Führung der 6. Armee sowohl die Verantwortung für das einzugehende Wagnis, wie die für die Aufgabe von Stalingrad abnehmen. Wir waren dazu bereit.

Die Gründe, die dazu geführt haben, daß es schließlich nicht zur Ausführung dieses Befehls durch die 6. Armee gekommen ist, werden später im Zusammenhang behandelt werden. Sie haben den Gegenstand mehrfacher Gespräche gebildet, die — auf einer neu hergestellten Dezimeter-Verbindung — zwischen mir und General Paulus, sowie zwischen unseren Chefs geführt worden sind, wie auch von Erörterungen zwischen dem Ob.Kdo.d.H.Gr. und der obersten Führung.

Zunächst brachte der nächste Tag, der *19. Dezember*, die Hoffnung, daß sich die Lage ostwärts des Don in den nächsten Tagen so entwickeln werde, daß die vom Ob.Kdo.d.H.Gr. geplante Kooperation der beiden Armeen voraussichtlich zu dem Erfolg des Freikämpfens der 6. Armee führen könne.

Das *57. Panzer-Korps* kam an diesem Tage zu einem schönen Erfolg. Es gelang ihm, den Akssay-Abschnitt zu überschreiten und weiter nach Norden bis an die Mischkowa vorzustoßen. Seine Angriffspitze war bis auf 48 Kilometer an die südliche Einschließungsfront um Stalingrad herangekommen! *Der von uns seit der Kommandoübernahme ersehnte Augenblick, in dem das Herannahen von Entsatzkräften der 6. Armee eine Chance bieten würde, sich aus der Einschließung durch einen Durchbruch zu befreien, war gekommen.* Trat — während die 4. Panzer-Armee ihren Angriff nach Norden fortsetzte oder zum mindesten weitere Kräfte der feindlichen Einschließungsfront auf sich zog — die 6. Armee zum Ausbruch an, dann würde der Gegner zwischen den beiden Armeen zwischen zwei Feuer geraten. Die Aussicht, zunächst jedenfalls eine Verbindung zwischen der 4. Panzer- und der 6. Armee herzustellen, um letzterer Betriebsstoff, Munition und Verpflegung für die Fortführung des Durchbruchs zuzuführen, würde gegeben sein. Das Ob.Kdo. hatte zu diesem Zweck hinter der 4. Panzer-Armee auf Kraftwagen-Kolonnen 3000 Tonnen der vorgenannten Versorgungsgüter, sowie Zugmaschinen zur Beweglichmachung eines Teils der Artillerie der 6. Armee bereitgestellt. Sie sollten zur 6. Armee durchgeschleust werden, sobald — wenn auch zunächst nur vorübergehend — durch Panzer eine Verbindung zwischen ihr und der 4. Panzer-Armee freigeschlagen worden wäre.

Auch die Lage auf der Front der H.Gr. *westlich des Don* schien am 19. Dezember die Aussicht zu eröffnen, daß es hier gelingen werde, eine Entscheidung, die das Abbrechen der Operation ostwärts des Don unausweichlich machen würde, wenigstens noch solange hinauszuzögern,

bis sich die 6. Armee mit Hilfe der 4. Panzer-Armee nach Südwesten freigekämpft haben werde.

Noch hielt unsere Front am *unteren Tschir!*

Bei der *Armee-Abteilung Hollidt* bedurfte es zwar eines Eingreifens des Ob.Kdo.d.H.Gr., um die Durchführung der Ausweichbewegung sicherzustellen. Es bestand jedoch die Aussicht, daß das Einnehmen der befohlenen Stellungen glücken würde. Die Gefahr in der offenen linken Flanke der Armee-Abteilung blieb allerdings bestehen.

Der „Wettlauf zwischen Leben und Tod" beiderseits des Don war in seine entscheidende Endphase getreten!

Würde es der H.Gr. gelingen, noch einige Tage die Lage im großen Don-Bogen zu halten, bis ostwärts des Don die 6. Armee die ihr endlich gebotene Chance, die aber auch ihre *letzte* war, ergriffen haben würde? Sicherlich nur, wenn *keine* Stunde unnötig verschenkt wurde!

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. richtete daher am 19. Dezember mittags den in der Anlage 11 enthaltenen, dringenden Appell an die oberste Führung, nunmehr den Weg für die Loslösung der 6. Armee von Stalingrad und ihr Durchstoßen nach Südwesten zur 4. Panzer-Armee freizugeben.

Als auf dieses Fernschreiben wiederum keine alsbaldige Entscheidung erging, gab das Ob.Kdo.d.H.Gr. um 18.00 Uhr an die 6. und an die 4. Panzer-Armee den in der Anlage 12 im Wortlaut wiedergegebenen Befehl.

Dieser ordnete das *baldmöglichste Antreten der 6. Armee zum Durchbruch nach Südwesten* an. Erster Akt sollte der bereits am 1. Dezember angekündigte Angriff „Wintergewitter" sein, der notfalls über die Donskaja Zaritza fortzuführen sei, um die Verbindung mit der 4. Panzer-Armee herzustellen und das Durchschleusen des Geleitzuges mit den vorerwähnten Versorgungsgütern zu ermöglichen.

Zugleich aber enthielt der Befehl die Anweisung für einen zweiten Akt des Durchbruchs, der sich gegebenenfalls unmittelbar an den Angriff „Wintergewitter" anzuschließen haben werde. Auf das Stichwort „Donnerschlag" sollte die 6. Armee ihren Durchbruch bis zur Vereinigung mit der 4. Panzer-Armee fortsetzen, unter abschnittweiser Räumung des Gebietes um Stalingrad.

Daß die Ausgabe des Stichworts „Donnerschlag" noch vorbehalten blieb, ergab sich aus der Notwendigkeit, die Angriffsoperationen der beiden Armeen zeitlich in Übereinstimmung zu halten, und aus der Frage, ob es möglich sein werde, das Durchschleusen des Geleitzuges in diese Operationen einzuschieben. Vor allem aber mußte das Ob.Kdo.d.H.Gr. versuchen, Hitler zur Zurücknahme des der 6. Armee gegebenen Befehls zu bringen, Stalingrad unter allen Umständen zu halten. Denn dieser

Befehl hemmte den Oberbefehlshaber der 6. Armee, obwohl das Ob.Kdo. d.H.Gr. nunmehr die Verantwortung für seine Nichtbefolgung mit Ausgabe des Stichworts „Donnerschlag" auf sich nehmen würde.

Die Chance einer Rettung der 6. Armee wird nicht genutzt

Wenn es seit Ende November, als Hitler dem General Paulus die Genehmigung eines sofortigen Ausbruchs aus dem noch nicht gefestigten feindlichen Einschließungsring um Stalingrad verweigert hatte, eine Chance zur Rettung der 6. Armee gegeben hat, so war sie am 19. Dezember gekommen. Das Ob.Kdo.d.H.Gr. hatte den Befehl gegeben, sie zu nutzen, so schwierig der Durchbruch der 6. Armee auch immer werden mochte und so gefahrvoll die Lage auf der übrigen Front der H.Gr. inzwischen geworden war. Das Risiko, das das Ob.Kdo. in letzterer Hinsicht auf sich genommen hat, wird später erörtert werden. Jetzt ging es jedoch zunächst — vom 19. bis zum 25. Dezember — um die Frage, ob die 6. Armee den ihr gegebenen Befehl auch ausführen könne und werde.

Hitler zeigte sich zwar mit einem Angriff der 6. Armee nach Südwesten, zwecks Herstellung der Verbindung mit der 4. Panzer-Armee, einverstanden. Er bestand aber weiterhin darauf, daß die eingeschlossene Armee ihre Ost-Nord- und Westfront um Stalingrad zu halten habe. Er hoffte noch immer, daß es gelingen werde, einen „Korridor" freizukämpfen, durch den die Armee bei Stalingrad auch auf längere Sicht versorgt werden könne. Dabei war zweierlei völlig klar:

erstens erlaubte die Gesamtlage der H.Gr., insbesondere im Hinblick auf die Entwicklung im Bereich der H.Gr. B., es nicht länger, zwei Armeen — die 4. Panzer- und die 6. Armee — ostwärts des Don festzulegen. Ging es in jenen Tagen doch bereits nicht allein um das Schicksal der 6. Armee, sondern um das der H.Gr. Don und A, denen bei entschlossenem Handeln des Gegners das Abgeschnittenwerden von ihren rückwärtigen Verbindungen drohte;

zweitens war es eine Unmöglichkeit, daß die 6. Armee gleichzeitig ihre ganze noch vorhandene Angriffskraft zu dem Durchbruch nach Südwesten ansetzte und trotzdem ihre bisherigen Fronten rings um Stalingrad hielt. Dies mochte vielleicht einen oder zwei Tage möglich sein, bis der Gegner sich über die Ausbruchsabsicht der Armee klar geworden wäre. Niemals aber war daran zu denken, daß die Armee sich auf die Dauer um Stalingrad behaupten und zugleich eine Verbindung zur 4. Panzer-Armee offenhalten könne.

Widersetzte sich also Hitler aus Gründen, die irreal waren, der Durchführung der vom Ob.Kdo.d.H.Gr. in dem Befehl vom 19. Dezember niedergelegten operativen Absicht, so brachte das *AOK 6* gegen dieselbe Bedenken zum Ausdruck, die nicht ohne weiteres als nicht stichhaltig abzuweisen waren. Sie zeigten die ganze Größe des Risikos, das zwangsläufig mit der Durchführung des Befehls der H.Gr. verbunden war.

Wenn die Armee erklärte, daß sie den Ausbruch nicht durchführen könne, solange Hitler auf dem Halten von Stalingrad bestehe, so hatte sie durchaus recht. Aus diesem Grunde hatte das Ob.Kdo.d.H.Gr. für „Donnerschlag" die Räumung des Festungsgebietes ausdrücklich befohlen. Allerdings stand der Armeeführer vor der Frage, wem er gehorchen solle, Hitler oder dem Oberbefehlshaber d. H.Gr.

Des weiteren glaubte die Armee sechs Tage zu der Vorbereitung des Ausbruchs zu benötigen, eine Zeitspanne, die uns reichlich hoch bemessen und in der gegebenen Lage untragbar erschien, selbst wenn man alle Schwierigkeiten in Rechnung stellte, die der Armee aus der bereits stark abgesunkenen Beweglichkeit ihrer Verbände erwuchsen. Sechs Tage zu warten schien dem Ob.Kdo.d.H.Gr. schon im Hinblick auf die Lage ihres linken Flügels nicht mehr möglich. Vor allem aber würde der in der Einschließungsfront um Stalingrad stehende Gegner nicht solange den Ausbruchsvorbereitungen tatenlos zusehen. Es mochte vielleicht möglich sein, sie — und die damit verbundene Schwächung der anderen Fronten der 6. Armee —, dem Feinde kurze Zeit zu verbergen. Brauchte man jedoch sechs Tage, um die Kräfte für den Durchbruch an der Südwestfront bereitzustellen, dann würde der Gegner auf den anderen Fronten bereits zum Angriff angetreten sein, ehe der Durchbruch in Fluß kam. Dies mußte unter allen Umständen vermieden werden.

Ferner bezweifelte die Armee, ob es ihr überhaupt möglich sein würde, die für den Durchbruch bestimmten Kräfte aus den anderen Fronten herauszulösen, da der Feind an diesen auch in jenen Tagen Teilangriffe führte. Auch hinsichtlich dieses Punktes kam es auf die Schnelligkeit des Handelns an. Trat die Armee frühzeitig zum Ausbruch an, dann konnte sie auf den übrigen Fronten auf die Beseitigung etwaiger feindlicher Einbrüche verzichten und versuchen den Kampf hinhaltend unter schrittweisem Ausweichen zu führen.

Mit Recht betonte sie in den Fernschreib-Gesprächen, die in jenen Tagen zwischen General Paulus und mir bzw. zwischen unseren Chefs geführt wurden, daß „Donnerschlag" unmittelbar auf „Wintergewitter" folgen müsse, daß ein Warten etwa an der Donskaja Zaritza nicht möglich sein würde. In diesem Punkte herrschte zwischen uns volle Übereinstimmung. Der Befehl der H.Gr. hatte bereits in Aussicht gestellt,

daß sich „Donnerschlag" unmittelbar an „Wintergewitter" anschließen würde.

Sicherlich hat für den Oberbefehlshaber der 6. Armee auch die Tatsache eine gewichtige Rolle gespielt, daß der Kräftezustand der Truppe, wie die herabgesetzte Beweglichkeit der Verbände infolge des Verzehrs der Pferde das Gelingen eines so schwierigen und gewagten Unternehmens, noch dazu im kältesten Winter, als recht zweifelhaft erscheinen ließen.

Schließlich aber hat die Betriebsstofflage den letzten Ausschlag dafür gegeben, daß das AOK geglaubt hat, den Ausbruch nicht wagen zu sollen, und daß anderseits das Ob.Kdo.d.H.Gr. sich nicht in der Lage sah, die Durchführung seines Befehls durchzusetzen! General Paulus meldete, daß er für seine Panzer, von denen immerhin noch an hundert betriebsfähig gewesen sein mögen, Betriebsstoff nur für höchstens 30 Kilometer habe. Er könne also zu dem befohlenen Ausbruch erst antreten, wenn entweder eine ausreichende Bevorratung mit Betriebsstoff (und Verpflegung) sichergestellt sei oder wenn die 4. Panzer-Armee sich der feindlichen Einschließungsfront auf 30 Kilometer genähert habe. Nun war unbestreitbar, daß die Panzer der 6. Armee, die deren wesentlichste Stoßkraft darstellten, die Entfernung bis zur 4. Panzer-Armee, die noch etwa 50 Kilometer betrug, nicht mit einem Betriebsstoffvorrat für nur 30 Kilometer überbrücken könnten. Anderseits konnte man nicht warten, bis der Betriebsstoffvorrat der Armee auf die von dieser geforderte Höhe gebracht worden wäre (4000 Tonnen). Ganz abgesehen davon, daß ein Einfliegen solcher Mengen nach der bisherigen Erfahrung gar nicht denkbar war. Ein solches Abwarten hätte bedeutet, daß die Frist, die der Armee noch für einen Durchbruch offen gehalten werden konnte, ungenutzt vorübergehen würde. Man mußte sich schon damit abfinden, von der Hand in den Mund zu leben, also anzutreten mit dem, was man hatte, einschließlich der Mengen von Betriebsstoff, die noch in den Tagen der Bereitstellung der Armee eingeflogen werden konnten. Darüber hinaus aber mußte man hoffen, daß während des Durchbruchs der Vorrat laufend auf dem Luftwege ergänzt werden könne.

Übrigens hat es sich noch immer gezeigt, daß jede Truppe über mehr Betriebsstoffreserven verfügt als sie nach oben meldet. Selbst wenn man aber dies nicht in die Berechnung einstellen wollte, so war doch folgendes zu hoffen. In dem Augenblick, in dem die 6. Armee zum Angriff nach Südwesten antrat, würde die 4. Panzer-Armee Luft bekommen. Der Gegner konnte alsdann nicht weiter immer neue Kräfte aus der Stalingrader Einschließungsfront der Armee entgegenwerfen. Die 4. Panzer-Armee, deren weiteres Vorkommen über die Mischkowa hinaus am

19. Dezember durchaus nicht sicher war, würde – durch die Einwirkung der 6. Armee entlastet – wohl die noch fehlenden 20 km Raumgewinn nach Norden erkämpfen können.

Das Einkalkulieren dieser Hoffnung bedeutete selbstverständlich ein Risiko. Aber ohne ein solches einzugehen konnte man nun einmal nicht auf die Rettung der 6. Armee rechnen.

Das Entscheidende aber, warum diese Frage letzten Endes den Ausschlag dafür gegeben hat, daß die 6. Armee um Stalingrad verblieb, war die Tatsache, daß Hitler einen Verbindungsoffizier im Kessel hatte. Dadurch erhielt er Kenntnis davon, daß General Paulus auf Grund der Betriebsstofflage nicht nur das Antreten zum Durchbruch nach Südwesten, sondern sogar die Durchführung der Bereitstellung für diese Operation als unmöglich erklärt hatte.

Als ich in einem längeren Ferngespräch mit Hitler versuchte, ihn dazu zu bringen, dem Ausbruch der Armee unter Aufgabe von Stalingrad zuzustimmen, gab er mir immer wieder zur Antwort: „Was wollen Sie eigentlich, Paulus hat ja nur für 20 oder höchstens 30 Kilometer Sprit, er kann ja, wie er selbst meldet, z. Z. gar nicht ausbrechen."

So sah sich das Ob.Kdo.d.H.Gr. einerseits der obersten Führung gegenüber, die einen Angriff der Armee nach Südwesten von dem gleichzeitigen Halten der anderen Stalingrad-Fronten abhängig machte, und der Führung der Armee, die auf Grund der Betriebsstofflage den von der H.Gr. befohlenen Ausbruch als unmöglich erklärte. Hitler konnte sich bei seiner Entscheidung auf den Armeeführer berufen, der die schwierige Aufgabe zu meistern haben würde. Hätte Hitler diesen Einwand nicht zur Hand gehabt, so hätte er vielleicht doch unter dem Druck der Lage seine Forderung, Stalingrad auch im Fall eines Durchbruchs der 6. Armee nach Südwesten zu halten, aufgegeben. Dann aber würde aller Voraussicht nach General Paulus die ganze Frage ebenfalls mit anderen Augen angesehen haben. Er würde davon entbunden gewesen sein, gegen einen ausdrücklichen Befehl Hitlers zu handeln.

Ich habe die Gründe, die den Oberbefehlshaber der 6. Armee veranlaßt haben, die letzte Chance zur Rettung seiner Armee nicht zu ergreifen, so eingehend dargelegt, weil ich glaube dies der Führung der 6. Armee schuldig zu sein ohne Rücksicht auf alles, was die Persönlichkeit des Armeeführers und sein Verhalten in späterer Zeit betrifft. Wie bereits gesagt, waren alle die Gründe, die er für seinen Entschluß anführte, nicht von der Hand zu weisen. Aber es war nun einmal so, daß es sich damals um die einzige und zugleich letzte Chance, die Armee zu retten, gehandelt hat. Sie nicht zu nutzen – auf jedes Risiko hin – bedeutete den Verzicht auf die Rettung der Armee. Sie zu ergreifen hieß allerdings alles auf

eine Karte setzen. Nach Ansicht des Ob.Kdo.d.H.Gr. war dies jetzt geboten.

Es ist leicht, die Haltung des späteren Feldmarschalls Paulus in jenen entscheidenden Tagen zu kritisieren. Mit der Phrase vom „blinden Gehorsam" gegenüber Hitler ist sie jedenfalls aber nicht abzutun. Sicherlich stand Paulus in einem schweren Gewissenskonflikt, ob er eine Operation ansetzen wolle, die unweigerlich – entgegen dem klar ausgesprochenen Willen Hitlers – zur Aufgabe von Stalingrad führen mußte. Allerdings ist dazu anzumerken, daß dieses Aufgeben, als unter dem unwiderstehlichen Druck des Feindes erfolgend, auch gegenüber dem Befehl Hitlers zu rechtfertigen gewesen sein würde, und daß die H.Gr. es befohlen hatte, damit auch die Verantwortung übernehmend.

Neben diesem Gewissenskonflikt aber stand vor dem Armeeführer das Bild eines ungeheuren Wagnisses, das er nach dem Befehl der H.Gr. würde eingehen müssen. So sicher der Ausbruch der Armee die Chance ihrer Rettung in sich schließen konnte, so konnte er auch zu ihrem Untergang führen. Gelang der erste Durchbruch durch die feindliche Einschließungsfront nicht, blieb die Armee auf halbem Wege liegen, während die 4. Panzer-Armee nicht mehr weiter vorwärts kam, oder glückte es dem Gegner, die den Ausbruch im Rücken und in den Flanken abschirmenden deutschen Kräfte zu überrennen, dann war das Schicksal der 6. Armee in Kürze besiegelt. Es war das größte Wagnis und eine allerschwerste Aufgabe, vor die die 6. Armee gestellt war. Sozusagen wie ein nach vier Seiten kämpfendes Karree sollte sie den Weg, der 4. Panzer-Armee entgegen, zurücklegen, immer der Gefahr ins Auge sehend, daß ihr Angriff nach Südwesten zum Erliegen kommen könne oder, daß ihre Nachhuten bzw. Flankendeckungen überrannt würden. Diese Aufgabe aber wäre zu leisten gewesen mit Truppen, die bereits durch mangelnde Ernährung geschwächt, deren Beweglichkeit weitgehend eingeschränkt war. Immerhin, die Hoffnung, die Freiheit wieder zu gewinnen, dem Tod oder der Gefangenschaft zu entgehen, würden wohl die Truppe befähigt haben, das unmöglich scheinende möglich zu machen!

Wenn General Paulus damals diese letzte Chance nicht ergriffen, wenn er gezögert und schließlich darauf verzichtet hat, das Wagnis zu unternehmen, so ist dies sicherlich im Gefühl der auf ihm lastenden Verantwortung geschehen. Eine Verantwortung, die das Ob.Kdo.d.H.Gr. ihm durch seinen Befehl zwar abzunehmen bestrebt war, der er aber weder vor Hitler, noch vor sich selbst ledig werden zu können glaubte.

In der Woche, die dem Befehl der H.Gr. an die 6. Armee vom 19. Dezember zum baldmöglichsten Antreten zum Durchbruch folgte, hat sich das Schicksal dieser Armee entschieden.

Sechs Tage lang hat das Ob.Kdo.d.H.Gr. – auf jede Gefahr hin – versucht, der 6. Armee noch die Chance, sich im Zusammenwirken mit der 4. Panzer-Armee den Weg in die Freiheit zu erkämpfen, offenzuhalten.

Ein Versuch, während dessen die H.Gr. ständig vor der Gefahr stand, daß der Gegner – seinen Durchbruch im Bereich der italienischen Armee entschlossen ausnutzend – entweder über die offen vor ihm liegenden Donez-Übergänge nach Rostow bis an die Lebensader des gesamten deutschen Südflügels durchstieß. Oder daß er gegen den Rücken des linken Flügels der H.Gr. Don, der Armee-Abteilung Hollidt, einschwenkte.

Ein Versuch, der durchgehalten werden mußte auch angesichts der Gefahr, daß der dünne Sicherungsschleier, den unsere Front am unteren Tschir (3. rumänische Armee) und im Bereich der Armee-Abteilung Hollidt bildete, endgültig zerreißen würde.

Trotzdem hat das Ob.Kdo.d.H.Gr. die 4. Panzer-Armee in ihrer exponierten Lage ostwärts des Don solange belassen als noch zu hoffen war, daß die 6. Armee ihre letzte Chance nutzen könne und werde. Die Frist war um, als die Entwicklung auf dem linken Flügel der H.Gr. ein Herüberwerfen von Kräften vom ostwärtigen Don-Ufer dorthin unumgänglich machte und als am 25. Dezember die Lage des 57. Panzer-Korps an der Mischkowa unhaltbar wurde.

Die dramatische Entwicklung jener Woche sei nur in kurzen Zügen dargestellt.

Es begann auf dem linken Flügel der H.Gr., genauer gesagt in der linken Flanke der Armee-Abteilung Hollidt.

Was sich im einzelnen bei den Italienern ereignet hatte, war nicht bekannt. Anscheinend hat dort nur eine leichte Division und eine oder die andere Infanterie-Division überhaupt nennenswerten Widerstand geleistet. Jedenfalls erschien am frühen Morgen des 20. Dezember der deutsche Kommandierende General, der auf dem rechten Flügel der Italiener den Befehl führte, und meldete, daß die beiden ihm unterstellten italienischen Divisionen im schnellen Zurückgehen seien. Offenbar auf Grund einer Meldung, daß in ihrer tiefen Flanke bereits zwei feindliche Panzer-Korps stünden. Damit war die Flanke der Armee-Abteilung Hollidt völlig entblößt.

Als diese Lage dem Ob.Kdo.d.H.Gr. von General Hollidt gemeldet wurde, befahl es, daß der erwähnte General (der an sich der H.Gr. B unterstand) sofort mit allen Mitteln die italienischen Divisionen zum Stehen zu bringen habe. Die Armee-Abteilung Hollidt erhielt Befehl,

ihre Stellung am oberen Tschir zu halten unter Sicherung ihrer linken Flanke durch Staffelung.

Im Laufe des Tages wurde jedoch auch die Armee-Abteilung Hollidt selbst an zwei Stellen ihrer dünnen Front durchbrochen. Die 7. rumänische Division ging eigenmächtig zurück. Das dort befehlführende rumänische 1. AK verließ panikartig seinen Gefechtsstand.

Am Abend des 20. Dezember war die Lage in der tiefen Flanke der Armee-Abteilung Hollidt völlig ungeklärt. Niemand konnte sagen, ob und wo die im Anschluß an die Armee-Abteilung eingesetzt gewesenen Italiener überhaupt noch Widerstand leisteten. Überall wurden feindliche Panzerspitzen im Rücken der Armee-Abteilung Hollidt gemeldet, sogar bereits vor dem wichtigen Donez-Übergang von Kamensk-Schachtinskij.

In den beiden nächsten Tagen verschärfte sich die Lage bei der *Armee-Abteilung Hollidt* immer mehr. Selbst in ihrer Front durchbrochen, bot sie den feindlichen Panzerkräften, die in dem Streifen der von den Sowjets überrannten Italiener völlig freie Hand hatten, ihre nicht mehr zu schützende Flanke und Rücken dar. In Kürze mußte sich diese Gefährdung auch auf die Front des rumänischen AOK 3 am unteren Tschir auswirken.

Die Armee-Abteilung Hollidt mußte, so gut es ging, zunächst einmal versuchen, eine neue Front etwa in der Höhe der Front der 3. rumänischen Armee aufzubauen, um deren Flanke, zugleich aber auch die für die Versorgung der 6. Armee unentbehrlichen Flugbasen von Morosowskij und Tazinskaja zu decken. Es mußte ferner mit allen Mitteln angestrebt werden, die wichtigen Donez-Übergänge von Forchstadt und Kamensk-Schachtinskij offenzuhalten.

Daß mit solchen kleinen Aushilfen die Lage auf dem linken Flügel der H. Gr. bestenfalls für zwei bis drei Tage hingehalten, nicht aber länger durchgestanden werden könne, war sicher. Bereits am 20. Dezember hatte das Ob.Kdo.d.H.Gr. an das OKH ein Fernschreiben gerichtet, in dem unmißverständlich darauf hingewiesen wurde, daß – wenn der bei den Italienern durchgebrochene Feind entschlossen handele – er die Richtung auf Rostow nehmen und damit die Gesamtentscheidung gegen die H.Gr. Don und A suchen werde. Es war bezeichnend für die Zustände im Bereich der deutschen obersten Führung, daß selbst der Heeres-Generalstabschef mit diesem Fernschreiben an jenem Tage nicht zu Hitler vordringen konnte, weil dieser – unter Zuziehung nur des OKW – mit einer italienischen Abordnung verhandelte. Als einzige Antwort erhielt das Ob.Kdo.d.H.Gr. am 22. Dezember eine Weisung des OKH über eine nunmehr von der Armee-Abteilung Hollidt zu haltende Linie, die durch die Ereignisse längst überholt war. Tatsächlich war es an diesem Tage durchaus fraglich, ob die vorn kämpfenden deutschen und wenigen rumänischen Verbände der Armee-Abteilung überhaupt zurückkommen und eine neue Front würden bilden können.

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. konnte von der obersten Führung offenbar keine Maßnahme erwarten, die zur Festigung der Lage in der durch das Versagen der Italiener aufgerissenen, breiten Frontlücke zur H.Gr. B wirksam beitragen würde. Selbst die schleunige Zuführung einer Infanterie-Division aus dem Bereich der H.Gr. A zur unmittelbaren Sicherung von Rostow war abgelehnt worden. So blieb uns nichts übrig als uns selbst zu helfen. Daß dies nur auf Kosten des rechten Flügels der H.Gr., also der ostwärts des Don kämpfenden Kräfte, geschehen konnte, war das schmerzliche an dieser Entscheidung. Aber sie war nicht länger hinauszuschieben, denn am *24. Dezember erreichte die Krise bei der Armee-Abteilung Hollidt ihren Höhepunkt.* Drei feindliche Panzer- bzw. mech. Korps waren durch die bei den Italienern und der 7. rumänischen Division gerissene Lücke durchgestoßen. Zwei von ihnen (das 25. Panzer- und 50. mech. Korps) näherten sich bereits den für die Versorgung der 6. Armee ausschlaggebenden Flugbasen von Morosowkij und Tazinskaja. Eines (das 8. Panzer-Korps) stand im Rücken der noch am mittleren bzw. am oberen Tschir kämpfenden Teile der Armee-Abteilung Hollidt.

Während sich die Lage auf dem linken Flügel der H.Gr., namentlich aber in ihrer offenen Westflanke immer mehr zuspitzte, kämpfte das Ob.Kdo. noch immer um den von Hitler durch Verzicht auf Stalingrad zu ermöglichenden, vom AOK 6 zu wagenden Ausbruch der 6. Armee.

Indessen setzte die *4. Panzer-Armee* alles daran, um noch den letzten Schritt in Richtung Stalingrad zu erzwingen, zugleich darauf wartend, daß das Antreten der 6. Armee nach Südwesten ihr diesen Schritt erleichtern würde.

Nach dem Erreichen der Mischkowa am 19. Dezember war es in den folgenden Tagen zu schweren Kämpfen gegen immer neue Feindkräfte gekommen, die der Gegner von Stalingrad her in die Schlacht warf, um das weitere Vorwärtskommen der Entsatzarmee zu verhindern. Trotzdem war es dem 57. Panzer-Korps gelungen, auf dem Nordufer der Mischkowa Fuß zu fassen, Übergänge über den Fluß in die Hand zu bekommen und in wechselvollen Kämpfen einen Brückenkopf auf dem Nordufer zu bilden. Feindliche Massenangriffe wurden unter blutigen Verlusten für den Gegner abgewiesen. Schon konnten die vordersten Truppen des 57. Panzer-Korps am fernen Horizont den Widerschein des Feuers an der Front um Stalingrad erkennen! Der Erfolg schien zum Greifen nahe, wenn nur die 6. Armee der 4. Panzer-Armee Luft schaffen

würde, indem sie durch Antreten zum Angriff wenigstens den Gegner verhinderte, der 4. Panzer-Armee immer wieder neue Kräfte entgegenzuwerfen. Doch dieser Angriff blieb aus den früher erörterten Gründen aus.

Am 23. Dezember nachmittags mußte das Ob.Kdo.d.H.Gr. den schweren Entschluß fassen, der bereits mehr als kritisch gewordenen Lage auf dem linken Flügel der H.Gr. durch Kräfteverschiebungen dorthin Rechnung zu tragen. Es befahl dem am unteren Tschir den Befehl führenden rumänischen AOK 3 das Gen.Kdo. des 48. Panzer-Korps mit der 11. Panzer-Division zur Wiederherstellung der Lage auf dem Westflügel freizumachen. Als Ersatz mußte die 4. Panzer-Armee eine Panzer-Division zum Einsatz an der Front am unteren Tschir abgeben, ohne die an ein Halten hier nicht mehr zu denken war.

Bereits der nächste Tag bewies die unaufschiebbare Dringlichkeit dieser Anordnung. Der Flugplatz Tazinskaja ging verloren und damit zunächst auch die Möglichkeit einer Versorgung der 6. Armee. Erst am 28. Dezember konnte er wieder genommen werden.

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. hat den so schwerwiegenden, aber unausweichbaren Entschluß, die Entsatzgruppe der 4. Panzer-Armee um eine Division zu schwächen, erst gefaßt, als klar geworden war, daß auf einen rechtzeitigen Ausbruch der 6. Armee nicht mehr gerechnet werden konnte. Es hätte auch dann noch diesen Entschluß hinausschieben können, wenn ihr die 16. mot. Division zu diesem Zeitpunkt bereits zur Verfügung gestanden hätte. Das OKH hatte zwar auf das immer erneute Drängen der H.Gr. hin endlich am 20. Dezember die Ablösung dieser Division bei Elista durch die Division Wiking der H.Gr. A angeordnet. Dieselbe sollte jedoch 10 Tage in Anspruch nehmen! Genau 10 Tage zuvor hatte die H.Gr. den ersten Antrag auf Freigabe der Division gestellt! Wäre sie damals erfolgt, so würde sie an jenem 23. Dezember zur Verfügung gestanden haben, um an die Tschir-Front geworfen werden zu können. Die Schwächung des 57. Panzer-Korps um eine Panzer-Division wäre alsdann vermeidbar gewesen. So hat — wie so oft — auch in diesem Falle das Wort „zu spät" über der Entscheidung Hitlers gestanden! Wenn Hitler jetzt der H.Gr. die 7. Panzer-Division zuzuführen versprach, so mußte diese für den z. Z. im Gange befindlichen Entsatzversuch zu spät kommen. Wenn Hitler zugleich von der Zuführung der ersten verwendungsfähig gewordenen Tigerabteilung eine günstige Wendung der Dinge erhoffte, so sollte sich auch dieses als Illusion erweisen. Abgesehen davon, daß bis zum Eintreffen dieser Abteilung noch geraume Zeit verstrich, war sie — im Felde noch nicht erprobt — mit soviel Kinderkrankheiten behaftet, daß sie zunächst eine wirksame Hilfe nicht darstellen konnte. Im übrigen war dieser Fall ein typisches Beispiel der Überschätzung der Wirkung einer neuen Waffe seitens Hitlers.

So schlug nun auch auf dem Kampffeld ostwärts des Don die Stunde, in der die Initiative auf den Feind überging.

Am 25. Dezember wurde das 57. Panzer-Korps von dem sich immer mehr verstärkenden Gegner am Mischkowa-Abschnitt angegriffen und auf den Akssay-Abschnitt zurückgedrängt. In den nächsten Tagen zeichnete sich die Absicht des Feindes ab, das Korps von Osten wie von Westen her zu umfassen.

Zwei feindliche Armeen (51. und 2. Garde-Armee) mit 3 mech. Korps, 1 Panzer-Korps, 3 Schützen- und 1 Kav.-Korps wurden vor der Nord- und Ostfront der 4. Panzer-Armee festgestellt. Diese Kräfte entstammten zum erheblichen Teil der Einschließungsfront von Stalingrad. Allerdings hatte der Gegner auch über die Wolga neue Kräfte herangebracht.

Die mehrfache Überlegenheit, die der Feind nunmehr gegen die 4. Panzer-Armee hatte zusammenbringen können, zwang diese in den nächsten Tagen zu weiterem Ausweichen bis nach Kotelnikowo, von wo sie am 12. Dezember zu dem Entsatzvorstoß angetreten war. Dies Ausweichen wurde vor allem dadurch unvermeidbar, daß die der Armee noch unterstehenden Verbände der 4. rumänischen Armee sich der Aufgabe, die Flanken des am Akssay-Abschnitt hart kämpfenden 57. Panzer-Korps zu decken, nicht mehr gewachsen zeigten. Sowohl bei den Truppen des rumänischen 7. AK, dem die Deckung der Ostflanke der Armee gegen die Wolga anvertraut war, wie bei denen des rumänischen 6. AK, welches die Sicherung des Gebiets zwischen dem 57. Panzer-Korps und dem Don durchführen sollte, war jeglicher Kampfwille erloschen. Nicht zuletzt wohl auch deshalb, weil die Führung dieser Korps wenig Anstrengungen machte, ihn aufrecht zu erhalten. Der Oberbefehlshaber der 4. rumänischen Armee erwies sich trotz aller Versicherungen, alles zu tun, um die Truppe zu erneutem Widerstand zu veranlassen, gegenüber dem Zerfall seiner Verbände als machtlos. Es blieb nichts übrig, als sie aus der Front zu ziehen und in ihre Heimat zurückzuführen.

Der am 12. Dezember unternommene Versuch, die 6. Armee zu entsetzen, war — wenigstens vorerst — gescheitert.

Konnte es, so wie die Lage sich seither gestaltet hatte, noch eine Hoffnung auf Erneuerung dieses Versuches geben?

Man wird heute, in nachträglicher Kenntnis der Entwicklung, die die Ereignisse im Bereich der H.Gr. B genommen haben, diese Frage wohl verneinen müssen. Damals aber war nicht vorauszusehen, daß noch im Januar der Katastrophe der italienischen Armee eine noch größere im Bereich der ungarischen Armee am Don folgen würde.

So hat das Ob.Kdo.d.H.Gr. Don in jenen Tagen geglaubt, den Gedanken, der 6. Armee trotz aller entgegenstehenden Bedenken doch noch Hilfe bringen zu müssen und zu können, nicht aufgeben zu dürfen. In diesem Sinne hat es dem OKH am 26. Dezember folgende Vorschläge unterbreitet:

Um die Lage auf dem *linken Flügel der H.Gr.*, auf dem ein Durchbruch des Gegners auf Rostow drohte, wenigstens noch begrenzte Zeit halten zu können, wurde das baldmöglichste Eingreifen einer Armeegruppe gefordert, deren Versammlung im Gebiet von Millerowo, also hinter dem rechten Flügel der H.Gr. B, das OKH bereits eingeleitet hatte. Außerdem sollte die H.Gr. A von der 17. Armee eine Infanterie-Division schnellstens zur unmittelbaren Deckung von Rostow dorthin heranführen. Auch die der H.Gr. in Aussicht gestellte 7. Panzer-Division, die für eine Verwendung ostwärts des Don nunmehr doch zu spät kommen mußte, würde in den Kampf auf dem linken Flügel der H.Gr. einzugreifen haben.

Für die *Mitte der H.Gr.-Front* war schlimmstenfalls ein Ausweichen in die Don-Donez-Linie in Kauf zu nehmen. Im übrigen hatte sich die Lage am unteren Tschir in diesen Tagen etwas entspannt, da der Gegner offenbar seine Kräfte nach Westen zur Inbesitznahme unserer Flugbasen Tazinskaja und Morosowskij zusammengefaßt hatte.

Entscheidend für die Frage, ob überhaupt noch eine Möglichkeit gegeben sein würde, den Entsatzversuch zu wiederholen, war, ob man ostwärts des Don soviel Kräfte zusammenbringen konnte, daß die 4. Panzer-Armee in der Lage sein würde, den ihr nachdrängenden Feind zu schlagen. Das Ob.Kdo.d.H.Gr. Don forderte hierzu — was es bereits früher und seit dem 18. Dezember immer erneut getan hatte — vom OKH die sofortige Zuführung des 3. Panzer-Korps und 1 Infanterie-Division von der 1. Panzer-Armee zur Verstärkung der 4. Panzer-Armee. Diese Kräfte hätten, zusammen mit der ebenfalls beschleunigt heranzuziehenden 16. mot. Division, nach Ansicht der H.Gr. ausgereicht, um ein erneutes Vorgehen der 4. Panzer-Armee in Richtung auf Stalingrad zu ermöglichen. Die Kräfte konnten nach unserer Ansicht innerhalb 6 Tagen bei dieser Armee verfügbar sein. Die gleiche Zeitspanne mußte ausreichen, um der 6. Armee den dringenden Bedarf an Betriebsstoff (1000 Tonnen) und Verpflegung (500 Tonnen) zuzufliegen, da die oberste Führung inzwischen weitere Lufttransportstaffeln in Aussicht gestellt hatte. Die Flugbasen Tazinskaja und Morosowskij würden in den nächsten Tagen freigekämpft sein. Daß zugleich immer wieder Bewegungsfreiheit für die 6. Armee gefordert wurde, war selbstverständlich. Mochte diese auch einen Ausbruch z. Z. für aussichtslos halten, so stand das Ob.Kdo.d.H.Gr. dem-

gegenüber auf dem Standpunkt, daß gar nichts anderes übrig bleibe als das Wagnis zu unternehmen, da eine Versorgung der Armee im Kessel nun einmal unmöglich war. Als allerletzten Termin für einen Ausbruch sah das Ob.Kdo. allerdings im Hinblick auf die Gesamtlage, wie auf den Zustand der Truppen der 6. Armee, die Tage um die Jahreswende an. Bis dahin konnte auch die 4. Panzer-Armee, die schnelle Zuführung der geforderten Verstärkungen vorausgesetzt, wieder zum Angriff in Richtung auf den Kessel angetreten sein. Gewiß, man konnte jetzt kaum mehr erwarten, daß — selbst wenn der Ausbruch gelang — die 6. Armee als noch operationsfähiger Verband bei der 4. Panzer-Armee ankommen werde. Ein erheblicher Teil ihrer Soldaten würde aber doch wohl die Möglichkeit haben, sich bis zu dieser Armee durchzuschlagen.

Die Frage war, ob zu diesem Zeitpunkt die 1. Panzer-Armee die vorher erwähnten Kräfte würde abgeben können. Hitler hat sie, ebenso wie das Ob.Kdo.d.H.Gr. A, verneint.

Ob diese Ablehnung gerechtfertigt gewesen ist, muß dahin gestellt bleiben. Das Ob.Kdo.d.H.Gr. Don hat jedenfalls am 27. Dezember dem OKH (zur Vorlage bei Hitler) einen Vergleich der Kräfteverhältnisse übermittelt, nach dem die Abgabe jener drei geforderten Divisionen als möglich anzusehen war. Danach war das Verhältnis der eigenen Kräfte im Vergleich zu den gegenüberstehenden Feindkräften im Bereich der H.Gr. A fraglos günstiger als bei der H.Gr. Don. Es kam hinzu, daß die Verbände der letzteren seit nun einundeinhalb Monaten in schwersten Kämpfen standen und dementsprechend verbraucht waren. Während die H.Gr. Don im freien Felde zu kämpfen hatte, standen die Armeen der H.Gr. A seit Festlaufen der Offensive im Kaukasus in Stellungen, die inzwischen doch eine gewisse Stärke erreicht haben mußten. Selbst wenn aber die 1. Panzer-Armee nach Abgabe der drei erwähnten Divisionen vor überlegenem Feindangriff ihre Stellungen nicht mehr hätte halten können, dann wäre noch die Möglichkeit gewesen, daß sie in beweglicher Kampfführung das Vorgehen des Gegners verzögert hätte, bis der Kampf um die Rettung der 6. Armee so oder so zum Abschluß gekommen wäre. Diese Möglichkeit aber wollte Hitler in jenen Tagen noch nicht zulassen, obwohl das Ob.Kdo.d.H.Gr. schon mehrfach darauf hingewiesen hatte, daß — auch wenn das Freikämpfen der 6. Armee gelänge — ein dauerndes Halten der Kaukasus-Front nicht möglich sein würde. Zu der von uns angeregten „großen Lösung", die unter Rettung der 6. Armee ein Übergehen zu beweglicher Operationsführung im Bereich der H.Gr. Don und A bedeutete, war Hitler nicht bereit.

Seine Weigerung, die H.Gr. A zu schwächen, mag außer auf seiner grundsätzlichen Abneigung, etwas aufzugeben, noch einen anderen

Grund gehabt haben. Er hat offenbar geglaubt, eine andere Möglichkeit in der Hand zu haben, der 6. Armee — wenn auch erst später — doch noch Hilfe bringen zu können.

Am 31. Dezember ging jedenfalls beim Ob.Kdo.d.H.Gr. eine Weisung des OKH ein, nach der Hitler sich entschlossen habe, das neu ausgerüstete und aufgefüllte SS-Panzer-Korps mit den Panzer-Grenadier-Divisionen „Leibstandarte", „Totenkopf" und „Reich" aus dem Westen heranzuführen. Es sollte um Charkow versammelt werden, um von dort eine Entsatzoffensive auf Stalingrad vorzutragen. Auf Grund der begrenzten Bahnleistungen konnte das Korps jedoch nicht vor Mitte Februar um Charkow voll versammelt sein. Wie die 6. Armee bis dahin am Leben erhalten werden sollte, blieb eine offene Frage. Die Heranführung des SS-Panzer-Korps war angesichts der sich immer mehr zuspitzenden Lage im Bereich der H.Gr. B und Don nötig, selbst wenn man zu diesem Zeitpunkt noch nicht auf ein gleiches Desaster bei der ungarischen Armee rechnen konnte, wie es soeben bei der italienischen eingetreten war. Es war jedoch keinesfalls anzunehmen, daß die Kräfte des SS-Panzer-Korps jemals dazu ausreichen würden, eine Offensive bis nach Stalingrad durchzuführen. Was im Dezember über die verhältnismäßig geringe Entfernung von 130 Kilometer, die zwischen Kotelnikowo und Stalingrad lag, bei einer durchaus möglichen Verstärkung der 4. Panzer-Armee erreichbar gewesen wäre, mußte — im Februar von Charkow aus über eine Entfernung von 560 Kilometer unternommen — von vornherein als Utopie erscheinen. Wenn Hitler wirklich an die Möglichkeit geglaubt hat, daß ein solcher Raid durchführbar sein werde, so ist dies ein Beweis für das, was in einem früheren Kapitel über ihn gesagt worden ist.

Als Hitler Ende Dezember alle Anträge des Ob.Kdos.d.H.Gr. Don auf schnelle Verstärkung der 4. Panzer-Armee ablehnte, war das Schicksal der 6. Armee endgültig besiegelt. Umsonst hatten wir den letzten verfügbar zu machenden Mann, die letzte Granate an die Befreiung der Armee gesetzt! Umsonst hatten wir an der Durchführung der Entsatzoperation bis zum letztmöglichen Augenblick festgehalten, umsonst das Schicksal der ganzen H.Gr. in die Waagschale geworfen!

Von Anfang Januar trennte sich das Geschehen im Bereich der H.Gr. mehr oder weniger in zwei Kampfhandlungen:

in den *Endkampf der 6. Armee* im Gebiet um Stalingrad und

in den Kampf um die *Erhaltung des ganzen deutschen Südflügels*, der den Bereich der H.Gr. B, Don und A umfaßte.

Während der letztere Kampf, der operativen Zusammenhänge wegen, gesondert behandelt werden muß, soll dem ersteren der Schluß dieses

Kapitels gewidmet sein. Dabei wird sich zeigen, in welch hohem Maß der Endkampf der 6. Armee für die Erhaltung des ganzen deutschen Südflügels von Bedeutung geworden ist.

Der Endkampf der 6. Armee

Der um die Jahreswende 1942/43 beginnende Todeskampf der 6. Armee ist die Geschichte unsagbaren Leidens und Sterbens deutscher Soldaten. Er schloß in sich Verzweiflung und berechtigte Erbitterung der in ihrem Vertrauen Enttäuschten, aber in höherem Maße doch bis zuletzt männliche Haltung einem unverdienten aber unabwendbar gewordenen Schicksal gegenüber, heroische Tapferkeit, treueste Pflichterfüllung und Kameradschaft, stille Resignation und gläubige Demut vor Gott!

Wenn ich von all dem nicht sprechen werde, so sicherlich nicht, weil wir beim Ob.Kdo.d.H.Gr. dies alles nicht in tiefstem Herzen gefühlt hätten. Es ist die Ehrfurcht vor einem Heldentum, das seinesgleichen wohl kaum finden wird, das mir unmöglich macht, die Worte zu finden, die diesem Geschehen wirklich gerecht werden könnten.

Eine Frage aber glaube ich beantworten zu müssen und als ehemaliger Oberbefehlshaber der H.Gr. Don zu beantworten berufen zu sein. Es ist die Frage, ob und wie lange es zu verantworten, ja unerläßlich gewesen ist, von unseren tapferen Soldaten diesen schweren Todesgang zu fordern. Es ist die Frage nach dem Sinn dieses letzten Kampfes der 6. Armee. Eine Frage, die man allerdings nicht im Hinblick auf den schließlichen Verlust des Krieges, wohl aber in bezug auf die damals gegebene operative Lage und ihre unerbittlichen Notwendigkeiten hin, betrachten sollte.

Am 26. Dezember sandte der Oberbefehlshaber der 6. Armee nachstehende Meldung, die vom Ob.Kdo.d.H.Gr. sofort an das OKH weitergegeben wurde, wie dieses überhaupt von uns jederzeit völlig ungeschminkt über die Lage der Armee unterrichtet worden ist. Allerdings erhielten selbst wir fortan nur durch Funksprüche oder einzelne von der Armee entsandte Offiziere Meldungen über den Zustand im Kessel. Die Dezimeterverbindung, auf der für kurze Zeit Fernschreib-Gespräche möglich waren, hatte nicht mehr aufrecht erhalten werden können.

Die Meldung des Generaloberst Paulus lautete:

„Blutige Verluste, Kälte und unzureichende Versorgung haben Kampfkraft der Divisionen in letzter Zeit stark absinken lassen. Ich muß daher melden:

1. Die Armee wird schwächere Feindangriffe wie bisher abweisen und

örtliche Krisen für einige Zeit noch bereinigen können. Voraussetzung bleibt bessere Versorgung und baldigstes Einfliegen von Ersatz.

2. Wenn Russe vor Hoth stärkere Kräfte abzieht und mit diesen oder anderen Truppen zu massierten Angriffen auf Festung schreitet, wird diese nicht lange widerstehen können.
3. Ausbruch nicht mehr durchführbar, wenn nicht vorher Korridor geschlagen und Armee mit Menschen und Versorgungsgütern aufgefüllt wird.

Ich bitte deshalb höheren Orts vorstellig zu werden, daß energische Maßnahmen zum schnellen Entsatz der Armee getroffen werden, wenn nicht die Gesamtlage zwingt, sie zu opfern. Daß die Armee alles tun wird, um bis zur letzten Möglichkeit zu halten, ist selbstverständlich."

Darüber hinaus meldet die Armee:

„Heute nur 70 t zugeflogen. Brot morgen, Fett heute Abend, Abendkost bei einigen Korps morgen zu Ende. Durchgreifende Maßnahmen nunmehr dringend."

Der Inhalt dieser Meldung zeigt, daß sich die acht Tage zuvor von dem Generalstabschef der Armee vertretene Ansicht, sie könne — ausreichende Versorgung vorausgesetzt — auch noch bis Ostern den Kessel halten — wie vorauszusehen — als Irrtum erwiesen hatte.

Zugleich bewies aber diese Meldung, daß acht Tage zuvor, als das Ob.Kdo. den Befehl zum Ausbrechen gegeben hatte, nicht nur — im Hinblick auf die Annäherung der 4. Panzer-Armee — die *erste*, sondern in Rücksicht auf den Zustand der 6. Armee auch die *letzte* Chance ihrer Rettung bestanden hatte.

Im übrigen herrschte Ende Dezember und Anfang Januar, bis auf Teilangriffe des Gegners, an den Fronten der 6. Armee eine verhältnismäßige Ruhe. Sei es, daß der Feind seine Artillerie für einen Großangriff munitionieren wollte, sei es, daß er zunächst alle Kräfte, die er verfügbar machen konnte, daran setzte, die 4. Panzer-Armee zu vernichten und im großen Don-Bogen zum Erfolg zu kommen.

Am 8. Januar erschien beim H.Gr.Kdo., aus dem Führerhauptquartier kommend, der Kom.General des 14. Panzer-Korps, General Hube. Hitler hatte ihn aus Stalingrad nach Lötzen fliegen lassen, um sich über die Lage der 6. Armee durch ihn zu orientieren. General Hube meldete mir, daß er Hitler ein völlig ungeschminktes Bild der Lage im Kessel gegeben habe. Ein Bild, das Hitler im übrigen durch die täglichen Meldungen der H.Gr. bereits hatte, dem er aber wohl nicht ohne weiteres Glauben schenken wollte. Immerhin war bemerkenswert, wie beeindruckt General Hube von dem Aufenthalt in Lötzen war, wie sehr ihn die von Hitler zur Schau getragene Zuversicht — mochte sie nun echt sein oder nicht — beeinflußt hatte. Hitler hatte versichert, daß alles geschehen werde, um die 6. Armee *auf lange Zeit* zu versorgen, und dann auf den später geplanten Entsatz hingewiesen. Hube kehrte mit dieser Zuversicht in den Kessel zurück, wurde aber später auf Befehl Hitlers wieder ausgeflogen, um die Leitung der Versorgung der 6. Armee von außen zu übernehmen. Tatsächlich hat auch er an ihrer Unwirksamkeit nichts ändern können, da diese im Wetter bzw. den unzureichenden Kräften der Luftwaffe, nicht in irgendeinem Mangel an Organisation, zu suchen war. Mich persönlich berührte eine Mitteilung Hubes, daß bei der 6. Armee die Nachricht in Umlauf gesetzt worden sei, ich hätte gefunkt: „Haltet aus, ich hau' euch raus. Manstein". So sehr ich alles an den Entsatz der 6. Armee gesetzt habe, so wenig ist es jemals meine Art gewesen, der Truppe Versprechungen zu machen, deren Erfüllung nicht sicher war und nicht allein in meiner Hand lag.

General Hube, der ein unerschrockener Mann war, hat bei seinem Vortrag bei Hitler auch versucht, diesem klarzumachen, wie schädlich für sein Prestige als Staatsoberhaupt Ereignisse sein müßten, wie die Einschließung der 6. Armee. Er wollte ihm dadurch nahelegen, den militärischen Befehl zum mindesten an der Ostfront an einen Soldaten abzugeben. Da Hube auch auf seinem Hinflug nach Lötzen bei uns gewesen war, hat Hitler zweifellos vermutet, daß General Hube zu seinem Schritt von mir veranlaßt worden sei, was jedoch nicht der Fall war.

Als ich später selbst, nach dem Fall von Stalingrad, Hitler eine Änderung des militärischen Oberbefehls vorschlug, war er bereits gewarnt und zeigte sich völlig ablehnend. Vielleicht hätte er sonst, doch stark unter dem Eindruck des Unterganges der 6. Armee stehend, für den er verantwortlich war, sich eher dazu bereitgefunden, auf meinen Gedanken einzugehen.

Am 9. Januar erhielt die Armee vom Gegner eine Aufforderung zur Kapitulation. Sie wurde auf Befehl Hitlers abgelehnt.

Ich glaube nicht, daß man mir vorwerfen kann, den militärischen Entschlüssen oder Maßnahmen Hitlers kritiklos gegenübergestanden zu haben. In diesem Fall jedoch stehe ich durchaus auf der Seite seines Entschlusses, weil derselbe zu jenem Zeitpunkt noch eine Notwendigkeit war, mochte diese — menschlich gesehen — auch noch so hart sein.

Ich will ganz absehen von dem rein soldatischen Standpunkt, daß eine Armee nicht kapitulieren darf, solange sie noch irgendwie in der Lage ist zu kämpfen. Die Aufgabe dieses Standpunkts würde das Ende des Soldatentums überhaupt bedeuten. Solange das glückliche Zeitalter noch nicht gekommen ist, in dem die Staaten ohne bewaffnete Macht auskommen können, solange es also Soldaten gibt, wird dieser

Standpunkt soldatischer Ehre auch aufrechterhalten werden müssen. Auch die anscheinende Aussichtslosigkeit eines durch eine Kapitulation vermeidbaren Kampfes ist an sich noch keineswegs eine Rechtfertigung für eine Übergabe. Wenn jeder Befehlshaber, der seine Lage für aussichtslos hält, kapitulieren wollte, so würde man niemals einen Krieg gewinnen. Auch in anscheinend völlig aussichtslosen Lagen hat sich oft genug noch ein Ausweg gefunden. Vom Standpunkt des General Paulus aus gesehen war jedenfalls die Ablehnung der Kapitulation soldatische Pflicht. Es sei denn, daß die Armee keine Aufgabe mehr gehabt hätte, daß also weiteres Kämpfen völlig nutzlos gewesen wäre. Damit aber kommt man erst zu dem springenden Punkt in dieser Frage, der den Befehl Hitlers zur Ablehnung der Kapitulation rechtfertigt und der auch eine auf ihre Genehmigung hinzielende Einwirkung der H.Gr. zu diesem Zeitpunkt ausgeschlossen hat. Die 6. Armee hatte — so aussichtslos auf längere Sicht auch ihr weiterer Widerstand sein mochte — im Rahmen der Gesamtlage noch, solange es irgend ging, eine entscheidende Rolle zu spielen. Sie mußte versuchen, solange wie möglich die ihr gegenüberstehenden Feindkräfte zu binden.

Anfang Dezember waren im Einschließungsring um die 6. Armee im ganzen einige sechzig große feindliche Verbände (Schützen-Divisionen, Panzer- bzw. mech. Brigaden usw.) festgestellt worden. Ein Teil davon war zweifellos durch den Vorstoß der 4. Panzer-Armee vorübergehend abgezogen worden. Dafür führte der Gegner jedoch neue Verbände heran. Am 19. Januar waren von 259 großen Verbänden, die insgesamt im Bereich der H.Gr. Don gemeldet waren, 90 Verbände vor der 6. Armee festgelegt! Was es bedeutet hätte, wenn die Masse dieser 90 Verbände durch eine Kapitulation der 6. Armee am 9. Januar freigeworden wäre, braucht angesichts der früher geschilderten Lage der H.Gr. und der für den ganzen Südflügel der Ostfront drohenden Folgen nicht näher erörtert zu werden.

Die Armee konnte noch kämpfen, wenn auch der Kampf für sie selbst auf die Länge aussichtslos war. Ihr Aushalten war für die Lage des Südflügels von entscheidender Bedeutung. Jeder Tag, an dem sie die feindlichen Kräfte noch festhalten konnte, war ausschlaggebend für das Schicksal der Ostfront. Man möge nicht jetzt nachträglich sagen, daß der Krieg doch verloren gegangen sei, daß sein beschleunigtes Ende unendliches Leid erspart haben würde. Das ist nachträgliche Weisheit. In jenen Tagen war es noch keineswegs sicher, daß Deutschland den Krieg militärisch verlieren mußte. Ein militärisches Remis, das auch ein politisches hätte erreichbar erscheinen lassen, lag noch durchaus im Bereich der Möglichkeit, wenn es gelang, irgendwie die Lage auf dem Südflügel der Ostfront wiederherzustellen, was schließlich ja auch gelungen ist. Für diesen Erfolg aber war der weitere Kampf der 6. Armee, das Festhalten der ihr gegenüberstehenden Feindkräfte, solange für die Armee überhaupt noch eine Widerstandsmöglichkeit bestand, die dringendste Voraussetzung. Es war die harte Notwendigkeit des Krieges, die die oberste Führung dazu zwingen mußte, auch noch dies letzte Opfer von der tapferen Truppe zu fordern. Daß sie die Verantwortung dafür trug, daß die Armee in diese Lage gekommen war, steht auf einem anderen Blatt.

Nachdem am 9. Januar die 6. Armee die Aufforderung zur Übergabe abgelehnt hatte, brach der feindliche Angriff auf allen Fronten nach stärkster Artillerievorbereitung und unter Einsatz vieler Panzer los. Der Hauptdruck richtete sich gegen die am weitesten nach Westen über Marinowka vorspringende Nase der Stellung der Armee. Es gelangen dem Gegner mehrere Einbrüche.

Am 11. Januar verschärfte sich die Lage erheblich. Mangels Munition und Betriebsstoff war es der Armee nicht mehr möglich, sie einigermaßen wiederherzustellen. Der Verlust der Stellungen und namentlich der Orte im Karpowka-Tal beraubte die Westfront der Unterkunftsmöglichkeiten, die bisher die Truppe noch in gewissem Umfange vor den Einwirkungen der Kälte geschützt hatten. Die Wetterlage machte jede Versorgung auf dem Luftwege unmöglich.

Diese Verschärfung der Lage kam in einer Meldung des AOK 6 vom 12. Januar zum Ausdruck, die die Heeresgruppe sofort an das OKH übermittelte. Sie lautete:

„Schwere Kämpfe letzter Tage haben trotz heldenhaften Widerstandes zu tiefen Feindeinbrüchen geführt, die bisher notdürftig aufgehalten werden konnten. Reserven jetzt nicht mehr vorhanden, auch nicht mehr zu bilden. Munition reicht noch für drei Tage, Betriebsstoff ist zu Ende. Schwere Waffen können nicht mehr bewegt werden. Hohe Verluste und mangelhafte Versorgung, verbunden mit Kälte haben außerdem Widerstandskraft der Truppe erheblich absinken lassen. Es ist vorauszusehen, daß Festungsfront bei andauernden Feindangriffen in bisheriger Stärke voraussichtlich nur noch einige Tage halten wird. Widerstand wird sich dann in Einzelkämpfe auflösen."

Am 12. Januar verhinderte wiederum die Wetterlage die Versorgung der Armee auf dem Luftwege, wie auch den Einsatz der Fliegerkampfkräfte zu ihrer Entlastung in den schweren Abwehrkämpfen.

Am Abend kam der seitens der Luftflotte mit der Regelung der Versorgungsflüge beauftragte General Pickert aus dem Kessel zurück. Er gab ein erschütterndes Bild von der Lage. Er berechnete die Kampfmöglichkeit der Armee noch auf zwei bis vier Tage, eine Berechnung, die

durch die Tapferkeit und Hingabe der Soldaten der 6. Armee allerdings widerlegt werden sollte. Nach seiner Meinung würde jetzt auch eine Besserung der Versorgung auf dem Luftwege nicht mehr viel ändern können, da die Kräfte der Armee nicht mehr ausreichten, die feindlichen Einbrüche zu reparieren.

Aus einer durch General Pickert übermittelten Meldung des inzwischen zum Generaloberst beförderten Oberbefehlshabers der 6. Armee ging hinsichtlich der taktischen Lage im Kessel folgendes hervor:

Auf der Nordwestfront hatte der Gegner mit 10 bis 12 Divisionen angegriffen. Die 3. und 29. Infanterie-Division (mot.) waren zum Teil von Norden her aufgerollt und zerschlagen worden. Der Neuaufbau einer Widerstandslinie schien hier nicht mehr möglich. 100 Panzer hatten die tapferen Divisionen abgeschossen, doch schien der Feind hier immer noch über 50 intakte Panzer zu verfügen.

An der Südfront des Kessels war trotz heldenmütigen Widerstandes der 297. Infanterie-Division dem Gegner nach zwei Tagen schwersten Artilleriefeuers ein tiefer Einbruch gelungen. Auch hier waren keine Kräfte mehr vorhanden, um die Lücke zu schließen. Von mehr als 100 hier angreifenden feindlichen Panzern waren 40 abgeschossen worden.

Die Ostfront hielt vorerst noch, jedoch hatte auch hier starker Feinddruck eingesetzt.

Auf der Nordostfront waren dem Gegner tiefe Einbrüche gelungen. Die Kampfkraft der dort fechtenden 16. Panzer-Division war erschöpft.

Generaloberst Paulus meldete noch, daß die Armee, da, wo sie stände, bis zur letzten Patrone kämpfen werde. Eine Verkleinerung des Kessels, die Hitler dem General Hube anheimgestellt habe (während er sie zu der Zeit, zu der sie zwecks Gewinnung von Kräften für den Ausbruch lebenswichtig gewesen wäre, durch bindende Befehle an die Armee verhindert hatte), würde den Zusammenbruch nur beschleunigen, da keine schweren Waffen mehr bewegt werden könnten. Nachdem die Versorgung auf dem Luftwege bisher dauernd unzureichend gewesen sei, könne auch eine Besserung jetzt nichts mehr ändern. Die Zeitdauer des Widerstandes hinge vielmehr von der Angriffskraft des Gegners ab.

An diesem Tage ging auch der Flugplatz Pitomnik verloren. Im Kessel von Stalingrad war nunmehr nur noch der Flugplatz Gumrak vorhanden.

In der Nacht meldete jedoch Generaloberst Paulus, daß eine weitere Abwehr vielleicht doch noch aussichtsreich sei, wenn sofort mehrere Bataillone mit Bewaffnung eingeflogen würden. Er hatte schon mehrfach das Einfliegen von mehreren tausend Mann Ersatz zum Ausgleich der Verluste gefordert. Die H.Gr. hatte dem jedoch nicht entsprechen können, da sie weder über die Ersatzmannschaften, geschweige denn auch

nur über ein nicht eingesetztes Bataillon verfügte. Im übrigen hätte sie diese Forderungen der 6. Armee von dem Zeitpunkt an, zu dem der Entsatzversuch der 4. Panzer-Armee steckengeblieben war, schon deshalb nicht erfüllt, weil von diesem Augenblick an jede Zuführung von Truppen oder Ersatz in den Kessel nicht mehr zu verantworten gewesen wäre. Es schnitt uns ohnehin ins Herz, wenn wir nicht umhin konnten, von der Armee dringend benötigte, vom Urlaub zurückkommende Kommandeure oder Generalstabs-Offiziere einzufliegen. Aber abgesehen davon, daß die Armee diese Offiziere dringend gebrauchte, wollten auch sie selbst unter allen Umständen zu ihrer Truppe zurückkehren. Sie — darunter die Träger ältester Soldatennamen wie Bismarck und Below — bewiesen damit, daß die Tradition der Pflicht und Kameradschaft auch unter den schwersten Prüfungen standhielt.

Am 13. Januar kam der 1. Ordonnanz-Offizier des Generaloberst Paulus, Hauptmann i. G. Behr, mit dem Kriegstagebuch der Armee zu uns. Ein junger Offizier mit dem Ritterkreuz, dessen Haltung und Einstellung vorbildlich war. Er berichtete, wie tapfer die Truppe nach wie vor kämpfe, wie anständig sich Offizier wie Mann mit dem harten Schicksal abfinde.

Er brachte Briefe von Generaloberst Paulus an mich und von dessen Chef an den meinigen mit: Briefe, die so ganz aus der tapferen, pflichtbewußten, anständigen Gesinnung des deutschen Soldaten heraus geschrieben waren. Sie erkannten voll an, daß die H.Gr. das Menschenmögliche getan habe, um die 6. Armee freizukämpfen. Andererseits klang natürlich die Verbitterung darüber durch, daß die Versprechen hinsichtlich der Versorgung der Armee auf dem Luftwege nicht eingehalten worden waren. Nun, weder der Generaloberst v. Richthofen noch ich hatten jemals solche Versprechungen gemacht. Für sie war Göring verantwortlich.

Am 16. Januar kam es an allen Fronten der Armee zu neuen schweren Kämpfen. Es bestand zeitweise keine Landemöglichkeit für Flugzeuge mehr, nachdem die Verluste an Transportflugzeugen infolge feindlicher Boden- und Jagdabwehr am Tage ohnehin bereits zu hoch geworden waren. Es war im wesentlichen nur noch Luftversorgung bei Nacht bzw. Abwurf von Versorgungsgütern möglich. Daß von diesen ein erheblicher Teil dabei verloren ging, war unvermeidlich.

An diesem Tage betraute Hitler den Feldmarschall Milch mit der Leitung der Versorgung der Armee auf dem Luftwege. Am 17. Januar funkte die Armee, der Flugplatz Gumrak sei wieder anfliegbar, die Luftwaffe war entgegengesetzter Ansicht. Die H.Gr. bestand jedoch darauf, die Landung dort zu versuchen.

Am 19. Januar hatte ich die erste Unterredung mit Milch, der tags zuvor

auf dem Wege zu mir im Kraftwagen gegen eine Lokomotive gefahren und leicht verletzt war. Ich betonte die Dringlichkeit durchgreifender Maßnahmen zur Verbesserung der Versorgung der 6. Armee trotz ihrer bereits hoffnungslosen Lage. Wir seien das unseren Kameraden bis zur letzten Stunde schuldig. Außerdem binde die Armee nach wie vor noch 90 feindliche Verbände und erfülle damit eine wesentliche operative Aufgabe. Jeder Tag, den wir die Armee noch kampffähig erhielten, könnte angesichts der kritischen Lage an der übrigen Front der H.Gr. und in ihrer offenen Flanke zur H.Gr. B von entscheidender Bedeutung sein. Milch sagte uns zu, daß er alle erdenklichen Mittel aus der Heimat freimachen werde, die letzten Reserven an Transportflugzeugen ebenso wie Personal und Material zur Instandsetzung. Das letztere war um so wichtiger, als inzwischen die Flugplätze Morosowski und Tazinskaja endgültig in Feindeshand gefallen waren und die Versorgung von den Plätzen Nowotscherkask und Rostow, sowie noch weiter zurückliegenden Basen aus geflogen werden mußte. Aus den Angaben von Milch ging hervor, daß seine Betrauung Wochen früher die Lage vielleicht hätte wesentlich erleichtern können, weil er in der Heimat doch über viele Mittel verfügte, die für Richthofen nicht greifbar gewesen wären. Um so unverantwortlicher war es, daß Göring nicht dafür gesorgt hatte, daß diese Mittel rechtzeitig zum Tragen kamen.

Am 24. Januar ging bei der H.Gr. folgende Mitteilung des Chefs des Generalstabes des Heeres, General Zeitzler, ein:

„Hier ist folgender Funkspruch eingegangen:

‚Festung ist nur noch wenige Tage zu halten. Ausbleiben Versorgung hat Männer entkräftet und Waffen unbeweglich gemacht. Letzter Flugplatz wird in Kürze verloren gehen, damit Versorgung auf ein Minimum absinken. Grundlage für Kampfauftrag zum Halten Stalingrad ist nicht mehr vorhanden. Schon jetzt kann Russe an einzelnen Fronten durchstoßen, da ganze Strecken durch Sterben der Männer ausfallen. Heldenmut von Führern und Soldaten trotzdem noch nicht gebrochen. Um dies zu letztem Schlag auszunutzen, beabsichtige ich kurz vor dem Zusammenbruch Befehle für alle Teile zum organisierten Durchschlagen nach Südwesten zu geben. Einzelne Gruppen werden durchkommen und hinter russischer Front Verwirrung stiften. Während bei Stehenbleiben mit Sicherheit alles umkommt, da auch Gefangene an Hunger und Erfrierung sterben werden. Schlage vor, wenige Männer, Offiziere und Mannschaften, als Spezialisten noch auszufliegen, um sie für die weitere Kriegführung nutzbar zu machen. Befehl dazu muß bald ergehen, da voraussichtlich nur noch kurze Zeit Einflugmöglichkeit. Offiziere bitte ich

namentlich zu bestimmen. Meine Person scheidet dabei selbstverständlich aus. gez. Paulus'."

„Folgende Antwort ist (seitens des OKH) erteilt:

Funkspruch erhalten. Deckt sich voll mit meinem Vorschlag von mir vor vier Tagen. Führer nochmals vorgetragen. Führer hat entschieden:

1. Betreffend Durchschlagen: Führer hat sich letzte Entscheidung vorbehalten. Ich bitte also, mir gegebenenfalls nochmals einen Funkspruch zu schicken.

2. Betr. Ausfliegen: Führer hat zunächst abgelehnt. Bitte Zitzewitz nach hier zu entsenden, der darüber nochmals vortragen soll. Ich werde ihn zum Führer mitnehmen. gez. Zeitzler."

Zu diesem Funkspruch des Generaloberst Paulus ist zur Frage des Ausfliegens einzelner Persönlichkeiten folgendes zu sagen. Rein sachlich gesehen wäre es naturgemäß wünschenswert gewesen, eine möglichst große Zahl wichtiger Spezialisten zu retten, wobei selbstverständlich der Dienstgrad keine Rolle hätte spielen dürfen. Daß menschlich die Rettung jedes Einzelnen zu wünschen und zu versuchen war, ist selbstverständlich. Es war jedoch bei dieser Frage des Ausfliegens auch der soldatische Gesichtspunkt zu berücksichtigen. Dieser verlangte, daß zu allererst die Verwundeten ausgeflogen würden. Dies ist auch in einem unter den gegebenen Verhältnissen bewundernswerten Umfange geschehen. Das Ausfliegen von Spezialisten hätte aber naturgemäß nur auf Kosten des Ausfliegens Verwundeter vor sich gehen können. Außerdem aber wäre es unvermeidbar gewesen, daß die auszufliegenden Spezialisten vorwiegend Offiziere gewesen wären, da diese auf Grund ihrer Vorbildung für die Kriegführung nun einmal wichtiger sind als der einfache Soldat (soweit es sich nicht um ganz besonders ausgebildete technische oder wissenschaftliche Spezialisten handelt). In einer Lage wie die der 6. Armee aber müssen nach deutscher soldatischer Auffassung die Offiziere — wenn es um die Rettung des Lebens geht — hinter den Mannschaften, für die sie verantwortlich sind, zurücktreten. Aus diesem Grunde hat die H.Gr. keine Schritte getan, um den Vorschlag des Oberbefehlshabers der 6. Armee bei Hitler durchzusetzen.

Was die Frage des Versuchs, in kleineren Gruppen im letzten Augenblick ein Durchbrechen durch die feindlichen Linien zu wagen, angeht, so ist die „letzte Entscheidung", die Hitler sich vorbehalten hatte, nie erfolgt.

Die H.Gr. hat jedoch versucht, für Gruppen, denen ein Durchschlagen gelingen sollte, Lebensmöglichkeiten zu schaffen, indem sie an verschiedenen Stellen hinter der feindlichen Front Lebensmittel abwerfen und durch Aufklärungsflugzeuge nach solchen Gruppen suchen ließ. Es hat

jedoch keine solche Gruppe die Front der H.Gr. erreicht oder ist von den Fliegern gesichtet worden.

Jedenfalls zeigt der Funkspruch des Generaloberst Paulus, daß bis zuletzt in der tapferen 6. Armee der Kampfeswille zum mindesten bei denen, die noch einigermaßen kräftig waren, nicht erloschen ist. Es ist der H.Gr. auch bekannt gewesen, daß vor allem jüngere Offiziere und Mannschaften, die noch widerstandsfähig waren, entschlossen gewesen sind, auf jeden Fall im letzten Augenblick zu versuchen, sich durch den feindlichen Einschließungsring durchzuschlagen. Aus diesem Grunde hatte sie die vorerwähnten — leider vergeblichen — Maßnahmen getroffen.

Am 22. Januar erreichte der Russe den Flugplatz Gumrak, so daß endgültig die Versorgung durch landende Flugzeuge unmöglich wurde. Generaloberst Paulus meldete, daß er die bei Gumrak in die Front gerissene Lücke nicht mehr schließen könne. Munition und Verpflegung gingen zu Ende. Er erbat bei Hitler die Genehmigung, Übergabeverhandlungen einzuleiten. Ich hatte über diese Frage eine lange fernmündliche Auseinandersetzung mit Hitler. Ich erbat dringend die Genehmigung zur Kapitulation für die Armee. Wenn auch jeder Tag, um den der Widerstand der Armee gekürzt wurde, eine Verschärfung der Gesamtlage der H.Gr. bedeutete, so war ich doch der Auffassung, daß nunmehr die Zeit gekommen sei, dem Todesringen der tapferen Armee ein Ende zu setzen. Sie hatte in verbissenem Kampfe bis zur letzten Kraft den weit überlegenen Gegner festgehalten und dadurch Entscheidendes für die Rettung der Ostfront in jenem Winter geleistet. Von nun an würden die Leiden der Armee nicht mehr im Verhältnis zu dem Nutzen stehen, den das weitere Binden feindlicher Kräfte noch bringen konnte.

In langer, heftiger Auseinandersetzung lehnte Hitler die Bitte von Paulus und mir ab und gab der Armee den Befehl, bis zum letzten weiterzukämpfen. Er begründete seine Ansicht damit, daß jeder Tag für die Gesamtlage wesentlich sei, um den die feindlichen Stalingrad-Divisionen später an anderer Stelle würden eingreifen können. Die Lage war allerdings kritisch genug, nachdem die Russen inzwischen auch die ungarische Armee am Don überrannt hatten und damit die H.Gr. B von der Bildfläche so gut wie verschwunden war. Vom Donez bei Woroschilowgrad bis hinauf nach Woronesch am Don klaffte eine Lücke, in der der Feind mit starken Kräften vorgehend nahezu völlige Bewegungsfreiheit hatte. Ob in dieser Lage die H.Gr. Don und die im Zurückgehen aus dem Kaukasus-Gebiet befindliche H.Gr. A überhaupt würden erhalten werden können, erschien also sicherlich mehr als fraglich.

Hitler vertrat die Ansicht, daß, auch wenn die 6. Armee eine zusammenhängende Front nicht mehr bilden, der Kampf in verschiedenen kleineren Kesseln doch noch einige Zeit fortgesetzt werden könne. Schließlich erklärte er, daß eine Kapitulation zwecklos sei, da sich der Russe doch nicht an irgendwelche Abmachungen halten werde. Daß er mit letzterem zwar nicht wörtlich aber dem Sinne nach recht behalten sollte, zeigt die Tatsache, daß von den 90 000 Gefangenen, die schließlich noch in sowjetische Hand gefallen sind, heute wohl nur noch wenige Tausend am Leben sein dürften. Dabei muß hervorgehoben werden, daß die Sowjets intakte Nachschubbahnen bis nahe Stalingrad heran hatten, daß also bei gutem Willen die Versorgung und der Abtransport der Gefangenen möglich gewesen sein muß. Wenn auch hohe Todeszahlen infolge der Kälte und Entkräftung unvermeidbar gewesen sein dürften, so übersteigt doch die Todesrate in diesem Falle jedes Maß.

Diese fernmündliche Unterredung mit Hitler hat, so weit ich mich erinnere, mindestens dreiviertel Stunden gedauert. Ich muß es dahingestellt sein lassen, ob die von ihm mir immer wieder entgegengehaltenen Argumente, daß jeder Tag, an dem die 6. Armee noch kämpfe und feindliche Kräfte binde, von entscheidender Bedeutung sei und daß die Sowjets die Gefangenen doch zu Grunde gehen lassen würden, seine Gedanken voll wiedergaben. Bei seiner fanatischen Einstellung mag ihm der Gedanke an eine Kapitulation einer Armee des Dritten Reiches so unerträglich gewesen sein, daß demgegenüber irgendwelche menschlichen Gesichtspunkte überhaupt keine Rolle mehr spielten.

Als Hitler meine Bitte, der 6. Armee den Weg der Übergabe nunmehr freizugeben, ablehnte, habe ich persönlich naturgemäß vor der Frage gestanden, meine entgegengesetzte Auffassung durch den Rücktritt vom Oberbefehl der H.Gr. zu dokumentieren.

Es war nicht das erstemal, daß diese Frage an mich herantrat. Sie hat insbesondere in jenen Weihnachtstagen 1942 auf mir gelastet, als es mir nicht möglich war, den Ausbruch der 6. Armee bei Hitler durchzusetzen.

Sie ist im übrigen während dieser Zeit, wie auch in den Monaten nachher, oft genug an mich herangetreten. Der Wunsch, von einer Verantwortung entbunden zu werden, die wirklich kaum zu tragen war, wenn man jede militärische Notwendigkeit erst in endlosen, nervenaufreibenden Kämpfen mit der eigenen obersten Führung durchzusetzen versuchen mußte, dürfte verständlich sein. Daß er mich oft genug in jenen Tagen bewegt hat, zeigt die Äußerung meines 1. Generalstabs-Offiziers, des damaligen Oberst Busse, die er nach Schilderung des Armee-Pionierführers der 6. Armee zu diesem kurz nach den Weihnachtstagen 1942 gemacht hat. Busse sagte: „Wenn ich ihn (Manstein) nicht immer wieder um der Truppe willen händeringend gebeten hätte, zu bleiben, hätte er Hitler den Kram längst vor die Füße geschmissen". Diese temperament-

volle Äußerung meines engsten Mitarbeiters zu jener Zeit zeigt am besten meine Lage und Einstellung.

Es seien jedoch einige grundsätzliche Worte über die Frage des Rücktritts eines hohen Befehlshabers im Felde angefügt. Zunächst ist klarzustellen, daß ein hoher Befehlshaber ebensowenig wie jeder andere Soldat im Kriege einfach nach Hause gehen kann. Hitler war nicht gezwungen, einen Rücktritt anzunehmen. Er würde es in diesem Falle auch wohl kaum getan haben. Der Soldat im Felde ist nicht in der angenehmen Lage eines Politikers, der jederzeit aussteigen kann, wenn die Dinge schief gehen oder wenn der Regierungskurs ihm nicht gefällt. Er hat zu kämpfen, wo und wie es ihm befohlen wird.

Gewiß gibt es Fälle, in denen ein hoher Befehlshaber es mit seiner Verantwortung nicht vereinbaren kann, einen erhaltenen Befehl auszuführen. Fälle, in denen er wie Seydlitz in der Schlacht bei Zorndorf sagen muß: „Nach der Schlacht möge der König über meinen Kopf verfügen, aber in der Schlacht wolle er mir erlauben, von ihm Gebrauch zu machen". Kein General wird sich für den Verlust einer Schlacht damit entschuldigen können, daß er — gegen besseres Wissen — einen Befehl habe ausführen müssen, der in die Niederlage geführt habe. In diesem Falle bleibt ihm nur der Weg des Ungehorsams, für den er mit seinem Kopfe haftet. Der Erfolg wird in der Regel über diesen entscheiden.

Aus diesem Grunde habe ich an jenem 19. Dezember der 6. Armee im Gegensatz zu der ausdrücklichen Weisung Hitlers den Befehl für das baldmöglichste Antreten zum Ausbruch nach Südwesten gegeben. Daß dieser Befehl nicht zum Erfolge führte, lag daran, daß sich das AOK 6 seiner Ausführung versagte. Die Frage, ob es mit dieser Auffassung recht hatte, ob es berechtigt war, auf diese einzige Chance der Rettung zu verzichten, wird kaum schlüssig beantwortet werden können, da niemand sagen kann, ob der Ausbruch tatsächlich gelungen wäre.

Ich habe auch in späteren Fällen, wenn es unumgänglich nötig war, operativen Befehlen Hitlers entgegengehandelt und der Erfolg hat mir recht gegeben und dazu geführt, daß Hitler sich mit der Nichtbeachtung seiner Weisungen abfand. (Nicht möglich war eigenmächtiges Handeln allerdings dann, wenn die Nachbar-Heeresgruppen dadurch in kritische Lage gekommen wären.)

Was die Frage eines Rücktritts angeht, so steht über der vorerwähnten Unzulässigkeit eines solchen aber noch etwas anderes. Es ist das Verantwortungsgefühl, das ein hoher Führer seinen Soldaten gegenüber haben muß.

Ich hatte damals nicht nur an die 6. Armee zu denken. Das Schicksal der ganzen H.Gr. Don, wie das der H.Gr. A stand auf dem Spiel! In

diesem Augenblick meine Aufgabe im Stich zu lassen, mochte es auch aus menschlichen Gründen im Hinblick auf Hitlers Einstellung zur Frage der Kapitulation der 6. Armee noch so berechtigt sein, erschien mir als ein Verrat an unseren tapferen Soldaten, die außerhalb des Kessels von Stalingrad ja ebenfalls in einem Kampf auf Tod und Leben standen.

Wenn es in der Folge dem Ob.Kdo.d.H.Gr. Don gelungen ist, eine der schwierigsten Lagen dieses Krieges zu meistern, so glaube ich in dieser Tatsache eine Rechtfertigung dafür sehen zu dürfen, daß ich an jenem Tage darauf verzichtet habe, Hitler mein Amt vor die Füße zu werfen.

Wie dringend nötig bis zu diesem Tag der zähe Widerstand der Armee, das Festhalten ihr wesentlich überlegener Kräfte des Gegners gewesen ist, mag eine kurze Skizzierung der Entwicklung der Lage der H.Gr. Don und der H.Gr. A und B im Januar 1943 zeigen.

Am 29. *Dezember* hatte das OKH, dem dauernden Drängen der H.Gr. Don endlich folgend, die Zurücknahme der H.Gr. A aus dem Kaukasusgebiet, und zwar zunächst die des linken Heeresgruppenflügels — der 1. Panzer-Armee — auf die Kuma-Linie Pjatigorsk-Praskoweja (270 km südostwärts Salsk) angeordnet. Diese Ausweichbewegung erfolgte aus Gründen der Bergung des Materials mit außerordentlicher Langsamkeit. Kräfte wurden zunächst noch nicht frei.

Am 9. *Januar*, dem Tage, an dem die *Aufforderung zur Übergabe der 6. Armee abgelehnt* wurde, hatte die 1. Panzer-Armee die Kuma-Linie noch nicht erreicht.

Die 4. *Panzer-Armee*, die die Aufgabe hatte, den Rücken der H.Gr. A südlich des Don zu decken und ihr zugleich die Verbindungen über Rostow offenzuhalten, war in schweren Kämpfen gegen einen vielfach überlegenen Gegner (3 Armeen) südlich des Don über Kotelnikowo nach Westen gedrängt worden. Sie stand am 9. Januar in schweren Abwehrkämpfen zwischen Manytsch und Sal am Kuberle-Abschnitt. Die Absicht des Gegners, sie in beiden Flanken zu umgehen, zeichnete sich ab. Das feindliche 3. Garde-Panzer-Korps stand am Don bei Konstantinowka und drehte von hier nach Südosten auf Proletarjarska in den Rücken der 4. Panzer-Armee ein. Längs des Manytsch versuchte die neu aus der Kalmückensteppe herangeführte feindliche 28. Armee, die 4. Panzer-Armee auch südlich zu umgehen.

Die *Armee-Abteilung Hollidt* hatte in schweren Abwehrkämpfen im großen Don-Bogen auf den Kagalnik-Abschnitt zurückweichen müssen. Auch hier war der Gegner bereits auf dem Südflügel in die Stellung eingebrochen. Schwache Feindkräfte hatten am 7. Januar den Don nordostwärts Nowotscherkask (H.Q.d.H.Gr.) überschritten. Auf dem Nord-

flügel der Armee-Abteilung versuchte die 7. Panzer-Division zwischen der Bystraja Gnilaja und der Kalitwa, das Herankommen des Gegners an den Donez-Übergang von Forchstadt durch kurze Angriffsstöße zu verzögern. Der Übergang von Kamensk konnte nur durch Alarmeinheiten und Reste der Rumänen gesichert werden. Im übrigen waren auch hier die Rumänen vom Kampffeld verschwunden.

Anschließend nach Nordwesten klaffte bei H.Gr. B die weite, durch die Auflösung der *italienischen Armee*, geschlagene Lücke. Um Millerowo kämpfte, zeitweise fast eingeschlossen, die schwache *Kampfgruppe Fretter Pico* der H.Gr. B.

Am 24. Januar, dem Tage, an dem die bis dahin noch in einigermaßen geschlossener Front kämpfende 6. Armee in drei eng zusammengedrängte Gruppen in und am Rande von Stalingrad zerfiel, also nicht mehr nennenswerte Feindkräfte binden konnte, sah die Lage auf der übrigen Front wie folgt aus:

Der Nordflügel der *H.Gr. A* stand noch bei Belaja Glina, weiter südlich noch ostwärts Armavir, also noch 150—200 km von Rostow. Die Zurücknahme der 1. Panzer-Armee mit der Masse über Rostow war nunmehr endlich vom OKH genehmigt worden.

Von der *H.Gr. Don* kämpfte die *4. Panzer-Armee* verzweifelt dicht südostwärts Rostow, um den Don-Übergang für die 1. Panzer-Armee offen zu halten, deren anschließendes Herüberwerfen auf den linken Flügel der H.Gr. an den Donez von Woroschilowgrad aufwärts von mir vorgesehen war.

Die *Armee-Abteilung Hollidt* verteidigte den Donez von seiner Mündung in den Don bis aufwärts Forchstadt.

Die der H.Gr. inzwischen unterstellte *Gruppe Fretter* (zwei mitgenommene Divisionen) sicherte den Donez beiderseits Kamensk.

Seit dem 19. Januar klaffte bei *H.Gr. B*, infolge der *Auflösung* der *italienischen* und der inzwischen am Don ebenfalls überrannten *ungarischen* Armee, eine Lücke von Woroschilowgrad am Donez bis Woronesch am Don (rund 320 km). Am 23. Januar war die „Front" bis Starobjelsk der H.Gr. Don unterstellt worden. In ihr kämpfte praktisch nur die bereits mehr oder weniger zerschlagene 19. Panzer-Division, die Starobjelsk vor drei feindlichen Korps hatte aufgeben müssen.

Als *am 1. Februar* der letzte Widerstand der 6. Armee erlosch, drohte der Gegner mit einer Gruppe von 3 Panzer-, 1 mech. und 1 Schützen-Korps den Donez in Gegend Woroschilowgrad zu überschreiten, während er anscheinend eine weitere Gruppe von 3—4 Panzer-Korps und 1 Schützen-Korps gegen die Donez-Linie Lissitschansk-Slawiansk angesetzt hatte.

Es erscheint nicht notwendig, näher zu erörtern, wie die Lage sich zwischen dem 9. Januar und dem 1. Februar entwickelt haben würde, bzw. wie sie sich in der Folge hätte entwickeln können, wenn nicht der heroische Widerstand der 6. Armee solange die starken vom Gegner bei Stalingrad eingesetzten Kräfte gefesselt hätte!

Doch kehren wir nun zum letzten Kampf der 6. Armee zurück. Am 24. Januar zerfiel die Front der Armee in drei kleine Kessel am Nordrand, im Zentrum und am Südrand von Stalingrad.

Am 31. Januar fiel der zum Feldmarschall beförderte Oberbefehlshaber der Armee mit seinem Stab in sowjetische Gefangenschaft.

Am 1. Februar ergab sich auch die zuletzt noch kämpfende Nordgruppe, der Rest des 11. AK.

Der Kampf der 6. Armee war zu Ende!

Was härtester Kampf und die Erbarmungslosigkeit des Hungers und der eisigen Kälte der russischen Steppe begonnen hatten, sollte sowjetische Gefangenschaft an Soldaten vollenden, die sich erst ergeben hatten, als ihre kraftlos gewordenen Arme die Waffen nicht mehr führen, die erstarrten Hände sie nicht mehr bedienen konnten, als sie ohne Munition wehrlos dem übermächtigen Feinde gegenüberstanden! Wenigstens aber hatten dank der Hingabe der deutschen Flugzeugbesatzungen etwa 30 000 Verwundete aus dem Kessel ausgeflogen werden können.

Wer aber der Frage der Verantwortung für die Tragödie der 6. Armee nachgehen will, dem hat Hitler selbst die klare Antwort gegeben.

Am 5. Februar wurde ich ins Führerhauptquartier befohlen, nachdem vorher alle meine Bitten, daß Hitler selbst sich von der Lage an unserer Front überzeugen oder wenigstens den Chef des Generalstabes oder den General Jodl zu diesem Zwecke zu uns schicken solle, vergeblich geblieben waren.

Hitler eröffnete die Besprechung etwa mit den Worten:

„Für Stalingrad trage *ich allein* die Verantwortung! Ich könnte vielleicht sagen, daß Göring mir ein unzutreffendes Bild über die Möglichkeiten der Versorgung durch die Luftwaffe gegeben hat, und damit zum mindesten einen Teil der Verantwortung auf ihn abwälzen. Aber er ist mein von mir selbst bestimmter Nachfolger und deshalb kann ich ihn nicht mit der Verantwortung für Stalingrad belasten."

Es war sicherlich anzuerkennen, daß Hitler sich in diesem Falle uneingeschränkt zu seiner Verantwortung bekannte und in keiner Weise den Versuch machte, sich einen Sündenbock zu suchen.

Demgegenüber steht aber die Tatsache, daß er leider nicht aus dieser schweren, durch seine Führung verursachten Niederlage die Folgerungen für die Zukunft gezogen hat.

Über der Frage der Verantwortung aber und über alledem, was die Erbarmungslosigkeit der Gefangenschaft, propagandistische Einwirkung und die berechtigte Erbitterung in der Einstellung mancher Offiziere und Soldaten der geopferten 6. Armee nachträglich zuwege gebracht haben mögen, steht eine Tatsache:

Die Offiziere und Soldaten dieser Armee haben dem deutschen Soldatentum durch ihre unvergleichliche Tapferkeit und Pflichterfüllung ein Denkmal gesetzt, das, wenn auch nicht aus Erz oder Stein errichtet, doch über die Zeiten dauern wird. Ein unsichtbares Denkmal, auf dem die Worte eingemeißelt sind, die am Eingang dieser Schilderung der größten soldatischen Tragödie stehen.

Mit der 6. Armee gingen um Stalingrad unter:

Die Generalkommandos des 4., 8., 11., 51. Armee-Korps und des 14. Panzer-Korps,

die 44., 71., 76., 79., 94., 113., 295., 297., 305., 371., 376., 384., 389. Infanterie-Division,

die 100. Jäger-Division und kroatisches Rgt. 369,

die 14., 16. und 24. Panzer-Division,

die 3., 29. und 60. mot. Division,

sowie zahlreiche Armee- und Heerestruppen, Flak-Verbände sowie Bodeneinheiten der LW.

Ferner die 1. rumänische Kav.-Division und die 20. rumänische Infanterie-Division.

14. Kapitel

„ZITADELLE"

Die strategische Lage im Frühjahr 1943. War eine Remislösung noch erreichbar? Sowjetische Operationsmöglichkeiten. Schlagen aus der Nachhand oder aus der Vorhand? Plan „Zitadelle". Anlage der Operation. Ein verhängnisvoller Aufschub. Die Besprechung in München. Generaloberst Model. Weiterer Aufschub bis Anfang Juli. Meinungsaustausch der H.Gr. mit OKH. Warum wurde von der verspäteten Offensive nicht abgeraten? Ansprache Hitlers am 1. Juli. Der Angriff. Die 9. Armee bleibt stecken. Sowjets greifen den Orelbogen an. Bei H.Gr. Süd steht die Entscheidung auf des Messers Schneide. Am 13. Juli befiehlt Hitler den Angriff abzubrechen. Absichten der H.Gr. Süd. Schlußbetrachtung.

Frühjahr und Sommer 1943 haben auf dem Ostkriegsschauplatz unter dem Zeichen der Operation „Zitadelle" gestanden. Sie ist der letzte Versuch gewesen, deutscherseits im Osten die Vorhand zu bewahren. Mit ihrem Abbruch, der einem Fehlschlagen gleichzusetzen war, ist die Initiative endgültig auf die sowjetische Seite übergegangen. Insofern stellt „Zitadelle" einen entscheidenden Wendepunkt im Ostkriege dar und verdient eine Betrachtung der strategischen Grundlagen, auf denen dieses Unternehmen aufgebaut worden ist, wie der Gründe, die zu seinem Fehlschlagen geführt haben. Anlage und Durchführung der Operation sollen dagegen nur kurz gestreift werden.

Die strategische Lage im Frühjahr 1943

Das Frühjahr 1943 stellte die deutsche oberste Führung vor eine schwere Entscheidung. Zwei Feldzüge hatten nicht zu der erhofften Niederringung der Sowjetunion geführt. Dabei mag dahingestellt bleiben,

in welchem Maße die politischen und strategischen Fehler Hitlers an diesem Ergebnis die Schuld trugen oder ob – selbst bei vernünftiger politischer Zielsetzung und einwandfreier strategischer Führung – die deutsche militärische Kraft nicht ausgereicht haben würde, den erstrebten Zusammenbruch der Sowjetmacht herbeizuführen. Nahe genug hatte diese immerhin am Abgrund gestanden!

Nunmehr aber schien die Frist abzulaufen, die dem Reich gegeben war, um mit dem östlichen Gegner fertig zu werden, ehe die westlichen entscheidend eingreifen würden. Mit der Landung der Amerikaner in Nordafrika war das Ende dort abzusehen und die Eröffnung einer zweiten Front auf dem europäischen Festland in bedrohliche Nähe gerückt. Von nun würde nicht nur die Frage der *Kräfte*, sondern auch der Faktor *Zeit* ausschlaggebend für die Kriegführung im Osten sein.

Die westlichen Gegner entscheidend zu treffen gab es keine Möglichkeit mehr, nachdem Hitler seinerzeit vorzeitig von England abgelassen hatte, um sich gegen die Sowjetunion zu wenden. Im übrigen ließ die Erklärung von Casablanca keinen Zweifel an ihrem Vernichtungswillen, der nicht etwa nur Hitler und seinem Regime, sondern Deutschland schlechthin galt. Irgendeine Aussicht, mit den Westmächten zu einem Frieden zu gelangen, schien – wenn überhaupt – nur gegeben, nachdem eine etwaige Invasion abgeschlagen oder nach anfänglichem Gelingen auf dem Festlande zerschlagen sein würde. Beides aber setzte das Freiwerden starker deutscher Kräfte im Osten voraus.

Die erste Frage, die es zu beantworten galt, war also die, ob überhaupt noch an das Erreichen einer tragbaren Lösung im Osten zu jener Zeit gedacht werden konnte. Sicherlich nicht mehr im Sinne einer völligen Niederringung der Sowjetmacht. Aber bestand nicht noch Hoffnung, ein Remis erreichen zu können? Eine Lösung, die für das Reich doch die Aussicht, sich zu behaupten, bedeutet haben würde.

Man mag heute sagen, daß der Gedanke an einen Ausgleich im Osten schon 1943 nur noch ein Wunschtraum gewesen sei. Ob er damals so abwegig war, möge jedoch dahingestellt bleiben. Ob politisch im Frühjahr 1943 eine Möglichkeit bestand, mit der Sowjetunion eine Einigung zu erzielen, konnten wir Soldaten nicht beurteilen. Völlig ausschließen konnte man – die Bereitschaft Hitlers vorausgesetzt – diese Möglichkeit wohl nicht.

Daß militärisch – bei richtiger operativer Führung – im Osten damals noch ein Remis erkämpft werden könne, war jedenfalls beim Ob.Kdo. d.H.Gr. Don (die inzwischen in H.Gr. Süd umbenannt war) unsere Überzeugung. Schließlich hatte der Weg von Stalingrad bis zum Donez dem Gegner sehr große Opfer abgefordert. An seinem Ende hatte er zwei

schwere Niederlagen hinnehmen müssen. Das Ziel einer Einkreisung des gesamten deutschen Südflügels, für das alle Voraussetzungen gegeben gewesen waren, hatte der Feind nicht erreicht. Zum Schluß des Winterfeldzuges war die Initiative wieder auf die deutsche Seite übergegangen. In allen Kämpfen des Winters hatte sich der höhere Wert der deutschen Truppe und ihrer Führung erneut erwiesen. Soviel uns auch Stalingrad gekostet hatte, so hatte der Gegner doch nach zuverlässigen Schätzungen des OKH seit Kriegsbeginn an Gefangenen, Toten und nicht wieder verwendungsfähigen Verwundeten bereits 11 Millionen Mann verloren! Einmal mußte ja auch schließlich der Russe mit seiner Angriffskraft am Ende sein. So haben wir beim Ob.Kdo.d.H.Gr. jedenfalls damals die militärische Lage im Osten angesehen. Wobei naturgemäß eine Rolle gespielt hat, daß es uns gelungen war, aus einer nahezu hoffnungslosen Situation zum Schluß doch noch einen Sieg zu machen und damit „die Niederlage unter unseren Fuß zu bringen".

Im übrigen hätte es uns auch zu nichts gedient, nach Art so vieler nachträglicher Kritiker festzustellen, daß der Krieg in jedem Fall verloren gehen müsse. Wir standen einem Feind gegenüber, den von Deutschlands Grenzen fernzuhalten unsere Aufgabe war. Ein Feind, der nur durch weitere Schläge vielleicht doch noch zu einem Remis gebracht werden konnte. Auf der anderen Seite aber stand die Erklärung von Casablanca, die uns gar keine andere Wahl ließ, als mindestens einen Ausgleich im Osten zu erkämpfen.

Die nächste Frage war die, *wie* wir im Jahre 1943 den Kampf im Osten zu führen hätten.

Zur Offensive mit weitgesteckten Zielen, wie wir sie in den vergangenen Jahren geführt hatten, reichten unsere Kräfte im Vergleich zu denen des Gegners nicht mehr aus.

Die Defensive schien nunmehr für uns das Gegebene zu sein. Wollten die Sowjets uns aus ihrem Lande vertreiben, so mochten sie die Last und die Verluste fortlaufender Offensiven auf sich nehmen, in denen sie sich vielleicht verbluten würden. Sicher war der Gedanke bestechend, daß wir uns fortan der Verteidigung als der an sich stärkeren Kampfform bedienen sollten. Allein aus zweierlei Gründen konnte er für uns nur bedingt annehmbar sein.

Der erste war der, daß im Frühjahr 1943 niemand sagen konnte, ob die Sowjets nach Beendigung der Schlammperiode wieder offensiv werden würden. Sie konnten sehr wohl abwarten, ihre Kräfte weiter verstärken und im übrigen zusehen, bis ihre Verbündeten eine wirklich wirksame zweite Front auf dem Festlande geschaffen haben würden. Kleinere Angriffe, um das Gesicht zu wahren und das Abziehen deut-

scher Kräfte vom Osten zu verhindern, brauchten einer solchen Strategie des Abwartens nicht entgegenstehen. Sie wäre für die deutsche Seite gewiß das Unangenehmste gewesen. Hätte sie doch dazu geführt, daß wir — in der Defensive untätig zuwartend — schließlich den Kampf auf zwei Fronten gegen ungeschwächte Gegner zu führen haben würden. Aus diesem Grunde mußte die reine Defensive, etwa in der Form eines Stellungskrieges, für uns ausscheiden.

Der zweite Grund, der gegen eine rein defensive Kampfführung sprach, war die einfache Tatsache, daß die Zahl unserer im Osten verfügbaren Divisionen dafür nicht ausgereicht hätte. Die Front vom Schwarzen bis zum Eismeer war zu lang, als daß wir sie zu entscheidender Verteidigung stark genug hätten besetzen können. Am allerwenigsten im Bereich der H.Gr. Süd, die damals mit 32 Divisionen eine Front von Taganrog am Schwarzen Meer bis südostwärts Sumy zu verteidigen gehabt hätte, deren Länge etwa 760 Kilometer betrug.

So wie die Kräfteverhältnisse lagen, würden die Sowjets — wenn wir uns auf die reine Defensive beschränkten — immer die Möglichkeit haben, an verschiedenen Stellen der Ostfront mit erdrückender Überlegenheit anzugreifen und unsere Front zu durchbrechen. Das Ergebnis würde dann entweder die Einkreisung stehengebliebener Frontteile oder der Rückzug sein. Das Jahr 1944 hat genügend Beispiele dafür geliefert, wohin uns der Versuch, starre Fronten zu halten, führen mußte.

Die reine Defensive konnte unsere Sache also nicht sein! Vielmehr mußte es für uns — wenn auch im Rahmen *strategischer Defensive* — darauf ankommen, *die* Faktoren zur Geltung zu bringen, die noch immer unsere Überlegenheit gegenüber dem Gegner darstellten: die bessere und wendigere Truppenführung und den höheren Kampfwert, sowie die größere Beweglichkeit (wenigstens im Sommer) unserer Truppen.

Wir mußten — auch wenn wir im großen gesehen nunmehr in die Defensive fielen — doch versuchen, dem Feind wuchtige *Teilschläge* zu versetzen, die ihn nicht nur erhebliche blutige Verluste, sondern hohe Zahlen an Gefangenen kosteten und insgesamt dazu führen konnten, ihn wenigstens remisreif zu machen. Wir mußten sehen auch im Rahmen der strategischen Defensive wieder zu beweglich geführten Operationen zu kommen, in denen unsere Stärke lag. Sei es, daß wir günstige Chancen, die der angreifende Gegner uns bot, ausnutzten, sei es, daß wir solche durch eigene Initiative herbeiführten.

Im Sinne einer derartigen, wendigen Führung der Operationen war das Ob.Kdo.d.H.Gr. Süd bereits Anfang Februar 1943 — im Zusammenhang zunächst mit der damals beabsichtigten großen „Rochade" seiner Kräfte vom rechten zum linken Heeresgruppen-Flügel, aber auch schon

im Hinblick auf die spätere Führung des Kampfes im Osten — an das OKH bzw. an Hitler selbst herangetreten. Der Gedankenaustausch über diese Frage, der allerdings im wesentlichen vom Ob.Kdo.d.H.Gr. ausging, dauerte bis Ende März an.

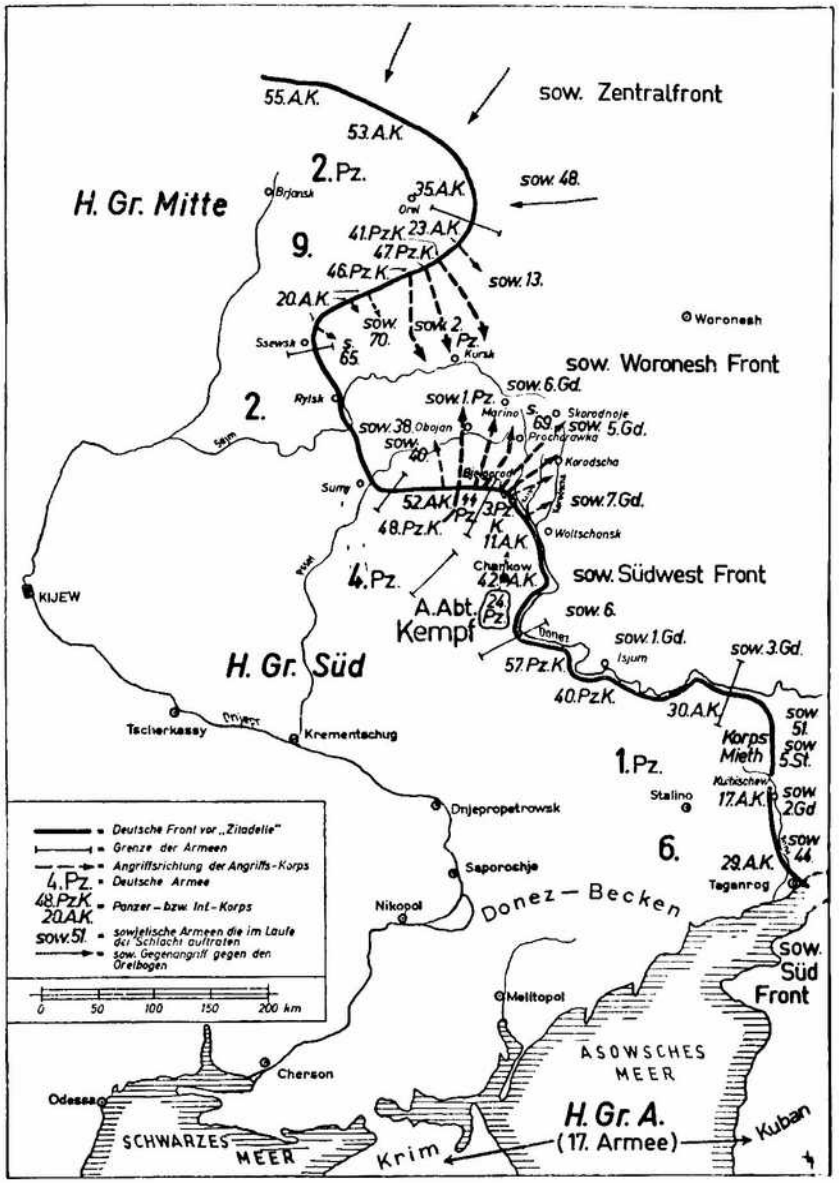
Im großen gesehen ging es dabei um zwei Alternativen. Sollte man zunächst dem Gegner die Initiative überlassen, seinen Angriff abwarten, um dann, nach Schaffung günstiger Voraussetzungen, einen *Schlag aus der Nachhand* zu führen? O d e r sollte man versuchen, die Initiative selbst zu behalten und dem Feind durch einen *Schlag aus der Vorhand* zuvorzukommen, ehe er sich noch von den Folgen des Winterfeldzuges erholt haben würde?

Die Entscheidung über diese Frage mußte naturgemäß im wesentlichen davon abhängen, wie man das vermutliche Handeln des Gegners nach Beendigung der Schlammperiode beurteilte. Denn ein Schlag aus der Nachhand würde ja im Hinblick auf die Gesamtlage nur möglich sein, wenn die Sowjets bereit waren, alsbald selbst offensiv zu werden.

Sowjetische Operationsmöglichkeiten

Wenn auch die Möglichkeit, daß die Sowjets bis zur Errichtung einer zweiten Front durch ihre Verbündeten passiv bleiben würden, keineswegs auszuschließen war, so glaubten wir doch, daß der Gegner nach Ablauf der Schlammperiode seine Offensive wieder aufnehmen würde. Dafür sprach das gesteigerte Selbstbewußtsein, das die feindliche Führung auf Grund ihrer Erfolge bei Stalingrad zweifellos gewonnen hatte. Auch würde es für die sowjetische politische Führung psychologisch schwer möglich sein, in der so oft angekündigten „Befreiung der heiligen russischen Erde" eine lange Pause einzulegen. Schließlich war anzunehmen, daß es dem Herrn des Kreml darauf ankommen werde, seinen Verbündeten in Osteuropa, vor allem aber auf dem Balkan, zuvorzukommen. Aus diesen Gründen glaubten wir — und befanden uns darin durchaus in Übereinstimmung mit dem OKH —, daß der Gegner nach Ende der Schlammperiode offensiv werden würde.

War dies der Fall, so standen dem Feinde angesichts seiner zahlenmäßigen Überlegenheit naturgemäß mehrere Möglichkeiten offen. Er konnte versuchen, durch einen Durchbruch auf dem Südflügel der H.Gr. Nord diese gegen das Meer zu drängen und einzukreisen. Er konnte den um Orel weit nach Osten vorspringenden Frontbogen der H.Gr. Mitte durch einen Zangenangriff von Norden und Süden abzukneifen suchen, um damit die ganze Front dieser Heeresgruppe ins Wanken zu bringen.



Die Operation Zitadelle
(Juli 1943)

Nirgends aber boten sich ihm so hohe operative und zugleich kriegswirtschaftlich wie politisch bedeutsame Chancen wie auf dem Südflügel der Ostfront im Bereich der Heeresgruppe Süd! Hier sprang die das Donezgebiet umschließende deutsche Front wie ein „Balkon" parallel zur Nordküste des Asowschen Meeres weit nach Osten vor. Griff der Gegner diesen „Balkon" von Osten her über den Mius, von Norden her über den Donez an, so bestand für ihn die Aussicht, die im Donezgebiet stehenden deutschen Armeen gegen die Küste zu drängen und dort zu vernichten. Ergänzte er aber diesen Angriff durch eine Offensive im Gebiet von Charkow in Richtung auf den Dnjepr abwärts Kijew, so konnte er doch noch zu dem Ziel gelangen, dessen Erreichen ihm im Winter 1942/43 verwehrt worden war: *Der Einkreisung des ganzen deutschen Südflügels* an den Küsten des Asowschen bzw. des Schwarzen Meeres. Nicht nur die H.Gr. Süd, sondern auch die mit ihrer 17. Armee im Kuban-Brückenkopf stehende H.Gr. A, würden ihm damit zum Opfer fallen. Zugleich aber würde ein Sieg auf dem Südflügel der Ostfront den Sowjets das kriegswirtschaftlich wichtige Donezgebiet und die Kornkammern der Ukraine freigeben. Er würde ihnen den Weg nach dem Balkan, in erster Linie zu den rumänischen Ölfeldern, öffnen. Schließlich konnte dies auf die politische Haltung der Türkei nicht ohne Einfluß bleiben.

Da keine Offensive an anderer Stelle den Sowjets gleiche Aussichten bieten konnte, war — wenn sie überhaupt offensiv würden — anzunehmen, daß jedenfalls der *Schwerpunkt ihrer Angriffsoperationen* wie im Jahre 1942 so auch 1943 auf dem *Südflügel der Ostfront* liegen würde. Daß daneben Teilschläge auch in anderen Frontabschnitten erfolgen könnten, war angesichts der Kräftelage möglich.

Auch die *feindliche Kräfteverteilung* sprach für die genannte Absicht. Vor der Front der H.Gr. Süd standen hinter der feindlichen Front allein 5 starke Gruppen operativer Reserven, die vor allem die Masse der feindlichen Panzer- bzw. mech. und Kavallerie-Korps enthielten. Eine derselben stand vor unserer Front am Mius, zwei vor unserer Front am mittleren Donez und zwei weitere ostwärts bzw. nordostwärts Charkow. Dazu dauerten Antransporte aus dem Kaukasus und von Stalingrad noch im März an. Starke feindliche Reserven standen allerdings auch vor der Ost- und Nordfront des Orelbogens der H.Gr. Mitte sowie bei Moskau. Im ganzen aber konnte das Feindbild wohl kaum einen Zweifel darüber lassen, daß der Gegner, früher oder später, die *Entscheidung gegen die H.Gr. Süd* suchen werde, gegebenenfalls unter Einbeziehung auch des Südflügels der H.Gr. Mitte durch umfassenden Angriff gegen den Orelbogen.

Dementsprechend erwartete das Ob.Kdo.d.H.Gr. Süd, daß der Feind zunächst den „Donez-Balkon" von Osten her über den Mius, von Norden her über den mittleren Donez angreifen werde, um unsere dort stehenden Armeen festzunageln bzw. gegen die Küste zu drängen. Dieser Angriff aber würde, vielleicht zeitlich gestaffelt, ergänzt werden durch eine Offensive aus dem Gebiet um Charkow oder nördlich in Richtung auf den Dnjepr in Wiederholung der weitreichenden Umfassungsoperation, die dem Gegner im Februar/März mißglückt war. Tatsächlich hat auch die sowjetische Führung ab Sommer 1943 so gehandelt.

Schlagen aus der Nachhand?

Auf diesen vermutlichen Feindabsichten beruhte der Gedanke eines *Schlagens aus der Nachhand*, den das Ob.Kdo.d.H.Gr. Süd in den Monaten Februar/März Hitler mehrfach unterbreitet hat. Es sollte vor dem gegen das Donezgebiet erwarteten feindlichen Angriff *im Kampf ausgewichen* werden, um die feindlichen Angriffsarmeen nach Westen etwa bis in die Linie Melitopol – Dnjepropetrowsk vorkommen zu lassen. Zugleich wären stärkste Kräfte hinter dem Nordflügel der Heeresgruppe bereitzustellen. Mit ihnen sollte der dort zu erwartende feindliche Angriff zerschlagen werden, um dann nach Südosten bzw. Süden in die tiefe Flanke der durch das Donezgebiet gegen den unteren Dnjepr vorgehenden feindlichen Armeen zu stoßen und sie an der Küste zu vernichten.

Der grundlegende Unterschied gegenüber der deutschen Offensive des Jahres 1942 hätte in folgendem gelegen. Wir wollten *aus der Nachhand* schlagen, nachdem der Gegner seine Angriffskräfte bereits weitgehend festgelegt und teilweise verbraucht haben würde. Die Ziele der Operation sollten nicht weit im Osten liegende, räumliche Objekte (wie 1942 Stalingrad und der Kaukasus) sein, sondern die Vernichtung des feindlichen Südflügels durch seine Einkreisung an der Küste des Asowschen Meeres. Um sie zu ermöglichen und dem Feind ein Ausweichen nach Osten (wie 1942) unmöglich zu machen, sollte ihm zunächst der Weg durch das Donezgebiet an den unteren Dnjepr freigegeben werden. Eine Verlockung, der er wohl kaum würde widerstehen können.

Gelang dieser erste Teilschlag mit begrenztem Ziel, wurden durch ihn wesentliche Feindkräfte vernichtet, dann mochte vielleicht ein zweiter, nach Norden gerichteter Schlag gegen die feindliche Heeresmitte folgen.

Gewiß hätte man die Voraussetzungen für ein derartiges Schlagen aus der Nachhand auch in anderen Abschnitten der Ostfront schaffen können.

Aber dort hätte man immer nur Teilkräfte des Gegners zu fassen bekommen, während dieser selbst inzwischen die Entscheidung im Süden suchte. Außerdem war nur auf dem Südflügel die Möglichkeit gegeben, bei der geplanten Einkreisung des Feindes einen Einkreisungsarm durch das Meer zu ersetzen. Die Führung einer solchen zweifellos sehr gewagten Operation aus der Nachhand hatte allerdings zwei Voraussetzungen:

Erstens mußte die deutsche oberste Führung bereit sein, den Schwerpunkt der *Gesamt*kriegsführung noch viel eindeutiger als bisher auf den *östlichen Kriegsschauplatz* und innerhalb desselben auf den *Südflügel* zu legen. Auf dem Nordflügel der H.Gr. Süd mußte eine starke Überlegenheit über die dort zu erwartenden Feindkräfte sichergestellt werden, wenn die Operation gelingen sollte. Dazu wäre es unvermeidlich gewesen, Nebenkriegsschauplätze rigoros, selbst auf die Gefahr von Schwierigkeiten dort, zu entblößen. Auf allen Kriegsschauplätzen sicher gehen zu wollen, mußte den Erfolg selbst eines Teilschlages im Osten in Frage stellen. Auch auf Kräfte der H.Gr. Mitte und Nord wäre zurückzugreifen, zum mindesten wären dort operative Reserven, notfalls durch rechtzeitig vorgenommene Frontbegradigungen (in erster Linie durch Räumung des ohnehin gefährdeten Orelbogens der Heeresgruppe Mitte), zu schaffen gewesen.

Zweitens durfte die deutsche oberste Führung sich nicht scheuen, die Chance zu einem erfolgreichen Schlag aus der Nachhand durch Preisgabe von Gebiet, im vorliegenden Fall des Donezgebietes, zu schaffen. War sie nicht mehr in der Lage, durch Offensiven mit weitgesteckten Zielen zu beweglicher Operationsführung, in der wir dem Feind nun einmal überlegen waren, zu gelangen, so mußte sie bereit sein, die Operationsfreiheit auch aus einer planmäßigen Rückwärtsbewegung zu gewinnen. Die Weite der eroberten östlichen Gebiete bot ihr hierfür Raum genug. (Es war letzten Endes das gleiche Problem wie das, vor dem die deutsche Führung im Ersten Weltkrieg nach Festlaufen der Offensiven des Jahres 1916 stand, das anzupacken sie allerdings auch damals nicht gewagt hatte.)

Es stellte sich jedoch heraus, daß Hitler weder die eine noch die andere Voraussetzung zu erfüllen willens war.

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. Süd hat den Gedanken einer klaren Schwerpunktbildung im Osten, und hier auf dem Südflügel, Hitler gegenüber immer wieder auf das nachdrücklichste vertreten. Theoretisch stimmte dieser wohl auch zu. Praktisch aber konnte er sich zu diesem Standpunkt niemals rechtzeitig oder in ausreichendem Maße durchringen, nicht zuletzt, weil in dieser Frage natürlich der Chef des Gen.Stabs d. H. und der des Wehrmachtsführungsstabes immer divergierende Interessen vertraten.

Aber selbst innerhalb der Ostfront ist die oberste deutsche Führung nicht zu der vom Ob.Kdo.d.H.Gr. Süd immer wieder geforderten eindeutigen Schwerpunktbildung auf dem Südflügel gelangt. Obwohl es das ganze Jahr 1943 hindurch völlig offensichtlich war, daß der Gegner hier die Entscheidung suchte, blieben die Heeresgruppen Nord und Mitte im Verhältnis der eigenen Kräfte zu der Länge der von ihnen zu haltenden Front wie zu den gegenüber stehenden Feindkräften besser gestellt als die Heeresgruppe Süd. Allerdings mit Ausnahme der Panzerkräfte. Es lag dies an der bereits erwähnten Abneigung Hitlers, irgend etwas freiwillig aufzugeben oder an nicht entscheidenden Stellen ein Risiko einzugehen, wie auch daran, daß er nicht bereit war, vorausschauend das vermutliche Handeln des Gegners zu berücksichtigen. So wählte er die kostspieligste Methode, immer zu wenig oder zu spät Kräfte dorthin zu bringen, wo nun einmal die Entscheidung fallen mußte.

Am allerwenigsten aber war Hitler bereit, die Möglichkeit für einen großen operativen Erfolg im Sinne der Gedanken des Ob.Kdo.d.H.Gr. Süd durch eine — wenn auch nur vorübergehende — *Preisgabe des Donezgebietes* zu schaffen. In einer Besprechung im H.Q.d.H.Gr. im März in Saporoshje erklärte er, daß es völlig unmöglich sei, das Donezgebiet auch nur vorübergehend dem Feinde zu überlassen. Wenn wir dies Gebiet verlören, dann würde unsere eigene Kriegsproduktion nicht mehr aufrechtzuerhalten sein. Für den Gegner aber bedeute der Ausfall des Donezgebietes eine Minderung seiner Stahlproduktion um 25 Prozent Darüber hinaus sei die Bedeutung des Manganerzvorkommens von Nikopol für uns überhaupt nicht in Worten auszudrücken. Der Verlust von Nikopol (am Dnjepr südwestlich Saporoshje) würde das Ende des Krieges bedeuten. Weder für Nikopol noch für das Donezgebiet sei ferner das Kraftwerk von Saporoshje zu entbehren.

Dieser Standpunkt, dessen Richtigkeit im einzelnen wir nicht überprüfen konnten, ist für Hitler während des ganzen Feldzuges 1943 von entscheidender Bedeutung gewesen. Er hat dazu geführt, daß die Heeresgruppe nie die notwendige operative Freiheit erhielt, die es ihr ermöglicht hätte, dem überlegenen Gegner einen wirklich wirksamen Schlag zu versetzen oder jemals auf ihrem für sie entscheidenden Nordflügel stark genug zu sein.

Der Gedanke, daß man aus einer freiwillig angetretenen Rückwärtsbewegung heraus ebenso, vielleicht oft besser, zu entscheidenden Schlägen gegen den Gegner kommen könne, wie aus einer Offensivbewegung, sprach Hitler nicht an. Vermutlich, weil er das Risiko eines Gebietsverlustes als zu hoch erachtete gegenüber einer immerhin ungewissen

Siegeschance. In dieser Hinsicht fehlte ihm der Wagemut oder das Vertrauen in seine oder seiner Generale Führungskunst.

Schlagen aus der Vorhand

Der Gedanke einer Operation aus der Nachhand, wie sie das Ob.Kdo. d. H.Gr. im Auge hatte, fiel also in Rücksicht auf die Bedeutung des Donezgebietes als Lösung aus. Wie überhaupt die Idee einer derartigen Führung der Operationen aus den vorerwähnten Gründen bei Hitler auf keine Gegenliebe stieß. Allerdings war ihm zuzubilligen, daß es im Frühjahr 1943 keineswegs sicher war, ob der Gegner uns den Gefallen erweisen würde, den Kampf seinerseits mit einer Offensive zu eröffnen. Wenn auch die Westmächte eine sowjetische Offensive fordern würden, Stalin konnte vielleicht doch warten.

So trat zwangsläufig der Gedanke in den Vordergrund, die durch die Niederlagen, welche der Gegner gegen Ende des Winterfeldzuges erlitten hatte, gegebene Schwäche des Feindes auszunutzen, um ihm einen Schlag zu versetzen, ehe er, namentlich mit seinen schwer mitgenommenen Panzerverbänden, wieder voll operationsfähig sein würde. Es würde sich also nunmehr um einen — wenn auch im Rahmen der strategischen Defensive geführten — *Schlag aus der Vorhand* handeln.

Verschiedene Pläne, wenn möglich noch vor Beginn der Schlammperiode die Schwäche des Gegners ausnutzend, aus dem Gebiet südostwärts Charkow vorzustoßen, um die feindliche Front am mittleren Donez aufzurollen, erwiesen sich als undurchführbar, weil der Schlamm allen Operationen ein Ziel setzte.

So kam es schließlich zu dem Plan „Zitadelle".

Während zum Abschluß des Winterfeldzuges die Siege zwischen dem Donez und dem Dnjepr, sowie bei Charkow die Front von Taganrog längs des Mius und des Donez bis Bjelgorod wiederhergestellt hatten, war nördlich Bjelgorod an der Grenze zwischen den H.Gr. Süd und Mitte ein weit nach Westen vorspringender Frontbogen des Gegners stehengeblieben. Er umschloß, in weitem Bogen von Bjelgorod über Sumy, Rylsk bis in die Gegend südostwärts Orel verlaufend, das Gebiet um Kursk. Dieser in unsere Front einspringende Bogen war mehr als nur ein Schönheitsfehler. Er verlängerte die Front um nahezu 500 km und kostete infolgedessen zu seiner Abschließung von Norden, Westen und Süden erhebliche Kräfte. Er schnitt die Bahnen, die aus dem Bereich der H.Gr. Mitte nach Charkow führten und eine für uns wesentliche Quer-

verbindung hinter der Front dargestellt hatten, ab. Schließlich konnte er dem Gegner als Ausgangsbasis für einen Angriff sowohl in die Nordflanke der H.Gr. Süd, wie in die Südflanke der H.Gr. Mitte dienen. Insbesondere bildete er eine Gefahr, wenn man beabsichtigte, aus dem Gebiet von Charkow einen Gegenschlag gegen eine sowjetische Offensive im Bereich der H.Gr. Süd zu führen.

Das Ob.Kdo. d. H.Gr. Süd hatte daher beabsichtigt, unmittelbar im Anschluß an die Schlacht bei Charkow, noch vor Beginn der Schlammperiode in diesem Gebiet, die derzeitige Schwäche des Gegners ausnutzend, auch diesen Frontbogen noch zu beseitigen. Diese Absicht hatte aufgegeben werden müssen, da die H.Gr. Mitte sich zur Mitwirkung außerstande erklärte. So weich der Gegner unter dem Eindruck seiner Niederlage bei Charkow auch damals geworden war, so hätten die Kräfte der H.Gr. Süd allein doch nicht ausgereicht, um diesen weiten Frontbogen zu beseitigen.

Nun kam er als das Ziel eines ersten Angriffs aus der Vorhand in Frage. Die operative Bedeutung des Kursker Bogens ist vorstehend geschildert worden. Bei einem gleichzeitigen Angriff von Süden wie von Norden bestand zudem die Möglichkeit, in ihm verhältnismäßig starke Kräfte des Gegners abzuschneiden, während alsdann erhebliche deutsche Kräfte frei werden würden.

Dies war aber keineswegs — jedenfalls nach Ansicht des Ob.Kdo. d. H.Gr. Süd — das alleinige Ziel der geplanten Operation. Es war vielmehr sicher, daß der Gegner, um sich in diesem für ihn operativ wichtigen Abschnitt zu behaupten, alsbald seine *operativen Reserven*, die vor dem Nordflügel der H.Gr. Süd und dem Südflügel der H.Gr. Mitte standen, in den Kampf werfen würde. Wurde deutscherseits der Schlag frühzeitig, also unmittelbar nach Abschluß der Schlammperiode geführt, so bestand Aussicht, daß der Feind seine Panzer- und mech. Korps bzw. Armeen noch vor beendeter Auffrischung derselben in die Schlacht zu werfen gezwungen sein würde. Damit wäre für die deutsche Seite, auf der man hoffen konnte, die Auffrischung der eigenen Verbände früher zum Abschluß zu bringen, eine erhebliche Chance gegeben gewesen. Gelang es, in dieser Schlacht die feindlichen Panzerreserven zu zerschlagen, dann konnte ein neuer Schlag, sei es gegen die feindliche Donezfront, sei es an anderer Stelle, möglich werden. Dies war letzten Endes ein ebenso wesentliches Ziel der Operation „Zitadelle" wie die Beseitigung des Bogens um Kursk, so wünschenswert diese auch war.

Mit der Absicht, den Gegner noch im Stadium der Schwäche zu treffen, wurde also die Operation „Zitadelle" angelegt.

Nach den Weisungen des OKH sollte der feindliche Frontbogen um Kursk durch einen an seinen Eckpfeilern angesetzten Zangenangriff der H.Gr. Mitte (von Norden) und der H.Gr. Süd (von Süden) abgeschnitten und die in ihm stehenden Feindkräfte vernichtet werden. Für beide H.Gr. lag in diesem Angriff zweifellos ein erhebliches Risiko.

Der Angriff der *H.Gr. Mitte* mußte aus der Südfront des Orelbogens angesetzt werden. Wie der vom Gegner um Kursk gehaltene Frontbogen weit nach Westen in unsere Linien vorsprang, so ragte — nördlich von ihm — der von der H.Gr. Mitte gehaltene Orelbogen weit nach Osten in die feindliche Front hinein. Als Basis für die Operation „Zitadelle" bot er dem Gegner die Möglichkeit eines umfassenden Angriffs und somit — im Falle des Erfolges eines solchen — einer Gefährdung des Rückens der zum Angriff „Zitadelle" von der H.Gr. Mitte angesetzten Kräfte.

Im Bereich der *H.Gr. Süd* lag die Gefahr in der Tatsache, daß das Donezgebiet unter allen Umständen gehalten werden sollte, das durch seine exponierte Lage dem Feinde die Möglichkeit eines von überlegenen Kräften geführten Angriffs von zwei Seiten bot.

Trotz dieser Bedenken haben beide H.Gr. das Äußerste getan, um durch möglichst hohen Kräfteeinsatz das Gelingen von „Zitadelle" sicherzustellen. Unzweifelhaft aber war, daß das Risiko bei den H.Gr. um so größer werden mußte, je länger man dem Gegner Zeit ließ, seine angeschlagenen Kräfte wieder herzustellen (s. Anlage 13).

Die *H.Gr. Mitte* stellte für ihren von Norden zu führenden Angriff die *9. Armee* unter dem Befehl des Generaloberſten Model bereit.

Sie konnte für den eigentlichen Durchbruchsangriff in Richtung Kursk 3 Pz.-Korps mit insgesamt 6 Pz.-, 2 Pz.-Gren.- und 7 Inf.-Divisionen verfügbar machen. (Pz.-Gren.-Division war die neu eingeführte Bezeichnung der bisherigen Inf.-Division mot.)

Diese 3 Korps hatten, aus der Südfront des Orelbogens antretend, die feindliche Front auf etwa 50 Kilometer Breite zu durchbrechen, wobei den beiden Flügelkorps zugleich die offensive Abdeckung des Stoßkeils nach den Flanken zufiel. Jedoch sollte die Durchbruchsfront noch durch Angriffe der beiden östlich und westlich anschließenden Infanterie-Korps der Armee nach Möglichkeit verbreitert werden. Diesen fiel zugleich die

Sicherung der tiefen Flanken der Durchbruchsgruppe zu. Der Angriff der 9. Armee sollte von der 1. Flieger-Div. unterstützt werden.

Von der den Kursker Bogen von Westen her abschließenden 2. *Armee*, die auf einer Front von rund 200 Kilometern mit nur 9 schwachen Inf.-Div. stand, konnte wohl kaum mehr erwartet werden, als daß sie den vor ihr stehenden Gegner zu fesseln versuchte, um seine Einkreisung durch die Angriffsgruppen zu ermöglichen.

Der *H.Gr. Süd* war es möglich, der Angriffsoperation „Zitadelle" einen größeren Rahmen zu geben, indem sie 2 *Armeen* mit insgesamt 5 Korps mit 11 Pz.- und 7 Inf.-Divisionen für den Angriff bereitstellte.

Für den Ansatz der Armeen war nach Auffassung des Ob.Kdo. d. H.Gr. maßgebend, daß der Gegner alsbald seine starken ostwärts und nordostwärts Charkow stehenden operativen Reserven in den Kampf werfen würde. Mindestens so wichtig wie der Stoß auf Kursk zur Abschnürung der im Kursker Bogen stehenden Feindkräfte war es, diesen Stoß gegen die heraneilenden feindlichen Pz.- und mech. Verbände nach Osten offensiv abzuschirmen. Denn gerade deren Zerschlagung sollte ja auch ein wesentliches Ziel der Operation „Zitadelle" sein.

Die *Armee-Abteilung Kempf* hatte mit einem Inf.-Korps weiterhin die Abwehrfront am Donez von südostwärts Charkow bis in die Höhe von Woltschansk zu halten. Sie erhielt mit einem Inf.- und einem Pz.-Korps (insgesamt 3 Pz.- und 3 Inf.-Div.) den Auftrag der *offensiven* Abschirmung der Durchbruchsoperation auf Kursk nach Osten bzw. Nordosten. In Durchführung dieser Aufgabe hatte die Armee-Abt. aus der Donezfront Woltschansk – Bjelgorod vorzubrechen, mit dem Inf.-Korps eine Abwehrfront nach Osten längs der Korotscha zu gewinnen, während das Pz.-Korps nach Nordosten in allgemeiner Richtung auf Skorodnoje vorzustoßen haben würde. Ein weiteres Pz.-Korps zu 2 Pz.-Div., das zunächst als Reserve der H.Gr. zurückgehalten wurde, sollte der Armee-Abt. zur Verfügung gestellt werden, sobald sie genügend Raum und Bewegungsfreiheit nach Nordosten gewonnen hatte. Gemeinsam mit dem erstgenannten Pz.-Korps sollten alsdann im Kampf im freien Gelände die zum Eingreifen in die Schlacht heraneilenden Panzer-Verbände des Gegners zerschlagen werden.

Der 4. *Pz.-Armee* unter Generaloberst Hoth sollte der eigentliche Durchbruch auf Kursk – der 9. Armee entgegen – und alsdann die Vernichtung der westlich Kursk abgeschnittenen Feindkräfte zufallen. Ihr standen hierzu 2 Pz.-Korps (darunter 1 SS-Pz.-Korps) mit insgesamt 6 Pz.- und einer Inf.-Div. zur Verfügung, während ein weiteres Inf.-Korps (52) sich dem Angriff auf den westlichen Flügel der Pz.-Angriffsgruppe

anzuschließen hatte. Gelang der Durchbruch auf Kursk und die Vernichtung der abgeschnittenen Feindkräfte einigermaßen schnell, so würden auch die Pz.-Verbände der 4. Pz.-Armee an der Zerschlagung der heraneilenden operativen Reserven des Gegners teilnehmen können.

An Heeresartillerie wurde den beiden Armeen selbstverständlich alles zugeteilt, was die Heeresgruppe vom OKH zugeführt erhielt, und was sie im eigenen Bereich verfügbar machen konnte. Trotzdem blieb die Angriffsartillerie für einen Durchbruch durch ein Stellungssystem reichlich schwach.

Eine weitere Schwäche war, daß für den Durchbruch durch die feindlichen Stellungen die Pz.-Div. in erster Linie eingesetzt werden mußten, weil weitere Inf.-Div. für diesen Zweck vom OKH nicht zur Verfügung gestellt werden konnten.

Der Angriff der beiden Armeen sollte durch die Luftflotte 4, mit der die H.Gr. schon so lange erfolgreich zusammengearbeitet hatte, unterstützt werden. Leider wurde allerdings ihr Befehlshaber, Feldmarschall von Richthofen, kurz vor dem Angriff nach Italien abberufen. Die zur Angriffsunterstützung verfügbaren Kräfte der Luftflotte betrugen 3 Stuka-, 2 Schlacht- und 3 bis 4 Kampfgruppen.

Das Ob.Kdo. d. H.Gr. hatte, um die vorgenannten Kräfte überhaupt bereitstellen zu können, seine verbleibende Abwehrfront auf das äußerste schwächen müssen. In ihr verblieben nur die *6. Armee* (General Hollidt) an der Mius-Front, die 1. Pz.-Armee (Generaloberst v. Mackensen) und das bereits erwähnte rechte Flügelkorps der Armee-Abteilung Kempf in der Donez-Front. Es waren insgesamt nur 21 Divisionen, die die Front von Taganrog bis Woltschansk in einer Ausdehnung von 630 Kilometern zu halten hatten. Als Reserven konnten nur 1 Pz.-, 1 Pz.-Gren.- und 1 Inf.-Div. hinter dieser weitgedehnten Front verbleiben.

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. war jedoch der Auffassung, daß – wenn man den Schlag aus der Vorhand überhaupt unternahm – auch *alles* an das volle und schnelle Gelingen der Operation „Zitadelle" zu setzen sei. Gelang dieser Schlag, wurden die im Kursker Frontbogen abgeschnittenen Feindkräfte vernichtet und darüber hinaus ein erheblicher Teil der operativen Reserven des Gegners in dieser Schlacht zerschlagen, dann würde der erste Schritt zum Erreichen der anzustrebenden Remislösung getan sein. Ein Sieg bei Kursk würde es der H.Gr. auch möglich machen, mit etwa inzwischen auf ihrer Abwehrfront entstandenen Krisen fertig zu werden. Schließlich blieb ja immer noch die Möglichkeit, notfalls aus dem Donezgebiet auf den unteren Dnjepr zurückzugehen, um dann – nach einem Sieg bei Kursk – doch den operativen Gedanken aufzunehmen, der dem Vorschlage des Ob.Kdos. für einen Schlag aus der

Nachhand zugrunde gelegen hatte. Daß eine solche Entwicklung zunächst kaum den Beifall Hitlers finden würde, war allerdings anzunehmen. Immerhin, ein Sieg würde ihm auch das Donezgebiet wiederbringen.

Der Beginn der Operation „Zitadelle" war für den frühest möglichen Zeitpunkt vorgesehen. Als diesen hatte das Ob.Kdo. d. H.Gr. dem OKH den Anfang des Monats Mai angegeben, vorausgesetzt, daß bis dahin die Schlammperiode ihr Ende gefunden haben würde. Tatsächlich hätte „Zitadelle" etwa Mitte Mai beginnen können.

Ein verhängnisvoller Aufschub

Ich hatte nach dem durch den Beginn der Schlammperiode erzwungenen Abschluß der Winterkämpfe Urlaub nehmen müssen, um mich einer Mandeloperation zu unterziehen. Die Ärzte hofften durch eine solche einen beginnenden, aber altersmäßig noch nicht bedingten Star in seiner Entwicklung aufhalten zu können. Während mich an der Front zunächst Generaloberst Model, dann Feldmarschall Frhr. v. Weichs vertrat, blieb ich doch bezüglich der grundlegenden Fragen mit dem Ob.Kdo.d.H.Gr. und dem Chef des Gen.Stabs d. H. in Verbindung. In einem am 18. April an den letzteren gerichteten, für Hitler bestimmten Schreiben hatte ich nochmals vor allem den Standpunkt vertreten, daß *alles* nunmehr an den Erfolg des Unternehmens „Zitadelle" zu setzen sei, daß ein Sieg bei Kursk auch vorübergehende Rückschläge an anderen Stellen der Front der H.Gr. würde ausgleichen können. Ich hatte ferner betont, daß, je früher „Zitadelle" beginnen werde, desto weniger die Gefahr eines feindlichen Großangriffs auf das Donezgebiet bestehen würde.

Am 4. Mai wollte ich in mein HQ zurückkehren, da mit Beginn von „Zitadelle" Mitte Mai, spätestens aber zu Beginn des zweiten Drittels des Monats, zu rechnen war. Am 3. Mai erschien mein Chef, General Busse, in Liegnitz mit der Meldung, daß wir am 4. Mai zu einer Besprechung beim Führer in München sein sollten. Auch der Ob. der Heeresgruppe Mitte, Feldmarschall v. Kluge, Generaloberst Guderian (damals Generalinspekteur der Panzertruppen) und der Chef des Gen.Stabs der Luftwaffe, Generaloberst Jeschonnek, waren zu dieser Besprechung befohlen worden. Bei ihr stellte sich folgendes heraus:

Generaloberst Model, der den Nordangriff bei „Zitadelle" führen sollte, hatte Hitler Vortrag über die Lage an seiner Angriffsfront und über seine Absichten gehalten.

Model genoß das besondere Vertrauen Hitlers, nachdem er sich in den Feldzügen 1941 und 1942 zunächst als Führer eines Panzer-Korps, dann

der 9. Armee in schweren Abwehrkämpfen der H.Gr. Mitte durch besondere Energie und Standfestigkeit ausgezeichnet hatte.

Ich kannte Model gut aus der Zeit, als er unter mir die 8. Abteilung des Gen.Stabs hatte, der die Beobachtung der technischen Entwicklung und ihre Auswertung für die vom Gen.Stab zu stellenden Forderungen oblag. Er hatte in dieser Stelle sehr nützlich nach der Art eines Hechtes im Karpfenteich der Ämter des Ministeriums gewirkt. Später hatte er mir als Chef des Gen.Stabs der 16. Armee im Rahmen der H.Gr. A, deren Generalstabschef ich war, bei den Vorbereitungen der Westoffensive unterstanden.

Model war zweifellos ein besonders befähigter Generalstabsoffizier, klug, von klarem Urteil und schneller Auffassungsgabe. Mittelgroß, eher zierlich als kräftig gebaut, mit vollem schwarzem Haar und lebhaften Augen, die manchmal einen stechenden Blick annehmen konnten, wirkte er jung und frisch und war zäh und von großer Leistungsfähigkeit. Seine hervorstechendste Eigenschaft war eine außergewöhnliche Energie, die allerdings der Rücksichtslosigkeit nicht entbehrte. Mit ihr verband er große Sicherheit im Auftreten und Bestimmtheit bei der Äußerung seiner Meinung. Seiner Veranlagung nach war er ein Optimist, der Schwierigkeiten nicht anerkannte. Dies, seine unzweifelhafte Tatkraft sowie schließlich die Tatsache, daß er sich um ein gutes persönliches Verhältnis zu den Spitzen des Regimes bemühte (er hatte sich von Himmler einen SS-Adjutanten geben lassen, was natürlich im Offizierkorps starke Kritik auslöste), mußten ihn Hitler empfehlen. Daß Ehrgeiz bei dieser Einstellung Models auch eine gewisse Rolle gespielt hat, wird man wohl nicht ganz verneinen können. Doch darf man annehmen, daß er aus Überzeugung an Hitler bzw. die nationalsozialistische Idee geglaubt hat. Dem Regime hat er kritikloser gegenüber gestanden als die überwiegende Zahl der höheren militärischen Führer. Doch darf man Model nicht etwa unter die wenigen Soldaten einreihen, die Hitler geistig hörig geworden sind. Er hat seine militärischen Ansichten auch Hitler gegenüber rückhaltlos vertreten. In jedem Fall war Model ein tapferer Soldat, der seine Person rücksichtslos einsetzte und das gleiche von seinen Untergebenen, oft in brüsker Form, verlangte. Stets war er an den kritischen Stellen der von ihm befehligten Front zu finden. So war Model so recht ein Soldat nach Hitlers Sinn.

Model ist nicht dazu gelangt, als Führer einer kühnen Operation den Lorbeer des Sieges zu pflücken. Er wurde mehr und mehr der Mann, den Hitler einsetzte, um auf einer bedrohten oder ins Wanken geratenen Front die Lage wieder herzustellen und hat in diesen Aufgaben Außergewöhnliches geleistet. Wie Hitler denken mochte, war er ein Ober-

befehlshaber, „der nicht operierte, sondern stand". Als Model schließlich im Ruhrkessel das Ende kommen sah, hat er seinem Leben freiwillig ein Ende gesetzt. Sicher nicht, wie so viele Parteigrößen, um sich der Verantwortung zu entziehen, sondern weil er die Vernichtung seiner H.Gr. nicht überleben wollte.

Generaloberst Model hatte nun anläßlich seines Vortrages bei Hitler nachdrücklich auf die Schwierigkeiten hingewiesen, denen sein Angriff infolge des starken Ausbaus des feindlichen Stellungssystems begegnen werde. Auch Nachrichten über eine außerordentliche Verstärkung der feindlichen Panzerabwehr, insbesondere durch Einführung einer neuen Panzerbüchse, der unsere Panzer IV nicht gewachsen wären, hatten in seinen Darlegungen eine große Rolle gespielt. Dem ihm übertragenen Durchbruchsangriff hatte er infolgedessen von vornherein einen Sechstageplan zugrunde gelegt.

Diese Ausführungen hatten Hitler offenbar stark beeindruckt. Er fürchtete, daß unser Angriff nicht oder zum mindesten nicht schnell genug durchschlagen würde, um zu einem großen Einkreisungserfolg zu führen. Er sah nach seinen Darlegungen eine weitere Verstärkung unserer Panzerkräfte für notwendig an. Sie könne bis 10. Juni durch Zuführung erheblicher Mengen von Panzern der Typen „Tiger" und „Panther", von Sturmgeschützen, sowie einer Abteilung überschwerer Panzer „Ferdinand" (eine Porsche-Konstruktion, die sich dann als unbrauchbar erweisen sollte) erfolgen. Außerdem müßten die Panzer IV und die Sturmgeschütze „Panzerschürzen" (anhängbare Schutzschilde zur Verstärkung der Panzerung) erhalten, um den neuen sowjetischen Panzerbüchsen gewachsen zu sein. Im ganzen stellte Hitler annähernd eine Verdoppelung unserer Panzerzahl in Aussicht.

Er wünschte jedoch zu der Frage einer Verschiebung von „Zitadelle" zunächst die Ansicht der beiden Oberbefehlshaber zu hören. Beide sprachen sich gegen eine solche aus, eine Auffassung, die auch der Chef des Generalstabes, General Zeitzler, teilte.

Feldmarschall v. Kluge, der sich offenbar durch den unmittelbaren Vortrag Models bei Hitler übergangen fühlte, erklärte in seiner temperamentvollen Art, daß die Angaben Models über ein angeblich vorhandenes 20 Kilometer tiefes feindliches Stellungssystem übertrieben seien. In den Luftbildern seien auch sämtliche verfallenen Gräben aus früheren Kampfhandlungen enthalten. Des weiteren wies der Feldmarschall darauf hin, daß wir bei längerem Abwarten in die Hinterhand geraten könnten. Es könne dazu kommen, daß wir gezwungen sein würden, Kräfte von der „Zitadelle"-Front abzuziehen. Dabei hatte er wohl in erster Linie bereits die Gefährdung des Orelbogens im Auge.

Auch ich sprach mich gegen die von Hitler angeregte Verschiebung aus, und zwar aus folgenden Gründen:

Der Zuwachs an Panzern, den wir erhalten sollten, würde durch den Zufluß an Panzern auf sowjetischer Seite vermutlich mehr als ausgeglichen werden. Die monatliche Panzerproduktion des Gegners betrage sicher mindestens 1500 Stück. Auch würden bei längerem Zuwarten die jetzt noch durch die Verluste des Winterfeldzuges und die kürzlich erlittenen Niederlagen in ihrer Moral wie in ihrem Kampfwert stark abgesunkenen Verbände des Feindes ihre Angriffskraft wiedergewinnen. Schließlich würde der Ausbau der feindlichen Stellungen immer stärker werden.

Des weiteren spräche gegen eine Verschiebung von „Zitadelle" die Tatsache, daß damit die Gefahr auf der Abwehrfront der H.Gr. erheblich wachsen werde. Jetzt könne der Gegner am Donez und Mius noch nicht offensiv werden. Im Juni werde dies jedoch der Fall sein.

Besonders wies ich darauf hin, daß die ganze Frage wesentlich von der *Gesamtlage* bestimmt werde. Bei einer Verschiebung von „Zitadelle" und etwaigem baldigem Verlust von Tunis bestände die Gefahr, daß der Beginn von „Zitadelle" mit einer feindlichen Landung auf dem Festland zusammenfalle und wir dann auf zwei Fronten entscheidend zu kämpfen haben würden.

So verlockend die weitere Verstärkung unserer Panzerkräfte auch sei, so müsse meines Erachtens doch an dem alsbaldigen Angriff festgehalten werden. Im Falle einer Verschiebung würde die H.Gr. jedenfalls neben dem Zuwachs an Panzern auch weiterer Infanterie-Divisionen zur Überwindung des feindlichen Stellungssystems bedürfen.

Ich schloß damit, daß „Zitadelle" wohl kein leichtes Unternehmen werden würde, daß man aber an dem Entschluß baldigen Schlagens festhalten und, wie ein Reiter, als erstes „das Herz über das Hindernis werfen müsse". Ein Vergleich, der, wie mir alsbald klar wurde, Hitler, welcher Pferde und Reiter nicht schätzte, allerdings nicht ansprechen konnte.

Der Chef des Gen.Stabs der Luftwaffe schloß sich der Ansicht der beiden Oberbefehlshaber an, indem er erklärte, daß vom Standpunkt der Luftwaffe eine Verschiebung von „Zitadelle" keinen Vorteil biete. Ein wesentlicher Zuwachs an Fliegerkampfkräften stehe nicht in Aussicht. Er bestätigte, daß der Gegner nach dem Bild der Luftlage eine entscheidende Offensive im Bereich der H.Gr. Süd zu planen scheine.

Generaloberst Guderian schlug vor, die gesamten Panzerkräfte auf *einer* Angriffsfront, sei es bei H.Gr. Süd oder bei H.Gr. Mitte, zusammenzufassen.

Hitler wiederholte alsdann nochmals seine Argumente für einen Aufschub bis 10. Juni. Hinsichtlich des Zuwachses an Panzern auf beiden Seiten sagte er, daß ein mögliches Mehr an Panzern auf sowjetischer Seite durch die technische Überlegenheit der zusätzlichen „Tiger", „Panther" und „Ferdinand" aufgehoben werden würde. Weitere Infanterie-Divisionen könne er jedoch nicht zur Verfügung stellen.

Bezüglich der Gefahr, daß bei Verschiebung von „Zitadelle" diese unter Umständen mit einer feindlichen Invasion auf dem Festland zusammenfallen könnte, bemerkte er, daß infolge Eintreffens von Flakschiffen und leichten Übersetzmitteln im Mittelmeer der Nachschub nach Tunis aufrecht zu erhalten sein werde, so daß wir uns dort behaupten würden. Selbst bei einem Verlust von Tunis würde der Feind sechs bis acht Wochen brauchen, ehe er eine Landung durchführen könne. Mitte Juni würde also nicht mit einer solchen zu rechnen sein.

Abschließend erklärte Hitler, sich die Frage der alsbaldigen Durchführung oder einer Verschiebung von „Zitadelle" nochmals überlegen zu wollen und entließ uns in unsere HQ.

Während wir dort auf das Stichwort warteten, durch das Aufmarsch und Bereitstellung der Kräfte für die Offensive, die aus Ausbildungs- und Tarnungsgründen vorerst noch weitverteilt hinter der Front der Heeresgruppe lagen, ausgelöst würden, kam am 11. Mai der Befehl, daß die Operation „Zitadelle" bis Mitte Juni verschoben werde.

Zwei Tage später, am 13. Mai, kapitulierten die letzten Teile der Afrika-Armee auf der Kap-Bon-Halbinsel!

Die folgenden Wochen waren mit der weiteren Auffrischung und vor allem Ausbildung der Angriffsverbände und der Überprüfung und Verstärkung unserer Abwehrfront am Donez und Mius ausgefüllt. Die von Hitler versprochenen Panzer kamen, aber nicht in der zugesagten Zeit. So wurde „Zitadelle" immer weiter hinausgeschoben, bis der Juli herannahte. Sechs Wochen waren seit dem Ende in Tunis nun verflossen!*)

In größtem Ausmaß wurden ferner Täuschungsmaßnahmen eingeleitet, um dem Gegner unsere operative Absicht zu verschleiern. Sie sollten, sobald der Aufmarsch für „Zitadelle" begann, in großen Marschbewegungen aller für den Angriff zunächst entbehrlichen Kraftfahr-

*) Insgesamt hätte die H.Gr. Anfang Mai für „Zitadelle" über 686 Panzer und 160 Sturmgeschütze verfügt. Bis zum 3. Juli waren an der „Zitadelle"-Front insgesamt 1081 Panzer (davon allerdings fast die Hälfte noch Panzer III) und 376 Sturmgeschütze einsatzbereit. Die Zahl unserer Panzer hat also auch nicht annähernd die Zahlen erreicht, die die Sowjets später aus Propagandagründen in die Welt posaunt haben. Noch weniger haben unsere Panzerverluste im Verlauf von „Zitadelle" den feindlichen Angaben entsprochen. Nach diesen hätten wir weit mehr Panzer verloren, als wir überhaupt jemals zur Verfügung gehabt haben.

einheiten in Richtung auf das Donezgebiet gipfeln, in dem Angriffsvorbereitungen schon jetzt vorgetäuscht wurden. Sie gingen bis zur Anfertigung von Panzer-Attrappen, die zur Täuschung der feindlichen Luftaufklärung in das Donezgebiet transportiert wurden.

In dieser Zeit des Wartens, aber auch zunehmender Spannung, hat weiterhin ein reger Gedankenaustausch zwischen dem Ob.Kdo.d.H.Gr. und dem OKH über die weitere Entwicklung der Lage sowie über die Frage, ob man angesichts der vorgeschrittenen Zeit noch an „Zitadelle" festhalten könne, stattgefunden.

Das *Feindbild* zeigte inzwischen durch ein näheres Heranschieben der feindlichen operativen Reserven an die Front, daß diese ihre Auffrischung anscheinend beendet hatten. Wenn der Gegner vorerst auch noch in der Abwehr blieb, so zeichnete sich doch ab, daß er eine Offensive sowohl an der Mius- wie an der Donez-Front und — vielleicht zeitlich gestaffelt — gegen die Front beiderseits Charkow vorbereitete. Das gleiche Bild ergab sich im Bereich der H.Gr. Mitte hinsichtlich der Vorbereitung eines feindlichen Angriffs auf den Orelbogen. Auch an anderen Stellen der Ostfront ließen sich mögliche Angriffsabsichten des Feindes erkennen. Ob der Gegner allerdings bald von sich aus die Offensive einleiten würde, ob er auf die zweite Front warten oder ob er erst im Gegenschlag gegen eine deutsche Offensive zum Angriff übergehen würde, blieb nach wie vor ungewiß.

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. hat in diesem Meinungsaustausch mit dem OKH immer wieder auf folgendes hingewiesen; daß:

1. jedes weitere Hinausschieben unseren Angriff schwerer machen würde,

2. zugleich auch das Risiko an der Abwehrfront der Heeresgruppe, insbesondere im „Donez-Balkon" erheblich zunähme, da die dort verfügbaren Kräfte einer feindlichen Großoffensive auf die Dauer nicht gewachsen bleiben könnten,

3. daß ungeachtet dieses Risikos es, im Falle der Durchführung von „Zitadelle", nach wie vor darauf ankomme, alles an einen schnellen und durchschlagenden Erfolg dieser Operation zu setzen, selbst unter Inkaufnahme von Krisen im Donezgebiet, die vielleicht dort zu einem Ausweichen zwingen könnten.

Wiederum wurde der Standpunkt der Heeresgruppe betont, daß der Gegner in diesem Jahre die *Entscheidung* gegenüber der H.Gr. Süd suchen werde, daß diese hierzu auf ihrem *Nordflügel stark* sein und im übrigen *operative Freiheit* erhalten müsse im Sinne der Vorschläge, die wir im Februar/März bezüglich beweglicher Operationsführung und eines Schlagens aus der Nachhand gemacht hätten.

Auf eine Anfrage des Generalstabschefs, wie das Ob.Kdo.d.H.Gr. zu der Durchführung von „Zitadelle" nunmehr überhaupt stehe, antwortete ich, daß „Zitadelle" in jedem Fall ein schwerer Angriff sein werde, der im Erfolgsfall weitere Teilschläge ermöglichen könne, aber nicht etwa das Freiwerden von Kräften (für andere Kriegsschauplätze) in absehbarer Zeit sichern werde. Die Frage, ob „Zitadelle" nunmehr noch zweckmäßig sei oder nicht, lasse sich nur vom Standpunkt der *Gesamtkriegführung* beantworten. Man könne die Operation nur durchführen, wenn man für absehbare Zeit, also bis in den Herbst, auf jeden Kräfteabzug von der Ostfront verzichte. Glaube man, daß die Westmächte vor dem Herbst eine Landungsoperation großen Stils *nicht* durchführen würden, so sei „Zitadelle" noch möglich. Desgleichen, wenn man es sich zutraue, die Westmächte irgendwo landen zu lassen, um sie erst später zu schlagen, nämlich dann, wenn sie aus ihrem Landekopf herauszutreten gezwungen sein würden.

Bei diesem Gedankenaustausch befand sich das Ob.Kdo. weitgehend in Übereinstimmung mit dem Chef des Generalstabs des Heeres und der Operationsabteilung des OKH. Dagegen gelang es nicht, eine klare Stellungnahme Hitlers zu derartigen operativ doch bedeutungsvollen Fragen zu erlangen. In einem Schreiben, das ich in diesen Wochen an den Generalstabschef richtete, stand daher folgender bezeichnender Satz:

„Da eine telefonische Aussprache über alle wichtigen Fragen zwischen der Heeresgruppe und OKH wegen der großen Entfernung nicht möglich ist, halte ich entweder eine engere persönliche Verbindung oder eine dem weiten Absetzen der obersten Führung entsprechende operative Handlungsfreiheit im Osten für erforderlich. Der Zustand, daß die Oberbefehlshaber der Heeresgruppen über die Gesamtlage nur durch den Wehrmachtsbericht unterrichtet werden, ist ebenso unerträglich, wie das Fehlen jeder geistigen Verbindung zwischen den obersten Führungsstellen."

Bei nachträglicher Sicht wird man geneigt sein zu sagen, daß die Oberbefehlshaber der Heeresgruppen angesichts des immer weiter verzögerten Beginns von „Zitadelle" dem OKH hätten erklären müssen, dieser Angriff habe nunmehr seinen Sinn verloren und dürfe nicht mehr geführt werden. War er doch darauf angelegt gewesen, den Gegner möglichst frühzeitig, also noch im Zustand der Schwäche, zu treffen. Davon konnte allmählich nicht mehr die Rede sein.

Was mich betrifft, so lag der Grund dafür, daß dieses nicht geschehen ist (was ein Fehler gewesen sein mag) in folgendem:

Erstens hätte der Verzicht auf „Zitadelle" ein weiteres Abwarten im

Osten bedingt mit all den Gefahren, die ein solches im Hinblick auf die zu erwartende zweite Front bedeutet hätte. Schien es doch nunmehr so, als ob die Sowjets sich tatsächlich Zeit lassen wollten, ehe sie selbst zur Offensive schritten.

Zweitens waren wir, jedenfalls beim Ob.Kdo.d.H.Gr. Süd, überzeugt, daß unser Angriff zwar schwer sein, daß er aber zum Erfolg führen werde. Zweifelhafter schien uns eher die Frage, ob wir eine feindliche Offensive im Donezgebiet würden abwehren können. Doch blieben wir überzeugt, daß wir nach einem Sieg bei Kursk auch mit einer Krise im Donezgebiet fertig werden, ja aus ihr vielleicht einen großen Sieg würden machen können. Daß unsere Ansicht hinsichtlich eines möglichen Erfolges unseres „Zitadelle"-Angriffs nicht ganz so abwegig gewesen ist, wie es heute scheinen mag, ergibt sich aus dem Ablauf der Operation und den Gründen, die zu ihrer Einstellung geführt haben. Hierüber wird noch zu sprechen sein.

Etwas anders lagen die Verhältnisse für das Ob.Kdo. der Heeresgruppe Mitte. Hier würde ein Erfolg des Gegners im Bereich des Orelbogens sofort auf „Zitadelle" einwirken. Ein Ausweichen, wie es für uns schließlich im Donezgebiet möglich sein würde, konnte im Orelbogen nicht erfolgen, da dieser die Basis des Angriffs der 9. Armee bildete. Konnte das Ob.Kdo.d.H.Gr. Mitte also nicht mit Zuversicht auf die Abwehr der zu erwartenden feindlichen Entlastungsoffensive gegen den Orelbogen rechnen, so mußte es die Durchführung des bis Juli hinausgezögerten Unternehmens „Zitadelle" ablehnen. Da dies unseres Wissens nicht geschehen ist, wird das Ob.Kdo. angenommen haben, den Orelbogen in jedem Fall behaupten zu können.

Immer noch auf die Entscheidung wartend, ob „Zitadelle" nun durchgeführt werden würde oder nicht, sollte ich am Jahrestage der Eroberung von Sewastopol nach Bukarest fliegen, um dem Marschall Antonescu das Krimschild in Gold zu überreichen. Der Flug mußte im letzten Augenblick verschoben werden, da Hitler für den 1. Juli alle Oberbefehlshaber und Kommandierenden Generale der für „Zitadelle" vorgesehenen Verbände des Heeres und der Luftwaffe in sein ostpreußisches Hauptquartier befahl.

In dieser Besprechung, die wie immer vor einem solchen Gremium lediglich ein Vortrag Hitlers war, gab er seinen endgültigen Beschluß bekannt, die Operation „Zitadelle" nunmehr durchzuführen. Der Angriff sollte am 5. Juli beginnen.

Hitler begründete zunächst eingehend die seinerzeit erfolgte Verschiebung. Sie sei notwendig gewesen im Hinblick auf die personelle

und materielle Auffrischung und Verstärkung der für den Angriff bestimmten Verbände. Nunmehr seien diese personell voll aufgefüllt. Materiell seien wir zum erstenmal den Sowjets an Panzern überlegen.

Neuartig und nach seinen früheren Ausführungen nicht gerade überzeugend war seine Behauptung, die Verschiebung sei vor allem auch deshalb notwendig gewesen, weil bei frühem Losschlagen die Hilferufe der Sowjets eine alsbaldige Landung der Westmächte im Bereich des Mittelmeers zur Folge gehabt haben würden. Wir hätten dem seinerzeit nichts entgegenzusetzen gehabt. Auf Widerstand der Italiener wäre nicht zu rechnen gewesen. Auf dem Balkan hätte der Gegner die Unterstützung der dortigen Völker gefunden. Jetzt sei diese kritische Phase im wesentlichen überwunden. Wir hätten auf Sardinien, Sizilien und dem Peloponnes sowie auf Kreta nunmehr einigermaßen ausreichende Kräfte.

Man wird sich erinnern, daß Hitler am 4. Mai auf meinen Hinweis hinsichtlich der Gefahr einer baldigen feindlichen Landung erklärt hatte, daß wir uns in Tunis würden behaupten können und daß — selbst wenn dies nicht mehr der Fall sein werde — die Westmächte 6–8 Wochen Zeit brauchen würden, ehe sie eine Landung durchführen könnten. Danach hatte er also damals keineswegs mit der Möglichkeit eines schnellen Eingreifens der Feindmächte auf sowjetischen Wunsch hin gerechnet.

Aus dem, was Hitler jetzt sagte, ging aber ferner hervor, daß er, in dem Bestreben, überall sicher zu gehen, auf Grund des Verlustes der Afrika-Armee unsere Kräfte im Mittelmeergebiet weiter verstärkt hatte. Er war also nicht bereit, der Notwendigkeit Rechnung zu tragen, alles an den Erfolg von „Zitadelle" zu setzen. Eine Einstellung, die sich auch während der Durchführung der Operation noch erweisen sollte.

Den Entschluß, „Zitadelle" nunmehr durchzuführen, begründete er zutreffend damit, daß wir nicht warten könnten, bis der Gegner, vielleicht erst im Winter oder erst nach Errichtung einer zweiten Front, zum Angriff antreten werde. Auch sei ein baldiger, durchschlagender Angriffserfolg in Rücksicht auf dessen Wirkung auf unsere Verbündeten wie auf die Heimat erwünscht.

Nachdem Hitler vor allen beteiligten höheren Führern seinen Entschluß, jetzt zum Angriff zu schreiten, bekanntgegeben und dessen Notwendigkeit vom Standpunkt der obersten Führung aus begründet hatte, war naturgemäß nicht mehr die Möglichkeit gegeben, diesen Entschluß noch umzustoßen. Ganz abgesehen davon, daß wir uns ein weiteres Zuwarten im Osten in der Tat nicht mehr leisten konnten.

Ein Versuch von mir, im Interesse von „Zitadelle" die Rückkehr des Feldmarschalls v. Richthofen zur Führung der Luftflotte 4 zu erreichen, blieb leider ergebnislos und führte nur zu einem scharfen Zusammenstoß

mit Göring. Dieser war nicht bereit, zuzugeben, wie ausschlaggebend eine Persönlichkeit wie Richthofen als Führer der Kampfverbände war.

Zu erwähnen, weil aufschlußreich, nicht für die augenblickliche Lage, wohl aber für das Denken von Hitler, sind noch einige Äußerungen, die er in seinen Vortrag eingeflochten hatte.

Er behauptete, daß man, um die derzeitige Lage gerecht zu würdigen, sich erinnern müsse, daß die Lage 1936 (Rheinlandbesetzung), 1938 (Österreich), 1939 und 1940 viel gefahrdrohender gewesen sei. Jetzt käme es darauf an, *Europa* an seinen *Grenzen* zu verteidigen, also die italienischen Inseln und den Balkan. Eine Preisgabe des letzteren wie des Donezgebietes sei untragbar. Im übrigen sei er durchaus zuversichtlich. Amerikanische Zeitungen bezifferten die Verluste der Sowjetunion, einschl. derer der Zivilbevölkerung durch Hunger, auf 30 Millionen Menschen. Er rechne mit einem Ausfall an Wehrfähigen in Höhe von 12 bis 14 Millionen. Angesichts solcher Verluste und der Ernährungsschwierigkeiten müsse der Gegner doch einmal zusammenbrechen oder wie China in Agonie versinken.

Sollten diese Ausführungen wohl bei den zahlreichen Zuhörern die Zuversicht stärken, so dürfte das Folgende wohl nur bei wenigen Widerhall gefunden haben. Hitler erklärte, daß Versprechungen an sowjetische Teilvölker im Kriege wegen der Rückwirkung auf die eigenen Soldaten nicht in Frage kämen. Diese müßten wissen, wofür sie kämpften, nämlich um Lebensraum für ihre Kinder und Enkel. Es sei der Fehler im Ersten Weltkrieg gewesen, daß wir kein Ziel gehabt hätten.

Schließlich wiederholte Hitler, was er mir persönlich schon früher einmal gesagt hatte, daß am 24. August 1939 der Beschluß Italiens, neutral zu bleiben, früher nach London als nach Berlin gelangt sei. Nur dieser Beschluß habe es der britischen Regierung ermöglicht, Frankreich zum Miteintritt in den Krieg zu bestimmen.

Die Aufmarschbewegungen für „Zitadelle" und die letzten großzügigen Täuschungsmaßnahmen in unserem Bereich liefen nunmehr an. Ich selbst überreichte am 3. Juli in Bukarest das Krimschild, ein Akt, der dazu beitragen konnte, durch meinen Besuch in Bukarest den Sowjets das unmittelbar bevorstehende Losbrechen unserer Offensive zu verschleiern. Am 3. Juli abends war ich wieder in meinem HQ.

Der Angriff

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. begab sich am 4. Juli mit einem Gefechtsstab dicht hinter die Angriffsfront, um die Operationen der beiden Armeen

straff leiten zu können. Als Gefechtsstand diente uns unser in einem Walde abgestellter Befehlszug. Er bestand aus je einem Wohn- und Arbeitswagen für den Chef und mich, Arbeits- und Schlafwagen, sowie einem Speisewagen für die Abteilung Ia (Operations-Abt.) und eine verkleinerte Abteilung Ic (Feindnachrichten-Abt.), sowie die sonstigen Persönlichkeiten, deren Anwesenheit unbedingt erforderlich war. Fernsprech- und Funkwagen, Wagen für die Stabswache und für 2-cm-Flak gehörten ebenfalls dazu. Die Benutzung dieses Befehlszuges hat sich ganz außerordentlich bewährt. Man hatte alle Gehilfen und technischen Einrichtungen, die für die Führung benötigt wurden, zur Hand und doch zugleich bequeme Arbeits- und ausreichende Unterkunftsbedingungen, sowie die Möglichkeit schnellen Ortswechsels. Hinter einem Frontabschnitt, in dem eine wichtige Operation im Gange war, abgestellt, konnte man mit Kraftwagen oder Flugzeug leicht zu allen Befehlshabern oder Truppen gelangen. Mehrfach bin ich mit dem Zuge auch zu einer längeren Fahrt entlang der Front unterwegs gewesen, tagsüber Stäbe und Truppen eines Abschnitts besuchend, nachts in den nächsten Abschnitt weiterfahrend.

Am 5. Juli brach der Angriff auf den Fronten beider Armeen los, nachdem am Abend vorher die 4. Pz.-Armee sich durch einen handstreichartigen Teilangriff in den Besitz von Beobachtungsstellen gesetzt hatte, die für die Angriffsführung unentbehrlich waren.

Es ist in diesem Zusammenhang nur möglich, aber auch nur erforderlich, den Verlauf von „Zitadelle" mit wenigen Strichen zu zeichnen. So aufschlußreich es auch für den militärisch Interessierten sein mag, die ständig wechselnden Lagen und die aus ihnen sich ergebenden Führungsfragen und Entschlüsse, wenigstens im Bereich der H.Gr. Süd, zu verfolgen. Denn deren Kampf war doch nur in den allerersten Tagen ein in voraus festgelegter Bahn verlaufender Durchbruchsangriff. Sobald die Angriffsverbände Bewegungsfreiheit jenseits des feindlichen Stellungssystems gewonnen hatten, ergaben sich für das Ob.Kdo.d.H.Gr. wie für die der Armeen immer neue Lagen und Entschlüsse, wenn auch an dem Grundgedanken der Operation unverändert festgehalten worden ist.

Auf der Angriffsfront der *H.Gr. Mitte* gelang der *9. Armee* in den beiden ersten Angriffstagen im Bereich ihres mittleren und linken Angriffskorps ein bis zu 14 Kilometer tiefer Einbruch in das feindliche Stellungssystem. Das rechte Angriffskorps gewann dagegen nur unbedeutend Raum, die Anschlußkorps blieben im wesentlichen hängen.

Bereits am zweiten Angriffstage setzten sich immer steigernde Gegenangriffe des Feindes gegen Front und Flanken des Stoßkeils der Armee ein. Der Gegner setzte zu ihnen auch die operativen Reserven an, die im

Nordwestteil des Kursker Bogens und vor der Südostfront des Orelbogens gestanden hatten. Ein Zeichen, daß er den Kursker Bogen unter allen Umständen halten wollte, aber auch dafür, daß durch „Zitadelle" im Erfolgsfall recht erhebliche Feindkräfte hätten eingekreist werden können. Trotz dieser Gegenangriffe kam der Stoßkeil der 9. Armee, wenn auch nunmehr nur in 10 Kilometer Breite, noch weiter vorwärts. Am 9. Juli lief sich der Angriff jedoch vor einer Höhenstellung des Gegners um Olchowatka — etwa 18 Kilometer vorwärts der Ausgangsstellung der 9. Armee — fest. Das AOK beabsichtigte, nach Abwehr feindlicher Gegenangriffe und Verlagerung des eigenen Angriffsschwerpunkts unter Einsatz seiner Reserven, die Offensive etwa am 12. Juli wieder aufzunehmen, um den Durchbruch zu vollenden. Es sollte jedoch nicht dazu kommen. Der Gegner trat am 11. Juli mit starken Kräften von Osten und Nordosten zur Offensive gegen die den Orelbogen haltende 2. Pz.-Armee an. Die Entwicklung der Lage dort zwang das Ob.Kdo.d.H.Gr. Mitte, den Angriff der 9. Armee einzustellen, um starke schnelle Kräfte von ihr in den Kampf der 2. Pz.-Armee werfen zu können.

Auch im Angriffsabschnitt der *H.Gr. Süd* erwies sich der erste Durchbruch durch das feindliche Stellungssystem als schwer. Besonders fühlbar machte sich das Fehlen von Infanterie-Divisionen für den ersten Durchbruch, wie die relative Schwäche der Angriffs-Artillerie.

Bei der *Armee-Abt. Kempf* gelang es dem rechten Flügelkorps, dem 11. AK (General Rauss) nicht, im Angriff bis an den als neue Abwehrfront vorgesehenen Korodscha-Abschnitt, sondern nur bis auf die Höhen westlich des Koren-Abschnitts vorzudringen. Wurde somit das ursprüngliche Ziel auf diesem äußersten rechten Flügel der Angriffsoperation auch nicht erreicht, so konnte man doch mit dem Erfolg des Korps in der Folge zufrieden sein. Es hatte durch seinen mit großem Schwung vorgetragenen Angriff die Kräfte der ostwärts Woltschansk stehenden Gruppe feindlicher operativer Reserven auf sich gezogen. Es errang diesen gegenüber in den folgenden Tagen einen großen Abwehrerfolg, der dem Feind sehr erhebliche Einbußen, auch an Panzern, brachte. Schließlich konnte sich die H.Gr. auch mit einer Abwehrfront am Koren zufrieden geben, da damit die Breite der eigentlichen Angriffsfront noch nicht beeinträchtigt wurde.

Auch das *3. Pz.-Korps* hatte schwer zu kämpfen. Der erste Angriff über den Donez beiderseits Bjelgorod gelang nur unter erheblichen Schwierigkeiten. Später schien das Korps vor einer rückwärtigen Stellung des Gegners — etwa 18 Kilometer vorwärts des Donez — festzuliegen. Der Oberbefehlshaber der Armee-Abt. war im Hinblick auf die bereits ein-

getretene Schwächung der Truppe im Zweifel, ob der Angriff nicht auch hier eingestellt werden solle. Nach einer Rücksprache mit dem Kom.Gen. des 3. Pz.-Korps, General Breith, und seinen Div.-Kommandeuren, entschied ich jedoch, daß die Offensive fortzusetzen sei. Zumal das Ob.Kdo. d.H.Gr. dem Korps noch die 198. Inf.-Div., die als Reserve hinter der 1. Pz.-Armee an der Donezfront gestanden, trotz des dort wachsenden Risikos zugeführt hatte. Am 11. Juli gelang dem Korps denn auch der endgültige Durchbruch durch diese letzte feindliche Stellung. Der Weg war frei, um im unbefestigten Gelände den Kampf mit den heraneilenden schnellen Verbänden der ostwärts Charkow gestandenen operativen Reserven des Gegners aufzunehmen.

Das Ob.Kdo.d.H.Gr. ordnete an, daß, während der rechte Flügel des 3. Pz.-Korps weiter in Richtung Korodscha vorzustoßen habe, dessen linker Flügel zunächst im Zusammenwirken mit der 4. Pz.-Armee die feindliche 69. Armee, die sich zwischen unsere beiden Angriffs-Armeen geschoben hatte, zu vernichten habe.

Die 4. *Pz.-Armee* hatte in schweren Kämpfen in den beiden ersten Tagen die erste und zweite feindliche Stellung durchbrochen. Am 7. Juli gelang dem linken Pz.-Korps der Armee (48. Pz.-Korps, Gen. v. Knobelsdorff) der Durchbruch in das freie Gelände bis etwa 11 Kilometer vor Obojan. In den folgenden Tagen hatte es sich starker von Nordosten, Norden und Westen geführter feindlicher Gegenangriffe zu erwehren, in denen namhafte Teile der angreifenden Feindverbände zerschlagen werden konnten. Hier und bei den vor dem 2. SS-Pz.-Korps auftretenden Feindkräften handelte es sich bereits um Verbände der operativen Reserve des Gegners, nämlich um 3 Pz.- und 1 mech. Korps, die unter dem Befehl der sowjetischen 69. und 1. Pz.-Armee in den Kampf geworfen worden waren. Weitere schnelle Korps führte der Gegner von ostwärts Charkow heran.

Auch dem rechten Pz.-Korps der Armee (2. SS-Pz.-Korps, Obergruppenführer Hauser) gelang der Durchstoß ins freie Gelände. Am 11. Juli stand es im Angriff auf Prochorowka und hatte weiter westlich einen Übergang über den Pssel erkämpft.

Am 12. Juli warf der Feind neue Kräfte aus seinen operativen Reserven in den Kampf gegen Front und Flanken der Angriffsfront der H.Gr. Beide Armeen wiesen am 12./13. Juli alle diese Angriffe ab. Am 14. Juli konnte das SS-Korps im Nachstoßen Prochorowka erreichen, das 48. Pz.-Korps bereits Einblick in das Pssel-Tal westlich Obojan gewinnen. In diesen Kämpfen waren weiterhin namhafte Teile der feindlichen operativen Reserven teils zerschlagen, teils schwer mitgenommen worden.

Im ganzen hatte der Feind nunmehr 10 Pz.- bzw. mech. Korps gegen die H.Gr. neu in den Kampf geworfen. Dies waren im wesentlichen alle greifbaren Reserven, die der Gegner vor unserer Front bereitgestellt hatte, mit Ausnahme der Gruppen, die vor unserer Donez- und Miusfront standen, wo sich feindliche Angriffe nun vorzubereiten schienen. Der Feind hatte bis zum 13. Juli bereits 24000 Gefangene, 1800 Panzer, 267 Geschütze und 1080 Pak an unserer „Zitadelle"-Front eingebüßt.

Die Schlacht stand auf ihrem Höhepunkt! Die Entscheidung über Sieg oder Fehlschlag schien bevorzustehen. Wohl war dem Ob.Kdo. d.H.Gr. seit dem 12. Juli bekannt, daß die 9. Armee den Angriff hatte einstellen müssen und der Gegner gegen die 2. Panzer-Armee zur Offensive übergegangen war. Aber der Entschluß des Ob.Kdos.d.H.Gr., die Schlacht nicht vorzeitig – vielleicht dicht vor dem endgültigen Erfolge – abzubrechen, stand fest. Noch hatte es das 24. Pz.-Korps mit der 17. Pz.-Division und der SS-Division „Wiking" in der Hand, um sie als Trumpf in die Schlacht zu werfen.

Um dieses Korps stand das Ob.Kdo.d.H.Gr. allerdings seit Beginn der Offensive oder eigentlich schon seit Beginn ihrer Vorbereitung im Kampf mit Hitler. Man wird sich erinnern, daß wir immer wieder den Standpunkt vertreten hatten, daß man – wenn „Zitadelle" überhaupt durchgeführt werden sollte – *alles* an das Gelingen dieses Unternehmens setzen müsse, selbst auf ein erhebliches Risiko im Donezgebiet hin. Aus diesem Gedanken heraus hatte das Ob.Kdo. hinter der Mius- und Donezfront, wie bereits früher erwähnt, als Eingreif-Reserven nur zwei schnelle Div. (23. Panzer- und 16. Pz.-Gren.-Div.) belassen, das 24. Pz.-Korps aber zum Einsatz bei „Zitadelle" – zunächst als H.Gr.-Reserve – vorgesehen. Es hatte jedoch mehrfacher Vorstellungen beim OKH bedurft, bis Hitler, der jedes Risiko im Donezgebiet scheute, sein Einverständnis gab, daß das Korps hinter die „Zitadelle"-Front gezogen werden konnte. Immerhin stand es nunmehr westlich Charkow bereit; allerdings unter der Bestimmung des Korps zur Reserve des OKH, womit es der unmittelbaren Befehlsgewalt der H.Gr. entzogen wurde.

So stand die Schlacht, als Feldmarschall v. Kluge und ich für den 13. Juli ins Führerhauptquartier berufen wurden. Es wäre wohl richtiger gewesen, wenn Hitler sich seinerseits einmal zu den beiden H.Gr. begeben hätte oder – wenn er auf Grund der Gesamtlage glaubte, nicht von seinem HQ abwesend sein zu können – den Chef d. Gen.Stabs zu uns entsandt hätte. Aber Hitler ist während des ganzen Ostfeldzuges nur selten dazu zu bewegen gewesen, sich an die Front zu begeben. Seinem Generalstabschef aber gestattete er dies auch nicht.

Die Besprechung am 13. Juli begann mit der Erklärung *Hitlers*, daß

die Lage auf Sizilien, wo die Westmächte am 10. Juli gelandet waren, ernst geworden sei. Die Italiener kämpften überhaupt nicht. Der Verlust der Insel sei wahrscheinlich. Der nächste Schritt des Gegners könnte eine Landung auf dem Balkan oder in Unteritalien sein. Die Bildung neuer Armeen in Italien und auf dem Westbalkan sei nötig. Die Ostfront müsse Kräfte abgeben, daher könne „Zitadelle" nicht weiter fortgeführt werden. Es war also genau die Lage entstanden, vor deren möglichem Eintreten ich am 4. Mai in München gewarnt hatte, falls „Zitadelle" verschoben werden würde!

Feldmarschall v. Kluge meldete, daß die Armee Model nicht weiter vorwärts komme und bereits 20 000 Mann Verluste habe. Außerdem sei die H.Gr. gezwungen, alle schnellen Kräfte von der 9. Armee wegzuziehen, um die tiefen Einbrüche, die der Gegner bereits an drei Stellen der Front der 2. Pz.-Armee erzielt habe, aufzufangen. Der Angriff der 9. Armee könne schon aus diesem Grunde nicht mehr fortgesetzt und auch nicht später wieder aufgenommen werden.

Ich erklärte demgegenüber, daß — was die H.Gr. Süd angehe — die Schlacht jetzt auf dem entscheidenden Punkt angekommen sei. Nach den Abwehrerfolgen der letzten Tage gegen fast die gesamten in den Kampf geworfenen operativen Reserven des Gegners läge der Sieg in greifbarer Nähe. Jetzt den Kampf abzubrechen, würde voraussichtlich bedeuten, daß man den Sieg verschenkte! Wenn die 9. Armee wenigstens vorerst die ihr gegenüberstehenden Feindkräfte binden und vielleicht später den Angriff wieder aufnehmen würde, so würden wir zunächst die z. Z. mit unseren Armeen im Kampf stehenden und bereits erheblich mitgenommenen Feindgruppen endgültig zu schlagen suchen. Alsdann würde die H.Gr. — wie bereits am 12. Juli dem OKH gemeldet — wieder nach Norden antreten, den Pssel östlich Obojan mit zwei Pz.-Korps überschreiten, um dann, nach Westen eindrehend, die im Westteil des Kursker Bogens stehenden Kräfte des Gegners zu einer Schlacht mit verwandter Front zu zwingen. Um diese Operation nach Norden und Osten offensiv abdecken zu können, müßte jedoch der Armee-Abt. Kempf das 24. Pz.-Korps nunmehr sofort zugeführt werden. Naturgemäß werde die Kraft der H.Gr. in jedem Fall nur ausreichen, die Offensive bis südlich Kursk fortzuführen. Sollte also ein Wiederantreten der 9. Armee — auch nach Überwindung der Krise im Orelbogen — nicht mehr in Frage kommen, dann müßten wir wenigstens versuchen, mit den Feindkräften, mit welchen wir z. Z. im Kampfe ständen, soweit aufzuräumen, daß wir Luft bekämen. Andernfalls, wenn man sie nur halb geschlagen losließe, würden wir alsbald Krisen nicht nur im Donezgebiet, sondern auch an der „Zitadelle"-Front haben.

Da Feldmarschall v. Kluge auch eine spätere Wiederaufnahme des Angriffs der 9. Armee für ausgeschlossen, vielmehr deren Zurücknahme in die Ausgangsstellungen für erforderlich erklärte, entschied Hitler — zugleich in Rücksicht auf die Notwendigkeit einer Abgabe von Kräften nach dem Mittelmeergebiet — daß „Zitadelle" abzubrechen sei. Das 24. Pz.-Korps wurde, im Hinblick auf die gegen das Donezgebiet drohenden feindlichen Angriffe, der H.Gr. nicht zur freien Verfügung gestellt.

Immerhin erklärte sich Hitler damit einverstanden, daß die H.Gr. Süd noch versuchen sollte, die ihr z. Z. gegenüberstehenden Feindkräfte so weit zu schlagen, daß sie auf der „Zitadelle"-Front die Möglichkeit zum Herausziehen von Kräften erhielte.

Nach meiner Rückkehr zur H.Gr. und einer Besprechung mit den beiden Armee-Führern ergingen am 16. Juli die Befehle für die Schläge, die die H.Gr. dem Gegner noch versetzen wollte, ehe sie den Kampf im Kursker Bogen abbrach.

Die *4. Pz.-Armee* sollte in zwei kurzen Schlägen nach Norden und Westen die südlich des Pssel stehenden Feindkräfte endgültig zerschlagen.

Die *Armee-Abt. Kempf* hatte diese Angriffe nach Osten abzudecken und zugleich, zusammen mit der 4. Pz.-Armee, eine inzwischen auf der Grenze beider Armeen eingeschlossene Feindgruppe zu vernichten.

Alsdann beabsichtigte die H.Gr. mit beiden Armeen auf ihre Ausgangsstellung, zum Teil geländemäßig etwas verbessert, zurückzugehen, um Kräfte freimachen zu können. Ob sich dabei noch die Möglichkeit ergeben würde, durch einen Panzerstoß nach Westen die vor dem 52. AK stehenden Feindkräfte aufzurollen, sollte von der Entwicklung der Lage abhängen.

Die *Luftflotte 4*, deren Einsatz im „Zitadelle"-Gebiet aus Witterungsgründen in diesen Tagen nicht möglich war, wurde ersucht, an der Mius-Donez-Front einzugreifen, um die dort erkannten feindlichen Angriffsvorbereitungen zu zerschlagen.

Leider sollte aus diesen Plänen nichts mehr werden.

Das OKH befahl am 17. Juli die sofortige Herauslösung des ganzen 2. SS-Pz.-Korps zu seiner Verfügung und am 18. Juli die Abgabe von zwei weiteren Pz.-Divisionen an die H.Gr. Mitte.

Angesichts dieser Verminderung seiner Kräfte sah sich das Ob.Kdo. d.H.Gr. gezwungen, auf die geplanten Angriffsschläge zu verzichten, den Kampf abzubrechen und die Armeen auf die Ausgangsstellungen zurückzunehmen.

Am 17. Juli griff der Gegner nunmehr an der *Mius- und Donezfront* wie erwartet an. Sowohl bei der 6. wie bei der 1. Pz.-Armee erzielte er

größere, wenn auch nur örtliche Einbrüche. Infolgedessen gelang es dem Ob.Kdo.d.H.Gr. neben dem bereits in Richtung auf das Donezgebiet abgedrehten 24. Pz.-Korps, auch das SS-Pz.-Korps, das Hitler für Italien vorgesehen hatte, wenigstens zur Verwendung im Donezgebiet vorerst noch zu behalten.

Wenn somit die H.Gr. die Schlacht auch vor gefallener Entscheidung, vielleicht dicht vor dem Siege – wenigstens auf ihrer Front –, hatte abbrechen müssen, so war es doch gelungen, dem Gegner schwere Schläge zu versetzen. Neben den feindlichen Schützen-Divisionen und Pz.-Brigaden, die ursprünglich in der Front gestanden hatten, war es gelungen, die Masse der schnellen Verbände der operativen Reserven des Feindes, soweit sie im Kursker Bogen und vor der Charkower Front gestanden hatten, zum mindesten teilweise zu zerschlagen. Im ganzen hatten 11 feindliche Panzer- bzw. mech. Korps und 30 Schützen-Divisionen im Kampf gegen die Armeen der H.Gr. gestanden.

Sie hatten an Gefangenen rund 34 000 Mann verloren. Die Zahl der Toten des Gegners wurde auf 17 000 geschätzt. Für den Feind günstig gerechnet, mußte hierzu mindestens die doppelte Zahl von Verwundeten kommen, so daß der Feind einen Gesamtausfall von etwa 85 000 Mann gehabt haben dürfte.

Dem standen an Verlusten auf deutscher Seite bei den beiden Armeen 20 720 Mann, davon 3330 Tote, gegenüber. Alle Divisionen, bis auf eine Pz.-Div., waren noch angriffsfähig, wenn auch einzelne, namentlich die wenigen Inf.-Div., erheblich gelitten hatten.

Schlußbetrachtung

Das Fehlschlagen von „Zitadelle" kann man auf mancherlei Ursachen zurückführen, von denen eine wesentliche das Fehlen des Überraschungsmomentes gewesen ist. Trotz aller Täuschungs- und Verschleierungsmaßnahmen konnte die Offensive den Gegner nicht mehr unvorbereitet treffen.

Man würde aber fehlgehen, wenn man die Ursachen des Fehlschlages vorwiegend im *Taktischen* sehen wollte.

Die Operation „Zitadelle" ist von der deutschen obersten Führung vor gefallener Entscheidung *abgebrochen* worden:

In erster Linie auf Grund *strategischer* Einwirkungen, die von einem anderen Kriegsschauplatz (Mittelmeer) bzw. von einer anderen Front (2. Pz.-Armee im Orelbogen) ausstrahlten, und

erst in zweiter Linie auf Grund eines *taktischen* Mißerfolges, nämlich des Steckenbleibens des Angriffs der 9. Armee, das zum mindesten eine schnelle Entscheidung der Schlacht in Frage stellte.

Beides wäre vorauszusehen bzw. zu vermeiden gewesen, wenn die deutsche oberste Führung aus der im Frühjahr 1943 gegebenen *Gesamtlage* eindeutig die Folgerung gezogen hätte, daß *alles* daran zu setzen sei, im *Osten* nunmehr zu einem Remis oder wenigstens einer Erschöpfung der Angriffskraft der Sowjets zu gelangen. Wenn sie zugleich bereit gewesen wäre, *kräftemäßig* und *zeitlich* entsprechend dieser Folgerung zu handeln.

Kräftemäßig würde wahrscheinlich ein nicht allzu großes Mehr, namentlich an Inf.-Div., ausgereicht haben, um einen Angriffserfolg auch bei der 9. Armee zu ermöglichen, wie auch den ersten Durchbruchskampf der Armeen der Hr.Gr. Süd zu erleichtern und somit die Entscheidung der Schlacht zu beschleunigen. Es würde ebenfalls genügt haben, die Front der 2. Pz.-Armee soweit zu verstärken, daß der Gegner hier wenigstens nicht zu einem *schnellen*, die 9. Armee in ihrem Rücken bedrohenden Erfolg kommen konnte. Die Kräfte für diese Verstärkungen wären doch wohl auf den sog. OKW-Kriegsschauplätzen zu finden gewesen. Allerdings nur unter Inkaufnahme eines erheblichen Risikos in Norwegen, Frankreich und auf dem Balkan und bei *rechtzeitiger* Räumung Nordafrikas, wo man die dort kämpfende H.Gr. ohnehin nicht hat versorgen können. Den Preis dieses Risikos und Verzichtes zu zahlen aber ist Hitler nicht bereit gewesen. Er hätte es vielleicht getan, wenn er die Fehler, die die Westmächte machen sollten, hätte voraussehen können. Den Fehler, noch ein Jahr damit zu verbringen, den Kampf gegen die deutsche Zivilbevölkerung mittels ihrer Terror-Bombenangriffe zu führen, ehe sie zu einer entscheidungsuchenden Invasion schritten. Den Fehler, daß sie, an der Südspitze Italiens landend, ihre „zweite Front" Schritt für Schritt durch den ganzen „italienischen Stiefel" vorwärts schieben würden, anstatt die weit besseren Operationsmöglichkeiten auszunutzen, die ihnen die volle Luft- und Seeherrschaft gab.

Zeitlich gesehen würde die Durchführung der Operation „Zitadelle" bereits Ende Mai oder spätestens Anfang Juni in jedem Fall das Zusammenfallen dieses Unternehmens mit einer feindlichen Landung auf dem Festland verhindert haben. Zudem wäre der Gegner noch im Zustand nicht voll wieder hergestellter Operationsfähigkeit getroffen worden. Hätte die deutsche Führung zugleich die vorerwähnten Folgerungen hinsichtlich des Kräfteeinsatzes gezogen, so würde für „Zitadelle" auch bei dem dann unvermeidlichen Verzicht auf Erhöhung der Panzerzahlen

ein Übergewicht der deutschen Seite zu erzielen gewesen sein, das wohl für einen Sieg ausgereicht hätte.

So ist das Fehlschlagen von „Zitadelle" darauf zurückzuführen, daß die deutsche Führung sowohl kräftemäßig wie zeitlich einem Risiko auszuweichen versucht hat, das sie hätte auf sich nehmen müssen, wenn sie den Erfolg dieser letzten großen deutschen Angriffsoperation im Osten sicherstellen wollte.

An der Leistung von *Truppe* oder *Truppenführung* hat der Mißerfolg jedenfalls nicht gelegen. Beide haben sich erneut aufs höchste bewährt. Die Gegenüberstellung der beiderseitigen Verluste zeigt, wie überlegen an Können unsere Truppen auch damals der Gegenseite gewesen sind.

Es erübrigt sich zu erörtern, ob ein *Schlagen aus der Nachhand*, wie es ursprünglich vom Ob.Kdo.d.H.Gr. Süd vorgeschlagen worden war, die bessere Lösung dargestellt hätte. Da die Sowjets tatsächlich bis Mitte Juli gezögert haben, zur Offensive überzugehen, ist der Gedanke, deutscherseits aus der Vorhand zu schlagen, jedenfalls nicht falsch gewesen. Daß die Sowjets allerdings in jedem Fall auf Drängen ihrer Verbündeten spätestens im Sommer 1943 offensiv geworden wären, darf man wohl annehmen.

ANLAGEN

(Dokumente)

Der Oberbefehlshaber des Heeres

Geheime Kommandosache

ANLAGE 1 (AUSZUG AUS DEM ORIGINAL)

Gen.St.d.H.Op.Abt.
Nr. 44 440/39 g.Kdos.

19. 10. 39

Aufmarschanweisung „Gelb"

25 Ausfertigungen
4. Ausfertigung.

Chef-Sache! Nur durch Offizier!

1. Allgemeine Absicht.
Die Haltung der Westmächte kann es erforderlich machen, daß das deutsche Heer im Westen zur Offensive übergeht. Der Angriff wird dann unter Einsatz aller zu Gebote stehenden Kräfte geführt werden.
Zweck dieses am Nordflügel der Westfront durch den holländisch-belgischen und luxemburgischen Raum zu führenden Angriffs wird es sein, möglichst starke Teile des französischen Heeres und seiner Verbündeten zu schlagen und gleichzeitig möglichst viel holländischen, belgischen und nordfranzösischen Raum als Basis für eine aussichtsreiche Luft- und Seekriegführung gegen England und als weites Vorfeld des Ruhrgebiets zu gewinnen.
2. Gliederung und Aufgaben:
a) Der Angriff wird unter meinem Befehl durch Armee-Abt. N und die Heeresgruppen B und A geführt werden mit dem ersten Ziel, unter Ausschaltung der holländischen Streitkräfte möglichst starke Teile des belgischen Heeres im Bereich der Grenzbefestigungen zu schlagen und durch rasches Zusammenführen starker — besonders schneller — Verbände in Nord- und Mittelbelgien die Voraussetzung zu schaffen für unverzügliche Fortführung des Angriffs mit starkem Nordflügel und für rasche Besitznahme der belgischen Küste. Armee-Abt. N und Heeresgruppe B und A versammeln sich hierzu ostwärts der Reichsgrenze

zwischen Rheine und Mettlach (südlich Trier) getarnt derart, daß sie in 6 Nachtmärschen die für Überschreiten der Grenze erforderliche Bereitstellung einnehmen und am Morgen des 7. Tages zum Angriff antreten können. Der Zeitpunkt, bis zu dem die Bereitstellung eingenommen sein muß, wird gesondert befohlen (siehe Ziff. 10).
Heeresgruppe C wird mit einem Mindestmaß an Kräften die Befestigungen in ihrem Abschnitt zu halten haben. Über Vortäuschen von Angriffsabsichten ergeht gesonderter Befehl.

b) Armee-Abt. N (Holland nördlich des Waal) wird neu gebildet. Sie steht unmittelbar unter OKH.
Der Heeresgruppe B (Nordflügel des Angriffs) sind unterstellt:
2. Armee am rechten Flügel. AOK (aus bisherigem AOK 8 neu gebildet) wird zugeführt.
6. Armee in der Mitte. AOK 6 wird aus seinem derzeitigen Einsatzbereich zeitgerecht freigemacht werden.
4. Armee am linken Flügel der Heeresgruppe.
Der Heeresgruppe A (Südflügel des Angriffs) sind unterstellt:
12. Armee am rechten Flügel. AOK (bisher AOK 14) wird zugeführt.
16. Armee am linken Flügel der Heeresgruppe. AOK (Neuaufstellung) wird zugeführt.
Der Heeresgruppe C (Abwehrfront) bleiben unterstellt:

1. Armee 7. Armee

Trennungslinien zwischen den Heeresgruppen und innerhalb der Armeen: (Karte 1:1 000 000)

a) Armee-Abt. N und 2. Armee: Borken (N) — Rees (2.) — Südufer Rhein und Waal.

b) 2. Armee und 6. Armee: Sterkrade (2.) — Arcen (2.) — Neerpelt (6.) — Diest (6.).

c) 6. Armee und 4. Armee: Bergisch Gladbach (6.) — Mülheim (6.) — Köln (4.) — Aachen (6.) — Nordrand Stadt Lüttich.

d) 4. Armee und 12. Armee: Rosbach a. d. Sieg (4.) — Weyerbusch (4.) — Honnef (4.) — Ahrweiler (12.) — Hillesheim (4.) — Schönecken (4.) — Houffalize (12.) — Marche (4.) — Namur (Mitte).

e) 12. Armee und 16. Armee: Höhr-Grenzhsn. (16.) — Bendorf (16.) — Kaisersesch (16.) — Bollendf. (16.) — Diekirch (16.) — Neufchateau (12.) — Bouillon (12.).

f) 16. Armee und Heeresgruppe C: Lorch (16.) — Gemünden (16.) — Nonnwlr. (16.) — Mettlach (16.) — Diesdorf (16.).

3. Aufträge der Angriffsfront:
a) Armee-Abt. N greift über Linie Rheine — Rhein westl. Bocholt über den Ijssel in allgemeiner Richtung Utrecht an und gewinnt die Grebbe-Linie. Jede Möglichkeit, durch diese Linie und durch das zur Überschwemmung vorbereitete Gebiet beiderseits Utrecht vorzustoßen, gegebenenfalls zur Besetzung von Amsterdam und Rotterdam zu schreiten, ist auszunutzen. Die erforderlichen Verstärkungen werden alsdann zugeführt werden.
Die Provinz Groningen ist durch schwache Kräfte zu besetzen.

b) Heeresgruppe B durchstößt die belgischen Grenzbefestigungen nördlich und südlich Lüttich und führt die ihr unterstellten Kräfte über den Albert-Kanal und die Maasstrecke Lüttich — Namur derart in den Bereich nördlich und südlich Brüssel zusammen, daß sie ohne Zeitverlust von hier aus weiter nach Westen angreifen und starke schnelle Kräfte aus Gegend Antwerpen in den Bereich um Brügge — Gent vortreiben kann.
Das Entkommen des Feindes aus Antwerpen und Lüttich muß verhindert werden.
Die vom Feind gehaltenen Teile der Festungsbereiche sind abzuschließen.
2. Armee greift, die Maas zwischen Nimwegen und Arcen überschreitend, nördl. der Linie Arcen (einschl.) — Neerpelt (ausschl.) — Diest (ausschl.) in allgemeiner Richtung Aerschot an mit der Aufgabe, den Angriff der 6. Armee gegen Einwirkung aus dem Bereich um Antwerpen zu decken. Hierzu ist rasches Vordringen an und über den Albert-Kanal erforderlich.
6. Armee tritt aus der Linie Venlo — Aachen (Orte einschl.) derart an, daß sie die Maas rasch überwinden und die belgischen Grenzbefestigungen mit möglichst geringem Zeitaufwand durchstoßen kann. Allgemeine Angriffsrichtung: Tirlemont. 6. Armee schließt den Festungsbereich Lüttich nach Weisung der Heeresgruppe B im Norden ab.
4. Armee greift, mit der Masse ihrer Kräfte aus der Linie Monschau — Habscheid antretend, gegen die Maaslinie Lüttich — Namur an und durchstößt sie. Es kommt darauf an, so rasch als irgend möglich auf dem Nordufer der Maas festen Fuß zu fassen und rasches Nachführen möglichst starker Kräfte auf das nördliche Flußufer sicherzustellen.
Fortführung des Angriffs nördlich der Maas in nordwestl. Richtung nach Weisung der Heeresgruppe B.
Die Armee schließt nach Weisung der Heeresgruppe B den Festungsbereich Lüttich im Osten und Süden ab und hält sich bereit, durch Einschwenken von Teilen gegen die Westfront die möglichst enge Einschließung der Festung zu vollenden. Gegen Namur ist durch schwache Kräfte zu sichern.

c) Heeresgruppe A deckt den Angriff der Heeresgruppe B gegen feindl. Angriff aus Süden und Südwesten. Sie treibt ihren rechten Heeresflügel so rasch wie möglich über die Maas südl. Namur vor, um den weiteren Angriff der Heeresgruppe B nach Westen je nach Weisung des OKH südl. der Sambre zu decken oder zu verbreitern.
12. Armee stößt, von der Our zwischen Habscheid und Wallendorf antretend, durch die belgischen Grenzbefestigungen beiderseits Bastogne durch und erzwingt mit starkem rechten Flügel den Übergang über die Maas zwischen Namur und Fumay (einschl.). Der linke Flügel gewinnt und hält den Maas-Semois-Abschnitt unterhalb Bouillon (einschl.).
Gegen Namur ist im Anschluß an 4. Armee zu sichern.
16. Armee gewinnt, aus der Linie Wallendorf — Mettlach angreifend, unter scharfem Vorwärtstreiben des rechten Flügels die allgemeine Linie Semois (oberhalb Bouillon) — Gegend südl. Arlon — südl. Luxemburg und deckt in dieser Linie die Südflanke des Gesamtangriffs.
Sie nimmt und hält mit linkem Flügel Anschluß an die befestigte Saarlinie südlich Mettlach nach Vereinbarung mit 1. Armee.

4. Allgemeine Richtlinien.
Die angreifenden Armeen haben zunächst weniger mit starken oder besonders hochwertigen Feindkräften zu rechnen, als mit einer großen Zahl technischer Hindernisse (Flußläufe, Kanäle, Sperrungen aller Art, befestigte Linien) sowie Fliegerkampfkräften. Sorgsamste Überlegung und Vorbereitung bis ins Kleinste muß dazu beitragen, diese technischen Hindernisse an möglichst zahlreichen Stellen rasch zu überwinden. Nur rücksichtsloses Vorwärtsdrängen aller durchgebrochenen Teile in Richtung auf das Angriffsziel und ihre rasche Unterstützung durch nachgeführte Kräfte kann die erste Abwehrfront in ihrer Gesamtheit rasch zu Fall bringen.
Im weiteren Verlauf kommt es darauf an, heraneilende Verstärkungen durch rücksichtslosen Angriff im Verein mit der Luftwaffe zu zersprengen und so dem planmäßigen Aufbau stärkerer Angriffsgruppen zuvorzukommen. Dem raschen Zugriff schneller Verbände werden sich dabei günstige Erfolgsmöglichkeiten bieten. Dem raschen Herstellen und dem Erhalten von Übergängen über Flüsse und Kanäle und straffster Verkehrsregelung kommt besondere Bedeutung zu.
Vorbereitung des Angriffs und Ausbildung der Angriffstruppe müssen diesen Gesichtspunkten Rechnung tragen.
5. — 12. pp.

gez. v. Brauchitsch

ANLAGE 2 (AUSZUG AUS DEM ORIGINAL)

Geheime Kommandosache

Der Oberbefehlshaber des Heeres
Gen. St. d. H. Op.Abt.
Nr. 44 440/39 g. Kdos. II. Ang.

29. 10. 39
25 Ausfertigungen
4. Ausfertigung.

Chef-Sache! Nur durch Offizier!
Aufmarschanweisung „Gelb"

1. Allgemeine Absicht:
Die Haltung der Westmächte kann es erforderlich machen, daß das deutsche Heer im Westen zur Offensive übergeht. Für den Angriff werden dann alle zu Gebote stehenden Kräfte eingesetzt mit dem Zweck, möglichst starke Teile des französischen Heeres und seiner Verbündeten auf nordfranzösischem und belgischem Boden zur Schlacht zu stellen und zu schlagen und damit günstige Bedingungen für die Weiterführung des Krieges zu Lande und in der Luft gegen England und Frankreich zu schaffen.
2. Gliederung und Aufgaben:
a) Der Angriff wird unter meinem Befehl durch die Heeresgruppen B und A geführt mit dem Ziele, die verbündeten Streitkräfte im Bereiche nördlich der Somme zu vernichten und bis zur Kanal-Küste durchzustoßen.
H.Gr. B und A versammeln sich ostwärts der Reichsgrenze zwischen Geldern und Mettlach (südlich Trier) getarnt derart, daß sie in 6 Nacht-

märschen die für Überschreiten der Grenze erforderliche Bereitstellung einnehmen und am Morgen des 7. Tages zum Angriff antreten können. Der Zeitpunkt, bis zu dem die Bereitstellung eingenommen sein muß, wird gesondert befohlen (siehe Ziffer 9).
H.Gr. C wird mit einem Mindestmaß an Kräften die Befestigungen in ihrem Abschnitt zu halten haben. Über Vortäuschen von Angriffsabsichten ergeht besonderer Befehl.

b) Der H.Gr. B (Nordflügel des Angriffs) sind unterstellt:
Stellv. Gen.Kdo. VI bezüglich Sicherung der holländischen Grenze.
6. Armee zum Angriff nördlich Lüttich.
4. Armee zum Angriff südlich Lüttich.
Zum Einsatz im Verlauf des Angriffs nach Anordnung des Heeresgruppenkommandos sind bereitzustellen
im Bereich der 6. Armee das AOK 18 (wird zugeführt),
im Bereich der 4. Armee das AOK 2.
Heeresgruppenkommando B bestimmt den Zeitpunkt der Befehlsübernahme des AOK 6 im bisherigen Bereich des AOK 2 und meldet Zeit und Ort der Bereitstellung der AOK 18 und 2. Es regelt die Beteiligung dieser AOK an der Vorbereitung des Angriffs.
Der H.Gr. A (Südflügel des Angriffs) sind unterstellt:
12. Armee am rechten Flügel, 16. Armee am linken Flügel.
Der H.Gr. C (Abwehrfront) bleiben unterstellt:
1. Armee 7. Armee
Trennungslinien zwischen den Heeresgruppen und zwischen den Armeen (Karte 1:1 000 000): pp.

3. Aufträge der Angriffsfront:

a) H.Gr. B greift nach Durchbrechen der belgischen Grenzbefestigungen zunächst in westlicher Richtung an. Eine Angriffsgruppe ist nördlich an Lüttich vorbei in den Bereich um Brüssel, die andere südlich an Lüttich vorbei in den Bereich westlich und südwestlich Namur vorzuführen so, daß der Angriff der Heeresgruppe je nach Lage in westlicher oder auch in nordwestlicher oder südwestlicher Richtung ohne Zeitverlust weitergeführt werden kann.
Schnelle Kräfte sind nach Durchbruch der befestigten Grenzzone so rasch wie möglich einzusetzen. Im Bereich der nördlichen Angriffsgruppe sind sie in Richtung Gent, im Bereich der südlichen Angriffsgruppe in Richtung Thuin vorzutreiben mit dem Zweck, durch rücksichtslosen Angriff den Aufbau einer feindlichen Schlachtfront zu verhindern und in gegenseitigem Zusammenwirken nach Weisung der Heeresgruppe günstige Voraussetzungen für den Angriff der nachfolgenden Kräfte zu schaffen.
Nötigenfalls veranlaßt H.Gr. B die Zusammenfassung der schnellen Kräfte beider Angriffsgruppen da, wo sich rascher günstige Einsatzmöglichkeiten ergeben. Verhindert muß werden, daß schnelle Kräfte bei einer Angriffsgruppe brachliegen, wenn sie bei der anderen wirksam verwendet werden können. Mit dem Freiwerden der schnellen Verbände nach vorwärts ist ihre Führung von der Führung der nachfolgenden Infanterie-Divisionen zu trennen. Den Einsatz der AOK für die verschiedenen Aufgaben regelt H.Gr. B.

Die Festungen Lüttich und Antwerpen sind nach Anordnung der H.Gr. B einzuschließen. Ein Entkommen des Feindes aus den Festungsbereichen muß verhindert werden.
„H.Gr. B hält sich von Beginn des Angriffs an bereit, auf Befehl den holländischen Raum zunächst vorwärts der Festung Holland mit einem Mindestmaß an Kräften gemäß Sonderanweisung in Besitz zu nehmen."

b) H.Gr. A greift, die Angriffsfront der H.Gr. B verbreiternd, mit ihrem rechten Flügel in allgemein westlicher Richtung an. Dieser ist so rasch wie möglich über die Maas zwischen Fumay und Mouzon vorzutreiben und weiterhin durch die befestigte französische Grenzzone hindurch in Richtung auf Laon vorzuführen. Mit ihrem linken Flügel deckt die H.Gr. den Angriff des Gesamtheeres gegen feindliche Einwirkung aus Süden und Südwesten.

gez. v. Brauchitsch

Ziff. 4—11 pp.

ANLAGE 3

Heeresgruppe A

H.Qu., den 31. 10. 1939

An den

Herrn Oberbefehlshaber des Heeres

Die durch die neue Aufmarschanweisung angesetzte Operation hat zum Ziel, möglichst starke englisch-französisch-belgische Kräfte in Belgien bzw. in Frankreich nördlich der Somme zu schlagen, die Kanalküste zu gewinnen. Sie rechnet damit, daß der Gegner zunächst die an der Grenze stehenden Teilkräfte nach Belgien vorwirft, die (in erster Linie durch die starken deutschen motorisierten Verbände) überrannt werden sollen, so daß es dem Feind nicht mehr gelingt, in dem Gebiet nördlich der Somme zu einer einheitlichen Operation zu kommen.

Der erstrebte erste Erfolg über Belgien und vorgeworfene französisch-englische Kräfte ist denkbar. Das Gelingen der Gesamtoperation hängt aber nicht von diesem Anfangserfolg ab, sondern davon, daß es gelingt, die in Belgien bzw. nördlich der Somme kämpfenden Feindkräfte *insgesamt* zu schlagen und zu *vernichten*, nicht nur sie frontal zu werfen. Zugleich muß der mit Sicherheit aus südlicher bzw. südwestlicher Richtung, wenn auch erst später, zu erwartende französische Gegenangriff abgefangen werden.

Diese Überlegungen führen nach Ansicht der H.Gr. zwingend dazu, den *Schwerpunkt der Gesamtoperation*, von der der erstrebte Anfangserfolg der schnellen Kräfte in Belgien doch nur die Einleitung ist, auf den Südflügel zu legen. Er muß, südlich Lüttich vorbei, über die Maas aufwärts Namur Richtung Arras — Boulogne vorgetrieben werden, um alles, was der Feind nach Belgien hineinwirft, nicht frontal auf die Somme zu werfen, sondern an der Somme abzuschneiden.

Zugleich muß dieser Südflügel stark genug sein, den französischen Gegenangriff gegen seine linke Flanke so abzuwehren, daß die Operation bis zur Küste durchgeführt werden kann.

In diesem Gedankengang erscheint erforderlich:

1. *Starke mot. Kräfte* südlich Lüttich anzusetzen, und zwar im Südteil des Streifens der 4. Armee und *im Streifen der 12. Armee.*

Diese Stoßrichtung führt in den Rücken der Masse der in der N.O.-Front stehenden belgischen Armee und ermöglicht zunächst angesichts der Schwäche der belgischen Befestigungen in diesem Gebiet ein schnelleres Vorwärtskommen als nördlich Lüttich. Der spätere Übergang über die Maas, sei es südlich Namur in rein westlicher, sei es beiderseits Namur in nordwestlicher Richtung, kann diesen Kräften durch die nördlich Lüttich auf dem zwar zunächst schwierigeren, aber kürzeren Wege angesetzten Kräfte geöffnet werden.

Der Ansatz starker mot. Kräfte im Streifen der 12. Armee schließt nicht aus, daß nach dem gelungenen ersten Durchbruch alle nördlich und südlich Lüttich angesetzten mot. Kräfte etwa in Höhe von Namur unter einem AOK unter dem Befehl der H.Gr. B zusammengefaßt werden, da zweifellos die schnelle Fortführung der Operation gegen die Küste bzw. gegen die untere Somme Aufgabe der H.Gr. B ist, während der H.Gr. A die Deckung gegen SW und S zufallen wird.

2. Die *Nachführung eines AOK* mit entsprechend ausreichenden, angriffsfähigen Kräften *hinter der H.Gr. A.*

Es ist mit Sicherheit mit einem starken französischen Gegenangriff aus südlicher Richtung entlang der Mosel auf Bonn, wahrscheinlich auch aus südwestlicher Richtung westlich der Maas auf Brüssel zu rechnen.

Der Ostflügel dieses Angriffs muß nördlich der französischen Festungslinie Diedenhofen — Montmedy in der Abwehr aufgefangen werden. Ob dies auf die Dauer mit den Kräften der 16. Armee gelingt, ist fraglich.

Die aus südwestlicher Richtung westlich der Maas zu erwartende französische Gegenoffensive muß aber *angriffsweise* abgewehrt werden, wenn die Fortführung der Operationen der H.Gr. B bis zur Küste ermöglicht werden soll. Hierzu muß H.Gr. A zwischen die auf Laon vorzuführende 12. Armee und die zwischen Maas und Mosel in Abwehr stehende 16. Armee eine weitere Armee zum Vorgehen westlich der Maas nach Süden einschieben.

Solange die H.Gr. bei ihrem Auftrag nur über die 12. und 16. Armee verfügt, wird sie mehr oder weniger in Abhängigkeit vom Gegner bleiben. Andernfalls erst wird sie den Auftrag der Deckung der Süd- und Südwestflanke der H.Gr. B so ausführen können, daß diese zum schnellen Erfolg kommt.

Es ist kaum anzunehmen, daß der Gegner den Fehler macht, allzu starke Kräfte nach Belgien auf seinem Nordflügel hineinzuwerfen. Die H.Gr. B wird also mit 3 Armeen immer für ihre Aufgabe stark genug sein. Sollte der Feind doch so handeln, so wird die letzte *Entscheidung bei der 12. Armee, Richtung Somme abwärts,* liegen, vorausgesetzt, daß sie in ihrer Südflanke *offensiv* durch eine weitere Armee gedeckt werden kann.

Die Gefahr, aber auch andererseits die Chance des großen Erfolgs, um so mehr wenn der Gegner seinen Nordflügel stark machen sollte, liegt bei der H.Gr. A.

Der Oberbefehlshaber
gez. Rundstedt

ANLAGE 4

Heeresgruppe A

H. Q., den 21. 11. 1939

I A 321/g. Kdos. Chefs.

Absicht der Heeresgruppe
für die
Führung der Angriffsoperation

I. Einleitung der Operation

1. Feind

Die H.Gr. rechnet damit, daß der Gegner seine an der belgischen Grenze stehenden Kräfte (24 Divisionen) sofort nach Belgien vorwirft, um dem belgischen Heer das Halten der Linie Antwerpen — Lüttich — Namur zu ermöglichen, mit eigenen Kräften wenigstens die Maas—Semois-Linie zu gewinnen.

Der Einsatz der sehr starken englisch-französischen Heeres-Reserven (51 Divisionen) wird erst erfolgen, wenn sich für den Gegner die Lage geklärt hat.

Vor ihrer Front rechnet die H.Gr. dementsprechend zunächst außer mit den schwachen belgischen Kräften (Ard. Jäg. Div., vielleicht 1. K.D.) mit den Kräften der französischen 2. Armee (5 Div.) und Armee Abt. A (4 Div.), vorausgesetzt, daß sich unsere lückenhafte Kenntnis der französisch-englischen Kräfteverteilung bestätigt.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Franzosen in Südbelgien über die Maas—Semois-Linie zunächst nicht hinausgehen, weil, wenn die Gegner die Antwerpen—Lüttich—Maas-Linie halten können, ein Geländegewinn in Südbelgien uns nur in eine operativ ungünstigere Lage bringen wird.

Wahrscheinlicher ist jedoch, daß sie die bereitgestellten Teilkräfte uns schon vorwärts der Maas entgegenwerfen, um Zeit zu gewinnen, sowohl stärkere Kräfte in die Maaslinie Lüttich — Namur — Sedan zu bringen, als auch starke Kräfte zum Gegenangriff von Süden zwischen Maas und Mosel zu versammeln.

2. Erste Absichten

Für die H.Gr. kommt es demgegenüber darauf an, nach möglichst überraschendem, schnellem Durcheilen von Luxemburg die belgischen Sperrbefestigungen zu durchbrechen, ehe der Franzose hier seine Abwehr organisieren kann, und die zunächst zu erwartenden französischen Teilkräfte *in Belgien* vernichtend zu schlagen. Dies ist die Voraussetzung für die Fortführung der Operation *über die Maas,* wie für das Bilden einer Abwehrfront nach Süden.

Dementsprechend hat die H.Gr. das 19. AK mit drei Divisionen in vorderer Linie vor die Front genommen, ihm allein vier durchlaufende Straßen zugewiesen, um zu versuchen, die belgischen Sperrbefestigungen zwischen Bastogne und Arlon zu durchbrechen, ehe der Franzose mit stärkeren Kräften dort sein kann, und angriffsbereit westlich dieser Befestigungen zu stehen, um die über Neufchateau und im Semois-Tal herankommenden französischen Kräfte anzufallen.

Die 12. und 16. Armee treten mit zusammen 11 Div. in vorderer Linie an, ihre Reserven dicht heranhaltend, um ebenfalls so schnell wie möglich die belgische Sperrlinie zu durchbrechen und — 12. Armee plus rechter Flügel 16. Armee — in die Kämpfe in Südbelgien eingreifen zu können. Mitte und linker Flügel der 16. Armee haben nach Süden einzuschwenken, französische Kräfte, die etwa in Richtung Arlon — Luxemburg vorgehen, anzugreifen und zu schlagen und sich etwa längs der Grenze zur Verteidigung einzurichten. Dabei können die Flügelkorps die Grenze gleichzeitig mit 19. AK überschreiten, während in der Mitte zum Teil die Divisionen erst hinter denen des 19. AK folgen können.

Die Schwierigkeiten dieses ersten Operationsabschnittes liegen in den Geländeverhältnissen in der Eifel und in Luxemburg, den schmalen, gewundenen, steilen Straßen, dem Übergang großer Massen über Our—Sauer—Mosel.

Die Bereitstellung, der Übergang über die Grenzflüsse, das Vorgehen des 19. AK, das Nachführen der Reserven und des Nachschubs über die steil eingeschnittenen Täler der Grenzflüsse, wo ein Verlassen der Straße ausgeschlossen ist, sind die gegebenen Ziele der französischen Luftwaffe.

Das Bestreben, mit dem 19. AK den Franzosen schon westlich der belgischen Sperrlinie anzufallen, um gegen seine heranmarschierenden Kräfte zu einem Überraschungserfolg zu kommen, die sehr starke Luftgefährdung bei Beginn der Operation haben die H.Gr. veranlaßt, den Antrag zu stellen, den Grenzübertritt in die Nacht zu verlegen, damit bei Hellwerden das 19. AK schon an der belgischen Sperrlinie stehen kann und der kritischste Moment hinsichtlich feindlicher Luftangriffe überwunden ist.

Da auch H.Gr. B bis zum Herankommen an die belgischen Befestigungen nördlich und südlich Lüttich einen längeren Marsch hat, die eigentlichen Grenzsperren aber auch bei Nacht überrumpelt werden können, dürfte gleichzeitiges Antreten auf der ganzen Front bei Nacht möglich sein.

Die H.Gr. wiederholt daher ihren Antrag.

Die weitere Entwicklung der Operation bis zum Erreichen der Maas bzw. der belgisch-französischen Südgrenze hängt davon ab, ob der Franzose mit Teilkräften über die Maas nach Südbelgien hinein vorgeht, ob es dem 19. AK gelingt, ihn schon westlich der belgischen Befestigungen anzufallen oder ob es bereits im Gebiet Houffalize — St. Hubert — Neufchateau — Arlon zur Schlacht kommt.

In letzterem Fall muß die Verwendung des 19. AK zunächst im Rahmen der Armeen, in erster Linie der 12., erfolgen. Für den ersteren Fall ist das Weiterstoßen des 19. AK über die Maas in Gegend Sedan befehlsgemäß vorgesehen.

Da ein Vorgehen des ganzen Korps im Semois-Tal ausgeschlossen ist, ist sein Ansatz mit starkem rechtem Flügel über Neufchateau erfolgt, während 1 verst. Pz.-Div. über Florenville vorzugehen hat, um den übrigen Teilen den Semois-Übergang von Osten her zu öffnen.

Die 12. Armee wird, falls 4. Armee an der Ourthe hängen bleiben

oder mit ihren Hauptkräften gegen die Maas ostwärts Namur bzw. auf Namur abgezogen werden sollte, mit einem Angriff aus der Maaslinie südlich Namur heraus gegen ihren rechten Flügel zu rechnen haben. Ihr Vorgehen nach Westen muß dann unter Staffelung rechts erfolgen. Die H.Gr.-Reserven werden hinter dieser Armee nachgeführt.

Der 16. Armee müssen nach dem Einschwenken nach Süden weitere Kräfte als Reserven zugeführt werden.

II. Die Fortführung der Operation über die Maas

Ist es ohne stärkeren Feindwiderstand oder nach Schlagen französischer Teilkräfte in Südbelgien gelungen, bis zur Maas und an die belgisch-französische Südgrenze vorzudringen, so werden für die Weiterführung der Operation der H.Gr. folgende Erwägungen maßgebend sein:

1. Der rechte Flügel der H.Gr. kann den Angriff nach Westen, also in Richtung untere Somme, nur fortsetzen, wenn er gegen den dann sicher zu erwartenden französischen Gegenangriff *westlich der Maas*, also etwa aus Richtung Le Fère — Laon — Rethel, *offensiv* gedeckt wird.

   Die 12. Armee wird diese *beiden* Aufgaben nicht lösen können, obwohl ihr die H.Gr.-Res. (21. AK mit 3 Div.) nachgeführt werden sollen.

   Das *Einschieben einer weiteren Armee* unter gleichzeitiger Verbreiterung des Streifens der H.Gr. nach Norden bis etwa Dinant wird dann notwendig werden.

   Dies um so mehr, wenn die 4. Armee, wie es schon jetzt nach dem Ansatz ihrer Kräfte sich anbahnt, zunächst zwangsläufig mehr in eine nordwestliche Richtung gezogen wird.

   Daß damit die Gesamtoperation, die zunächst auf einem starken *Nordflügel* des Heeres aufgebaut war, einen zweiten Schwerpunkt erhält, ist nicht zu bestreiten, aber auch nicht zu vermeiden, wenn der rechte Flügel der H.Gr. über die Maas hinübergeführt werden soll.

2. Auf dem linken Flügel der H.Gr. muß in absehbarer Zeit mit einem starken französischen Gegenangriff zwischen Maas und Mosel in die Südflanke des Heeres gerechnet werden.

   Der Franzose kann hier aus der 75 km breiten Festungsfront Margut — Diedenhofen ohne Schwierigkeit 20 Div. in vorderer Linie, denen 10 weitere folgen, antreten lassen.

   Die Kräfte hierzu kann er ohne weiteres seinen Reserven und seiner Ostfront entnehmen, auch wenn er den z. Z. im Angriffsstreifen der H.Gr. B an der Grenze festgestellten 15 Div. noch weitere 25 nach Nordbelgien nachführt und eine andere Angriffsgruppe westlich der Maas versammelt.

   Die 16. Armee kann mit ihren 9 Div., von denen eine im Winkel zwischen Mosel und Saar stehen bleiben muß, wohl gegen französische Teilkräfte die Verteidigungsstellung an der belgisch-französischen Südgrenze erreichen, nicht aber sie gegen einen derartigen Angriff auf die Dauer halten.

   Bis zum Ausbau dieser Stellung sind, *solange nicht die französische Kräfteverteilung einwandfrei dahin geklärt ist, daß ein französi-*

scher Großangriff zwischen Mosel und Maas nicht mehr zu erwarten steht, folgende Kräfte bei 16. Armee nötig:
1 Korps zu 3 Div. zum Halten der Linie Carignan — Virton, dem auch noch die Wegnahme der Befestigungen südlich Carignan zur Gewinnung des Anschlusses an 12. Armee zwischen Chiers und Maas zufällt;

1 Korps zu 3 Div. im Gebiet südlich Arlon

1 Korps zu 3 Div. im Gebiet südlich Luxemburg

1 Div. zwischen Mosel und Saar.

1 Div. als Reserve im Semois-Tal

2 Div. als Reserve um Arlon

2 Div. als Reserve um Luxemburg

zusammen 15 Divisionen.

Der Armee müssen also 6 Divisionen nachgeführt werden.
Da die 3 Div. der H.Gr.-Res. hinter 12. Armee zu folgen haben, müssen zunächst die 3 westl. und nördl. St. Wendel bereitgestellten Divisionen der H.Gr. C so auf Trier — Saarburg antreten, daß sie den Divisionen zweiter Linie der 16. Armee unmittelbar folgen können, während 3 weitere Div. baldigst nachzuführen sein werden.
Andernfalls kann die Sicherheit in der Südflanke des Angriffsflügels zunächst nicht gewährleistet werden.

III. Zusammenarbeit mit der Luftwaffe

1. Nach dem vom Ob.d.L. vorgesehenen Angriff auf die feindliche Luftwaffe ist es erste Aufgabe der Kampfkräfte, die feindlichen, nach Belgien einmarschierenden französischen Divisionen anzugreifen.
   Als nächste Aufgabe ist der Luftflotte 3 gestellt, die gegen die Linie Charleville — Diedenhofen heranführenden Bahnen anzugreifen, so daß eine Transportbewegung möglichst 100 km vor der französischen Grenze zum Stehen gebracht wird. Die weiteren Aufgaben werden sich aus der Entwicklung der Lage ergeben. Der leider nur vorhandene einzige Stukaverband wird in enger Zusammenarbeit mit dem 19. AK gebracht werden.
2. Luftverteidigung
   Der kritischste Zeitpunkt für die H.Gr. liegt, wie schon betont, in dem Überwinden der Grenztäler durch die stark massierten Divisionen vorderer Linie und die nachfolgenden Reserven sowie im Vorgehen des 19. AK bis zur Schlacht.
   Da nach Ansicht des Befehlshabers der Luftflotte 3 ein durchschlagender Anfangserfolg gegen die französische Luftwaffe angesichts ihrer räumlichen Verteilung kaum zu erwarten steht, muß damit gerechnet werden, daß sie mit starken Kräften gegen die H.Gr. zur Wirkung kommt.
   Die H.Gr. hat sowohl möglichst starken Flak-Schutz an der Our — Sauer — Mosel, wie auch entsprechenden Jagdschutz von Luftflotte 3 gefordert.
   Darüber hinaus bittet die H.Gr., den Ob.d.L. darauf hinzuweisen, daß — wenn die Wetterlage den Einsatz von Kampfkräften überhaupt

gestattet — über dem Gebiet längs Our — Sauer — Mosel ein Schwerpunkt des feindlichen Kräfteeinsatzes liegen wird.
Dem 19. AK wird ein Flak-Rgt. außer den ihm unterstellten Flakeinheiten mitgegeben.

gez. v. M.

ANLAGE 5

Heeresgruppe A
Ia op. Nr. 455/39 g. Kdos.

H. Qu., den 30. 11. 1939
Chefsache!
Nur durch Offizier!

An den

Herrn Oberbefehlshaber des Heeres

Die Zuweisung des 19. AK an die H.Gr. A, die ihm gegebene Richtung auf Sedan, die Bereitstellung des 14. AK hinter der H.Gr. A, um es gegebenenfalls dem 19. AK nachführen zu können, haben für die Gesamtoperation einen neuen Schwerpunkt geschaffen und werden ihr, den Erfolg in den ersten Kämpfen vorausgesetzt, unweigerlich ein erweitertes Operationsziel geben und damit eine andere Führung der Operationen bedingen, als ursprünglich vorgesehen war.

Bisher lag nach der Aufmarschanweisung des OKH die Absicht vor, nach Überwinden des Albertkanals im Norden, nach Durchstoßen der belgischen Befestigungen südlich Lüttich im Süden, die Masse der mot. Kräfte in Nordbelgien zusammenzufassen, um die heraneilenden englisch-französischen Kräfte zu überrennen und nach diesem Anfangserfolg die Operation mit Schwerpunkt nördlich der Maas in westlicher Richtung auf die Küste fortzuführen.

Sie mußte weiterhin zwangsläufig zu einem Eindrehen nach Südwesten und frontalem Vorgehen gegen die untere Somme führen.

Der H.Gr. A konnte im Rahmen dieser Operation im großen gesehen nur die Deckung der Südflanke, und zwar zwischen Mosel und Maas defensiv, westlich der Maas offensiv zufallen.

Die kräftemäßige Bildung eines neuen Schwerpunkts auf dem Südflügel, die Richtung Laon für 12. Armee, Sedan für 19. AK stellen demgegenüber einen neuen Operationsgedanken dar, der an die Stelle des Herumschwenkens eines starken Nordflügels zum frontalen Vorgehen gegen die Somme, den Stoß längs der Somme mit dem Ziel, die in Nordbelgien stehenden Feindkräfte abzuschneiden, setzt, zum mindesten aber die erstere Absicht durch die letztgenannte erweitert.

Daß dieser Stoß zugleich einer offensiven Deckung in seiner Südflanke bedarf, daß im weiteren Verlauf der Operation daraus überhaupt ein Abdrehen nach Süden werden muß, liegt auf der Hand.

Wenn dieser neue Operationsgedanke, sei es als grundlegender Gedanke für die Gesamtoperation überhaupt, sei es auch nur als Ergänzung des Angriffs durch Nordbelgien, wirksam zur Durchführung gebracht werden soll,

ist eine ihm entsprechende befehlsmäßige und kräftemäßige Gliederung der H.Gr. unerläßlich.

Die Aufgabe der 16. Armee, die defensive Deckung der Operation zwischen Saar, Mosel und Maas, ist klar. Der Kräftebedarf für diese Armee, solange mit einem starken französischen Gegenangriff aus der Front Montmedy — Diedenhofen zu rechnen ist, ist im Schreiben der H.Gr. vom 21. 11. dargelegt worden.

Für die 12. Armee und 19. AK aber werden sich nach Überschreiten der Maas zwangsläufig *zwei* Operationsrichtungen ergeben, die eine nach Südwesten, um sich durch Angriff Luft zum Vorgehen nach Westen zu schaffen, die andere nach Westen längs der Somme.

Sobald, im Fall eines Überraschungserfolges des 19. AK, diesem das 14. AK nachgeführt wird, ist eine einheitliche Führung dieser Gruppe durch ein AOK nötig. Es kann hierfür nur das AOK 12 in Frage kommen. Ihm wird hierzu ferner das 6. AK, die nördlichste Division der 16. Armee (unter entsprechender Verbreiterung seines Streifens nach Süden) und 18. bzw. 21. AK zu unterstellen sein.

Diesem AOK daneben die Fortführung des Angriffs über die Maas bei Fumay aufzutragen, wird nicht angängig sein.

Für die Stoßrichtung nach Westen ist das Einschieben eines weiteren AOKs dann unerläßlich.

Hierbei tritt in den Vordergrund die Tatsache, daß die 4. Armee mit starken Teilen nach Erreichen der Ourthe zwangsläufig in eine nordwestliche Richtung abgezogen werden wird.

Zunächst wird man nicht darum herumkommen, Lüttich sobald wie nur möglich von Westen her zu nehmen, wofür ein Korps der 4. Armee ausfallen wird.

Je stärker im übrigen an dem Gedanken der Zusammenfassung starker Kräfte in Belgien nördlich der Maas festgehalten wird, desto mehr wird die 4. Armee in die allgemeine Richtung Namur und ostwärts gezogen werden, um so mehr als sie in Gegend Huy am schnellsten über die Maas kommen kann.

Die Operationsrichtungen der 4. und 12. Armee fallen damit auseinander.

In der Stoßrichtung nach Westen auf die Sommemündung fehlt jede Zusammenfassung von Kräften.

Die H.Gr. ist daher der Ansicht, daß spätestens mit Erreichen der Ourthe durch 4. Armee, dem Durchstoßen der belgischen Befestigungen bei Bastogne durch den rechten Flügel 12. Armee das südliche Korps der 4. Armee (2.) und das nördliche Korps der 12. Armee (3.), denen ein weiteres Korps (18. oder 21.) nachzuführen wäre, unter einem AOK zusammenzufassen sind unter entsprechender Verbreiterung des Angriffsstreifens der H.Gr. bis Dinant (ausschl.).

Dies um so mehr als das Gebiet um Fumay schon der Straßenentwicklung nach keine Basis für die weitreichende Fortführung des Stoßes nach Westen abgibt.

Die Nachführung weiterer Heeresreserven hinter dem rechten Flügel der H.Gr. wird ferner nötig sein.

Wenn es im Lauf der Operationen nicht zu unnützen Zeitverlusten kommen, wenn insbesondere die Versorgung einwandfrei arbeiten soll, müssen die Vorbereitungen für das Einschieben des neuen AOK schon jetzt getroffen werden.

Sie werden hiermit beantragt.

gez.: v. Rundstedt

ANLAGE 6

Chef des Generalstabes der Heeresgruppe
Ia Nr. 500/39 gKdos.

H.Qu., den 6. 12. 1939
Chefsache! Nur durch Offizier!
3 Ausfertigungen
2. Ausfertigung

An den Herrn Chef des Generalstabes

Die Herausschiebung der Offensive gibt die Möglichkeit, Ansatz und Kräftegliederung der H.Gr. nochmals zu überprüfen, wobei naturgemäß an einzelnen Fragen der Gesamtoperation nicht vorbeigegangen werden kann.

1. Mögliche Feindabsichten:

Das belgische Heer wird weiterhin mit der Masse seiner Kräfte in der Linie Antwerpen — Lüttich, Reserven um Brüssel, anzunehmen sein. Die letzthin gemeldete Verschiebung von Teilkräften an die belgische Südwest-Grenze ist wohl mehr als politische Neutralitäts-Geste anzusprechen.

Von den französisch-englischen Kräften sind 27—29 Divisionen in der Front Dünkirchen — Diedenhofen, 27 vor H.Gr. C festgestellt, so daß noch immer 40—42 Divisionen als Heeresreserven anzunehmen sind. Diese Kräfteverteilung läßt den Schluß zu, daß der Gegner mit den an der Grenze bereitgestellten Teilkräften im Zusammenwirken mit dem belgischen Heer uns zunächst aufzuhalten suchen wird, daß der Einsatz seiner Heeresreserven aber erst erfolgen soll, wenn er Klarheit über die Richtung und Ausdehnung unserer Offensive gewonnen haben wird. Ein solches Handeln würde jedenfalls der französischen Einstellung entsprechen.

Für die französische Führung kommen dabei im großen gesehen zwei Möglichkeiten in Frage:

a) Ein *Ausweichen in Nordbelgien* (unter Halten von Antwerpen und Lüttich), wenn auch unter hartnäckigem Widerstand, um uns frontal zu binden, in der Absicht, dadurch eine günstigere operative Lage für einen Angriff *stärkster Kräfte gegen unsere Südflanke* zwischen Mosel und Maas und zwischen Maas und Sambre zu schaffen.

Für diesen Flankenangriff auf einer Front von 200 km könnte der Gegner aus seinen Heeresreserven, aus der Front Diedenhofen — Sedan und aus der Front vor H.Gr. C ohne weiteres 60 Divisionen zusammenfassen, er behielte dann immer noch etwa 20 Div. zur Aufnahme bzw. Stützung des belgischen Heeres übrig.

Diese Lösung, die ihm einen entscheidenden operativen Erfolg bringen könnte und die wir daher in seiner Lage zum mindesten in Erwägung ziehen würden, mag den französischen Anschauungen widersprechen, weil sie zuviel riskiert. Es ist auch sehr fraglich, ob die Engländer die Preisgabe Hollands

und von Teilen der belgischen Küste zulassen würden, in Rücksicht auf die damit verbundene Gefährdung ihres Landes in der Luft.

Es bleibt aber zu bedenken, daß gerade ein schneller deutscher Anfangserfolg in Belgien, den wir doch erhoffen, sie dem Feind aufzwingen wird, wenn er alsdann auch schon Teile seiner Kräfte anderwärts eingesetzt haben wird, also nur wesentlich schwächer diesen Gegenangriff führen kann.

Daß, je schneller und größer unser Erfolg in Belgien ist, umsomehr mit einem feindlichen Gegenangriff von Süden gerechnet werden muß, ist wohl sicher.

b) Die zweite Möglichkeit ist der Versuch, unsere Offensive vor den belgischen Befestigungen zum Stehen zu bringen und damit zugleich die eigene Luftbasis näher an das Ruhrgebiet heranzuschieben. Dabei bleibt die Möglichkeit offen, daß der Gegner sich in Südbelgien zunächst auf das Halten der Maas-Linie Lüttich — Namur — Givet — Sedan — Festungsfront Margut — Diedenhofen beschränkt, um erst später, wenn wir in den Maas-Bogen hineingegangen sind, zum Gegenangriff von Norden und Süden vorzugehen.

In diesem Fall ist mit dem Hineinwerfen starker Teile der Heeresreserven nach Nordbelgien zu rechnen.

Die derzeitige Kräfteverteilung an der Grenze läßt jedenfalls eine derartige Absicht als möglich erscheinen.

Da der Gegner wohl damit rechnet, daß das belgische Heer sich in der Linie des Albert-Kanals einige Zeit halten kann, stehen anscheinend nur verhältnismäßig schwache Kräfte zwischen der Küste und Lille.

Eine schnelle Gruppe vorwiegend mot. Divisionen bei der französischen 1. Armee um Valenciennes deutet auf die Absicht hin, sie an die Maas Namur — Lüttich vorzuwerfen. Die Kav. und mot. Divisionen um Fourmies — Hirson stehen zum schnellen Vorgehen an bzw. über die Maas-Linie Namur — Givet bereit, während mot. Kräfte und Inf.-Div. der 2. Armee um Charleville zum Vorgehen nach Südbelgien bereitzustehen scheinen. Nicht ausgeschlossen ist es ferner, daß die Armee Abt. A versuchen wird, auf Arlon — Luxemburg vorzugehen, um unser Vorgehen zu verzögern.

2. Die deutsche Angriffsoperation muß demgegenüber, wenn sie das Ziel, den Gegner auf dem Lande entscheidend zu schlagen, anstreben und erreichen will, von vornherein mit zwei Abschnitten der Offensive rechnen.

a) Der erste Abschnitt ist der Versuch, die in Belgien und Nordfrankreich stehenden bzw. dorthin geworfenen Feindkräfte unter gleichzeitiger Deckung nach Süden vernichtend zu schlagen und das Küstengebiet bis etwa zur Somme in die Hand zu bekommen.

b) Der zweite Abschnitt kann dann das Eindrehen nach Süden sein, um den mit Sicherheit später zu erwartenden französischen Gegenangriff beiderseits der Maas frontal abzuwehren und zugleich von Westen her zu umfassen.

Es erscheint sicher, daß der Schwerpunkt der deutschen Operation auf dem *Südflügel* liegen muß.

Wohl kann der Nordflügel, das schnelle Überwinden des Albert-Kanals vorausgesetzt, gegenüber den belgischen und heraneilenden englisch-französischen Kräften unter Einsatz starker Panzerkräfte einen für die Gesamtoperation wesentlichen *Anfangserfolg* erringen.

Die *Entscheidung* aber wird immer der von starken Kräften vorgetragene Stoß durch Südbelgien in Richtung auf die Somme-Mündung zum Abschneiden der englisch-französischen Kräfte in Belgien bringen müssen.

Dieser Stoß bedarf der Deckung gegen ein Eingreifen feindlicher Kräfte von Süden, und zwar nicht nur einer defensiven Deckung zwischen Mosel und Maas, sondern vor allem einer *offensiven Deckung* zwischen Maas und Oise, die zugleich die Voraussetzung für das spätere Eindrehen des Heeres nach Süden ist.

Es liegt auf der Hand, daß diese beiden Aufgaben den Schwerpunkt der Gesamtoperation zwangsläufig auf den Südflügel verlagern müssen.

Dies schließt nicht aus, daß bei Einleitung der Operation mit zwei Schwerpunkten im engeren operativen Sinn angegriffen wird. Die Notwendigkeit hierzu ergibt sich einmal aus der Enge des Operationsraumes überhaupt, die südlich Lüttich nur den Ansatz begrenzter Kräfte erlaubt.

Außerdem wird ein Zusammenspiel zweier Angriffsgruppen ohnehin nötig sein, um bei Einleitung der Operation zum ersten Erfolg zu kommen.

Zu Beginn findet der Südflügel die leichteren Kampfbedingungen in Südbelgien vor und kann durch schnelles Vorgehen gegen die Maas südlich Namur, *über* die Maas ostwärts Namur dem Nordflügel den Übergang über den Albert-Kanal öffnen.

Im weiteren Verlauf wird wieder der Nordflügel durch sein Vorgehen über Brüssel dem Südflügel den Weg über die schwer zu überwindende Maas-Linie Namur — Fumay zu öffnen haben.

Die durch die Ausgangslage gebotene Bildung von zwei ersten Angriffsschwerpunkten darf aber nicht dazu führen, daß übersehen wird, daß für die Gesamtoperation Krise wie Erfolgsaussichten auf dem Südflügel liegen werden, der dementsprechend stark zu machen und zu gliedern ist.

3. Ansatz und Gliederung der Heeresgruppe A:

Die H.Gr. hat bereits in ihren Schreiben vom 31. 10., 12. 11. und 30. 11. auf die Notwendigkeit hingewiesen, sie den ihr zwangsläufig zufallenden Aufgaben entsprechend in 3 Armeen zu gliedern und kräftemäßig auszustatten bzw. durch Nachführen von Heeresreserven rechtzeitig zu verstärken.

a) Gliederung der H.Gr.

Die H.Gr. bedarf *einer Armee* (18.) für die Führung des Stoßes über die Maas-Linie Dinant — Fumay nach Westen auf die untere Somme. Diese Armee wird unter Einbeziehung des südlichen Korps der 4. Armee zu bilden sein, um ihr die nötige Breite geben zu können. Sie ist schon zu Beginn der Operation nötig, da die 4. Armee um so mehr nach Nordwesten abgezogen werden wird, je mehr man zunächst einen Anfangserfolg nördlich der Maas anstrebt. Die 4. Armee wird ferner mindestens ein Korps zur Wegnahme von Lüttich von Westen einsetzen müssen, da es ausgeschlossen ist, die den Operationsraum einengende Festung unbehelligt zu lassen. Die 4. Armee kann aber nicht zugleich in der Angriffsrichtung nach Westen über die Maas südlich Namur, nach Nordwesten über Huy und gegen Lüttich die Führung übernehmen.

Einer *zweiten Armee* (12.) bedarf die H.Gr. für das überraschende Durchstoßen der französischen Front um Sedan und anschließend die *offensive* Deckung des Vorgehens der erstgenannten 18. Armee vorwärts der Maas zwischen Oise und Maas. Nur wenn die H.Gr. das Gebiet bis Aisne — Oise-Kanal und bis zur Aisne durch Angriff auf jeden dort auftauchenden Gegner beherrscht, ist überhaupt die Fortsetzung der Offensive gegen die untere

Somme möglich. Bei dieser Armee liegt auch der Drehpunkt für das spätere Eindrehen des rechten Heeresflügels nach Süden.

Einer *dritten Armee* (16.) fällt der Gewinn einer Verteidigungsstellung nördlich der französischen Festungslinie Montmedy — Diedenhofen und das Halten derselben gegen jeden Feindangriff zu.

Die H.Gr. wiederholt daher die bereits in den früheren Schreiben geäußerte Bitte, diese Gliederung schon jetzt unter Ausnutzung der durch die Verschiebung des Angriffs gewonnenen Frist befehlen zu wollen, da ein späteres Einschieben eines AOK in jedem Falle die Führung erschwert und die Operationen verlangsamt.

b) Kräfteansatz:

Im Verlauf der Operationen, wenn auch nicht gleich zu Beginn, wird die H.Gr. für ihre Aufgaben benötigen:

18. Armee:	4 Korps mit	12 Divisionen
12. Armee:	4 Korps mit	12 Divisionen
16. Armee:	3 Korps mit	12 Divisionen
H.Gr.Res.	1 Korps mit	4 Divisionen
		40 Divisionen

Zu den jetzt für eine Verwendung in den beantragten Streifen der H.Gr. bereitstehenden Kräften

2. AK der 4. Armee mit	3 Divisionen
12. Armee mit	10 Divisionen
19. AK mit	3 Divisionen
16. Armee mit	9 Divisionen
14. AK mit	2 Divisionen
21. AK mit	3 Divisionen
bei H.Gr. C bereitgestellt	4 Divisionen
	34 Divisionen

würden also noch 6 Divisionen der OKH-Reserve nachgeführt werden müssen.

Für den ersten Einsatz ist folgendes zu erwägen:

Das Vorgehen über die Maas beiderseits Sedan, um zunächst einmal vorwärts der Maas eine gewisse Operationsfreiheit zu gewinnen, wird um so schneller und leichter glücken können, je schneller und überraschender man durch Luxemburg in Südbelgien einbricht und je sicherer man auf eine Anfangsüberlegenheit gegenüber den heraneilenden französischen Kräften in Südbelgien rechnen kann.

Am ehesten wird man über die Maas kommen, wenn Luftwaffe und starke Panzer- und schnelle Verbände nach Durchstoßen der belgischen Sperrbefestigungen den Feind schon diesseits der Maas überrennen und die Maas mit seinen Resten zugleich erreichen.

Das 19. Korps mit 3 Div. ist für diese Aufgabe allein unter Umständen zu schwach. Es kann nicht auf so breiter Front vorgehen wie es erwünscht ist, um einerseits französische Kräfte, die über die Maas-Linie Fumay — Sedan nach Belgien vorgegangen sind, umfassen, andererseits sich beim Stoß auf Sedan in der Flanke decken zu können.

Es wird daher gebeten, neben dem 19. AK auch das 14. AK von vornherein der H.Gr. zu unterstellen, so daß die 12. Armee mit einem schnellen Treffen von zwei Korps zu 5—6 Div. voraus, wie es im Osten für 10. Armee

befohlen war, mit einem zweiten Treffen von Inf.-Korps in zweiter Linie antreten kann.

Bei dieser Gliederung ist mit einer Anfangsüberlegenheit schon der schnellen Kräfte allein zu rechnen. Der Gegner kann eher überrascht werden, da diese Divisionen nicht nahe der Grenze bereitgestellt zu werden brauchen, sondern von rückwärts durch die Inf.-Korps hindurch in der letzten Nacht vorgezogen werden können.

Ein späteres Durchziehen des 14. AK muß dagegen die ganze Vorwärtsbewegung erheblich aufhalten.

Schließlich wird gebeten, daß das schnelle Nachführen von Panzerkräften, die auf dem Nordflügel unter Umständen nicht zur Wirkung kommen sollten, zur 18. Armee vorbereitet wird.

4. Mitwirkung der Luftwaffe:

Die Mitwirkung der Luftwaffe, der entscheidende Bedeutung beizumessen ist, wird sich nur dann voll auswirken, wenn sie nicht durch die feindliche Luftwaffe gezwungen wird, starke Teile im Kampf gegen diese zu belassen, die damit für die Unterstützung des Heeres ausfallen.

Mit einem Zerschlagen der feindlichen Luftwaffe beim ersten Angriff am A-Tag kann bei deren räumlicher Verteilung nicht gerechnet werden.

Es erscheint daher zweckmäßig, den Kampf gegen die feindliche Luftwaffe sofort zu eröffnen, damit die Überlegenheit sichergestellt ist, wenn die Offensive des Heeres beginnt. Dieser Kampf müßte mit einem überraschenden Schlag der gesamten Luftwaffe bei erster günstiger Wetterlage eröffnet und dann in Einzelschlägen ununterbrochen fortgeführt werden. Der Chef des Generalstabes der Luftflotte 3 hat diesem Gedanken durchaus zugestimmt.

Dem Herrn Oberbefehlshaber ist vorstehendes Schreiben vorgelegt und von ihm gebilligt worden.

gez. v. Manstein

ANLAGE 7

Chef des Generalstabes
der Heeresgruppe A
Ia Nr. 597/39 g.K.

H.Qu., den 18. 12. 1939
2 Ausfertigungen
2. Ausfertigung

Vorschlag für die Führung der Westoffensive

I. Feindbeurteilung

1. Das belgische Heer steht mit der Masse seiner Kräfte in (mit Teilen vorwärts) der befestigten Linie Antwerpen — Lüttich (Reserven um Brüssel), mit schwächeren Teilen in Südbelgien und in der Maaslinie Lüttich — Namur.

Das englisch-französische Heer steht mit etwa 34 Divisionen an der luxemburgisch-belgischen Grenze, mit 29 Div. vor Heeresgruppe C. Etwa 34 Div. sind als Heeres-Reserve im Innern.

Im Fall einer deutschen Offensive ist mit dem Hereinwerfen starker französisch-englischer Kräfte nach Belgien nördlich der Maas zu rechnen.

Ob der Gegner uns oberhalb Namur über die Maas nach Südbelgien hinein mit stärkeren Kräften entgegengeht, oder ob er hier entscheidend erst an der Maas zu kämpfen beabsichtigt, ist ungewiß.

Ein schnelles Vordringen des deutschen Heeres in Belgien wird zwangsläufig zu einem starken französischen Gegenangriff von Süden, zwischen Mosel und Maas und westlich der Maas führen, zu dem außer Heeres-Reserven auch starke Kräfte an der französischen Festungsfront herausgezogen werden können.

II. Operationsziel und Absichten

2. Das deutsche Heer, unterstützt durch die gesamte Luftwaffe, tritt am A-Tag über die holländisch-belgisch-luxemburgische Grenze an, mit dem Ziel, den verbündeten Gegnern die Entscheidung auf dem Lande aufzuzwingen und dadurch den späteren Angriff auf England zu ermöglichen. Die Operationsabsicht ist:

3. Heeresgruppe B (Nordflügel des Angriffs), unter Besetzung von Holland (zunächst ohne Festung Holland) durch Teilkräfte, nach schnellem Durchstoßen der belgischen Befestigungen zwischen Antwerpen und Lüttich und südlich Lüttich in Belgien nördlich der Maas zusammenzufassen, möglichst starke Teile des belgischen Heeres in Antwerpen und Lüttich einzuschließen, den Rest, wie die heraneilenden englisch-französischen Kräfte anzugreifen, zu schlagen und wenn möglich gegen die Küste zu drängen, um später gegen die untere Somme vorzugehen, damit die belgisch-nordfranzösische Küste in deutsche Hand zu bringen.

4. Der Heeresgruppe A (Südflügel des Angriffs) fällt die Aufgabe zu, Luxemburg und Südbelgien schnell durchstoßend, über die Maas vorgehende französische Kräfte zu schlagen, unter Bildung einer Abwehrfront zwischen Maas (Carignan) und Mosel (Mettlach) den Übergang über die Maas-Linie Dinant—Mouzon (Schwerpunkt zunächst Sedan) zu erzwingen und durch Fortsetzung der Offensive mit je einer Armee in westlicher und südwestlicher Richtung den Zusammenhang der feindlichen Front zu zerreißen, die Durchführung der Operationen der Heeresgruppe Nord und ihr Eindrehen gegen die untere Somme zu ermöglichen.

5. Heeresgruppe C hat die bisherige Front zu halten und durch Täuschung möglichst starke Feindkräfte zu binden.

III. Erste Aufträge

6. Heeresgruppe B hat zunächst

a) mit schwächeren Kräften (10. AK) Holland (vorerst ohne den Bereich der Festung Holland) zu besetzen und die Angriffsoperation gegen die Einwirkung holländischer und in Holland gelandeter englischer Kräfte zu decken,

b) mit 6. Armee, aus Linie Venlo — Aachen antretend, die belgischen Befestigungen zwischen Antwerpen und Lüttich zu durchbrechen, durch schnelles Durchstoßen starker mot. Verbände einen geordneten Rückzug des belgischen Heeres und seine Aufnahme durch englisch-französische Kräfte zu verhindern,

c) mit 4. Armee die belgischen Befestigungen südlich Lüttich zu durchbrechen und, unter Einsatz der 7. Flieger-Div. und Luftlande-Div. und Vorwerfen der mot. Kräfte, überraschend den Übergang über die Maas zwischen Lüttich und Dinant zu erzwingen.

d) Alsdann hat die Heeresgruppe ihre Kräfte nördlich der Maas zusammenzufassen, um die in Nordbelgien kämpfenden Feindkräfte zu schlagen.
Hierbei sind — wenn es die Lage gestattet — die mot. Kräfte beider Armeen unter einheitlichem Befehl (AOK 6, das hierzu durch AOK 18 alsdann freizumachen ist) zusammenzufassen, um, schnell Richtung Courtrai vorstoßend, einen geordneten Aufmarsch der französisch-englischen Kräfte in Belgien zu verhindern.
Antwerpen ist einzuschließen, Lüttich baldmöglichst von rückwärts her zu nehmen.
Grenze zu Heeresgruppe A: Ahrtal bis Hoffeld — St. Vieth — Dinant (B) — Fourmies.

7. Heeresgruppe A hat zunächst

a) mit 2. Armee die belgischen Befestigungen beiderseits Houffalize zu durchstoßen, nach Belgien vorgeworfene französische Kräfte zu schlagen und den Maasübergang zwischen Dinant und Fumay zu erzwingen.

b) mit 12. Armee, unter Vorwerfen der mot. Kräfte, die belgischen Sperrbefestigungen beiderseits Bastogne und Arlon überraschend zu durchstoßen, über die Maas vorgehende französische Kräfte zu überrennen und den Maas-Übergang in Gegend Charleville — Sedan zu erzwingen,

c) mit 16. Armee auf Arlon oder nach Luxemburg vorstoßende französische Kräfte anzugreifen und zu schlagen und eine Abwehrfront zwischen Maas bei Carignan und Mosel bei Mettlach möglichst nahe der französischen Grenze zu gewinnen.

d) Nach Erzwingen des Maas-Übergangs kommt es darauf an, unter starrem Halten der Abwehrfront zwischen Maas und Mosel, westlich der Maas durch Fortführung des Angriffs:
der 2. Armee Richtung St. Quentin — Laon,
der 12. Armee gegen die Aisne beiderseits Rethel
den Zusammenhang der französischen Front zu zerreißen, den Aufmarsch französischer Kräfte zum Gegenangriff westlich der Maas zu verhindern und wenn möglich zur Einwirkung gegen Flanke und Rücken der vor HGr. B kämpfenden Feindkräfte zu kommen.

8. Heeresgruppe C hält die bisherige Front und täuscht dem Gegner Angriffe bei 1. und 7. Armee nach besonderer Anweisung vor.

IV. Kräftegliederung

9. (soweit von hier aus zu übersehen)

Heeresgruppe B		
Gr. Holland:	Gen.Kdo. 10	1/3 SS Div.
		1 Kav.Br.
		2 Inf.Div.
6. Armee:	Gen.Kdo. 16	3 Pz.Div.
	4 Gen.Kdos.	12 Inf.Div.
4. Armee:	Gen.Kdo. 15	3 Pz.Div., 22. Inf.Div.
	4 Gen.Kdos.	12 Inf.Div.
Res. d. H.Gr.:	AOK 18,	1 Pz.-, 1 mot. Div.,
		1 Gen.Kdo., 3 Inf.Div.
zusammen:	12 Gen.Kdos.	7 Pz.-, 1 1/3 mot. Div.,
		1 Kav.Br., 30 Inf.Div.

Heeresgruppe A
2. Armee: 4 GKdos. 12. Inf.-Div.;
12. Armee: Gen.Kdo. 19, 2 Pz.-Div., 1 mot. Div., 2 GKdos, 7 Inf.-Div., Gen.Kom. 14, 1 l. Div., 1 mot. Div.;
16. Armee: 3 GKdos., 12 Inf.-Div.;
Res. H.Gr. A: 1 GKdo., 4 Inf.-Div.

---

12 Gen.Kdos., 2 Pz.-Div., 1 l Div., 2 mot. Div., 35 Inf.-Div.
Heeresgruppe C: 5 GKdos., 18 Inf.-Div.
Res. OKH: 1 AOK (nur Führungsstab), 3 mot. Div., 1 GKdo, 9 Inf.-Div.
Bereitstellung der Heeres-Reserven:
1 Gen.Kdo. mit 3 Div. hinter Heeresgruppe B;
3 mot. Div. am Rhein so, daß schnelle Zuführung zu 6., 4., 2. Armee möglich ist;
1 AOK-Stab mit 6 Div. zunächst zur Täuschung hinter dem Südflügel der H.Gr. C, Abtransport von dort ab A-Tag mit je 3 Div. täglich aus Linie Karlsruhe — Offenburg — Freiburg — Konstanz nach Norden.

V. Bereitstellung

10. Da nach dem wochenlangen Bereitstehen des Heeres im Aufmarschgebiet an eine operative Überraschung des Gegners nicht mehr zu denken ist, kommt es wenigstens darauf an, durch zeitlich möglichst überraschendes Antreten wenn möglich einen Zeitvorsprung vor den englisch-französischen Kräften zu gewinnen.

Die Heeresgruppen haben daher die Infanterie-Divisionen, die in vorderer Linie antreten sollen, mit Anfängen in Grenznähe in nicht wesentlich über 30 km Tiefe so unterzubringen, daß sie in einer Nacht zu mehreren Marschanfängen aufmarschieren können.

Die Pz.- und mot. Div. sind möglichst ostwärts des Rheins, Anfänge an den Rheinübergängen, unterzubringen.

Für die Bereitstellung ist folgender Zeitplan maßgebend:
Nacht A — 2 zu A — 1: Aufmarsch der Div. vorderer Linie. Vorführen der Pz.- und mot. Verbände, in je einer Kolonne vom Rhein mit Anfang bis etwa 15 km ostwärts der Grenze. Rückwärtige Div. erster Nachtmarsch.
Tag A — 1: Ruhe.
Nacht A — 1 zu A: Rückwärtige Div. zweiter Nachtmarsch.
Nur Inf.- und Pz.-Div., die bereits von der Grenze aus angreifen müssen, sind in der Nacht A — 2 zu bewegen bzw. an der Grenze aufgeschlossen bereitzustellen.

VI. Luftwaffe

11.
a) Um sicherzustellen, daß am A-Tag die gesamte Luftwaffe zur Unterstützung des Heeres frei ist, hat die Luftwaffe den Kampf zur Niederzwingung der französischen Luftwaffe bereits vor der Offensive zu Land durchzuführen.
Sie hat hierzu die französische Luftwaffe an dem ersten Gutwetter-Tage, der einen Einsatz der Gesamtkräfte erlaubt, zu überfallen und anschließend den Kampf gegen die feindliche Luftwaffe mit nach Stärke und Ziel wechselndem Einsatz bis zum Beginn der Erdoffensive fortzuführen.
b) Bei der Unterstützung des Heeres liegt der Schwerpunkt für die Luftwaffe:
beim Übergang über den Albert-Kanal (6. Armee),

beim Übergang über die Maas zwischen Lüttich und Namur (4. Armee), hier Einsatz der 7. Fl.-Div. und 22. Div.,
beim Übergang über die Maas bei Sedan (12. Armee),
beim Übergang über die Maas aufwärts Dinant (2. Armee).

VII. Verwendung der Heeres-Reserven

12. Die drei mot. Divisionen werden der Armee nachzuführen sein, bei der sich die Möglichkeit eines schnellen Erfolges abzeichnet.

Eine weitere Gruppe von Divisionen ist von vornherein hinter Heeresgruppe B für diese bereitzustellen.

Die zunächst in Süddeutschland versammelten Reserven werden je nach Entwicklung der Lage der Heeresgruppe B oder A zuzuführen sein. Dabei ist im Auge zu behalten, daß einerseits die Möglichkeit, starke Feindkräfte in Nordfrankreich durch Vorgehen längs der Somme nach Westen abzuschneiden, andererseits die Notwendigkeit, starke Kräfte zum Zerschlagen eines französischen Gegenangriffs westlich der Maas bzw. zur Verlängerung der Abwehrflanke der 16. Armee nach Westen bereitzuhalten, ein Nachführen von Reserven hinter Heeresgruppe A in erster Linie bedingen wird.

VIII. Flotte

13. Aufgabe der Flotte ist es, eine Besitznahme der holländischen Flußmündungen und Häfen durch die Engländer zu verhindern, bis diese in deutscher Hand sind.

gez. v. M.

Verteiler:
Ob.d.H. = 1. Ausf.
Entwurf = 2. Ausf. (ohne Karte)

ANLAGE 8

Heeresgruppe A

Ia Nr. 20/40 g.Kdos.

12. Januar 1940
Chefsache — 4 Ausfertigungen
Nur durch Offizier! — 3. Ausfertigung

Westoffensive

Die Heeresgruppe legt nachstehend ihre für die *Durchführung* der Operationen im Sinne einer die *volle Entscheidung zu Lande suchenden Führung der Westoffensive* maßgebenden Gedanken nochmals vor.

Der Oberbefehlshaber
von Rundstedt

I. Das Operationsziel der Westoffensive.

Entscheidend für die Gesamtführung wie für die Führung der Heeresgruppen ist das der Offensive gesteckte Ziel.

Nach Ansicht der Heeresgruppe muß es die *Herbeiführung der Entscheidung im Landkrieg, die Zerschlagung der alliierten Wehrkraft zu Lande und in der Luft,* die Beseitigung des englischen Festlandsdegens sein, der dann als zweiter Schritt der Angriff zur Luft und See auf England selbst folgen kann.

Teilziele, wie sie zunächst im Herbst in den Weisungen des OKH gegeben worden sind, wie das Schlagen möglichst starker Feindkräfte in Belgien oder Nordfrankreich, das Erreichen der belgischen Küste stehen weder im Verhältnis zu der politischen Belastung eines Angriffs auf drei neutrale Staaten, noch rechtfertigt eine solche von vornherein begrenzte Zielsetzung, die Angriffskraft des Heeres und der Luftwaffe, die der entscheidende Faktor auch in diesem Kriege ist, die aber — in *nicht* entscheidenden Kämpfen verzehrt — in absehbarer Zeit nicht zu erneuern wäre, aufs Spiel zu setzen. Man wird sich vielleicht — wenn die Offensive nicht den erhofften vollen Erfolg bringen sollte — mit dem Erreichen solcher Teilziele zufrieden geben müssen. Von vornherein jedoch das Ziel nicht auf die *volle* Entscheidung zu Lande abzustellen, ist gleichbedeutend mit dem Verzicht auf das Streben nach einer schnellen Beendigung des Krieges.

Selbst wenn wir nach Schlagen beträchtlicher französisch-englischer Teilkräfte an der Somme stehen, kann England uns — wie im Weltkriege — weiterhin einen kräfte- und materialverzehrenden Landkrieg unter Fortführung seiner Fernblockade aufzwingen, solange es ihm gelingt, Frankreich bei der Stange zu halten.

Eine baldige siegreiche Entscheidung des Krieges ist nur zu erwarten, wenn wir durch den Sieg *zu Lande und in der Luft in Frankreich*, durch Brechen der alliierten Angriffskraft zu Lande die Möglichkeit erhalten, zum entscheidenden Angriff auf England selbst und zugleich die Kräfte freibekommen, allen möglichen Entwicklungen in Nord-, Ost- und Südost-Europa zu begegnen.

Der entscheidende Stoß gegen England durch die deutsche Luftwaffe (Ju 88) und Marine, der den Angriff auf die Atlantikzufuhr verlangt, wird durch den Besitz der französischen Nordküste erleichtert, da damit den Geschwadern der Weg über England zum Teil erspart wird.

Dies wird aber nur durch einen vollen Sieg über das französische Heer erreicht werden.

Mit dem Ziel der Vernichtung der alliierten Wehrkraft zu Lande und in der Luft in Frankreich ist daher die Westoffensive anzusetzen und zu führen. Bei der derzeitigen auf dem Festlande anzunehmenden Gesamtzahl der feindlichen Kräfte (130 englisch-französische Divisionen und Festungsbrigaden, 21 belgische, 9 holländische Divisionen = 160 große Verbände) wird dieses Ziel kaum in einem Zuge, sondern erst in einer Reihe aufeinanderfolgender Operationen zu erreichen sein, es sei denn, daß die moralische Widerstandskraft in Frankreich vorzeitig zusammenbricht.

Die Führung wird also von vornherein mit einem längeren Zeitraum der Operationen und entsprechendem Kräfte- und Materialeinsatz zu rechnen haben.

Sind Heer und Luftwaffe zu dieser Offensive angetreten, so darf die Führung sich durch nichts, auch nicht durch irgendwelche Raumgewinne an der Küste, von dem Ziel der Vernichtung der feindlichen Streitkräfte abbringen lassen, solange noch irgendeine Chance besteht, dieses Ziel zu erreichen.

Ein Abbrechen des Kampfes vor der endgültigen Entscheidung bedeutet angesichts des im Laufe des Jahres zu erwartenden Anwachsens der englischen Kräfte zugleich aller Voraussicht nach den endgültigen Verzicht auf einen baldigen Sieg zu Lande im Westen. Es bleibt dann nur der Übergang

zum Stellungskrieg, der Versuch, dem Gegner dadurch den Zwang zum Angriff zuzuschieben, die Fortführung des Kampfes gegen England zur Luft und See, gegebenenfalls die Besitznahme der für lange Kriegsdauer nötigen Rohstoff- und Lebensmittel-Quellen in Nord- oder Südosteuropa.

II. Feindbeurteilung als Unterlage für die eigene Führung.

1. Von den holländischen Kräften (8 Div. und 1 lei. Div.) kann angenommen werden, daß sie sich im wesentlichen auf die Behauptung der Festung Holland beschränken und dort durch schwache Kräfte festgehalten werden können. Eine operative Auswirkung aus der Festung heraus wird ihnen ohne englische Hilfe nicht zuzutrauen sein. Für eine solche Hilfe stehen England zur Zeit kaum Kräfte zur Verfügung. Die Festsetzung von Engländern in Holland ist durch die Marine zur See, durch Unterbrechung der Verbindung Antwerpen — Holland zu Lande zu verhindern.

2. Das belgische Heer steht mit der Masse seiner insgesamt 21 Div. in der befestigten Linie Antwerpen — Lüttich, davon schwächere Teile im Vorfeld, stärkere Kräfte in Antwerpen und Lüttich, Reserven um Brüssel, Gent und an der Maas um Namur. In Südbelgien sind anscheinend nur schwache Kräfte.

Die Absicht, die Linie Antwerpen — Lüttich zu verteidigen, mindestens aber die beiden Festungen zu halten, liegt klar zu Tage. Vereinbarungen mit der alliierten Führung über schnelle Hilfe sind anzunehmen.

3. Das französisch-englische Heer erwartet seit Mitte Oktober unseren Angriff zwischen Küste und Mosel. Aus seiner Kräfteverteilung lassen sich Schlüsse auf die Absichten im Großen ziehen.

Der alliierte Oberbefehlshaber kann mit etwa 60—70 deutschen, zum Angriff bereitgestellten Divisionen rechnen und wird über unseren Kräfteeinsatz zwischen Mosel und Schweiz einigermaßen klar sehen. Über unsere Heeres-Reserven und Neuaufstellungen wird er dagegen nur unvollkommen unterrichtet sein.

Er hat an der belgisch-luxemburgischen Grenze 36 Div., vielleicht noch weitere englische Divisionen dicht dahinter, bereitgestellt, dabei die Masse der schnellen Kräfte zwischen der Küste und der Maas bei Sedan. Während 24 Div. und Fest.-Brig. in der Festungsfront zwischen Mosel und Schweiz stehen, ist mit etwa 30—35 Div. Heeres-Reserven zu rechnen.

Aus dieser Kräfteverteilung ist zu schließen, daß der Gegner mit den an der Grenze bereitgestellten Kräften im Zusammenwirken mit dem belgischen Heer uns aufzuhalten suchen wird, daß der Einsatz seiner Heeres-Reserven erst erfolgen soll, wenn er Klarheit über Richtung und Ausdehnung unserer Offensive gewonnen haben wird. Ein solches Handeln aus der Nachhand würde jedenfalls der französischen Einstellung entsprechen.

Ein *feindlicher Gegenangriff* gegen unsere Festungsfront zwischen *Mosel und Schweiz* ist wenig wahrscheinlich und könnte uns selbst bei gewissen Erfolgen kalt lassen.

Ein planmäßiges Zurücknehmen des belgischen Heeres nach Westen (unter Verteidigung der Festungen Holland, Antwerpen, Lüttich, Namur), um dadurch günstigere operative Vorbedingungen für einen *Gegenangriff größten Stils zwischen Mosel und Maas*, vielleicht auch noch zwischen Maas und Sambre *in die Südflanke des deutschen Angriffs* zu schaffen, und dadurch, gegebenenfalls in Verbindung mit einem späteren Angriff aus der Festung Holland, die Vernichtung der Masse des deutschen Heeres westlich des Rheins

anzustreben, würde deutscher Führungsauffassung entsprechen. Ob französische Führung ein so hohes Risiko eingehen, ob Belgien und England (dieses im Hinblick auf die Preisgabe der belgischen Küste) es zulassen werden, erscheint jedoch sehr fraglich.

Am wahrscheinlichsten ist, daß der Gegner die hierzu an der belgischen Grenze bereitstehenden Kräfte nach Belgien vorwirft, um unsere Offensive bereits an den belgischen Befestigungen, spätestens an der Linie Antwerpen — Namur — Maas zum Stehen zu bringen, damit zugleich seine Luftbasis näher an das Ruhrgebiet heranzuschieben. Dabei bleibt die Möglichkeit offen, daß der Gegner sich in Südbelgien zunächst auf das Halten der Maas-Linie Lüttich — Namur — Givet — Sedan — Festungsfront Margut — Diedenhofen beschränkt, um erst später, wenn wir in den Maas-Bogen hineingegangen sind, zum Gegenangriff von Süden aus Linie Sedan — Diedenhofen, verbunden mit einer Offensive in Nordbelgien bzw. aus der Festung Holland und aus Antwerpen, zu schreiten.

Je größer der deutsche Erfolg in Nordbelgien ist, je schneller er eintritt, desto mehr wird jedoch *zwangsläufig der Gedanke eines großen Gegenangriffs gegen unsere Südflanke*, und zwar sowohl *zwischen Mosel und Maas* wie auch *zwischen Maas und Sambre* in den Vordergrund treten. Der alliierte Oberbefehlshaber kann hierzu, selbst wenn er starke Kräfte bereits in Nordbelgien eingesetzt hat, unter weitgehender Schwächung seiner Festungsfront noch erhebliche Kräfte zusammenbringen.

Ob derselbe sofort erfolgt oder ob der Gegner zunächst eine Abwehrfront Diedenhofen — Abbeville herzustellen suchen wird, um erst zu einem späteren Zeitpunkt zum Angriff überzugehen, bleibt offen.

Im einzelnen ist zunächst damit zu rechnen, daß die *englische Armee* mit ihren schnellen Verbänden die Richtung Antwerpen nimmt, um dessen Besitz sicherzustellen und darüber hinaus die Verbindung mit der Festung Holland und den Besitz der holländischen Flußmündungen sicherzustellen,

die *1. französische Armee* auf Lüttich und an die Maas beiderseits Namur vorgeworfen wird und daß

starke Teile der Heeres-Reserven mit der Bahn nach Nordbelgien nachgeführt werden; ferner, daß

die *2. französische Armee* mindestens bis an den Semois und die Maas bis Dinant, mit schnellen Kräften vielleicht nach Südbelgien hineingehen wird, einem Vorgehen, dem sich dann

Teile der *Armee-Abtlg. A* in Richtung Arlon anschließen können. Zugleich ist mit dem Heranführen von Heeres-Reserven gegen die Linie Charleville — Diedenhofen zu rechnen.

III. Operationsmöglichkeiten.

Die gegebene Lage zwingt die deutsche Führung zunächst, eingeengt zwischen Waal und Festung Antwerpen einerseits, der französischen Festungsfront Diedenhofen — Margut andererseits, rein frontal gegen den Gegner in Belgien vorzugehen. Eine weitausholende Umfassungsmöglichkeit, wie sie das deutsche Heer 1914 hatte, die Möglichkeit, den Gegner, wie Friedrich d. Gr. bei Leuthen, vor der Schlacht zu umgehen, um ihn in der Flanke anzugreifen und dadurch die eigene Unterlegenheit auszugleichen, steht ihr nicht offen.

Der taktische Sieg im ersten frontalen Einbruch in Belgien, erzwungen in erster Linie durch den höheren Kampfwert der Truppe, das Überrennen der zunächst heraneilenden alliierten Verstärkungen schaffen erst die Vorbedingungen für eine auf die volle Entscheidung hinzielende Operation.

Es ist also selbstverständlich, daß der erste Ansatz der Offensive diesen taktischen Anfangserfolg mit allen Mitteln anstreben muß.

Die Führung darf sich durch diese Notwendigkeit jedoch nicht den Blick dafür trüben lassen, wo und in welcher Richtung die Entscheidung in der nach den Anfangsschlachten einzuleitenden Operation zu suchen sein wird. Auch räumliche Anfangserfolge, die nicht zugleich mit einer Vernichtung starker Feindkräfte verbunden sind, dürfen die Führung nicht — wie 1918 — dazu führen, den Schwerpunkt in eine operativ unwirksame Richtung zu verlegen.

Während zunächst bei der geringen Breite des Operationsraums, der noch durch die Festung Lüttich weiter eingeengt und durch sie und die mittlere Maas in zwei getrennte Schlachtfelder geteilt wird, sowohl nördlich wie südlich Lüttich auf der ganzen Breite mit starken Kräften angegriffen werden muß, um den Anfangserfolg sicherzustellen, muß sich die Führung von vornherein darüber klar sein, wo später die Entscheidung der Gesamtoperation liegen wird.

Die *Offensive in Nordbelgien* stößt auf die Hauptschwierigkeiten zu Beginn der Operation, in der Maas und Schelde überwunden werden und das abwehrbereit in der befestigten Albert-Kanal-Stellung stehende belgische Heer durchbrochen werden muß, ehe alliierte Kräfte eingreifen können. Bei Zufrieren der Wasserläufe können diese Schwierigkeiten entscheidend verringert sein.

Die weitere Einengung der hier angreifenden Armee durch die Festungen Antwerpen und Namur, zwischen denen hindurch nur ein Vorführen begrenzter Kräfte möglich ist, zwingt dazu, mit einer weiteren Armee südlich Lüttich vorbei gegen die Maas beiderseits Namur vorzugehen, *um später diese beiden Armeen zu einem starken Nordflügel in Nordbelgien nördlich der Maas—Sambre-Linie zusammenfassen zu können.* Das schnelle Vereinigen starker Panzerkräfte zu einer mot. Armee nördlich der Maas wird ausschlaggebend für den Erfolg sein.

Ist dieser erste Erfolg erkämpft, so findet der Nordflügel beim weiteren Vorgehen keine ausschlaggebenden Gelände- oder Festungshindernisse mehr vor.

Gelingt es ihm, die vom Gegner weiterhin herangeführten Kräfte zu schlagen, so wird er bis zur Küste, sogar bis zur unteren Somme durchstoßen können.

Hier aber spätestens wird seine operative Wirkung zu Ende sein, wenn nicht inzwischen der durch Südbelgien vorgehende *Südflügel* die Grundlage für die Fortführung der Operation geschaffen hat.

Eine Operation, die mit ihrem Südflügel vor der Maas liegen bleibt, kann zu einem entscheidenden Erfolg nicht führen. Der Nordflügel wird, je weiter er nach Westen vordringt, um so mehr in seiner Südflanke durch den Gegenangriff starker französischer Kräfte bedroht werden und sich frontal spätestens an der Somme festlaufen.

Der durch Luxemburg und Südbelgien vorzuführende Südflügel findet zu-

nächst wohl Geländeschwierigkeiten, aber nur schwächere Befestigungen und Feindkräfte vor sich. Für seinen Angriff liegt die Hauptschwierigkeit im Überwinden der Maas-Linie. Kommt der Franzose über die Maas-Linie nach Südbelgien entgegen und gelingt es, ihn hier mit Panzerkräften zu überrennen, so kann ein schnelles Gewinnen der Maas-Linie möglich sein. Bleibt der Franzose jedoch mit seinen Hauptkräften verteidigungsbereit an der Maas-Linie stehen, so wird ein Angriff sehr starker Kräfte, gegebenenfalls ein Öffnen der Maas-Linie von Norden her nötig werden.

Erst wenn der Südflügel die Maaslinie überschritten hat, kann seine, dann allerdings entscheidende Wirkung einsetzen. Während er mit *einer Armee* — Front nach Süden — dicht nördlich der französischen Festungslinie Carignan — Diedenhofen in der Verteidigung die Südflanke der Gesamtoperation zu decken hat, muß eine *zweite Armee*, nach Überschreiten der Maas in Gegend Charleville — Sedan, nach Südwesten vorgehen, jedem Versuch des Gegners, zwischen Aisne und Oise zum Gegenangriff aufzumarschieren, durch Angriff zuvorkommen bzw. den Aufbau einer geschlossenen Abwehrfront in der Linie Diedenhofen — Stenay — Aisne — Somme durch Zerreißen des Zusammenhanges an der Aisne verhindern. Sie hat dadurch zugleich dem Nordflügel das Herumschwenken nach Süden zu ermöglichen.

Einer *dritten Armee* fällt die Aufgabe zu, über die Maaslinie Dinant — Fumay vorgehend, in Richtung St. Quentin weiterzustoßen, um die vor dem Nordflügel auf die Somme zurückgehenden Feindkräfte in der Flanke zu fassen und gegen das Meer zu drängen, gegebenenfalls dem Nordflügel den Somme-Übergang zu öffnen.

Erst dann wird die endgültige Entscheidung gegen das französische Heer durch Fortführung der Operation fallen.

IV. *Ergebnis* der Überlegungen über Feind und eigene Operationsmöglichkeiten für die Führung der Heeresgruppe im Rahmen der Gesamtoperation. Als Ergebnis der Erwägungen des möglichen Handelns des Gegners und der eigenen Operationsmöglichkeiten ist nach Auffassung des Heeresgruppen-Kommandos folgendes bei der Durchführung der Operationen wesentlich:

1. Auf dem *Nordflügel* (nördlich der Maas—Sambre-Linie) liegt, wenn das Überwinden der befestigten Wasserlinien und die *Vereinigung der beiderseits Lüttich angesetzten Armeen jenseits der Maas* gelungen ist, zweifellos *zunächst* die größere Erfolgsaussicht. Sie muß durch ausreichendes Nachführen von Reserven, auch zur Einschließung von Antwerpen und zur baldigen Wegnahme von Lüttich (von Westen her) voll ausgenützt werden. Von Bedeutung ist, daß durch frühzeitige Unterbrechung der Bodenverbindung zwischen den Festungen Antwerpen und Holland und Sperrung der holländischen Flußmündungen das Entstehen einer größeren feindlichen Operationsbasis in der Nordflanke verhindert wird.

Bei weiterer Fortführung der Operationen verliert jedoch der Nordflügel, selbst nach einem Siege in Nordbelgien, zunächst seine operative Wirksamkeit.

Solange nicht der Südflügel jenseits der Maas mit starken Kräften operative Bewegungsfreiheit gewonnen hat, wird das Vorgehen des Nordflügels vom Gegner an der unteren Somme frontal aufgefangen und durch Gegenangriff gegen die Südflanke endgültig zum Stehen gebracht werden können.

Erst wenn der Südflügel westlich der Maas den Zusammenhang der französischen Front zerrissen, zum Gegenangriff zwischen Maas und Oise aufmarschierende Feindkräfte geschlagen hat, wird für den Nordflügel der Weg über die untere Somme und damit *zur Gesamtentscheidung* frei.

Schon das Vorgehen des Nordflügels gegen die Linie Calais — Amiens — Ham ist nur möglich, wenn es in seiner Südwest-Flanke westlich der Maas *offensiv* gedeckt wird. 250 km Abwehrflanke nach Süden sind unmöglich.

2. *Der Südflügel* kommt, abgesehen von der verteidigungsweisen Deckung der Südflanke durch die 16. Armee, zu einer operativen Auswirkung erst jenseits der Maas, die dann aber *entscheidend* sein wird.

Ob es gelingt, die Maas schnell zu überwinden, hängt davon ab, ob uns der Franzose mit starken Kräften über die Maas entgegenkommt, ob die leider begrenzten Kräfte des 19. AK ausreichen, ihn hier zu überrennen und, ehe er selbst zurückkommt, in seinem Rücken die Maasbrücke in Besitz zu nehmen.

Gelingt dies nicht, so wird ein planmäßiger Angriff starker Kräfte, verbunden mit dem Druck des Nordflügels, notwendig sein, den Übergang zu öffnen.

Spätestens jenseits der Maas, besser schon für den Übergang ist die Bildung von zwei Armeen an Stelle der 12. Armee, unter Einbeziehung des linken Flügelkorps der 4. Armee, nötig, von denen der einen das Weiterführen des Angriffs in Richtung St. Quentin — Somme zufällt, mit dem Ziel, den vor der Heeresgruppe B zurückgehenden Gegner abzuschneiden bzw. an das Meer zu drängen, während die andere die Aufgabe hat, zwischen Oise und Maas durch Angriff die Deckung für diese Operation in der linken Flanke zu übernehmen, zugleich hier die Bildung einer geschlossenen Abwehrfront des Gegners Diedenhofen — Stenay — Aisne — Somme zu verhindern.

Das Einschieben dieser weiteren Armee ist um so mehr erforderlich, als die gebotene Zusammenfassung der Kräfte der Heeresgruppe B in Nordbelgien zwangsläufig die 4. Armee in eine nordwestliche Richtung ziehen wird. Diese Armee kann nicht zugleich Lüttich nehmen, mit der Masse den Anschluß an die 6. Armee suchen und ihren linken Flügel über Dinant nach Westen vorführen.

Der Verzicht, den Südflügel mit 2 Armeen über die Maas zu führen, der Entschluß, die Masse der Reserven dem Nordflügel nachzuführen, würde zugleich den Verzicht auf die Gesamtentscheidung, die Bescheidung mit dem Teilziel belgisch-nordostfranzösische Küste bedeuten.

Die Heeresgruppe wird ihre Aufgabe im Rahmen der Gesamtoperation jedenfalls nur lösen können, wenn sie ihren Anträgen entsprechend in drei Armeen gegliedert und mit ausreichenden Kräften für die *offensive Aufgabe westlich der Maas*, für die *defensive Aufgabe ostwärts der Maas* ausgestattet wird.

3. Hinsichtlich des *Einsatzes der Luftwaffe* wird es nach Ansicht der Heeresgruppe auf folgende drei Punkte ankommen:

a) *Stärkster Einsatz im Erdkampf* in den kritischen Augenblicken
des Kampfes um den Albert-Kanal
des Kampfes um den Maasübergang der 4. Armee
des Kampfes um den Maasübergang der 12. Armee (bzw. 19. AK)
im übrigen

b) *Ansatz gegen die feindlichen Reserven*, in erster Linie die feindlichen nach Belgien voreilenden mot. Verbände, dann gegen die Transportbewegungen. Es genügt nicht, die Bahnverbindungen in einer bestimmten Linie zu unterbrechen. Es kommt darauf an — wie in Polen —, die planmäßige Führung der feindlichen Heeres-Reserven überhaupt unmöglich zu machen, diese selbst noch in der Transportbewegung weitgehend zu zerschlagen.

c) *Zusammenfassung stärkster Jagdkräfte* über dem Angriffsraum. Da die feindliche Luftwaffe in *einem Großangriff* bei Angriffsbeginn angesichts ihrer räumlichen Verteilung nicht zu zerschlagen sein wird, wird die *Entscheidung in der Luft* zugleich mit der auf der Erde *über dem Angriffsgebiet* fallen. Hier, an keiner anderen Stelle, werden die feindlichen Angriffskräfte auftreten und sicher zu treffen sein.

4. Von der *Flotte* wird gefordert werden müssen, daß sie durch Sperren der holländischen Flußmündungen und Besitznahme der westfriesischen Inseln das Festsetzen englischer Kräfte in der Nordflanke des deutschen Angriffes verhindert.

5. *Propaganda.* Mit Einsetzen des deutschen Angriffs wird die feindliche Führung der Schwierigkeit enthoben, ihrem Volk und Heer die Notwendigkeit des Kämpfens klar zu machen. Es muß daher eine intensive Propaganda einsetzen, die dem französischen Soldaten einhämmert, daß er für Polen, für Rüstungsinteressen, für England marschiert, daß wir von seinem Lande, wie von Holland und Belgien, nichts wollen. Diese Propaganda muß mit allen Mitteln die vor der Front der Heeresgruppe C stehenden französischen Divisionen, deren Herausziehen als Reserven oder zur Ablösung abgekämpfter Divisionen in Kürze erfolgen wird, erfassen, insbesondere sie auch mit Meldungen über die feindlichen Verluste an der Hauptkampffront zu beeinflussen suchen.

6. Wenn das Heeresgruppen-Kommando glaubt, ausgehend von der ihm gestellten Aufgabe, das Anstreben einer *vollen Entscheidung* zu Lande vorschlagen zu sollen, so ist es sich voll darüber im Klaren, daß das Erreichen dieses Ziels von dem Kampfwert der beiderseitigen Heere und Luftwaffen, über den erst der Kampf selbst entscheidet, von der besseren und willensstärkeren Führung, schließlich aber auch vom Kriegsglück abhängt.

Das Heeresgruppen-Kommando ist sich auch darüber klar, daß bei den Stärkeverhältnissen der Kampf sich über einen längeren Zeitraum erstrecken und die Anspannung aller Mittel und Kräfte des Reiches erfordern wird.

Das Ziel einer endgültigen Entscheidung zu Lande wird aber jedenfalls nur dann erreicht werden, wenn der Wille, es zu erzwingen, von vornherein die Führung der Operationen beherrscht, der Wille, solange um dieses Ziel zu kämpfen, als noch irgend eine Aussicht besteht, es zu erreichen, sich dagegen mit Teilzielen erst dann zu begnügen, wenn keine andere Wahl mehr bleibt.

Das Heeresgruppenkommando bittet daher nochmals, seine im Sinne einer entscheidungsuchenden Offensive gestellten Anträge, wenn auch nicht mehr beim ersten Ansatz der Kräfte, so doch bei der Durchführung der Operationen zu berücksichtigen.

Der Oberbefehlshaber
gez. von Rundstedt

ANLAGE 9

Der Oberbefehlshaber der 6. Armee
O.B. u. Chef vorzulegen!

Bhf. Gumrak, den 26. 11. 1942
Durch Offizier geschrieben!

Generalfeldmarschall von Manstein
Oberbefehlshaber der Heeresgruppe DON

Hochverehrter Herr Feldmarschall!

I. Ich danke gehorsamst für den Funkspruch vom 24. 11. und die in Aussicht gestellte Hilfe.

II. Zur Beurteilung meiner Lage darf ich folgendes melden:

1. Als am 19. 11. die russischen Großangriffe auf die rechten und linken Nachbarn der Armee einsetzten, waren im Verlauf von 2 Tagen die beiden Flanken der Armee offen, in die der Russe mit beweglichen Kräften schnell vorging. Die nach Westen über den Don vorziehenden, eigenen, schnellen Verbände (14. Pz.K.) trafen mit ihren Spitzen westlich des Don auf überlegenen Feind und kamen in eine sehr schwierige Lage, zumal sie durch Betriebsstoffmangel stark in ihrer Beweglichkeit gehemmt waren. Gleichzeitig marschierte der Feind in den Rücken des 11. AK, das befehlsgemäß in vollem Umfange seine Stellung nach Norden gehalten hatte. Da irgendwelche Kräfte aus der Front zur Abwehr dieser Gefahr nicht mehr herauszuziehen waren, blieb gar nichts anderes übrig, als den linken Flügel des 11. AK nach Süden umzuklappen und im weiteren Verlauf das AK zunächst in eine Brückenkopfstellung westlich des Don zurückgehen zu lassen, damit nicht die westlich des Don stehenden Teile von der Masse abgesplittert wurden.

In die Durchführung dieser Maßnahmen traf ein Führerbefehl ein, der den Angriff mit 14. Pz.K mit linkem Flügel auf Dobrinskaja forderte. Dieser Befehl war durch die Ereignisse überholt. Ich konnte ihn also nicht befolgen.

2. Am 22. früh wurde mir auch das 4. AK, bisher bei Pz.AOK 4, unterstellt. Der rechte Flügel des 4. AK war im Zurückgehen von Süden nach Norden über Businowka. Damit war die ganze Süd- und Südwestflanke offen. Wollte man nicht den Russen ungehindert in den Rücken der Armee Richtung Stalingrad marschieren lassen, so blieb gar nichts anderes übrig, als Kräfte aus Stalingrad und der Nordfront herauszuziehen. Diese konnten vielleicht noch rechtzeitig herangeführt werden, während dies mit Kräften aus dem Gebiet westlich des Don nicht durchführbar war.

Mit den von uns aus der Stalingradfront zum 4. AK herangeführten Kräften gelang es dem 4. AK, eine schwache Südfront mit Westflügel bei Marinowka aufzubauen, in die jedoch am 23. mehrere Feindeinbrüche erfolgten. Ausgang noch ungewiß. Am 23. nachmittags wurden stärkere feindliche Panzerverbände, darunter allein 100 Panzer, in Gegend westlich Marinowka erkannt und mehrfach bestätigt. Im ganzen Raum zwischen Marinowka und dem Don standen nur dünne deutsche Sicherungen. Der Weg Richtung Stalingrad war für die russischen Panzer und mot. Kräfte frei, ebenso wie in Richtung Pestkowatka gegen die Donbrücke.

Von den vorgesetzten Stellen hatte ich seit 36 Stunden keine Befehle oder Nachrichten bekommen. Ich konnte in wenigen Stunden vor folgender Lage stehen:

a) Entweder mit der West- und Nordfront stehenzubleiben und mit anzusehen, wie die Armeefront binnen kürzester Frist von hinten aufgerollt wurde, dabei aber formell dem mir gewordenen Befehl zum Halten gehorsam zu sein, oder

b) den in solcher Lage einzig möglichen Entschluß zu fassen, sich mit aller Kraft gegen den Feind zu wenden, der die Armee von rückwärts zu erdolchen im Begriff war. Daß bei diesem Entschluß die Ost- und Nordfront nicht mehr zu halten ist und im weiteren Verlauf dann nur noch ein Durchbrechen nach Südwesten in Frage kommt, ist selbstverständlich.

Im Falle b) werde ich zwar der Lage gerecht, mache mich aber — dann zum zweiten Male — des Ungehorsams gegen einen Befehl schuldig.

3. In dieser schwierigen Lage sandte ich an den Führer einen Funkspruch mit der Bitte, mir Handlungsfreiheit für einen solchen letzten Entschluß zu geben, wenn er nötig wird. Ich suchte in einer solchen Vollmacht einen Rückhalt, der mich davor bewahren sollte, den in gegebener Lage einzig möglichen Befehl zu spät zu geben.

Daß ich einen solchen Befehl nur im alleräußersten Notfall und nicht zu früh geben würde, dafür kann ich keinen Beweis erbringen, sondern nur Vertrauen erbitten.

Ich habe auf diesen Funkspruch keine unmittelbare Antwort erhalten.

Dagegen sind heute die beiden anliegenden Funksprüche (Anlage 1 und 2)*) des OKH eingegangen, die mich weiter einengen. Ich darf dazu melden, daß sowohl ich wie alle Kommandeure von dem festen Willen zum Aushalten bis zum Letzten durchdrungen sind.

Bei der Verantwortung aber, die ich dem Führer gegenüber für die mir anvertrauten immerhin rund 300 000 Mann habe, ist es verständlich, wenn ich gebeten habe, mir für den alleräußersten Fall die Genehmigung zum Handeln nach Lage zu geben. Die geschilderte Situation kann im übrigen täglich und stündlich wieder eintreten.

III. Die Lage von heute wird auf Karte übersandt.

Wenn auch der Südwestfront weitere Kräfte zugeführt werden konnten, so ist die Lage dort noch angespannt. Die Südfront (4. AK) hat sich etwas gefestigt und die ganzen letzten Tage über schwere feindliche Infanterie- und Panzerangriffe abgeschlagen, allerdings unter erheblichen eigenen Verlusten und hohem Munitionsverbrauch.

Die Stalingradfront erwehrt sich täglich eines starken Feinddrucks. An der Nordfront sind Schwierigkeiten an der Nordostecke (94. ID) und am Westflügel (76. ID). Die Hauptangriffe an der Nordfront stehen meiner Ansicht nach erst bevor, da der Gegner hier Eisenbahn und Straßen für Heranführen von Verstärkungen besitzt. Der Nordfront von Westen her Verstärkungen zuzuführen, wird meine Sorge der nächsten Tage sein.

Die seit 3 Tagen durchgeführte Luftversorgung brachte nur kleine Bruchteile des errechneten Mindestbedarfs (600 t= 300 Ju täglich).

Die Versorgung kann schon in den nächsten Tagen zu einer äußerst ernsten Krise führen.

Ich glaube trotzdem, daß sich die Armee einige Zeit halten kann. Ob allerdings die täglich wachsende Schwäche der Armee, dazu der Mangel an Unterkünften, Bau- und Brennholz ein Halten des Raumes um Stalingrad —

*) Nicht mehr vorhanden.

auch wenn etwa ein Korridor zu mir durchgeschlagen wird — für längere Zeit möglich machen, ist noch nicht voll zu übersehen.

Da ich täglich von vielen verständlichen Anfragen für die Zukunft bestürmt werde, wäre ich dankbar, wenn mir mehr als bisher Unterlagen zugänglich gemacht würden, die ich für die Hebung der Zuversicht meiner Männer verwenden kann.

Ich darf melden, daß ich in Ihrer Führung, Herr Feldmarschall, die Gewähr sehe, daß alles geschieht, um der 6. Armee zu helfen.

Meine Kommandeure und meine braven Männer werden ihrerseits mit mir alles tun, um Ihr Vertrauen zu rechtfertigen.

Ihr, Herr Feldmarschall, gehorsamer

gez. Paulus

Die Formlosigkeit des Papiers und der Handschrift bitte ich der Umstände halber entschuldigen zu wollen.

ANLAGE 10

Geheime Kommandosache 9. 12. 1942
Chefsache
Nur durch Offizier

An OKH Chef des Gen.Stabs
OKH Op.Abt.

Beurteilung der Lage

1. Feindlage. Der Gegner hat in den letzten 10 Tagen weitere starke Kräfte gegen die Heeresgruppe zum Einsatz gebracht. In erster Linie die in der Lagebeurteilung vom 28. November, Ziff. Ic erwarteten Reserven, darüber hinaus jedoch noch weitere Kräfte. Insgesamt sind vor der Heeresgruppe festgestellt:

86 Schützen-Div.
17 Schützen-Brig.
54 Pz.-Brig.
14 mot. Brig.
11 Kav.-Div.

insgesamt also 182 große Verbände. Ferner noch 13 selbständige Panzer-Regtr. und einzelne Pz.-Batlne. und Pak-Brig.

Im einzelnen:

a) Das Festungsgebiet Stalingrad wird eingeschlossen auf der Wolgafront von 62. Armee mit 8 Schtz.-Div., 3 Schtz.-Brig., 1 Pz.-Brig. in Front, 2 Schtz.-Brig., 2 Pz.-Brig., 2 mot. Brig. in Reserve.

Auf der Nordfront von 66. und 24. Armee mit zusammen 17 Schtz.-Div., 1 mot. Brig. in Front, 4 Schtz.- und 4 Pz.-Brig. in Reserve.

Auf der Westfront von 65. und 21. Armee mit zusammen 10 Schtz.-Div., 7 Pz.-Brig., 2 mot. Brig., 5 Pz.-Rgtrn., 1 Pak-Brig. in Front, 4 Pz.-Brig. zurückgezogen.

Auf der Südfront von 57. und 64. Armee mit zusammen 7 Schtz.-Div., 6 Schtz.-Brig., 6 Pz.-Brig., 6 mot. Brig., 2 Pz.-Rgtrn. in Front und anscheinend 2 Schtz.-Div., 2 Schtz.-Brig., 5 Pz.-Brig., 1 mot. Brig. und 5 Pz.-Rgtrn. in Reserve.

Der Gegner hat in den letzten 10 Tagen abwechselnd auf der Nord-, West- und Südfront angegriffen. Sein Hauptdruck liegt zweifellos auf der Westfront. Verhältnismäßig schwach ist er auf der Südwestfront.

b) Der Angriff auf Stalingrad wird gedeckt nach Südwesten*) — an der Tschirfront — durch die 5. Pz.-Armee mit 12 Schtz.-Div., 5 Kav.-Div., 2 mot. Kav.-Div., 4 Pz.-Brig., 1 Pz.-Rgt., 2 mot. Brig. in Front und 2 Schtz.-Div., 4 Pz.-Brig., 1 mot. Brig. in Reserve. Nördlich anschließend stehen vor der Mitte und dem linken Flügel der Gruppe Hollidt noch 3 Schtz.-Div.

Die Deckung nach Süden ostwärts des Don hat die 51. Armee mit 4 Schtz.-Div., 4 Kav.-Div., 1 Pz.-Brig., 1 mot. Brig. in Front, 1 Pz.-Brig., 1 Schtz.-Brig. in Reserve. Noch ungeklärt ist hier die Versammlung weiterer mot. Kräfte hinter der Front.

c) Die Aufklärung der letzten Tage hat ergeben: Ausladungen ostwärts Stalingrad sowie Truppenbewegungen über den Don vor der Ostfront der Gruppe Hollidt nach Süden. Während die Deckungsfront ostwärts des Don sich im wesentlichen passiv verhalten hat, anscheinend weil die Versammlung rückwärtiger mot. Kräfte noch nicht abgeschlossen ist, hat der Gegner am Tschir-Brückenkopf und westlich Bhf. Tschir über den Tschir mit starken Kräften angegriffen. Mit Ausweitung dieses Angriffs weiter nach Westen ist auf Grund der Nord-Süd-Bewegungen vor Gruppe Hollidt zu rechnen.

d) In den bisherigen Kämpfen hat der Gegner zweifellos einen erheblichen Teil seiner Panzer eingebüßt, diesen Verlust aber bisher durch das Heranführen der neuen Pz.-Rgtr. usw. ausgleichen können. Die Angriffskraft seiner Infanterie ist weiterhin gering, die Artilleriewirkung hat namentlich auf der Westfront Stalingrads erheblich zugenommen.

2. Eigene Lage.

a) 6. Armee. Die Armee hat bisher alle Feindangriffe, wenn auch unter erheblichen Verlusten, abgeschlagen. Über ihre derzeitige Kampfkraft geht besondere Meldung zu. Der Munitionsbestand beträgt in den wesentlichsten Munitions-Sorten (Prozente der ersten Ausstattung**), Stichtag 5. 12. 42):

5 cm Kw.K.L./60	= 59 %	15 cm Wgr.	= 25 %
7,5 cm Kw.K. 40	= 39,4 %	le. F.H.	= 34 %
8 cm Wgr.	= 30,8 %	s. 10 cm Kan. 19	= 21,6 %
le. Inf.-Gesch.	= 28 %	s. F.H.	= 36 %
s. Inf.-Gesch.	= 25 %		

Der derzeitige Verpflegungsbestand reicht bei Kürzung auf 200 g Brot etwa noch

mit Brot bis 14. 12.
Mittagskost bis 20. 12.
Abendkost bis 19. 12.

Die Luftversorgung hat trotz vorbildlichen Einsatzes der Luftwaffe aus Wettergründen nur am 7. Dezember 300 t erreicht, wobei von 188 Flugzeugen 2 abgeschossen wurden und 9 vermißt sind. An allen anderen Tagen bewegte sich die zugeführte Menge zwischen 25 t (27. November) und 150 t (8. Dezember) bei einem Mindestbedarf von täglich 400 t.

*) Westlich des Don
**) Eine erste Ausstattung enthielt etwa den Bedarf für drei wirkliche Kampftage

b) 4. Pz.-Armee. Die Versammlung des 57. Pz.-Korps ist infolge Steckenbleibens der Räderteile der 23. Pz.-Div. statt wie erhofft am 3. Dezember erst am 10. Dezember mit den Kampfstaffeln im wesentlichen abgeschlossen.

Das 48. Panzer-Korps (336. Inf.-Div., 11. Pz.-Div. und 7. Lw-Feld-Div.) mußte zunächst zur Wiederherstellung der Lage an der Tschirfront eingesetzt werden. Der Kampf ist noch nicht abgeschlossen.

c) Rumänische Verbände. Die 4. rum. Armee steht nördlich anschließend an 16. ID (mot.) zur Zeit fest. Es muß jedoch damit gerechnet werden, daß sie im Fall eines stärkeren Angriffs von Norden her nicht hält, um so mehr, als sie durch Marschall Antonescu angewiesen wurde, ein Abgeschnittenwerden zu vermeiden.

Bei 3. rum. Armee, bis auf das im Rahmen der Gruppe Hollidt stehende und einigermaßen intakte 1. rum. AK, geht die Kampfkraft der vorn eingesetzten Reste der rum. Divisionen nicht wesentlich über 1 bis 2 Batl. hinaus. Artillerie ist in nennenswertem Umfang nicht mehr vorhanden. Die Wiederaufstellung von Verbänden rückwärts hat mangels Waffen zu einem nennenswerten Ergebnis noch nicht geführt. Es ist auch nicht zu verkennen, daß die rumänischen Kommandobehörden nicht mit der Tatkraft handeln, die erforderlich wäre. Sie bezeichnen die Niederlage als „durch höhere Gewalt verursacht", worin sie die deutsche Führung einbeziehen. Im übrigen wird die gesamte Front der 3. rumänischen Armee durch Alarmeinheiten, Urlauber-Einheiten usw. gehalten. Mangels Artillerie und Pak darf man sich keiner Täuschung hingeben, daß diese Front einem Angriff starker Feindkräfte, insbesondere Pz.-Kräfte, auf die Dauer nicht gewachsen ist. Diese zusammengewürfelten Verbände ohne festes inneres Gefüge müssen in absehbarer Zeit durch Kampfverbände abgelöst werden, weil ihre Zusammensetzung und ihr Kampfwert einen längeren Fronteinsatz nicht zulassen, sie auch, soweit es sich um Spezialtruppen der rückwärtigen Dienste handelt, ihren eigentlichen Aufgaben auf die Dauer nicht ohne Schaden für die Gesamtversorgung entzogen werden können.

3. Eigene Absicht. Die Heeresgruppe beabsichtigt, sobald wie irgend möglich, mit der 4. Pz.-Armee wie gemeldet zum Angriff anzutreten, um eine Verbindung mit 6. Armee herzustellen. Zur Zeit läßt aufgeweichter Boden das Vorgehen des 57. Pz.-Korps jedoch nicht zu.

Ob die Divisionen des 48. Pz.-Korps am 11. Dezember an der Tschirfront voll freigemacht sein können, ist noch nicht sicher. Das Heranziehen der 17. Pz.-Div. für diesen Angriff ist notwendig und befohlen. Da damit gerechnet werden muß, daß der Gegner seine Angriffe an der Tschirfront in allgemeiner Richtung Morosowskaja in absehbarer Zeit erweitert, muß zur Entlastung dieser Front eine Mitwirkung der Gruppe Hollidt, sei es durch Angriff in allgemeiner Richtung Perelasowskij oder durch Abgabe einer deutschen Division, erfolgen.

4. Gesamtbeurteilung. Das Maß der Kräfte, das der Gegner gegen die Heeresgruppe Don herangeführt hat, läßt keinen Zweifel darüber, daß er hier den Schwerpunkt seiner Gesamtoperationen sieht. Er wird den Kampf hier unter weiterer Heranführung von Kräften aus anderen Fronten solange fortführen, wie er nur irgend kann.

Ganz gleichgültig wie sich die Lage hinsichtlich der 6. Armee auch in der nächsten Zeit entwickeln möge, wird daher eine fortdauernde Kräftezuführ-

rung zur Heeresgruppe Don erforderlich bleiben. Entscheidend dabei ist, daß das Tempo der Zuführung mit allen Mitteln gesteigert wird. Bei dem derzeitigen Tempo bleiben wir gegenüber dem Russen immer in der Nachhand. Ich halte es ferner für erforderlich, daß alles geschieht, um die rumänischen Armeen wieder verwendungsfähig zu machen, insbesondere aber den Kampfwillen und das Vertrauen in die deutsche Führung wiederherzustellen.

Zu der Frage, ob nach Herstellen der Verbindung zur 6. Armee diese aus dem Kessel herauszunehmen ist oder nicht, sind m. E. folgende Gedanken abzuwägen:

a) Beläßt man die Armee im Festungsgebiet, so ist es durchaus möglich, daß sich auch der Russe hier verbeißt und sich nach und nach in nutzlosen Angriffen verblutet, daß also Stalingrad das Grab seiner Angriffskraft wird. Man muß sich aber klar darüber sein, daß die 6. Armee im Festungsgebiet unter besonders ungünstigen Bedingungen leben und kämpfen muß und daß es bei dem derzeitigen, noch längere Zeit anhaltenden Kräfteverhältnis durchaus im Bereich der Möglichkeit liegt, daß die Verbindung wieder einmal verloren geht, eine entscheidende Wendung der Lage jedenfalls in den nächsten Wochen noch nicht erwartet werden kann.

b) Anderseits muß man aber auch mit der Möglichkeit rechnen, daß der Russe richtig handelt und, unter Aufrechterhaltung der Einschließung von Stalingrad, mit starken Kräften im Bereich der 3. und 4. rum. Armee angreift mit dem Ziel Rostow. Es sind dann unsere wesentlichsten Kräfte operativ unbeweglich im Festungsgebiet Stalingrad und zum Offenhalten der Verbindung dorthin gebunden, während der Russe auf der ganzen übrigen Front der Heeresgruppe Handlungsfreiheit hat. Diese Lage den ganzen Winter über aufrechtzuerhalten, erscheint mir nicht zweckmäßig.

c) Die Folgerung des Entschlusses, die 6. Armee bei Stalingrad zu belassen, muß zwangsläufig auch der Entschluß sein, dann diese Schlacht bis zu einer vollen Entscheidung durchzuschlagen. Dies bedingt:

aa) einen Kräftezuschuß zur 6. Armee zur Aufrechterhaltung ihrer Abwehrkraft durch Zuführung von Lw.-Feld-Divisionen, die in die Verbände der Armee einzugliedern wären.

bb) Zunächst Stützung der Anschlußfronten der 4. und 3. rumänischen Armee durch deutsche Kräfte, da das Halten dieser Fronten mit den rumänischen Trümmern und Alarmeinheiten auf die Dauer nicht gesichert ist.

cc) Sobald die eigenen Kräfte es zulassen, entscheidungsuchende Offensive.

Ob die Kräfte hierzu zur Verfügung gestellt und in bemessener Zeit herangebracht werden können, entzieht sich meiner Beurteilung.

Der Oberbefehlshaber der H.Gr. Don

gez. v. Manstein
Generalfeldmarschall

Ia Nr. 0354/42 geh. Kdos. Chefsache.

Nur durch Offizier — 3 Ausfertigungen
Geheime Kommandosache — 3. Ausfertigung
Chefsache — 19. 12., 14.35
Geh. Kdos. Chefsache
Nur durch Offizier

An Chef des Generalstabes des Heeres
zur sofortigen Vorlage beim Führer

Die Lage bei Heeresgruppe Don hat sich im Zusammenhang mit der Entwicklung bei Heeresgruppe B und dem sich hieraus ergebenden Abschneiden weiterer Kräftezufuhr so entwickelt, daß mit einem Entsatz der 6. Armee in absehbarer Zeit nicht zu rechnen ist.

Da sowohl aus Kräfte- wie aus Witterungsgründen die Versorgung auf dem Luftwege und damit die Erhaltung der Armee im Festungsgebiet, wie die vier Wochen der Einschließung erwiesen haben, nicht möglich, 57. Pz.-Korps allein die Landverbindung zur 6. Armee offensichtlich nicht herstellen, geschweige denn dauernd aufrechterhalten kann, halte ich nunmehr das Durchbrechen der Armee nach Südwesten für die letzte Möglichkeit, wenigstens die Masse der Soldaten und der noch beweglichen Teile der Armee zu erhalten.

Der Durchbruch, dessen erstes Ziel die Herstellung einer Verbindung mit dem 57. Panzer-Korps etwa am Jerik Myschkowa sein wird, kann nur in der im Kampf erzwungenen, allmählichen Verschiebung der Armee nach Südwesten bestehen, in der Form, daß entsprechend der Erweiterung nach Südwesten im Norden das Festungsgebiet abschnittsweise aufgegeben wird.

Im Laufe dieser Operation ist unbedingt Sicherstellung der Luftversorgung durch ausreichende Jagd- und Kampfkräfte erforderlich.

Da sich schon jetzt ein Feinddruck gegen Nordflügel der 4. rum. Armee abzeichnet, müssen ferner unter allen Umständen schnell Kräfte aus der Kaukasusfront herangeführt werden, um Durchführung der Aufgabe des 57. Pz.-Korps durch Deckung seiner tiefen rechten Flanke sicherzustellen.

Bei weiterer Verzögerung ist abzusehen, daß sich 57. Pz.-Korps an oder nördlich der Myschkowa festlaufen oder durch Angriffe in seiner rechten Flanke gebunden werden wird und damit das Zusammenwirken des Angriffs von innen und außen fortfällt. 6. Armee benötigt bis zum Antreten ohnehin einige Tage für Umgruppierung und Betriebsstoffauffüllung.

Verpflegung im Kessel noch bis 22. Dezember vorhanden. Bereits starke Entkräftung der Soldaten (seit 14 Tagen nur 200 g Brot). Masse der Pferde nach Angabe der Armee bereits an Entkräftung ausgefallen bzw. verzehrt.

Der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Don

gez. v. Manstein
Generalfeldmarschall

gez. Schulz
Ia Nr. 0368/42 geh. Kdos. Chefsache

Geheime Kommandosache — 5 Ausfertigungen
Chefsache — 4. Ausfertigung
Nur durch Offizier — 19. 12. 1942, 18.00
Geh. Kdos. Chefsache — Nur durch Offizier
K. R.
an 6. Armee
4. Pz.-Armee

1. 4. Pz.-Armee hat mit 57. Pz.-Korps Feind im Raum Werchne-Kimskij geschlagen und Myschkowa-Abschnitt bei Nish Kimskij erreicht. Angriff gegen starke Feindgruppe im Raum Kamenka und nördlich eingeleitet. Harte Kämpfe noch zu erwarten.

Lage an Tschirfront erlaubt nicht Vorgehen von Kräften westlich des Don auf Kalatsch. Donbrücke Tschirskaja in Feindeshand.

2. 6. Armee tritt baldmöglichst zum Angriff „Wintergewitter" an. Dabei ist vorzusehen, notfalls über die Donskaja Zaritza hinaus die Verbindung mit 57. Pz.-Korps zum Durchschleusen Geleitzuges herzustellen.

3. Entwicklung der Lage kann dazu zwingen, daß Auftrag zu 2. zum Durchbruch der Armee zum 57. Pz.-Korps an die Myschkowa erweitert wird. Stichwort „Donnerschlag". Es kommt alsdann darauf an, ebenfalls schnell mit Panzern eine Verbindung mit 57. Pz.-Korps zwecks Durchbringen des Geleitzuges herzustellen, alsdann unter Deckung der Flanken an unterer Karpowka und an der Tscherwlenaja die Armee gegen die Myschkowa vorzuführen unter abschnittsweiser Räumung des Festungsgebiets.

Operation „Donnerschlag" muß unter Umständen unmittelbar an Angriff „Wintergewitter" anschließen können. Versorgung auf dem Luftwege wird im wesentlichen laufend ohne größere Bevorratung erfolgen müssen. Möglichst lange Erhaltung Flugplatz Pitomnik wichtig.

Mitnahme aller irgend beweglicher Waffen, Artillerie in erster Linie der zum Kampf benötigten und zu munitionierenden Geschütze, darüber hinaus der schwer ersetzbaren Waffen und Geräte. Diese hierzu rechtzeitig im Südwestteil zusammenziehen.

4. Ziffer 3 ist vorzubereiten. Inkrafttreten erst auf ausdrücklichen Befehl „Donnerschlag".

5. Angriffstag und Zeit zu 2. melden.

Ob.Kdo. Heeresgruppe Don,
Ia Nr. 0369/42
geh. Kdos. Chefsache vom 19. 12. 42

gez. v. Manstein
Generalfeldmarschall

5 Ausfertigungen
1. Ausfertigung = Orig. F.S.
2. Ausfertigung Luftflotte 4
3. Ausfertigung O.Q.
4. Ausfertigung K.T.B.
5. Ausfertigung Entw.

Deutsche Kräftegliederung für „Zitadelle"

Heeresgruppe Süd (vom linken Flügel beginnend, angegeben)

4. Pz.Armee

52. AK	48. Pz.K.	2. SS.-Pz.K
57. Inf.Div.	3. Pz.Div.	SS Leib.Stand.
255. Inf.Div.	Pz.Div. Gr. Deutschland	SS Div.Reich
332. Inf.Div.	11. Pz.Div.	SS Div.Totenkopf
	2/3 167. Inf.Div.	1/3 167. Inf.Div.

Armee-Abt. Kempf (Angriffsabschnitt)

3. Pz.K.[1]	11. AK	H.Gr.-Res.[2]
168. Inf.Div.	106. Inf.Div.	24. Pz.K.
6. Pz.Div.	320. Inf.Div.	17. Pz.Div.
19. Pz.Div.		SS Div.Wiking
7. Pz.Div.		

Heeresgruppe Mitte

9. Armee

Stoßgruppe

46. Pz.K.	47. Pz.K.	41. Pz.K.
102. Inf.Div.	6. Inf.Div.	18. Pz.Div.
258. Inf.Div.	20. Pz.Div.	292. Inf.Div.
7. Inf.Div.	2. Pz.Div.	86. Inf.Div.
31. Inf.Div.	4. Pz.Div.	10. Pz.Gren.Div.
Gr. Manteuffel	9. Pz.Div.	

westliche Anschlußfront[3]	östliche Anschlußfront[4]
20. AK	23. AK
251. Inf.Div.	78. St.Div.
137. Inf.Div.	216. Inf.Div.
45. Inf.Div.	383. Inf.Div.
72. Inf.Div.	

Armee-Reserve: 12. Pz.- und 36. Pz.Gren.Div.

[1] Später noch 198. Inf.Div.
[2] Zum Einsatz bei Armee-Abt. Kempf vorgesehen
[3] Fesselungsangriffe
[4] Offensive Abdeckung der Ostflanke

MILITÄRISCHER WERDEGANG IN STICHWORTEN

Erich v. Lewinski gen. v. Manstein. Geboren am 24. November 1887 in Berlin als Sohn des späteren Generals der Artillerie und Kommandierenden Generals des 6. Armee-Korps Eduard v. Lewinski. Infolge Adoption durch den General Georg v. Manstein obiger Doppelname. Leibliche und Adoptivmutter Schwestern, geb. v. Sperling. Väterliche und mütterliche Familie alte preußische Soldaten-Familien.

Nach Schulbesuch in Straßburg i. E. Erziehung im Kadettenkorps von 1900 bis 1906.

Nach Ablegen der Reifeprüfung Eintritt ins 3. Garde-Regiment z. F. in Berlin. 1913/14 Besuch der Kriegsakademie.

Im Ersten Weltkrieg zunächst Regimentsadjutant des 2. Garde-Reserve-Regiments. Belgien, Ostpreußen, Südpolen. Nach schwerer Verwundung November 1914 ab Mai 1915 zunächst als Ordonnanz-Offizier, dann als Generalstabsoffizier in den Armeeoberkommandos der Generale v. Gallwitz und v. Below. Offensive in Nordpolen Sommer 1915, Feldzug in Serbien Herbst 1915/Frühjahr 1916. Verdun, Sommeschlacht, Frühjahrsschlacht 1917 an der Aisne. Herbst 1917 1. Generalstabsoffizier der 4. Kavallerie-Division in Kurland. Mai 1918 1. Generalstabsoffizier der 213. Infanterie-Division im Westen. Teilnahme an den Offensiven bei Reims im Mai und im Juli 1918. Anschließend Abwehrkämpfe im Westen bis Kriegsschluß.

Anfang 1919 als Generalstabsoffizier zum Oberkommando Grenzschutz Süd in Breslau.

Übernahme in die Reichswehr. Abwechselnd Generalstab und Front-Stellen. (Als Kompaniechef im Infanterie-Regiment 5 und als Kommandeur des Jäger-Bataillons im Infanterie-Regiment 4.)

Februar 1934 Chef des Stabes des Wehrkreises 3 Berlin.

Juli 1935 Chef der 1. (Operationsabteilung) des Generalstabes des Heeres.

Oktober 1936 Generalmajor und Oberquartiermeister 1 des General-Stabs. Als solcher erster Gehilfe und Vertreter des Generalstabschefs, General Beck.

Februar 1938 im Zusammenhang mit der Verabschiedung des Generaloberſten Freiherr v. Fritsch der Stellung im Oberkommando des Heeres enthoben und als Divisionskommandeur der 18. Division nach Liegnitz versetzt. Teilnahme an Besetzung des Sudetenlandes als Generalstabschef einer Armee.

Mobilmachung 1939; Chef des Generalstabs der Heeresgruppe Süd (v. Rundstedt). Teilnahme am Feldzug in Polen.

Oktober 1939 in gleicher Eigenschaft mit Generaloberst v. Rundstedt zur Heeresgruppe A an die Westfront. Kampf um den Offensivplan, der von

Hitler angenommen wird, nachdem v. Manstein durch das OKH von seinem Posten als Heeresgruppenchef abgelöst und zum Kommandierenden General eines Infanteriekorps ernannt worden ist. Als solcher Teilnehmer am Westfeldzug 1940. Ritterkreuz.

Teilnahme an Invasionsvorbereitungen an Kanalküste.

März 1941 Kommandierender General des 56. Panzer-Korps. Als solcher von Ostpreußen aus Panzerraid über Dünaburg bis an den Ilmen-See. September 1941 Oberbefehlshaber der 11. Armee. Eroberung der Krim. Winterfeldzug zur Behauptung der Krim. Frühjahr 1942 Vernichtung der bei Kertsch gelandeten sowjetischen Armeen. Anschließend Eroberung von Sewastopol, Feldmarschall.

August 1942 Auftrag, Leningrad zu nehmen, der aber nicht zur Durchführung kommt. Vernichtung einer sowjetischen Armee am Ladoga-See.

November 1942, nach Durchbruch der Sowjets beiderseits Stalingrad und vollzogener Einschließung der 6. Armee, Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Don (später Süd). Vergeblicher Versuch, die 6. Armee zu befreien. Anschließend schwere Kämpfe zur Rettung des deutschen Südflügels, die in dem Siege bei Charkow März 1943 ihren Abschluß finden. Eichenlaub.

Sommer 1943. Teilnahme an letzter deutscher Offensive im Osten: Operation Zitadelle. Nachdem sie abgebrochen worden ist, Führung der Heeresgruppe Süd in schweren Abwehrkämpfen, Rückzug hinter den Dnjepr. Weitere Abwehrkämpfe bis zur polnischen Grenze. Ende März 1944 Enthebung vom Kommando der Heeresgruppe als Folge von Differenzen mit Hitler über die Führung der Operationen im Osten unter Verleihung der Schwerter zum Ritterkreuz.

Keine weitere Verwendung.

KARTENVERZEICHNIS

	Seite
Der deutsche und polnische Aufmarsch — Die Durchführung der deutschen Offensive	Vorsatz vorne
Die Operationen der Heeresgruppe Süd im polnischen Feldzug	39
Die deutschen Operationsabsichten für eine Westoffensive nach den Aufmarschanweisungen des OKH	92
Operationsvorschlag des Oberkommandos der Heeresgruppe A	102
Der Weg des 38. AK von der Somme bis über die Loire	132
Der Panzer-Raid des 56. Panzer-Korps	180
Lage bei Heeresgruppe Nord am 26. Juni 1941 — Das 56. Pz.-Korps hat Dünaburg genommen	184
Das 56. Pz.-Korps ist bei Solzy eingekreist (15./18. Juli 1941)	196
Stoß des 56. Pz.-Korps in die Flanke der 38. sowjetischen Armee am 19. August 1941	202
Schlacht am Asowschen Meer — Durchbruch durch die Enge von Perekop	220
Der Durchbruch durch die Enge von Ischun — Die Eroberung der Krim (Herbst 1941)	226
Die Rückeroberung der Halbinsel Kertsch (Mai 1942)	255
Die Eroberung von Sewastopol (Juni/Juli 1942)	263
Die Schlacht am Ladoga-See (September 1942)	295
Die Lage im Bereich des deutschen Südflügels Ende November 1942 — Der Kampf um die Befreiung der 6. Armee	329
Winterfeldzug 1942/43 — Der Kampf der Heeresgruppe Don zum Freihalten des Rückens der Heeresgruppe A	Vorsatz hinten
Winterfeldzug 1942/43 — Der Kampf der Heeresgruppe Don um das Offenhalten der rückwärtigen Verbindungen	422
Winterfeldzug 1942/43 — Der deutsche Gegenschlag: Schlacht zwischen Donez und Dnjepr	460
Winterfeldzug 1942/43 — Der deutsche Gegenschlag: Schlacht bei Charkow	465
Die Operation Zitadelle (Juli 1943)	478
Die Kämpfe der Heeresgruppe Süd vom 17. 7. bis 30. 9. 1943	515
Der Kampf um die Dnjepr-Linie	562
Die Kämpfe der Heeresgruppe Süd bis Mitte Februar 1944	584
Entwicklung der Lage auf dem Südflügel der Ostfront Ende März 1944	607

Fotos: Porträt des Verfassers von Tita Binz. Die übrigen Fotos wurden aus dem Privatbesitz des Verfassers zur Verfügung gestellt.

ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS, ERLÄUTERUNGEN

AK	Armee-Korps (Infanterie-Korps)
AOK	Armee-Oberkommando (eine Armee bestand aus mehreren Armee-Korps)
Armee-Abt.	Armee-Abteilung (eine Armee-Abteilung war eine Zusammenfassung von 2 bis 3 Korps)
Chef	Chef des Generalstabes einer Heeres-Gruppe, Armee oder Korps
Div.	Division
d. R.	der Reserve
Flak	Fliegerabwehr-Geschütz
FHQ	Führerhauptquartier
Front	(russische Bezeichnung), entspricht etwa einer Heeres-Gruppe
Geb.	Gebirgs-
Gen.Kdo.	Generalkommando (führte 1 Armee-Korps)
Gen.Stab	Generalstab
H.Gr.	Heeres-Gruppe (eine Heeres-Gruppe bestand aus mehreren Armeen)
HKL	Hauptkampflinie
HQ	Hauptquartier
i. G.	im Generalstab
Inf.	Infanterie
Inf.Div. mot.	motorisierte Infanterie-Division, später Panzer-Grenadier-Division (Pz.Gren.Div.) genannt
I.R. oder Inf.Rgt.	Infanterie-Regiment
Jäger-Division	zunächst im Ostfeldzug „leichte Division" genannt. War ähnlich gegliedert und ausgerüstet wie Gebirgs-Division
Kav.	Kavallerie
Kom. General	Kommandierender General (führte ein Armee-Korps)
Kdr.	Kommandeur
leichte Division	im Polenfeldzug als motorisierte Division mit Panzern an Stelle der früheren Heeres-Kavallerie gedacht
mech. Korps	(russische) Bezeichnung für Einheit, bestehend aus: 3 mechanisierten Brigaden (motorisierte Schützen-Brigaden) und 1 Panzer-Brigade, ferner Artillerie und Sonderwaffen. 1 mechanisiertes Korps hatte ein Soll von 231 Panzern und Sturmgeschützen
mot.	motorisiert
Ob. d. H.	Oberbefehlshaber des Heeres
Ob. d. L.	Oberbefehlshaber der Luftwaffe
Ob.Kdo. d. H.Gr.	Oberkommando der Heeresgruppe
Obltn.	Oberleutnant
OKH	Oberkommando des Heeres
OKW	Oberkommando der Wehrmacht

OQ	Oberquartiermeister
Ord.Offz.	Ordonnanz-Offizier
Pak	Panzerabwehr-Geschütze
Pi.	Pionier-
Pz.	Panzer
Pz.-Korps	Einheit, die aus mehreren Panzer-Divisionen besteht
Pz.-Korps	als russische Einheit bestand ein Panzer-Korps aus 3 Panzer-Brigaden und 1 motorisierten Schützen-Brigade, ferner Artillerie und Sonderwaffen. 1 Panzer-Korps hatte ein Soll von 231 Panzern und Sturm-Geschützen
Pz.Gren.Div.	Panzer-Grenadier-Division (s. u. Inf.Div. mot.)
R. oder Rgt.	Regiment
Schützen-Division	russische Bezeichnung für Einheit, die etwa einer deutschen Infanterie-Division entsprach
Sturmgeschütz	Geschütze zur unmittelbaren Unterstützung der Infanterie, auf Fahrgestelle, wie die der Panzer montiert und gepanzert
verst.	verstärkt

NAMENREGISTER

Adam 71
Annus 10, 418
Antonescu 210, 211, 212, 213, 224, 251, 254, 285, 286, 287, 288, 289, 325, 340, 341

Baake 275
Baeke 583
Bayard 145
Beck 21, 53, 65, 70, 71, 72, 74, 76, 115
Behr 387
Below, v. 387
Berendsen 192
Bergmann 133
Beyer 39
Biegeleben, Frhr. v. 133
Bismarck, v. 387
Blaskowitz 26, 51, 59
Blomberg, v. 73, 74, 75, 438
Blumröder, v. 8
Blumentritt 8, 91, 93, 109, 115, 118
Bock, v. 26, 71, 94, 107, 244, 245
Boddien, v. 230, 249
Bork 532
Brandenberger 181
Brauchitsch, v. 67, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 80, 81, 82, 83, 84, 97, 105, 107, 113, 117, 154, 438
Breith 500
Bringforth 130
Brockdorff, Graf v. 133
Budjonny 179
Busch 38, 106, 108, 118, 175, 204, 205, 301
Busse 8, 208, 221, 222, 290, 302, 334, 345, 346, 391, 488, 533, 534, 535, 613, 617

Canaris 19
Carol II., König 287
Chamberlain 20
Chevallerie, v. d. 302
Choltitz, v. 239, 273
Christ 258
Churchill 122, 155, 156, 163
Crüwell 58

Daladier 20
Detleffsen 205
Ditfurth, v. 53, 54
Douhet 158
Dumitrescu 211, 217, 377

Eismann 8, 284, 363, 364, 365
Elverfeldt, Frhr. v. 204

Fangohr 417, 534
Fellgiebel 452
Finkh 326
Foch 147
Frank 57, 58, 59
Fretter-Pico 249, 394, 420, 422
Fritsch, Frhr. v. 11, 53, 65, 71, 72, 73, 74, 75, 115

Gamelin 34, 87
Goebbels 74
Göring 18, 19, 74, 85, 122, 150, 154, 165, 244, 245, 298, 299, 330, 339, 346, 347, 348, 387, 388, 395, 438, 442, 468, 497, 539, 572, 573, 588, 612, 614, 616
Goga, Frau 286
Graf 144
Greiffenberg, v. 67
Greiner 78, 79, 80, 81, 82, 135
Groddek, v. 258, 260
Guderian 37, 106, 107, 108, 118, 120, 121, 122, 199, 488, 491

Hase, v. 133
Halder 19, 59, 67, 70, 71, 76, 77, 79, 82, 86
Hammerstein, Frhr. v. 71
Hansen 215
Hassell, v. 72
Hauck 209, 247
Hauffe 340, 587
Hauser 500
Heigl, Ritter v. 248
Heim 330
Helena, Königin 287
Herrlein 130
Heusinger 59, 84, 86, 113, 536, 544
Himer 244
Himmler 74, 85, 188, 245, 340, 341, 489, 533, 614, 616
Hitler, wegen zu häufigen Vorkommens nicht einzeln angeführt
Hitzfeld 249, 275
Hoepner 41, 175
Hollidt 331, 336, 349, 350, 351, 352, 355, 367, 373, 374, 393, 407, 408, 419, 445, 487, 532
Horthy, v. 606
Hossbach 74
Hoth 41, 133, 327, 328, 342, 417, 486, 533, 557
Hube 382, 383, 386, 553, 609, 610, 613
Hünersdorff, v. 360

Jänicke 581
Jeschonnek 488
Jodl 109, 110, 116, 165, 395, 454, 535

Keitel 75, 82, 122, 153, 154, 245, 316, 535, 580, 588, 614
Kempf 26, 453, 460, 486, 499, 519, 533
Kessel, v. 205
Kienitz 38
Kirchner 349
Kleinschmidt 201, 205
Kleist, v. 39, 121, 127, 128, 129, 412, 458, 526, 527, 536, 604, 614, 615, 616
Kluge, v. 26, 132, 141, 143, 315, 327, 488, 490, 501, 502, 503, 523, 524, 525
Knobelsdorff, v. 349, 500
Koch 588, 603
Kohler 191
Krüger 301
Kübler 215
Küchler, v. 26, 175
Kutrzeba 31

Lakatos 606
Langer 619
Lanz 445, 453, 460
Lascar 276, 329
Leeb, General 41
Leeb, Ritter v. 71, 175
Liddell Hart 8, 91, 115
Lieb 585, 602
Lindemann 144, 200, 266, 606
List 26, 118, 299
Loesch, E. v. 128, 129
Loesch, K. v. 54
Lossberg, v. 78, 81, 110
Ludendorff 411
Lupescu 287

Mackensen, v. 447, 487, 532, 533, 553
Manoliu 213
Manstein, Gero v. 300, 301, 302
Martinek 268
Marwitz, v. d. 205
Mattenklott 244
Mauss 608
Michael, König 287
Mieth 407, 408, 409, 416, 420
Milch 349, 387, 388
Model 485, 488, 489, 490, 502, 602, 615, 616
Mölders 226
Moltke, Graf v. 97, 413, 536

Mülverstedt 200
Müller, General 452
Müller, Fr. Wilh., Oberst 230, 248
Müller-Gebhard 267
Münnlich, Graf 285

Nagel 137, 151, 186, 191, 205, 270, 271, 298
Neurath, Frhr. v. 75
Niemann 191, 202

Paulus 76, 198, 199, 288, 332, 333, 334, 335, 338, 344, 345, 346, 364, 365, 366, 368, 369, 370, 371, 372, 384, 386, 387, 389, 390, 404
Pétain 143
Petrow 282
Pickert 344, 385, 386
Pilsudski 15, 28, 49
Piskor 28
Postel 427

Rabenau, v. 15
Rabus 247
Raeder 153, 154, 308
Rauss 360, 499, 558, 614
Reichenau, v. 26, 44, 46, 81, 82, 243, 244
Reinhardt 118, 175
Reynaud 143
Ribbentrop, v. 20, 52
Richthofen, Frhr. v. 258, 260, 268, 294, 344, 346, 387, 388, 487, 496, 497
Rochefoucauld, v. 144
Roosevelt 88, 156, 593
Rosetti, v. 288
Rundstedt, v. 8, 12, 13, 18, 20, 21, 22, 23, 26, 43, 46, 51, 57, 58, 59, 62, 63, 71, 73, 91, 93, 105, 108, 109, 113, 114, 115, 118, 122, 126, 210, 303, 603
Runge 151
Ruoff 526
Rydz-Smigly 29, 30, 31, 34, 49

Salmuth, v. 19, 26, 215, 249
Sander 267
Sauerbruch 54

Schlieffen, Graf v. 96, 97, 98, 189, 398, 536
Schmidt, Arthur 364, 365
Schmidt, General 266
Schmundt 64, 109, 118, 292, 437, 459, 602, 612
Schobert, Ritter v. 41, 208, 209
Schörner 616
Schulz 259, 301, 334, 345, 346, 598
Schulze-Büttger 534, 613, 614
Schumann 191, 205
Schwedler, v. 41
Schwerdtner, v. 137
Seeckt, v. 7, 72
Seydlitz, v. 332, 392, 602
Sinnhuber 267
Sodenstern, v. 126, 327
Specht 151, 177, 191, 205, 286, 297, 298, 301
Speidel 533
Sperber, v. 177
Sperrle 79
Sponeck, Graf v. 240, 241, 243, 244, 245

Stahel 419
Stahlberg 339, 614
Stalin 20, 154, 156, 164, 170, 180, 250, 281, 483
Steinhardt 51
Stemmermann 585, 586
Stoltz 51
Stülpnagel, Heinr. v. 59, 67, 79, 80, 110, 113

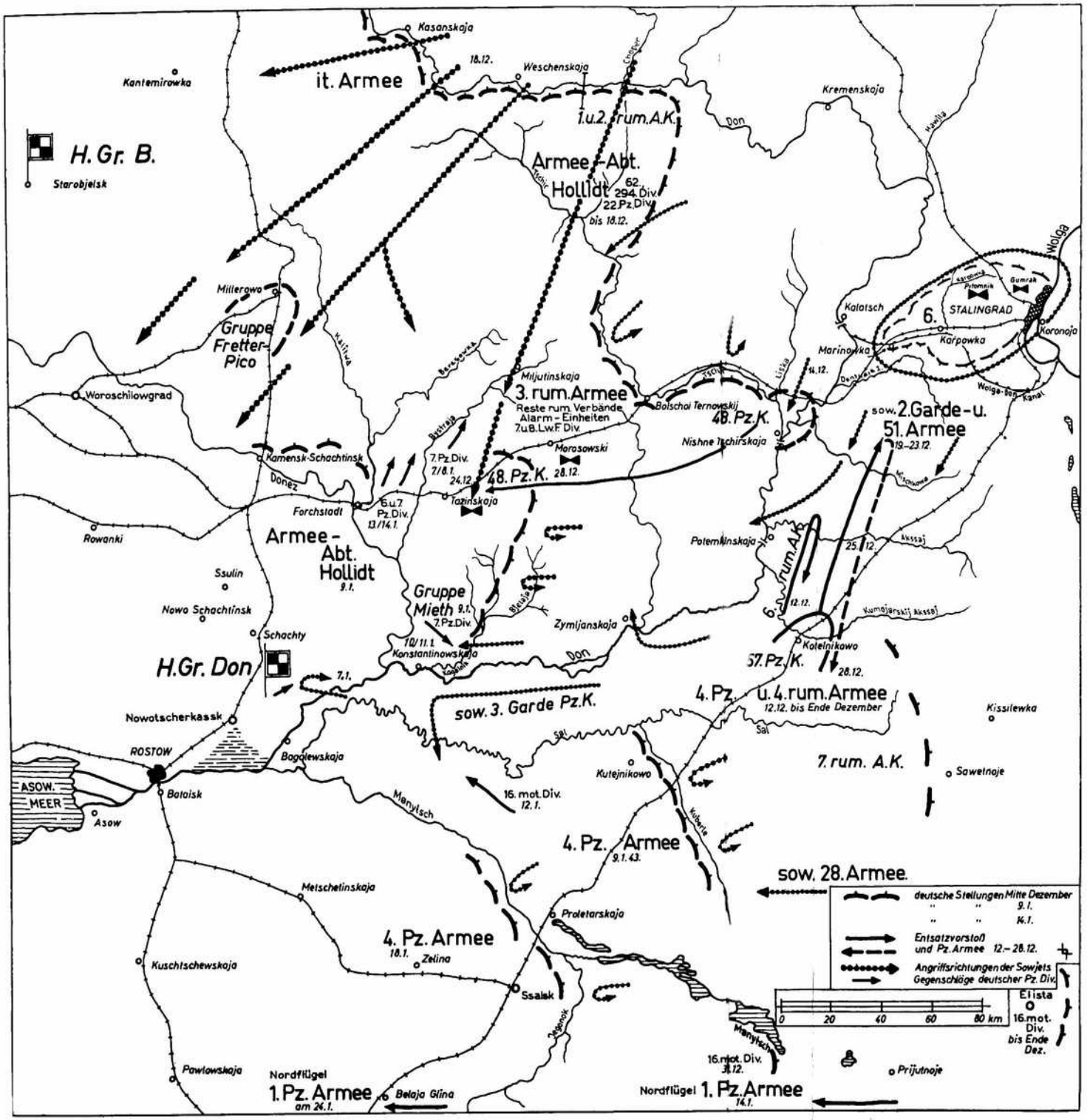
Tettau, Frhr. v. 266
Timoschenko 179
Trémouille, Duc de la 145
Tresckow, v. 62, 93, 109, 118, 339

Ulex 41

Vormann, v. 360

Wächter 603
Warlimont 19, 110
v. Wedel 269
Weichs, Frhr. v. 41, 327, 488
Wenck 342, 447, 533
Wiedwald, Dr. 177
Wietersheim, v. 41, 121, 130, 133
Wöhler 208, 209, 221, 259, 301, 327, 519, 533
Wolff 238, 266
Woroschilow 179, 197

Zeitzler 309, 317, 327, 356, 357, 359, 388, 389, 409, 427, 430, 431, 432, 433, 446, 453, 490, 516, 525, 535, 572, 580, 581, 588, 590, 591, 594, 605, 609, 611, 614, 615, 616
Ziegler 229, 230
Zitzewitz, v. 389
Zuckertort 268



Winterfeldzug 1942/43 — Der Kampf der Heeresgruppe Don zum Freihalten des Rückens der Heeresgruppe A

Der Autor, den der englische Militärschriftsteller Lidell Hart den gefährlichen Gegner der Alliierten nannte, ist Sproß einer alten preußischen Soldatenfamilie. Schon im Ersten Weltkrieg Generalstabsoffizier, stand er von 1941 bis März 1944 an der Ostfront und war Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Don und Süd.
Er führte das deutsche Heer 1940 durch die Ardennen, eroberte die Krim und nahm die Festung Sewastopol. Nach der Niederlage von Stalingrad vereitelte er die Abschnürung des deutschen Südflügels. In seinem Buch gibt er in spannender Schilderung ein lebendiges Bild der Kämpfe im Osten, während die Führung der Heeresgruppe ständig gezwungen war, sich mit ihren operativen Konzepten gegen den Dilettantismus Hitlers durchzusetzen.
Ende März 1944 wurde von Manstein seines Kommandos enthoben, da die Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und Hitler über die operative Kriegsführung im Osten unüberbrückbar geworden waren. Mansteins Buch ist das Spitzenwerk der deutschen militärischen Nachkriegsliteratur.